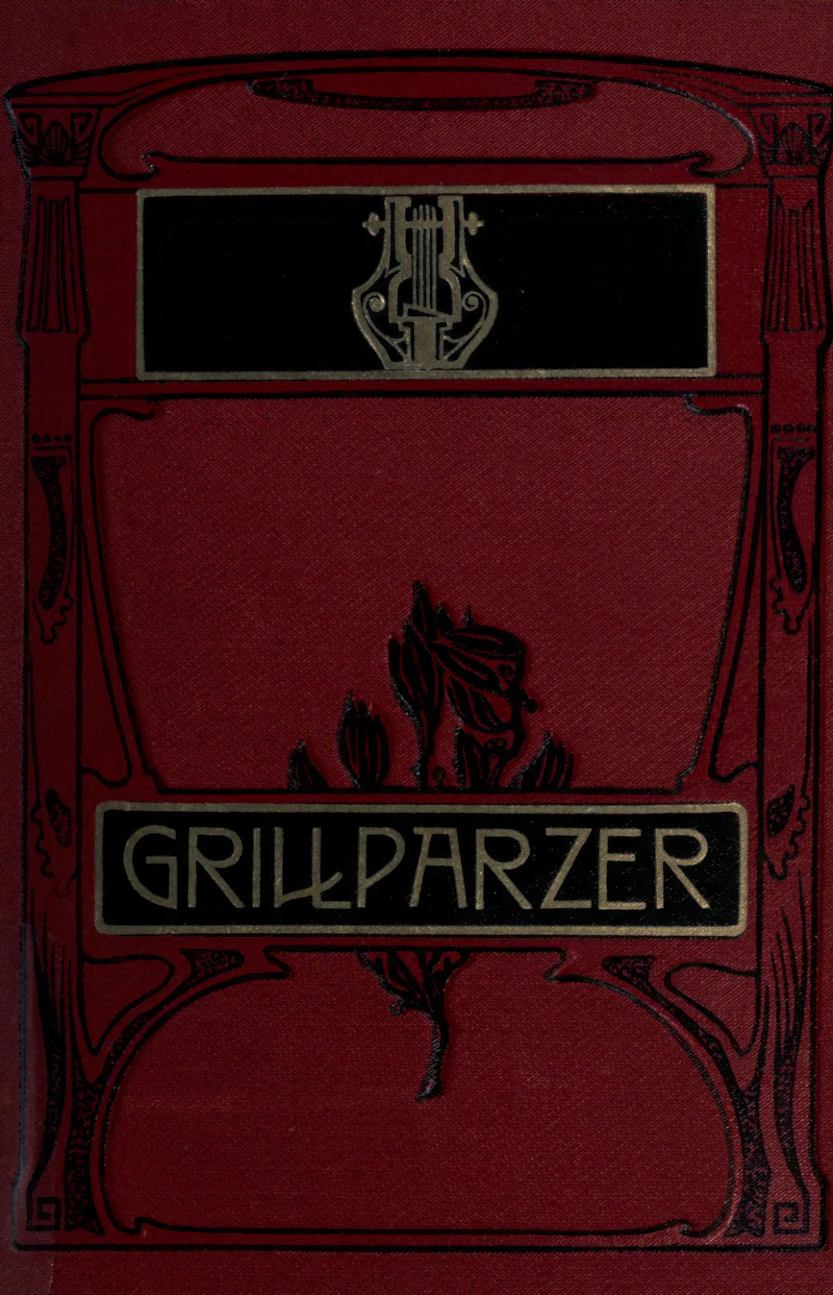
GRILLPARZER

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

RABBI
W. GUNTHER PLAUT

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/franzgrillparzer03gril

Franz Joseph

Franz Grillparzer's sämtliche Werke.

Mit drei Grillparzer-Porträts
und Abbildung des Grillparzer-Denkmals in Wien.

Mit einer biographischen Einleitung

von

Wilhelm Waetzoldt.

In neuer Anordnung, mit Einleitungen, Anmerkungen, Uebersetzungen und Sachregister versehen von **Walter Eichner.**

Vollständige Ausgabe in 20 Bänden.

Elfter Band:
Dramatische Fragmente.
(Unvollendete Dramen). — Uebersetzungen ꝛc.

Heinrich Poertgen
Buchhandlung und Antiquariat
Münster i. W.

LIBRARY
APR 11 1996
UNIVERSITY OF TORONTO

Einleitung.

Die Anordnung der Bände 11 und 12 weicht von der der Cottaschen Originalausgabe erheblich ab. Die dort chronologisch aneinandergehängten, im Nachlaß des Dichters vorgefundenen Fragmente, Pläne und Stoffe sind hier inhaltlich geordnet, so daß zunächst begonnene Ausarbeitungen und bloße Pläne voneinander geschieden und diese Gruppen dann in sich entweder ihrer Entstehungszeit oder ihrem Inhalt nach zusammengestellt wurden.

Es ist stets zu bedauern, daß aus dieser großen Fülle von teils begonnenen, teils nur entworfenen, teils auch nur angedeuteten Arbeiten keine vollendet worden ist. Welcher Reichtum an historischen Studien, und welcher überfeine dichterische Instinkt in der Auswahl! Mit wie außerordentlich tief dringendem Bedacht sind da kleine Nebenzüge zur Ausarbeitung interessanter Charaktere vorgemerkt worden! Stoffe wie Faust, die letzten Römer, die letzten Könige von Juda, Hannibal, die Pazzi hätten unter der Hand eines Grillparzers, dieses eigenartigsten Dichters der neueren Literatur, zu hohen Meisterwerken werden müssen. Weniger der Mangel an Zeit, keinesfalls der Mangel an Fleiß und Können — sondern die tiefe Verbitterung über die stets von neuem wiederkehrenden Hemmnisse einer kleinlichen Zensur, die sein ganzes Schaffen ihm von Jahr zu Jahr verleidet hatte, und das Mißverständnis und die Unreife des damaligen Publikums waren die eigentlichen Ursachen, die den Dichter von der Ausführung vieler ihm sehr am Herzen liegenden Pläne abhielt.

Ein Bild von dieser wahrhaftigen Vogelscheuche von Zensur, die den Modernen wohl ein staunendes Kopfschütteln abnötigt — die aber im lieben Österreich noch ungestört fortwirtschaftet — geben uns die Erinnerungen des Schauspielers Anschütz, in denen wir lesen:

„Kein Priester durfte auf der Bühne erscheinen, keine österreichische Uniform schaugestellt werden, keine politische Begebenheit, keine religiöse oder philosophische Idee sollte von der Szene herab verhandelt werden. Lange Jahre war das Wort „Gott" verboten, und es wurde statt dessen „o Himmel" vorgeschrieben; statt „Kirche" sagte man „Tempel"; leichtsinnige und verbrecherische Offiziere wurden in Zivilpersonen verwandelt; ungeschliffene und bösartige Grafen wurden je nach Umständen zu Baronen und bei wachsendem Unwerte zu „Herren von" degradiert; Franz Moor (Schillers „Räuber")

und Ferdinand (Schillers „Kabale und Liebe") wurden die Neffen ihrer Väter, Fürsten und Könige mußten am Schlusse recht behalten u. s. w." Zu den charakteristischsten Grundsätzen der Zensur gehörten die folgenden:

„Die Tugend muß allzeit liebenswürdig, das Laster aber allzeit verabscheuungswürdig erscheinen. Die erstere kann mit Hindernissen und Drangsalen kämpfen, darf aber nie scheitern oder sinken, sowie letzteres nie triumphieren darf, sondern vielmehr bestraft werden muß. — Es können in einem monarchischen Staate keine Stücke aufgeführt werden, deren Inhalt auf die Abänderung der monarchischen Regierungsform abzielt, oder der demokratischen oder einer anderen den Vorzug vor der monarchischen einräumt, oder auch die ständische Verfassung eines Landes herabsetzt. — Es können auch keine Begebenheiten aus der Geschichte des Erzhauses aufgeführt werden, deren Ausschlag diesen Regenten nachteilig war, z. B. die Empörung der Eidgenossenschaft, die sich dem österreichischen Szepter entzogen hat; item der Schweizerheld Wilhelm Tell, item die Rebellion der vereinigten Niederlande, wodurch sie sich der Herrschaft des spanisch-österreichischen Hauses entzogen haben. — Die Gesetzgebung eines Staates oder dessen bestehende Gesetze können überhaupt in keinem Stücke mit Tadel angeführt werden. — Personen männlichen Geschlechts können der Tugend Schlingen legen, Versuche und sträfliche Anträge machen; allein ein Frauenzimmer kann nie, wäre es auch nur zum Scheine, einwilligen. — Die Zensur hat auch darauf zu sehen, daß nie zwei verliebte Personen miteinander allein vom Theater abgehen. — Die wilde Ehe hat nie statt."

Nun verfolge man die Art und Weise, wie diese Zensur Schritt vor Schritt Grillparzer in seinem Schaffen hemmend begleitete, und wie mehrere seiner bedeutendsten Werke vom Publikum abgelehnt wurden. Die „Ahnfrau" wurde von Schreyvogel zur Aufführung angenommen, die Rollen einstudiert, das Stück wurde eingereicht — und verboten. Die ihrerzeit berühmte Schauspielerin Schröder hatte es zu ihrem Benefiz erwählt, dank ihren Konnexionen gelang es ihr mit vieler Mühe, die Freigabe zu erreichen. Nach der ersten Aufführung wurde es abermals verboten, und abermals mußten sich der Schauspieler Lange und der Eigentümer des Theaters an der Wien, Graf Palffy, energisch dafür verwenden, ehe es wieder freigegeben wurde. „Sappho" ging ohne Beanstandung in Szene. — In die Zeit der Arbeit am „Goldenen Vließ" fällt der ernstliche Konflikt mit der Zensur anläßlich des Gedichtes „Die Ruinen des Campo vaccino", und das Lieblingslied Jasons schreibt der Dichter mit Bleistift im Vorzimmer des Polizeipräsidenten, „einer stürmischen Audienz harrend." — „König Ottokars Glück und Ende" lag zwei Jahre bei der Zensur, ohne daß der Dichter etwas vom Schicksal seines Werkes hörte. „Niemand wußte, wo es hingekommen

sei." Nur ein Zufall brachte eine dichterische Arbeit, die den Verfasser jahrelange Arbeit gekostet hatte, wieder zum Vorschein. Der Zensurbeamte, der das Stück zurückbehalten hatte, erwiderte auf die Frage, was er denn Gefährliches daran gefunden habe: „Gar nichts! Aber ich dachte mir, man kann doch nicht wissen!" — Nach der Aufführung des „Treuen Dieners" wurde Grillparzer zum Polizeipräsidenten gerufen, der ihm im Namen des Kaisers eine Geldsumme dafür bot, daß er das Werk vom Druck und der Bühne zurückzöge. Da das Stück bereits in mehreren Abschriften verbreitet war, ging dies nicht mehr an. Die Behörde ließ nun das Stück in aller Stille vom Repertoire verschwinden, und erst volle zwanzig Jahre später wurde es wieder einmal aufgeführt. — Dem nächsten Werk, „Des Meeres und der Liebe Wellen", gegenüber hatte die Zensur nichts einzuwenden, aber das Publikum lehnte das Stück ab und es wanderte nach den üblichen Respektsaufführungen ins Archiv. — „Der Traum ein Leben" wurde gleichfalls nicht beanstandet, aber hier sträubte sich die Theaterverwaltung, der hohen Regiekosten wegen, das Stück aufzuführen. — „Weh dem, der lügt" war ein furchtbares Fiasko, und es bedurfte des ganzen Eifers und der ganzen Hingabe eines Heinrich Laube, eines der genialsten und zähesten Theaterpraktiker aller Zeiten, nach über zehn Jahren den Werken Grillparzers eine Wiedergeburt zu verschaffen. Aber außer dem Fragment „Esther" hat der Dichter seine letzten Stücke trotz allem Drängen und trotz aller Umwandlung der öffentlichen Meinung bis zu seinem Tode der Welt vorenthalten.

Was Wunder, daß unter solchen Verhältnissen Grillparzer schon nach den betrübenden Erfahrungen mit „Ottokar" schreibt: „Daß unter diesen Umständen in dem damaligen Österreich für einen Dichter kein Platz sei, wurde mir immer deutlicher. Ich versank immer mehr in eine hypochondrische Stimmung, in der mich weder ein früher vorbereiteter Stoff zur Ausführung reizte, noch ein neuer hinzukam, welches letztere von da an der Grundtypus meiner poetischen Produktionskraft geblieben ist. Auf alte Stoffe zurückkommen, hat aber immer etwas Gefährliches. Selbst die Fortschritte in der Bildung, die man in der Zwischenzeit gemacht hat, werden zu Hindernissen. Man fühlt sich genötigt, am Plane zu ändern, was manchmal auf die Geschlossenheit der Form, manchmal sogar auf die Einheit der Anschauung von nachteiliger Wirkung ist. — Mir war damals zu Mute, als ob ich nie mehr etwas schreiben würde." Dies war und blieb die Grundstimmung und darüber kam es auch nicht zur tatsächlichen Befolgung des Vorsatzes, den er in den Worten ausspricht: „Es sollte überhaupt eine ganz neue Epoche in meinem literarischen Treiben eintreten. Ich hatte mir eine ziemliche Anzahl Stoffe aufgezeichnet, die alle durchdacht und alle, bis auf die Einzelheiten obgleich nur im Kopfe, dramatisch ge-

gliedert waren. Diese wollte ich nun einen nach dem andern vornehmen, jedes Jahr ein Stück schreiben und dem hypochondrischen Grübeln für immer den Abschied geben."

Es blieb bei der Absicht, und gegenüber diesem vereinzelten Ausspruch kehren zahlreiche Äußerungen wieder wie: „Vielleicht, wenn ich Weib und Kind hätte, gäbe mir das einen Impuls zu poetischen Arbeiten, dann wüßte ich doch, für wen ich arbeite", oder: „Nun bin ich 50 Jahre alt, und ruhe, wenn auch nicht auf meinen Lorbeern, doch auf meiner faulen Haut aus. Ich habe mir bei 24 Stoffe aufgeschrieben, aber es kommt zu nichts. Wenn ich Weib und Kind hätte, müßte ich schreiben. Ich fühle den inneren Drang nicht mehr. Was liegt am Ende daran, ob ich noch ein Stück schreibe? Es freut mich nicht. Was mich freuen würde, kann ich doch nicht erreichen", oder: „Ich fühle, daß ich auch jetzt nur durch einen recht kunterbunten Stoff in Tätigkeit gesetzt werden könnte; dann würden vielleicht mehrere ruhigere Stücke folgen. Aber wie gesagt, es ist mir zuwider, auf dem Markt des Lebens umherzurollen", oder: „Wer bei den heutigen Zuständen schreiben mag, den muß ich wirklich bewundern. Wer wird denn da den Herdentreiber machen!"

Das eingehende Studium dieser „Fragmente und Pläne" und der historischen Ausgrabungen der „Stoffe und Charaktere" führt zu einer hohen Würdigung des Historikers Grillparzer. Interessant ist, daß Friedrich Hebbel — über den Grillparzer schreibt: „Vor kurzem war ein recht interessanter junger Mann bei mir, der Dichter Hebbel. So weit ich sein Trauerspiel ‚Judith und Holofernes' bereits gelesen, ist es der Idee nach das Geistvollste, aber der Ausführung nach das Fratzenhafteste, was man sich denken kann. Dieser Mensch muß gar nicht ahnen, was möglich und wirklich ist im Leben. Ja — wenn das Poesie heißt!" — zwei Stoffe ausgearbeitet hat, die sich auch Grillparzer als der Ausführung würdig vorgemerkt hatte: „Der Ring des Gyges" und „Herodes und Mariamne."

Auch die „Stoffe und Charaktere" sind, abweichend von der chronologischen Anordnung der Cottaschen Ausgabe, vollständig neu ihrem Inhalte nach zusammengestellt worden.

Walter Eichner.

Esther.

(Aus einem unvollendeten Drama)

Erster Aufzug.

Saal in der königlichen Burg zu Susa. Den Hintergrund schließt, über Mannshöhe, ein Gehege von goldenem Gitterwerk, um das sich Weinreben schlingen, die aus reichen Töpfen hervorwachsen.

Bigthan der Mundschenk kommt.

Bigthan. Mit Staunen schreit' ich durch die leeren Säle,
Durch die Gemächer, sonst mit Volk erfüllt,
Mit Hofesprunk und reichen Dienerscharen,
Nun still und öd. Bin ich in Susa denn,
Dem Hause meines Königs, Asiens Herrn?
Und niemand hier auch, der mir's deutend löste!
Doch naht nicht Hamans Gattin, Zares, dort,
Des Mächt'gen Gattin und mir wohlgesinnt?
Und der, auf den sie stützet ihren Arm,
Gleicht Theres, meinem Freund und Landsgenossen.

Hamans Gattin, Zares, kommt, auf Theres gestützt.

Bigthan. Willkommen, edle Frau, mir, deinem Knecht,
Und du, mein Freund, sei innigst mir gegrüßt! —
Allein du weichst mir aus, entziehst die Hand,
Die Augen haften auf dem Marmorboden?
Auch du, ich seh' es wohl, bist trüben Sinns,
Und menschenleer sind dieses Schlosses Säle.
Was fehlt denn hier? wie deut' ich diese Trauer?

(Auf Theres losgehend.)

Zares. Laß ihn, denn er ist wild, nicht ohne Grund!
Auch, bist du über unsern Schmerz erstaunt,
Sind wir's weit mehr ob deinem leichten Sinn.
Bigthan. Was aber ist geschehn? Zeigt klar mir's an!
Zares. So kommst du denn vom Monde jetzt herab,
Daß dir nicht kund ward dieses Landes Trauer?
Bigthan. Aus Babylon berief man mich hierher,
Das Schenkenamt, gleich Theres, zu verwalten.

Zares. Berief dich! Wer?
Bigthan. Die Königin!
Zares (gegen Theres, hohnlachend). Ha, ha!
Und auf der ganzen Reise, bis hierher,
Vernahmst du nichts, was zögern dich gemacht?
Bigthan. Ich reiste schnell, auf abgelegnen Straßen.
Doch hört' ich wohl von leisen Irrungen,
Obwaltend in dem Hause meines Herrn.

Zares. So vernimm hier denn: diese Irrungen
Bestehn in mehr und minder nicht: als: Vasthi,
Die Königin, die dich und ihn beschützt, —
So gnädig, wenn auch stolz, mir aber Freundin, —
Sie ist verbannt, getrennt des Königs Ehe.

Bigthan. Verhüt's ein Gott!
Theres. Das nicht! doch wird er's rächen!

Bigthan. Ich bin erstarrt. Schien doch des Fürsten Liebe
So heiß, so unabänderlich zu ihr.

Zares. Das ist die Art so dieser weichen Männer,
Die leben nur und sind in einem Weib.
Reich aus dem Vorrat ihrer tiefsten Wünsche
Bekleiden sie der Neigung Gegenstand.
Was irgend schön, und wär' es unvereinbar,
Vereinen sie ob dem geliebten Haupt.
Doch, kommt der Tag, der sie des Irrtums zeiht,
Zerstreut, was sie Unmögliches verbunden,
Dann gärt's in ihnen, und der Eigenwille
Stößt feindlich aus, was sonst so freundlich schien.

Bigthan (zu Theres). Was aber war der Anlaß?
Zares. Laß ihn! laß ihn!
Er sprudelt Grimm statt klug gemessner Worte.
Du aber wisse mindstens nur so viel:
Des Krönungstages Wiederkehr zu feiern,
Hielt hier im Schloß der König ein Gelag,
So reich, daß, was an Pracht die Väter kannten,
Nur farblos schien vor dieser Feste Glanz.
Acht Tage währte schon die laute Feier,
Aus Ost und Westen kam der Gast herbei,
Und Wein floß stromweis aus den Goldgefäßen,
Die, des bezwungnen Asiens reiche Beute,
Des Königs hohe Ahnen — merk! nicht er! —
In Susas Schatzgewölben aufgespeichert.
Zuletzt, umtönt von lauen Schmeichelworten,
Gepriesen als der Götter Lieblingssohn,
Beschloß der Fürst, was unerhört bei uns,

Den Gipfel seines Glücks, ihm meist zu eigen,
Den Anblick seines Weibs, dem Schwarm zu zeigen,
Und Boten sandt' er hin zur Königin,
Zu fordern sie vor ihn, in seinen Saal.
Die aber hielt ein Fest. er wußt' es wohl, gleich ihm,
Die Weiber ladend, wie die Männer er;
Und wie sie war die Krone aller Zucht, —
Belehrt von Freundinnen, die gleichen Sinns, —
Hielt sie's für schicklich nicht, die Pflicht der Wirtin
Versäumend und der Bräuche altes Recht,
Dem Anschaun sich des Haufens bloß zu stellen.
Und sie kam nicht. Der König — auch umgeben
Von Dienern, die sich etwa machtlos fühlten,
Zu sein die Herrn in ihrem eignen Haus,
Und die im Schlag, geführt auf ihre Fürstin,
Zudachten einen Streich der eignen Frau —
Der König, so umgeben und beraten,
Entbrennt in Zorn. Ein zweiter Bote geht,
Und kehrt zurück, doch nicht mit besserm Glücke.
Da stößt der Fürst den Tisch mit seinen Füßen
Mit Macht von sich und schwört: ein volles Jahr
Zu sehen nicht das Antlitz seiner Frau.
Kaum ausgesprochen, kommt der Fürstin Kämmrer.
Kraft jenes Eids den goldnen Schlüssel fordernd,
Der, nachts, dem König aufschloß ihr Gemach.
Nun war's geschehn! Der Schlüssel wird gesandt,
Und als des andern Tags die Frau, verschleiert,
Den König antritt unter seinen Räten,
Heimkehr verlangend zu den Ihrigen,
Ob der Beschimpfung, die ihr zugefügt;
Da reicht der Fürst ihr kalt den Scheidungsbrief,
Und sie muß fort, vielleicht ihr unerwünscht.
Doch hat es bitter sich an ihm gerächt.
Denn, lebend in Erinnrung ihrer Schönheit,
Irrt er durchs Schloß, er selbst sich selbst entfremdet.
Des Reichs Geschäfte liegen unberührt,
Und dennoch hält Hartnäckigkeit, die ihm,
Als traurigen Ersatz versagter Festigkeit,
Ein Gott verlieh, den guten Fürsten ab,
Zu tun, was einzig ihm und allen frommt:
Zurückzurufen, die zum Unglück fern.

(Sie geht gegen den Hintergrund.)

Theres (schnell und leise zu Bigthan).
Sie ist nicht fern; ja, ihr vertrauter Kämmrer,
Der Schwarze, Hiram, weilt in dieser Stadt.

Und hast du Mut, und ist dein Dankgefühl
Für sie noch immer heiß —

Zares (zurückkommend). Sehr ihr, dort kommt er,
Nach dessen Rat der König meist gehandelt,
Als er so schwer tat unsrer hohen Freundin.
Er ist mein Mann, und doch bin ich ihm feind,
Ich könnt' ihn fliehn, schien's nicht, als scheut' ich ihn.

Bigthan. Sonst war dein Wort ja einflußreich bei ihm.

Zares. Kein freundlich Wort ward ihm seit jenem Tag.

Bigthan. Wohl selbst mit Trotz rangst du ihm manches ab;
Und stelltest du dich fest ihm gegenüber —

Zares. Gesteh' ich dir's! der Mann ist klein und ängstlich,
Kaum acht' ich ihn; und doch hat sich's begeben,
Daß er mit seinem schneckengleichen Tasten
Das Nützliche oft richt'ger ausgespürt,
Als sonst ein Kluger und ein Mutiger.
Ich will noch warten, wo hinaus er's dreht.
Dort kommt er ja; und schau, wie jämmerlich!

Haman kommt mit Aridai, Resmal und mehreren Großen von der rechten Seite.

Haman (zu einem der Räte).
Ich bitt' Euch, Herr! Ich kann fürwahr nicht weiter!
Ihr seid der Ältre, Euch gebührt der Vortritt!
(Der andre lehnt ab.)

Haman. Nein, nein! Schon unter dem höchstsel'gen König
Habt Ihr mit Glück Geschäften vorgestanden.
Mit euch verglichen, bin ich nur ein Jüngling!

Zares (laut auflachend). Ha, Ha!

Haman. Wir sind allein nicht, wie ich merke.
Ist das nicht Eure Schwester, Aridai?
Hier ist kein Ort für Weiber, sagt ihr das!
Zares, wir andern hier sind da von Amtes wegen.

Zares. Auch ich bin da von wegen meines Amts.
Die Königin ward schmählich ausgetrieben,
Allein bis jetzt nicht aufgelöst ihr Hof,
Als dessen Haupt kein inneres Gemach,
Am mindsten dieser Vorsaal, mir verschlossen.

Haman. Ja, sie hat recht. Der Hof der Königin
Besteht zur Stund. Auch handelt sich's um Fragen,
Wo uns ein Weiberrat vielleicht zu Nutz.
— Ah, Vetter Theres! — Und wer ist dort jener?

Bigthan (vortretend). Ich heiße Bigthan, komm' aus Babylon,
Von wo man mich als Schenk hierher berufen.
Hier dieses Schreiben —
(Er übergibt eine Schrift.)

Haman. Gut, als Schenk.

Bightan. Mein Vater,
Der Feldherr Mamri, war Euch wohl bekannt.
Haman. Mein alter Freund, ein Herz von Jugend an.
Ihr heißt? — Ei ja!
Bightan. Ich heiße Bightan.
Haman. Wohl!
Und kommt?
Bightan. Von Babylon.
Haman. Habt Ihr nichts Schriftliches?
Bightan. Ihr haltet's in der Hand.
Haman. Ei ja, ei ja!
Wie lebt Eu'r wackrer Vater?
Bightan. Er ist tot.
Haman. Wie? tot? mein alter Bightan.
Bightan. Er hieß Mamri,
Ich selber heiße Bightan.
Haman. Wohl, ich weiß!
Und kommt von Ninive.
Bightan. Von Babylon,
Von woher mich die Königin berief.
Haman. Die Königin. Ganz recht. Ihr nehmt das Wort,
Das auf den Lippen schwebte, mir vom Mund.
Wollt jetzt nur gehn.
Zares. Bleibt noch.
Haman. Auch das! Auch das!
Was wir beraten, ist des Landes Sache,
Die allgemeine Not. So jedem nah,
Daß auf der Straße ich den ersten, nächsten
Ansprechen möchte: Freund, weißt du uns Rat,
So sprich und nimm des alten Mannes Dank,
Des Landsgenossen Träne dir zum Lohn.
(Die Hand am Auge.)
Der Zustand unsers Herrn, er ist bekannt.
Verschlossen in dem Innern der Gemächer,
Entzieht er sich des Reiches, seinen Dienern,
Verweigert Antwort, Auftrag und Befehl.
(Auf einen Tisch zeigend, auf den er Papiere gelegt hat.)
Fehlt doch, was Leben gibt, die Unterschrift,
Und alle Räder stocken dieses Staats.
Drum wend' ich mich an jeden, der da hört.
Weiß jemand Hilfe, tret' er vor und sag's;
Wär' er mein Feind, er soll mein Bruder sein.
Beim Worte Bruder, Ihr da, Aridai,
Ihr seid der Bruder dieser meiner Frau.
Sie, weiß ich wohl, ist klug, und unterweilen

Sprecht ihr zusammen über dies und das.
Habt Ihr vielleicht ein Mittel ausgesonnen,
Laßt uns nicht irre gehn, gebt Euern Rat.

Aridai. Mein Rat ist einfach wie die Sache selbst.
Der König härmt sich um die Königin,
Ruft sie zurück, so heilt Ihr seinen Gram.

Haman. Der Rat ist einfach, allzu einfach wohl.
Denn abgesehen die argen Irrungen,
Mit denen Haß und Rache, neue Gunstschaft
Bei solchem Umschwung gern sich tätig zeigen,
Glaubt Ihr, der König willige darein?
Verkehrt hat seine Liebe sich in Haß.
Er haßt die Frau, die, — wie er sagt, nicht ich —
Mit Undank lohnte seine warme Neigung.
Gefällt Euch Euer Rat: versucht es selbst,
Bringt ihn an Mann. Ich wahre meinen Kopf.

Einer der Großen. Da bliebe denn nur: andere Vermählung.
Des Inderfürsten Tochter steht zur Wahl.

Haman. Recht gut.

Zweiter. Auch an Ägyptens reicher Grenze
Liegt streitig schon seit lang ein Küstenstrich.
Dem Werber um der Tochter Hand gibt Pharao,
Was er des Kriegers trotz'gem Schwert verweigert.

Haman. Noch besser. Heißt das: sag' ich gut und besser,
So mein' ich: ausführbar darum noch nicht.
Mir mindstens scheint der Fürst nicht solchen Sinns,
Daß er die neue Gattin andrer Wahl
Als seiner eignen etwa gern verdankte.
Drum glaub' ich — Theres, schüttelt Ihr den Kopf?
Was meint Ihr? sagt's. Wir wollen's hören.

Theres. Man sprach hier viel von Nutzen und von Vorteil.
Nur eines ward noch nicht erwähnt: das Recht.
Ist Vasthi nur des Königs wahre Gattin,
Kann da noch Zweifel sein, wonach zu tun?

Haman. Was Recht! Was Recht! Das Rechte ist das Recht!
Heißt das: was allen recht und deshalb möglich.
Ihr sprecht als junger, unerfahrner Neuling;
Versucht Euch ein paar Jahr' erst in Geschäften,
Und heilt das nicht Skrupel und Bedenken,
So mögt als Schenk Ihr Wein den andern schenken,
Ihn selber trinken werdet Ihr wohl nicht.
Auch wißt Ihr, ist des Königs Eh getrennt.
Deshalb nun laßt das Recht und fragt die Klugheit.
Erwäg' ich nun — allein, wir sind belauscht.
Dort hinten regt sich's. — Heil'ges Sonnenlicht!

Es ist der König selbst. Mein Mark erzittert.
Zieht euch zurück. Er wird vorübergehn.
Begibt sich wohl durch jenen grünen Gang
Zum Garten oder sonst — Zurück und schweigt!
(Sie ziehen sich nach beiden Seiten zurück.)

Der König ist schon früher in dem Laubgange sichtbar geworden, jetzt kommt er an die mittlere bogenförmige Oeffnung, Blätter abbrechend und zu Boden werfend.

König. Auch hier nicht sicher in der Königsburg
Vor Raupen und Gezücht? Auf diesen Höhn
Hier sollte rein die Luft, der Boden leicht
Und günstig sein für jegliches Gedeihn.
Allein die Niedrigkeit erkriecht die Höhn,
Und wo sich Leben regt, ob groß, ob klein,
Stellt sich ein Wurm, stellt sich ein Kummer ein.
(Die Höflinge rechts und links bemerkend.)
Da sind sie, da, die Feinde alles Blühns,
Das kriechende Geschlecht, die leisen Nagens
Anbohren jedes Blatt, bis es sich krümmt
Mit bittrer Windung nach dem Innern zu
Und fahl wird, hart und stirbt. Das Böse hier,
Das sich dem Guten an die Ferse kettet
Und wie ein bittrer Schmack in edlem Wein
Des Trankes hundertfach verdoppelt Maß
Weit eher zu dem eignen Ekel wendet,
Als daß ihr Mißgeschmack am bessern endet.
Verneigt ihr euch? So spottet ihr denn mein?
Ich euer Herr? Ihr seid's, ihr seid die Meinen,
Denn kann gleich jedem einzelnen von euch
Den Kopf ich schleudern vor die eignen Füße,
Zusammen seid ihr mächtiger als ich.
Ihr seid mein Aug, ihr seid mein Ohr, durch euch
Gelangt des Flehens Stimme bis zu mir.
Ihr sammelt meinem Blick die schwachen Strahlen,
Die, sich durchkreuzend und wie oft gebrochen,
Aus ferner Niedrung schimmern bis zum Thron.
Ihr seid die Arme meiner Macht, die Boten,
Die meinen Segen tragen übers Land.
Seid ihr schlimm, bin ich's auch; bin ein Tyrann,
Der ich die Liebe möchte sein, weil liebend.
Drum haß' ich euch, wie man die Herren haßt,
Wie ihr mich haßt, ich weiß. Ihr habt mein Glück zerstört,
Vergiftet mir den Frieden meines Hauses.
Elend bin ich durch euch, und Rache schäumt
Mitunter auf in kochend heißer Brust,
Doch fürcht' ich euch, und so verlass' ich euch;
Nur eines wiederhol' ich, schon gesagt:

Furchtbar seid ihr vereint, dieweil unsterblich,
Weil ihr der Haufe seid, die Menge, das Gemeine,
Das ewig lebt, weil ewig neu erzeugt.
Doch, kommt ein einzelner in meine Bahnen
Mit Späherlist, mit Lauern und Verrat,
Er zahlt für alle und hat ausgelebt.
Mein Innres schaudert auf. Was ist der Mensch?
(Er entfernt sich.)

Nach einer Pause, während welcher die Höflinge von beiden Seiten sich nach vorn bewegen.

Bigthan. War das der König?

Aridai. Frag' ich doch mich selbst,
Ob das derselbe Fürst, des sanfter Mut
Die Liebe war des menschlichen Geschlechts;
Des Wort Verzeihung hieß, sein Anschaun Gnade.
Und jetzt zerstört, im Innersten verwandelt.

Zares. Niemand ist rein. Das Schlimme will sein Recht;
Und wer's nicht beimischt tropfenweis dem Guten,
Den wird's gesamt aus Eimern überfluten.
Doch freut es mich, daß es so kam und wie.

Haman. Was wir nur jetzt gesehn, ob längst gewußt,
Bestärkt mich in der Meinung, die ich hegte.
Der König hat ein Herz; wer hat es nicht?
Und da liegt seines Übels Grund und Wurzel.
Mitteilung will sein Herz. Allein an wen?
Sein Volk steht ihm zu fern, und uns, uns andre,
Die wir ihm näher stehn, uns liebt er nicht.
Verkennt uns, unsre Neigung, unsern Schmerz.
Drum bleibt nur eins: ein Weib, ein Weib, ein Weib.
Doch wie verschaffen wir's? Denn, was man sprach
Von Fürstenkindern, Pharaonentöchtern,
Verfängt nicht, er weist alle, glaubt, zurück.
Er will was Schäferliches, hausgebacken Stilles.
Deshalb nun mein' ich, wir erneun die Sitte,
Die sonst in Persien galt zur Väterzeit:
Versammeln aus des Reiches weiten Grenzen,
Was irgend sich an Schönheit, Anmut, Geist
Im Weiberkleid erhöht mehr als verbirgt,
Und stellen es an Hof, dem Herrn zur Wahl.
Mag er nun, — wieder nach der Väter Sitte —
Der holden Schar sich dann gesamt-vermählen,
Mag eine sich, die Allerschönste, wählen,
Der Zweck bleibt stets erreicht: Sein Herz hat Nahrung,
Fühlt sich nicht einsam, liebt, und unterdessen
Ist Menschenhaß und Volksglück rein vergessen.

Doch ist das Reich gar groß, kaum gnügt ein Jahr
Zur Stellung all der reizenden Rekruten.
Deshalb hab' ich, in dessen Obhut stehn
Die nächst am Hofe liegenden Provinzen,
In meines Eifers Drang das Werk begonnen,
Ausschreiben gehn seit länger schon durchs Land,
Was schön und reizend, her an Hof zu bringen.
Man hofft und duldet keinen Widerstand;
Doch wer sein Glück verschmäht, den muß man zwingen.
(Er geht triumphierend ab.)

Erster Höfling. Hast du gehört?
Zweiter. Jawohl!
Erster. Das ist Verrat,
Derlei steht zu nur dem gesamten Rat.
Zweiter. Er gibt uns eine Fürstin seiner Rache.
Erster. Sorgt er für sie, führt dann sie seine Sache.
Dritter. Ich duld' es nicht, ich werfe mich aufs Roß
Und eil' auf mein Gebiet, auf Baktras Schloß,
Zu gleichem Ruf lass' ich Befehl ergehen.
Erster. Du kommst zu spät, längst war das abgesehen.
Dritter. Doch hindern wir's!
Zweiter. Zu weichen wäre Schande.
Erster. Gelänge's, ich nennt' ihn König dieser Lande.
(Die Räte ab.)

Zares (zu Theres und Bigthan).
Ha, ha! Sagt' ich es nicht? Der Fuchs ist schlau
Und hat sie trefflich überlistet. Doch
Ist vorerst noch ein Stein zu überspringen,
Und der bin ich. Es soll ihm sauer werden.
Sei mutig, Theres, und verzage nicht.
Für Vasthi, unsre Fürstin, Blut und Leben!
(Mit den beiden ab.)

Ländliche Gegend außer den Mauern von Susa. Links im Hintergrunde eine Hütte.

Esther kommt von der rechten Seite und tritt zur Türe der Hütte.

Esther. Macht auf! Macht auf! Ihr zahlt es mit dem Leben!
Ich bin es, Esther, Eure gute Tochter.
Ich rüttle an der Tür, macht Ihr nicht auf,
Weiß Gott! ich breche, schäd'ge Schloß und Riegel.
Nun, endlich gibt sie nach. Er hat geöffnet.
Die Tür geht auf, Mardochai tritt heraus, bleich und verstört.
Esther. Dacht' ich es doch! Wie soll, wie kann das enden?
Die ganze Nacht habt ihr kein Aug geschlossen,

Bliebt über Euern Schriften, Büchern wach,
Und nun ich morgens, um Euch nicht zu stören,
Mich leise fortschlich, durch die Gegend streifte,
Find' ich Euch, wiederkehrend, festgebannt
Am selben Ort, beschäftigt mit demselben.
Traut Ihr so viel zu der beschränkten Kraft?
Des Menschen Leib ist schwächer als sein Geist,
Ob freilich manchmal wohl der Satz sich umkehrt.

Mardochai (vor sich hin).
So aber sprach der Herr —

Esther. Hört erst auf mich,
Die ich Euch liebe, nicht wie Gott uns liebt,
Im ganzen, großen, wo des einen Nachteil
Des andern Vorteil wird, nein, einzeln Euch,
Nicht willens, für die Wohlfahrt einer Welt
Nur ein Atom von Eurem Sein zu geben.

Mardochai. Du hast bezeichnet, wie ihr Weiber liebt,
Und wie des Großen Sinn euch streng verschlossen.

Esther. Verschlossen nicht, und auch bereit, ein Dasein
Dafür zu opfern, aber nur das eigne;
Der Lieben Glück ist anvertrautes Gut.

Mardochai (die Hand auf ihr Haupt gelegt).
Zufrieden wär' ich ganz mit dir, wenn du
Die Bücher mir, die hohen, nicht verschmähtest.

Esther. Was soll ich lesen? da so viel zu sehn,
Was sturme Zeichen? da so viel zu hören.

Mardochai. Es lebt mein Geist in Zeiten, die nicht sind,
Und die die heil'gen Bücher rück mir führen.
Ja, unser Volk, es ward von Gott bestimmt,
Zu sein der Gipfel dieser weiten Erde,
Der Mittelpunkt der Völker nah und fern.
Und wie der Sonne Pracht, wie Mond und Sterne,
Ob herrlich gleich ihr Reigen sich gebärde,
Geschaffen doch zum Dienst nur dieser Erde:
So aller Völker Glanz und Herrlichkeit,
Ja, ihrer Siege, ihrer Macht Vereine,
Für unser Volk, wie dunkel es auch scheine.

Esther. Wer weiß?

Mardochai. Was?

Esther. Ob auch Sterne, Mond und Sonne
Geschaffen nur, zu dienen unsrer Erde.

Mardochai. Wozu auch sonst?

Esther. Ein jedes wohl für sich.
Und wenn dem Mond zu denken wär' gegönnt,
Die Erde hielt' er wohl für seinen Diener.

Mardochai. So zweifelst du an unsres Volkes Ruhm?
Esther. Das nicht, nur wünscht' ich, daß es selbst ihn minder fühlte
Und andre ihn anerkennten mehr;
Die eigne Schätzung ist ein schlimmer Maßstab.
Mardochai. Uns hat der Herr allein sich offenbart.
Von heut bis zu der Menschheit erster Wiege
Geht unzerrissen, stetig fort ein Band,
Das uns die Seinen nennt, des Höchsten Kinder.
Esther. Mitunter garst'ge Kinder, unfolgsame.
Mardochai. Als solche hat der Herr uns auch bestraft,
Uns fortgeführt aus unsrer süßen Heimat
In harte Sklaverei und Dienstbarkeit.
Und doch — in jenen heil'gen Büchern steht's --
So manche Nacht durchwachend schlafberaubt,
Den Geist erstarkend in des Leibs Entbehrung,
Ging hell der dunklen Sprüche Sinn mir auf:
Aus unserm Volk entstehen wird ein Held,
Dem sich in Ost und Westen beugt die Welt,
Der ganzen Menschheit freudiger Gebieter.
Esther. Ein Mann des Schwerts?
Mardochai. Das ward mir noch nicht klar.
Doch wie auch sonst? Kann je der Unterdrückte
Wohl anders sich befrein als durch das Schwert?
Und aus dem Stamme Davids wird er sein,
Aus jenem Blut, dem du auch angehörst,
Du Glückliche, nicht ich, durch deine Mutter.
O, daß du fühltest solcher Abkunft Wert!
Der täglich größer, weil sich täglich mindert
Die Zahl, die unsre Kön'ge Väter nennet
Und denen die Verheißung an sich kettet.
Daß nur ein Funke jenes Geists in dir,
Der Deborah beseelte, Jahel stärkte
Und Judith schuf zur Heldin ihres Volks.
Esther. So soll ich töten, täuschen, soll verraten,
Um wert zu sein des Stammes, der mich trug?
Mardochai. Du sollst dich fühlen, schon dadurch bereit
Zu jedem Großen, das die Zeit dir auflegt.
Esther. Die Zeit zur Größe wäre wahrlich da.
Hast du gehört? Sie suchen ihrem Herrn,
Dem König über Asien, eine Frau
Und wählen aus dem Volk sie, dem gemeinen.
Es geht ein Ruf durchs Land, der alle Mädchen,
Nicht häßlicher als ich, nach Hofe fordert,
Zu stellen sich der fürstlich hohen Wahl.
Mardochai. Und die nicht wollen —

Esther. Zwingt man.
Mardochai. Großer Gott!
Esther. Sei ruhig, uns beschützt schon unsre Abkunft,
Denn Israel, so hoch in eigner Schätzung,
Steht tief im Wert bei allem Nachbarvolk;
Man reicht nicht gern der Jüdin Hand und Ring.
Mardochai. Und solche Schmach erwähnst du, ohn' Erröten?
Esther. Nun, guter Gott! Erst schreckt dich die Gefahr,
Und nun das Rettungsmittel auch. Doch sieh!
Dort unser Nachbar, der verkehrte Kosru,
Von dem die Kunde mir der Dinge kam,
Er hat sein Weib, die garstig wohl genug,
Doch ihm gar reizend scheint, im Haus versteckt.
Nun aber scheint's, dünkt ihm die Sicherheit,
Die doppelte, nicht sicher mehr genug,
Und beide fliehen eilig nach dem Wald.
Dort naht ein Zug von Männern. Blanke Waffen!
Das sind des Königs Boten.
Mardochai. Geh ins Haus! —
Vielmehr doch, bleib! Gott Israels, meiner Väter!
Wär' es dein Ratschluß, eine unsers Volks
Zu setzen hoch auf Asiens stolzen Thron,
Daß sie ein Schutz sei ihrer flücht'gen Brüder,
Vielleicht sie heimführt' in ihr Vaterland
Und neu erbaut' des Bundes alten Tempel.
— Bleib, Esther, bleib! — Geb' ich sie hin,
Gäb ich mein eignes Leben zehnmal hin
Zur Ehre meines Gottes, meines Volks.
Laß uns erwarten, Tochter, was da kommt;
Was immer auch, es kommt, bedenk, von oben.

Ein königlicher Hauptmann mit Begleitung, darunter Bewaffnete, kommt.

Hauptmann (im Auftreten).
Laßt nur die Pferde satteln für den Heimweg!
Nicht eine, die der Forderung genügt.
Wir sind am Ende, denk ich!
(Er blickt in eine Schrift.)
Zwar zuletzt.
Wohnt hier ein Mardochai?
Mardochai. Ja, Herr, ich bin es.
Hauptmann. Mit einer Tochter?
Mardochai. Nichte.
Hauptmann. Diese hier! —
(Ein Knie auf die Erde setzend.)
Gefällt's Euch, mir zu folgen.
Mardochai. Gott entschied.
Esther. Ihm folgen? Hörst du, Vater? Oheim, sprich!
Verlässest du mich denn in deinem Schweigen?

Nun wohl, so sprech' ich selbst, mein eigner Schutz.
(Zum Hauptmanne.)
Euch folgen kann ich nicht, denn nebst dem Abscheu
Vor also roh gebieterischer Werbung,
Die, wenn sie Eures Königs eigner Wille,
Mir ihn als kundlos darstellt wahrer Neigung,
Ist meine Abkunft —

Mardochai. Schweig! Schmähst du die Deinen?

Hauptmann. Auch frommt es kaum. Nicht dahin geht mein Auftrag.
Nur mit dem Aug' befahl man mir zu wählen,
Was sonst empfiehlt und hindert, findet später
Am mächt'gern Ort Entscheidung und Gehör.

Mardochai. Hörst du? Sein Ausspruch klingt wie höhre Stimmen,
Und meine Meinung liegt in seinem Wort.
Ich werde bei dir stehn, und kommt die Zeit,
Tret' ich hervor, ein Hüter deines Wohls.

Hauptmann. Und so denn, noch einmal gesenkt das Knie,
Fordr' ich Euch auf, zu folgen, bittend auch,
Daß, wenn der Herr dem Diener ähnlich urteilt,
Ihr auf dem Gipfel einst der Macht gedenkt,
Daß ich es war, der Euch dahin geleitet.
(Zu seinem Gefolge.)
Die Pferde vor!

Esther. So soll ich wirklich denn —

Mardochai. Da bleibt nicht Wahl.

Esther. Fast scheint's ein Märchen.

(Indem sie sich zum Fortgehen bewegen, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Kostbares Zimmer im Innern des Palastes.

Esther tritt ein, von einigen gefolgt.

Esther. Was soll mit mir? Wo leitet man mich hin?
Warum ward ich getrennt von meinem Oheim?
So war die Rede nicht, als man mich lockte,
Mich nötigte von Hause an den Hof.
Und keine Antwort. Sind sie alle stumm?
Wie? oder ist's die Knechtschaft, die im Schweigen,
Im Horchen und Gehorchen sich gefällt?
Auch alles sonst scheint hier im Schloß bestürzt.
Man lauert, flüstert, gleich als wär' ein Plan,
Vorlängst gehegt, zerstört mit einemmal.

Wie weit das mich trifft, muß sich endlich zeigen.
Da kommen zwei von, scheint es, höherm Range,
Die wagen mindestens zu sprechen, hoff' ich.

Zwei Räte sind eingetreten und ziehen sich auf die entgegengesetzte Seite.

Erster (leise). Ich sag' Euch, Hamans Einfluß ist vernichtet.

Zweiter. So scheint's. Der König zürnt, ob des Versuchs,
Ihn zu beweiben, also nennt er's; wie man Mädchen
Ausstattet und für sie den Freier sucht.

Erster. Hohnlachend sah er durch die bunte Reihe,
Geht sie mit Fragen an, hört kaum die Antwort,
Ergrimmt, lacht auf und heißt sie sämtlich gehn.

Zweiter. Sein Auge sucht den Stifter des Gedankens,
Der in der Höflingsschar sich bang verbirgt.

Erster. Doch früher oder später trifft er ihn.

Beide. Und Hamans Einfluß ist und bleibt vernichtet.

Haman kommt, sich die Stirne trocknend.

Haman. Der Herr scheint in den Plan nicht einzugehn.
Wer kennt auch alle Launen der Gebieter?
Ein treuer Diener lohnt sich endlich selbst
Mit dem Bewußtsein, daß er Gutes wollte.
(Zu den Räten.)
Ihr Herren, Gott zum Gruß!
(Die beiden sehen nach der entgegengesetzten Seite.)
Sie hören nicht.
Das heißt: sie wenden nach dem Wind die Köpfe.
Was auch die Mädchen albern waren, töricht
Und Vogelscheuchen ähnlich anzusehn.
Hat Persien nicht schönrer Frauen Töchter?
Gott hat es so gewollt. Doch die Betrauten,
Die mir gefeilscht und ausgesucht die Ware,
Sie will ich treffen mit dem Schwert des Zorns.
Zwar fragt sich jetzt, wer künftig zürnt und zittert.
(Zu den Räten.)
Ihr Herren, wenn euch etwa nun beliebt —
(Sie gehen durch die Seitentür rechts fort.)
Klar ist's, man hält mich für verloren, Himmel!
Und keine Hoffnung?
(Er erblickt Esther.)
Zwar noch eine bleibt.
Der Herr sah doch nur erst den vollen Schwarm,
Den man gesamt ihm in den Sälen zeigte.
Die Ausgezeichneten, die Einzeln, Besten,
Die man in Zimmer klüglich abgeteilt,
Sie sind noch übrig, wie vor allen diese.
Da zeigt sich Witz und Bildung und Verstand,

Wenn sie nur schlau sind und sich klug gebärden.
(Sich Esther nähernd.)
Mein Kind, es naht für uns der wicht'ge Augenblick.

Esther. Für uns?

Haman. Für dich und mich. Der König kommt.

Esther. Vorerst ist das doch wichtig nur für Euch.

Haman. Für mich? Und seine Wahl, wenn sie dich trifft.

Esther. Ich fürchte nicht, ihm etwa zu gefallen.

Haman. Sie fürchtet nicht! O großer Unverstand!
Und wieder doch nicht übel. Mindstens neu,
So was gefällt, die andern boten marktend
Sich selber aus, und sie, sie „fürchtet nicht".
Bleib immer nur dabei, und ist's Verstellung,
Sieh zu, daß aus dem Ton du nimmer fällst;
Ist's Wahrheit — nun, da wär's denn freilich schlimmer —
Doch ist die Wahrheit selbst mitunter nützlich.
Vor allem nun bedenk, wie gut ich es
Mit dir gemeint, wie mit den andern vielen,
Wie all mein Heil an diesen Tag geknüpft.
Denn an dem Hof gilt nicht ein Mehr und Minder,
Wer nicht gefällt, mißfällt; und wer mißfällt,
Hat ausgelebt, schon lang vor seinem Tode.
Bedenk das alles und sei klug, mein Kind.
Ich könnte mich zu deinen Füßen werfen,
Die Knie umfassen dir, der letzten Hoffnung.
Man kommt. Der König selbst. Nun geht's ans Ende.

Esther. Fast dauert mich der töricht schwache Mann.

Der König kommt mit Begleitung, die zurückbleibt, zur Mitteltüre herein.

König. Hier bist du ja, mein kluger, weiser Rat.
Nur diesmal hat der Rat kaum gut geraten,
Das macht: ein jeder trifft nur, was er ist,
Und, der gemein, rät ewig das Gemeine.
So sind sie alle, alle. Wenn sie lügen,
So glauben sie sich klug. Verrat ist Schlauheit,
Die Härte Festigkeit. Gewissenlos
Und taub sein bei der Menschheit Klageruf
Ihr großer Sinn, der Kleines nicht beachtet.
Und weil sie etwa, vom Geschäft belehrt,
Durch Ohrenflüstrer wissen dies und das,
Was andern nicht bekannt, hält sich ein jeder
Für klüger als die Weisen allgesamt.
Ich denke aufzuräumen hier im Schloß.
Zu einem, merk' ich, ist der Ärger gut:
Er regt den Trübsinn auf zur Tätigkeit.

(Zu Esther.)

Für dich, mein Kind, ist hier nichts mehr zu tun,
Erlaubnis geb' ich dir hiermit, zu gehn.

(Esther wendet sich mit einer Verbeugung der Tür zu.)

König. Du gehst so froh, daß ich vermuten muß,
Man habe mit Gewalt dich hergebracht.
Das mehrt die Schuld auf schon beschwertem Haupt.

(Gegen Haman.)

Esther (schnell). Nicht mit Gewalt.
König. So kamst du gern?
Esther. Ich kam,
So wie ich gehe, weil man es gewollt.
König. Und ohne Schmerz ob der verfehlten Hoffnung?
Esther. Hoffnung?
König. Du weißt, wozu man euch bestimmte.
Esther. Vielmehr ist meine Furcht nunmehr zerstreut.
Doch dieser Mann, wie unverständig auch
Sein Vorschlag sei, hat minder aus Bedacht,
So scheint's gefehlt, als aus zu großem Eifer.
König. Dir dünkt sein Mittel unverständig auch?
Esther. Wie sonst?
König (gegen Haman). Hörst du?

(Zu Esther.)

Doch andrerseits —
Du scheinst ein kluges Mädchen — andrerseits
Dünkt's wieder mir natürlich, daß dem Mann,
Der schwer verträgt die Trennung von der Frau,
Man andre Fraun vorstellt zu neuer Wahl.

(Zu Haman.)

Du sollst nicht horchen, geh.
Haman. Allein —
König (milde). Ich sprach!
Wie widerlich, nur immer sich zu hören
Und alle andern leerer Widerhall.

(Haman entfernt sich.)

König (zu Esther). Du schuldest Antwort mir auf meine Frage.
Esther. Es scherzt mein Herr mit seiner niedern Magd.
König. Was schlügest du in gleichem Falle vor?
Esther. Ich?
König. Ja doch!
Esther. Nichts.
König. Das wäre lieblos.
Esther. Die Kranken heilt man, doch die Mißgestimmten
Vertraut man hoffnungsvoll der Welt und Zeit.
König. Und wenn die Welt an ihnen nun gesündigt?

Esther. Wir sündigen so viel, Herr, an der Welt,
Daß, wenn man abzieht, immer wir im Rest.
König. Du schmeichelst nicht.
Esther. Was nutzte Schmeicheln auch!
König. Zugleich auch sagt man, daß wir Könige
Die Welt so sehr beglücken, daß das Höchste,
Das sie uns gibt, nicht abträgt ihre Schuld.
Esther. Es wird wohl nicht so sein.
König. Meinst du? Je nu!
Auch bleibt uns immer noch die Frage stehn:
Was ist zu tun, in diesem, meinem Fall?
Da dir die Wahl aus vielen nicht gefällt,
So bliebe nichts, als sich an eine wenden.
Esther. So ist's.
König. Und diese eine wäre denn —?
(Beiseite.)
Ich seh' sie kommen, und der ganze Aufwand
Von scheinbar frommer Unbefangenheit
War nichts als Maske der versteckten Absicht.
(Laut.)
Du scheinst dich zu besinnen.
Esther. Keineswegs.
König. Und diese eine, nenne sie! — Wohlan! —
Du wirst doch ihren Namen kennen?
Esther. Vasthi,
Die Königin.
König (überrascht zurücktretend).
Wahrhaftig. In der Tat.
Esther. Ruf sie zurück, mit ihr rufst du dein Glück.
Ein neues Band, es wär' ein neu Beginnen,
Mit ihr nur setzest du dein Leben fort.
Und wie die Wunde, die, von kluger Hand
Geschlossen, allgemach, verborgen heilt,
Die abgerissnen Fäserchen sich suchen
Und eigne Heilkraft, selbsterzeugte Säfte
Hinüber und herüber Brücken baun,
Bis selbst der Narbe letzte Spur verschwunden,
So wirst du stehen, ein gesunder Leib,
In deiner frühern Kraft und deiner Schöne.
Sag nicht, sie habe Fehler, dies und das.
Es ist das Weib vom Selbst des Manns ein Teil.
Und wer hat seinen Arm sich abgehauen,
Weil er ihm nicht gefiel, den Fuß gekürzt,
Weil er zu lang, das Auge ausgebohrt,
Weil braun es war, nicht blau? Ertrag das Leichte,

Damit dir jemand tragen hilft, was schwer.
Und findest du die Beste des Geschlechts,
Kannst du ihr geben die Erinnerungen,
Die jene mitträgt aus dem Lenz der Tage,
Wo noch das Leben grün, die Wünsche biegsam,
Von einem Schnitt der bitterfüßen Neigung
Sich Pfropfreis fügt und Stämmchen hold in eins,
Zu eines Daseins ungeteilten Früchten!?
Das Alter, Herr, ich seh's an meinem Ohm,
Ist weis' und klug; die Jugend aber heilig;
Erhalt sie in der Jugendfreundin dir.

König. Sprichst aus Erfahrung du?

Esther. Wie meinst du das?

König. Kennst du die Liebe?

Esther. Und was kümmert's dich?
Hier ist von mir die Rede nicht, von dir;
Ich finde leicht mich wohl allein zurecht.

König. Wie heißest du?

Esther. Nun eben: Esther, Herr!
Hadassa nennen mich des Hauses Nachbarn.
Ich brauche Beistand nicht, noch Rat und Hilfe,
Und meine Sorgen schlicht' ich alle selbst.
Du aber auf der einsam steilen Höhe,
Belastet mit der Sorge um so viel,
Du brauchst die Helferin, brauchst die Genossin,
Der du hinüberschieben kannst die breite Last
Und sagen: Halt! derweil ich einmal atme.
O, daß — traust du den Männern nicht des Hofs —
Du irgend zu mir sprächest: Geh, Hadassa,
Und hole mir die Herrin meines Glücks,
Die unersetzte, schwervermißte Freundin!

König. So weißt du, wo sie weilt?

Esther. Ha! Das war Mißtraun!
Willst du Vertraun, und hast es nicht? suchst Neigung,
Und hegst Verdacht? O armer, armer Fürst!
Das Edle, Hohe kauft sich nicht, man tauscht es,
Und man erhält so viel nur, als man gibt.

König. Wohl also denn, du kennst sie nicht, die Frau,
Für die du sprichst, du lobtest sonst sie minder.
Denn sie ist stolz.

Esther. Auf dich.

König. Rachsüchtig.

Esther. Gib
Ihr nichts zu rächen.

König. Eifersüchtig —

Esther. Herr!
Die Eifersucht der Frau ist Liebe stets,
Die Männer nur sind's auch aus Eitelkeit.
König.*) Nun denn, sie liebt mich nicht.
Esther (sieht ihn rasch an und dann zu Boden).
König. Hörst du, Hadassa?
Sie liebt mich nicht und hat mich nie geliebt —
Was schüttelst du dein Haupt und glaubst mir nicht?
Esther. Das wäre freilich schlimm.
König. Es ist, es ist, Hadassa.
Esther. Sonst dächt ich, Herr —
König. Wie nur?
Esther. Was liebenswert —
Man liebt es wohl.
König. Auch du?
Esther. Die Fürstin eben.

---

*) Das Folgende liegt auch in früherer Fassung vor.

König. Sie liebt mich nicht.
Esther (sieht ihn rasch an und dann zu Boden).
König. Hast du gehört, Hadassa?
Sie hat mich nie geliebt, nun haßt sie mich.
Esther (schüttelt den Kopf).
König. Du glaubst mir nicht und ohne sie zu kennen.
Esther. Ich denke, Herr —
König. Wie nur?
Esther. Was liebenswert,
Man liebt es wohl.
König. Auch du?
Esther. Ich weiß nicht, Herr!
Was sprach ich nur? Auch ist wohl Zeit zu gehn.
Mein Oheim harrt.
König. Und ohne zu vollenden?
Was liebenswert, man lieb' es wohl, so sprachst du.
Wie nun, wenn ich auch also spräche?
Esther. Eben! —
Dich liebt dein Volk, wir alle lieben dich. —
Auch sie.
König. Sie nicht.
Esther. Nun, desto schlimmer.
Du glaubst mir nicht, da ist denn nicht zu helfen.
Ich will nur gehn, mein Ohm ist bang um mich.
Weiß ich doch kaum die Türe, wo ich eintrat.
König (auf die Seitentüre rechts zeigend).
Ich denke hier.
Esther. So, Herr, denn, lebe wohl!
Und wenn —
König. Was meinst du?
Esther. Wenn zu kühn ich sprach —
König. Nicht kühn, nur wahr. Auch was du nicht sprachst, hoff' ich,
Was ich erraten nur, sei wahr.
Esther. Ich weiß nicht,
Wie du das meinst. Nun, Herr, leb wohl!
König. Auch du.

König. Und sagst das all mit abgewandtem Blick?
Esther. Was nützt es auch? War falsch, was ist gemeint,
Dann ist denn nicht zu raten, noch zu helfen.
Und also will ich gehn. Mein Oheim harrt,
Schon macht ihn etwa bange mein Verweilen.
Weiß ich doch kaum die Türe, wo ich eintrat.
König (auf die Seitentüre rechts zeigend). Ich denke, hier.
Esther. So, Herr, denn, lebe wohl!
Und wenn—
König. Was meinst du?
Esther. Wenn zu kühn ich sprach —
König. Nicht kühn, nur wahr. Auch was du nicht sprachst, hoff' ich,
Sei wahr.
Esther. Ich weiß nicht, was du meinst. Und so
Noch einmal, Herr, leb wohl.
König. Auch du, Hadassa.
(Esther ab.)
König (an der Mitteltüre). Haman!
Haman (eintretend) Gebieter!
König. Wer ist dieses Mädchen?
Von woher kam sie? Wer sind ihre Eltern?
Haman. Wenn du befiehlst, forscht man mit Eifer, Herr —
König. Laß nur!
Haman. Und zürnst du noch?
König (ihm die Hand zum Kusse reichend) Der Zufall führt,
Wie denn so oft, des Unverstandes Sache.
(Auf einen Wink des Königs entfernt sich Haman durch die Mitteltüre. Esther kommt zurück.)
Esther. Hier ist kein Ausgang. Reiche Prunkgemächer
Verdoppeln sich in endlos langer Reihe,
Und üb'rall Diener, deren stummes Neigen
Nachahmt die Einsamkeit und all ihr Schweigen.
Hier ist kein Ausgang, Herr!
König. Ein Eingang denn!
Weißt du? du warst in meinen Zimmern?
Esther. Weh!
König. Dünkt dir das schlimm? Und wie nun, wenn's dein Los,
In eben diesen Zimmern künftig etwa —
Esther (auf die Mitteltüre zeigend und drauf hingehend).
Hier ist die Tür, durch die ich kam, ich seh's.
König (sich vor die Tür stellend). Nicht eher, bis du Rede mir gestanden!
Wie nun, wenn ich dir sagte: bleib, Hadassa,
Versuch, ob du mich findest wie ich dich.
Esther. Du weißt wohl, ich muß gehn.
König (den Weg vertretend). Nicht, eh du sprachst.

Esther. Das ist nicht edel!
König. Wohl, du sagst ein Wort,
Das wie ein Zauberstab die Pforten öffnet,
Hier ist kein Zwang.

(Von der Türe wegtretend.)

Zu gehen steht dir frei. —
Allein du gehst nicht — bleibst? — Glaub nur, Hadassa,
Du sehnst dich jetzt von hier, doch, kaum entfernt,
Wirst du zurück dich sehnen, ja, ich weiß.
Die Neigung, die entspringt aus gleichem Trachten,
Ergreift nicht eins und läßt das andre frei;
Die Nähe ist ein Nahesein von beiden,
Und was du zufügst, kommt dir auch zu leiden.

(Auf die Mitteltüre zeigend.)

Da draußen ist es laut, des Hofes Schwall.
Hier innen wohnt die Ruhe,

(Auf die Seitentüre.)

und man denkt,
Man überlegt mit Sammlung und Genuß.
Auch fehlt's an Zeugen nicht der Schicklichkeit —*)

(Er klopft in die Hände, Sklaven treten aus der Türe und stellen sich zu beiden Seiten. Einer trägt einen goldenen Kranz.)

Sieh nur, man hat sie eingelernt! Sie tragen
Den goldnen Reif, bestimmt für die Gewählte,

---

*) Zwei frühere Fassungen der letzten Zeilen lauten:

I. Auch fehlt's an Zeugen nicht der Schicklichkeit.
(Sklaven treten aus der Türe und stellen sich zu beiden Seiten.)
Wenn du nach einer Stunde kurzer Frist
Mir wiederholst den Wunsch zu gehn, so geh.
(Er hat sie umfaßt.)
Ich fühl's, der starre Leib gewinnt Bewegung,
Der Fuß, er hebt sich und —
(sie hat in seinem Arm einige Schritte gemacht)
so nehmt sie hin!
Und Asiens Herr fühlt nicht mehr sich allein.
(Die Diener sind ihr entgegen gekommen. An der Schwelle kehrt sie sich noch einmal gegen den König um, und da er rasch folgt, tritt sie wie fliehend über die Türe.)
(Alle ab.)

II. Sieh nur, man hat sie eingelernt. Sie tragen
Den goldnen Kranz, bestimmt für die Gewählte,
Und wissen nicht, daß ohne Frucht die Wahl.
(Den goldnen Reif nehmend.)
Wie wär's, wenn du versuchtest, wie er steht?
(Da sie abhaltende Bewegungen macht.)
Ich wußt' es ja, mir ist kein Glück beschert,
Und keine Neigung treffen meine Worte.
(Esther ergreift schnell den Kranz und drückt ihn aufs Haupt.)

König. Hadassa!
Esther. Herr!
(Sie will den Kranz vom Haupte nehmen.)

Und wissen nicht, daß fruchtlos meine Wahl.
(Den Hauptschmuck nehmend.)
Wie wär's, wenn du versuchtest, wie er steht.
(Da sie abhaltende Bewegungen macht, indem er den Kranz wieder abgibt.)
Ich wußt' es ja, mir ist kein Glück beschert,
Und einsam wall' ich zu des Todes Pforten.
(Esther ergreift schnell den Kranz und setzt ihn aufs Haupt.)

König. Hadassa!
(Da sie den Kranz wieder abnehmen will.)
Halt! laß ab! berühr ihn nicht.
Es soll noch nicht Entscheidung sein, noch nicht!
Führt sie hinein, gönnt Ruh zur Überlegung,
Ich selbst entferne mich nach jener Seite,
Und wenn nach einer kurzen Stunde Frist
Ich wieder komme und von neuem frage:
Hadassa!

Ester (an der Türe stehen bleibend). Herr!

König. Es ist! der Ton entschied
Nun fort von ihr! Ich selber will sie führen.
(Er hat sie umfaßt.)
Und was du meinst, vertrau es meinem Ohr.
(Sie gehen die andern folgen.)

Das Äußere des königlichen Schlosses zu Susa. Der Hintergrund von einer Mauer geschlossen. Außer dem Mittelpunkte nach rechts zu ein großes Tor, daneben eine Nische mit einer Bank. Links sich an die Kulisse anschließend die Wohnung des Pförtners durch ein paar Stufen erhöht und mit Gebüsch besetzt.

(Mardochai sitzt in der Nische, eine Rolle vor sich.)

Mardochai. Ich kann nicht lesen, denn mein Sinn ist fern!
Und sie umschweben schweifend die Gedanken,

König. Laß ab! Berühr ihn nicht!
Nur eine kurze Frist sollst du ihn tragen,
Und sagst du dann: er ist zu schwer! dann freilich —
Führt sie hinein, gebt Zeit ihr zur Besinnung;
Dann komm' ich selbst und frage sie:
(mit dem Ausdruck voller Zärtlichkeit)
Hadassa!

Esther (unter der Türe stehen bleibend). Herr!

König (auf sie zugehend). Ja, sie hat entschieden! Oder nicht?
(Er umfaßt ihren Leib, sie fährt zusammen.)
Was schauderst du? Die Ehrfurcht faßt dich an
Und neigt ihr Ohr dem Lispeln deiner Scheu.
Und alle diese sollen uns begleiten,
Als Zeugen jedes Worts — Wär's etwa: nein?
(Er hat sie halb über die Schwelle gehoben. Die andern folgen.)

Die nun allein in Königsnähe steht,
Im Schutze Gottes nur und ihres Selbst.
War's frevelhaft, sie in Gefahr zu senden?
Bedurft' es doch nur eines kleinen Worts:
Sie ist aus Judas Stamm, und man entließ sie,
Stieß sie vielleicht zurück. Doch soll's nicht heißen,
Daß irgend einer Ehre irgend unwert
Das Volk des Herrn. Und endlich, wenn sich's träfe,
Auf sie des Königs Aug — Esther ist schön —
Sie setzte neben sich auf Asiens Thron,
(aufstehend)
Und neu sich höbe Israels altes Volk,
Das Schwert des Zorns gezückt auf jene Heiden,
Die es danieder hielten; Salomonis Tempel
Erstünde aus der Asche seiner Schmach,
Zur Freude und zum Schrecken aller Welt.
Dann wollt' ich segnen, daß, halb Zorn, halb List,
Ich ihr verbot, Geschlecht und Stamm zu nennen.
Wenn sie dann säß' an ihres Herrn Seite,
Dann trät' ich hin und sagte: Fürst der Heiden,
Sieh zu, ob irgend Fehl an Israels Volk;
Die Gattin, die du liebst, sie ist die Unsre.
Verstoß sie, wenn du kannst. Ich bin ihr Ohm.
Doch wird's nicht so! Verbuhlt sind Asiens Herrn,
Und streng und keusch sind unsrer Töchter Reize.
(Er setzt sich.)
Sitz wieder hin und lies von alter Zeit;
Nur Neues, Gutes nicht, gebiert die neue.

Der Pförtner kommt.

Pförtner (zu Mardochai.)
Ich sagt' Euch's wiederholt: hier weilt man nicht! —
(Ihn anfassend.)
Hört Ihr?
Mardochai. Was ist?
Pförtner. Daß es verboten, sprach ich,
Zu harren an des Königschlosses Pforten.
Mardochai. Ich aber sagte dir schon meines Weilens Grund.
Pförtner. Nun ja, daß Ihr der Vater oder Ohm
Von einem jener Mädchen, die dem König
Man vorgeführt — ha, ha! zu frischer Wahl.
Er aber wählte: nicht zu wählen. Hört Ihr?
Die andern haben längst sich rings zerstreut,
Die Eure findet wohl sich unter ihnen.
Mardochai. Bis hierher führt' ich sie und hierher kehrt sie,
Ist ihr die frohe Wiederkunft gewährt.
Pförtner. Nun kommt's wohl an die frohe Wiederkehr

Der frühern Herrin, Kön'gin Vasthi, denk' ich.
Wohl recht! Man ist geboren, zu gehorchen;
Doch gern gehorcht man seinem Bessern nur,
Bestimmt schon in der Wiege zu befehlen.

Mardochai. Eh noch der Baum wuchs, dessen Holz die Wiege,
Hat unser Haus geherrscht schon über viele.

Pförtner. Zu lange Unterbrechung nimmt die Übung;
Und um die Übung eben handelt sich's.
Bei neuen Herrn forscht man nach Recht und Grund,
Die alten aber sind wie Wind und Regen:
Er bläst, er näßt, und niemand fragt warum.
(In die Szene zeigend.)
Seht Ihr die Leute lauern rechts und links;
Die schossen auf wie Pilze bei der Nachricht,
Daß unsers Königs Brautfahrt sich zerschlug.
Dort kommt wohl gar — du meine Zeit! — Geht fort!
Setzt Euch dort hin! Macht, was Ihr wollt, nur geht.

(Mardochai setzt sich wieder in die Nische. Der schwarze Hiram kommt, in einen Mantel gehüllt.)

Pförtner (ihm entgegen).
O Herr, Ihr wagt? Zwar blüht uns neu das Glück;
Des Königs Brautwahl ging in Luft und Wind,
Und Fürstin Vasthi kehrt uns, hoff ich, wieder.

Hiram. Ein fremdes Mädchen steht, indem wir reden,
Als Ahasverus' Braut im Kreis des Hofs.

Pförtner. Und Ihr, Ihr wißt es schon?

Hiram. Du hörst's.

Pförtner. Wir sind verloren.

Hiram. Noch gibt es Mittel, ob gleich äußerste;
(leise)
Nimm diesen Brief und gib ihn augenblicks
Des Königs Schenken Theres, der des Diensts
Mit einem neugekommnen Freunde wartet
Am heut'gen Tag.

Pförtner. Es ist doch nicht?

Hiram. Du zögerst?
(Mit gehobenem Finger drohend.)
Verweigern kannst du's nicht. Du weißt warum.

Pförtner. Ich füge ja mich, Herr!

Hiram. Geh!

Pförtner. Nur —

Hiram. Ich harre
Der Antwort nebenan. Nur rasch und klug.
(Er geht ab.)

Pförtner. Wer irgend nur zu weigern sich vermöchte!
Doch muß es sein.

(Zu Mardochai.)
Mein guter Freund,
Nun zeigt Euch dankbar für die viele Güte,
Die Ihr von mir empfingt.

Mardochai. Daß Ihr mich fortwiest?

Pförtner. So will's der Dienst. Doch endlich, bist du hier.
Mich ruft nun ab ein wichtiges Geschäft.

(Indem er gewahr wird, daß er den Brief noch in der Hand hält, ihn schnell in den Busen steckend.)

Meinst du, das sei ein Brief? Es ist ein Zettel,
Ein unbedeutend, nutzloses Papier,
Das ich bestellen muß. Bleib du indes
An meiner Statt. Den Stab hier meines Amts,
Der mich vertritt, ich ihn als Zwillingsbruder,
Ich lehn' ihn neben dich, so bist du Pförtner.
Hab sorglich acht, heißt das: tu, was du willst,
Die Großen hindre nicht, weis ab die Kleinen,
Sei derb, wenn einer höflich zu dir spricht,
Und höflich, wenn er derb. Das ist im kurzen
Die Weisheit jedes Amts. Bald kehr' ich wieder
Und lohne gern den Dienst durch jeden andern.

(Ab durch die Pforte.)

Mardochai (noch immer sitzend).
So bin ich denn des Königs hoher Diener
Und eingeweiht in ihre Schlechtigkeit.
Wer zweifelt, daß sich hier ein Unerlaubtes,
Verborgen Schleichendes anknüpft und spinnt.
Hätt' ich mein Kind und wär' in meinen Bergen,
Wo keine Falschheit, weil kein Herr und Diener,
Sag' ich nicht lieber: überhaupt kein Mensch?
Geliebte Blätter, ihr seid treu und wahr.
Ein Buch, wär's falsch auch, bleibt sich mindstens gleich,
Indes der Mensch des Augenblickes Affe.

(Er schickt sich an zu lesen.)

Theres und Bigthan kommen von der rechten Seite.

Theres. Bleib hier! An dieser Pforte ward gesagt.

(Bigthan bleibt zurück, Theres nähert sich Mardochai.)

Theres. Seid Ihr der Pförtner?

Mardochai (auf den neben ihm liegenden Stab zeigend).
Hier lehnt Amt und Würde.

Theres. War nicht ein Schwarzer hier?

Mardochai. Ein Schwarzer, ja!
Er suchte einen Schwärzern, schien es fast,
Wenn auch von außen nicht. Seid Ihr's vielleicht?

Theres. Wozu die Possen? Gab er einen Brief?

Mardochai. Er gab.

Theres. An Theres, königlichen Mundschenk?
Mardochai. An — Theres heißt der Name? — Seid Ihr der?
Theres. Ich bin's. Gib nur den Brief.
Mardochai. Ich hab' ihn nicht.
Theres. Wer sonst?
Mardochai. Der Pförtner selbst, den ich vertrete,
Ging Euch zu suchen. Theres, heißt Ihr, nicht?
Theres. Zusamt dem Brief?
Mardochai. Er ging, ihn Euch zu geben.
Theres. Und welchen Weg?
Mardochai. Hier — Oder halt!
(Nach der rechten Seite weisend.)
Nach dorthin.
Theres. Von dorther kamen wir ja selbst.
Mardochai. Nun, Herr,
Geraden Weg gibt's üb'rall einen nur;
Allein der andern sind so viele denkbar,
Daß, die auf krummen gehn, sich leicht verfehlen.
Theres. Nach dorthin also?
(Zu Bigthan.)
Komm! Wir treffen ihn.
Theres. Und kehrt indes er rück —
Mardochai (unwillig). Geht nur vorerst!
(Theres und Bigthan nach der rechten Seite ab.)
Mardochai. Mein Inneres empört der feile Trotz!
Und unter solche führtest du dein Kind?
Verdammenswerte Klugheit, frevler Stolz!
Hier, wo der König Sklave seiner Diener,
Der Sklave Herr — nur von sich selber nicht —,
Zu herrschen und zu dienen gleiche Schmach.
Ich hoffe, sie mißfiel, das edle Mädchen!
Obgleich die lange Zögerung mich martert,
Und ich in das Getriebe dieser Toren
Mich ängstlich menge, gleich als wär's mein Kind
Und ihr Geschick, um das die Rotte würfelt.
Haman kommt aus dem Tore.*)
Hamann. Luft! Luft! Das ging aus Leben. Aber dennoch,
Dennoch gesiegt. Das dank' ich dir, mein alter,

---

*) Der erste Entwurf dieser Stelle lautet:
Haman (kommt aus dem Tore). Ich muß ins Freie, muß die schwere Brust
Durch einen Atemzug erleichtern. Schwer?
Nicht fürder! Fortan leicht, gehoben, siegend
Ob meinen Feinden. Und das dank' ich dir,
Mein wackrer, alter Kopf. Der König steckte
Sein Siegel selber mir an meine Hand.
(Seine ausgestreckte Rechte betrachtend.)
Man sollte derlei glänzender verfert'gen,
Wer merkt's, der es nicht weiß? Doch soll man's wissen,

Vielwackrer Kopf. Der König steckte selber
Sein Siegel mir an diese meine Hand.
Das blitzt, das glänzt! Und all der Glanz ist Macht.
Wer ist noch, der vor mir nicht sinkt in Staub?
Zwar dort ist einer, der zur Zeit noch sitzt.
Er sah mich etwa nicht.
(Mit dem Fuße stark auftretend.)
Was fehlt dem Schuh? —
Er blickt noch immer vor sich hin. Heda,
Mein Freund!

Mardochai (aufblickend). Was soll's?

Haman. Was soll's? Meint Ihr da mich?

Mardochai. Den meint' ich, der mich rief.

Haman. Nun, der war ich.

Mardochai. Dann Euch.

Haman. Ihr kennt mich nicht.

Mardochai. Ich hoffe, nein.
Was ich bisher an diesem Ort gesehn,
War böser Wille, Arglist und Verrat.
Weh Euch, müßt' ich Euch zählen unter solche!

Haman. Weh mir? Weh dir! Wer mir mißfällt,
Er ist verloren, wink' ich mit der Hand.

Mardochai. Nun, Ihr gefallt mir nicht, seht, und ich lebe.
(Er liest weiter.)

Haman (sich von ihm entfernend).
Das scheint mir etwa einer von den Geistern,

Wie eine Sonne soll's das Land durchstrahlen,
Gewitter brüten allen, die nicht zittern.
Nun will ich heim zu Zares, meinem Weib,
Die meiner Klugheit Zaudern oft verspottet.
Der langsam geht, geht rasch; denn er geht sicher.
Hier sitzt ein Mann. Das ist der Pförtner nicht.
Und achtlos meiner, wie mir etwa scheint.
Wer seid Ihr, Freund?

Mardochai. Ein Mensch.

Haman. Das sah ich etwa.

Mardochai. Dergleichen sieht man nicht. Man glaubt's und irrt.

Haman. Was schafft Ihr hier?

Mardochai. Ich lese.

Haman. Was?

Mardochai. Geschehn'es.

Haman. Hier liest man nichts, als was ich erst gebilligt.

Mardochai Das hier hat längst ein Höherer gebilligt.

Haman. Ein Höh'rer? Kennt Ihr mich?

Mardochai. Ich hoffe, nein.

Haman (seine Hand hinhaltend). Des Königs Siegel hier.

Mardochai (seine Rolle emporhaltend). Hier Gottes Siegel.

Haman (sich von ihm entfernend). Das scheint mir etwa einer von den Geistern,
Den starken, die die Welt und uns verschmähn.
Doch so ein Geist braucht doch wohl einen Körper . . .

Den starken, die die Welt und uns verschmähn.
Wohl ein Braman', vielleicht ein Jude gar.
Doch so ein Geist braucht doch wohl einen Körper,
Den man, als Körper, fesseln, töten kann.
Der Pförtner nennt mir später seinen Namen,
Und ich, ich schreib' ihn hier
(hinters Ohr zeigend)
und treff' ihn einst.
Sprach er? — Er sitzt noch immer. — Hab es denn!
Indem er, um fortzugehen, sich der linken Seite nähert, tritt ihm Hiram entgegen.
Haman. Doch halt! der Schatten meines Glücks! Was wollt Ihr?
Hiram. Da Euer Haus sich strenge mir verriegelt,
Und Euer Ohr auf neue Töne lauscht,
Muß ich, ein Bettler, Euch genübertreten,
Vom Himmel überwölbt, der hört und richtet.
(Mardochai erblickend.)
Doch sind wir nicht allein.
Haman. Wer's immer hört,
Ich sag' es laut, und jeder mag es wissen:
Des Königs Untertan und Diener bin ich.
So lang die Fürstin Vasthi seine Gattin,
Drückt' ich auf ihren Fußtritt meinen Mund,
Doch seit der König schritt zu neuer Wahl —
Hiram. Er schritt? nicht Ihr?
Haman. Der Herr tut seinen Willen,
Wir sind nur Schatten, er allein das Licht.
Seitdem — damit ich weiter mich erkläre —
Ist Kön'gin Vasthi mir ein fremdes Wesen,
Das ich nicht kenne, kannte, kennen werde,
Es sei denn, daß der Herr sie neu erhebt.
(Leise und schnell.)
Habt etwas Ihr geheimes mir zu künden,
Sagt's meiner Frau, laßt's meine Gattin wissen.
(Wieder laut.)
Doch nun begebt Euch fort, sonst such' ich Hilfe
Und rufe Beistand als ein Mann der Pflicht.
Hiram. Ich scheide denn und kenn' Euch, denk' ich, ganz.
(Ab nach der linken Seite.)
Haman. Ihr kennt mich, so? Viel Glück zu der Bekanntschaft!
(Zu Mardochai.)
Ihr habt gehört? Wie aber heißt Ihr, Freund?
Mardochai. Ich heiße Mensch und bin's. Doch wenn Ihr nahe,
Wohl nächst dem König steht und seinem Ohr,
So wißt: es spinnt sich lauernder Verrat;
Der Schwarze, der ein Diener Kön'gin Vasthis,
Wie ich nun weiß, er wechselt heimlich Briefe

Mit einem, der der Mundschenk Eures Herrn
Und Theres heißt.

Haman (sich die Ohren verhaltend). Ich höre nichts. Bin taub.
Doch Ihr seid blind; sonst würdet Ihr erkennen
(die Hand hinhaltend)
Das Zeichen hier, das Siegel meines Herrn.
So viel genug. Wir treffen uns noch weiter.
(Er geht.)

Mardochai. Ich könnte lachen ob des Toren Dünkel,
Läg' einem Steine gleich, nicht das Bewußtsein
Auf meiner Brust, daß sich ein Schurkenstück,
Wohl ein Verbrechen heimlich hier begibt,
Von dem ich weiß, und kann es nicht verhüten.

Der Pförtner kommt.

Pförtner. Nun seid bedankt, nun könnt Ihr wieder gehn.

Mardochai. Du scheinst auf krummen Wegen, guter Mann.

Pförtner. Auf krummen? Auf geraden jederzeit.
Vor einer Stunde etwa war ich's noch.
Mein Wahlspruch aber jetzo heißt: Hadassa,
Die Esther auch genannt wird, wie man sagt.

Mardochai. Wie kommt des Mädchens Name dir in Mund?

Pförtner. Die eben ist des Königs junge Braut.

Mardochai. Mein Kind!

Pförtner. Sein Kind!

Mardochai. Das also war die Ahnung,
Die bei der Bösen Treiben mich befiel?
Ihr gilt der Anschlag, ihr!
Mir aus dem Weg!
Denn einer Löwin gleich dring' ich durch Lanzen
Und Schwertesspitzen bis zu ihr hindurch
Und schütze sie, mein Kind, das man bedroht.
(Er geht in das Tor des Palastes.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Saal im königlichen Schlosse. Auf der rechten Seite des Vordergrundes ein teppichbehangener Tisch mit Stühlen.

Der König kommt mit Esther durch die Mitteltüre, hinter ihr Hofleute, die im Hintergrunde bleiben.

König. Sei ruhig, liebes Weib! Es ist das Schicksal
Der Könige, daß, wie der weite Äther,
Sie einerseits die Gipfel aller Größe
Und andrerseits des Abgrunds düstre Nacht
Umspannen und durchdringen, Lust und Weh.

Esther. Wär's irgend sonst ein unvermeidlich Schlimmes;
Doch daß um meinet-, meinetwillen dir
Ein Unheil droht; nein, ich ertrag' es nicht!
König. So glaubst du also: mir um deinetwillen?
Ich fürchte fast, daß, weil du mir gehörst,
Dein Dasein man bedroht, und irre nicht.
Denk' ich den Ort, von wo der Anschlag kam,
Die Menschen, die als Werkzeug man ersehn,
Find' ich, daß — abgerechnet jene Scheu,
Mit der die Majestät den schlichtsten, letzten
In unsichtbaren Banden hält und bindet —
Kein Vorteil leuchtet der verruchten Schar
Aus ihres Königs, meinem Untergang,
Indes der deine ihrer Hoffnung schmeichelt.
(Zu einem aus dem Gefolge.)
Wo ist der Mann, der jenen Zettel gab?
Der Angerufene (vortretend). Er kam, begehrte Einlaß bei der Königin,
Und als man, wie natürlich, es verweigert,
Schrieb er die Zeilen, die ich eben gab,
Und ging und ward seitdem nicht mehr gesehn.
(Er zieht sich zurück.)
König. Vielleicht war's jener Ohrenbläser einer,
Vor allen mir verhaßt in jeder Zeit,
Die ihren eignen Haß, die eigne Rachsucht
Verkleiden ins Gewand der Dienstbeflissenheit.
Angeber nennt man sie und teilt die Schmach
Gleich zwischen den, der spricht, und den, der horcht.
Vielleicht ein solch verworfenes Insekt —
Esther (schnell). Das nicht.
König. So kennst du ihn?
Esther. Ich — kenn' ihn nicht.
König. Wo aber sind die Zeilen, die er schrieb?
Esther (im Gürtel suchend). Ich weiß nicht — wenn nicht etwa gar verloren.
König. Das wäre schlimm. Die Namen sind das wicht'ge,
Und keine Überweisung, wo kein Zeuge.
Esther (einen Zettel aus dem Busen ziehend).
Hier sind sie, Herr.
König. Nun um so besser. Gib.
(Er liest.)
„Die Kön'gin Vasthi spinnt geheimen Anschlag
„Mit einem Theres, der des Königs Mundschenk,
„Drum sei gewarnt."
Und unten: „Mardochai".

Esther.

Als Hintergrund aller Intriguen am Hofe die verstoßene Königin Vasthi, die aber selbst nie erscheint.

Dem Aman werden gleich von vorherein Anträge von ihrer Seite gemacht, die er aber halb mürrisch zurückweist, wie einer, der nicht hören will, gleichsam weil er seiner nicht sicher ist, wenn er einmal gehört hat. Erst im fünften Akt, nach seiner äußersten Demütigung durch Mardochäus, läßt er die Anträge gleichsam über sich ergehen, indem er nur: Ja, ja! Gut, gut! darauf erwidert.

Daß Mardochäus das Haupt nicht vor ihm beugt, liegt wie eine Krankheit auf ihm. Diese Geringschätzung, indes alles vor ihm auf den Knien liegt, läßt ihn nicht essen, nicht ruhn. Eitelkeit sein Grundzug.

Haman,	Mardochäus,
Eitelkeit;	Stolz.

V. Die Ursache des Mahls ist, daß sie den König bitten will, sie nicht von seiner Seite zu vertreiben. — Und wer will das? — Du und Haman. — Ich? — Da du das Volk der Juden auf Hamans Rat zu vertreiben beschlossen hast. —

II. Mardochäus sitzt vor dem Tore; der Pförtner will ihn wegschaffen, er bleibt. Da kommt der Schwarze der Königin Vasthi und gibt dem Pförtner den Brief. Letzterer fürchtet, die beiden Kämmerer möchten nicht mehr kommen, und geht, den Brief ihnen zu übergeben. Er bittet unterdessen Mardochai, seine Stelle einzunehmen, und stellt seinen Pförtnerstab an dessen Stelle. Kaum ist er fort, so kommen die beiden Kämmerer und fragen Mardochai, der ihnen ein Pförtner zu sein scheint, nach dem Brief, den der Schwarze gebracht. Als in der Folge der Verschnittene Haman anspricht, und dieser ihn von sich weist und als einen Abgesandten der Königin Vasthi bezeichnet, wird Mardochai erst aufmerksam auf den Brief, den er für die beiden Kämmerer hinterlassen, die bald darauf mit dem Pförtner kommen und den Brief in der Hand halten. Mardochai beargwohnt sie daher der Verräterei und gibt Esther Nachricht davon.

I. Akt. Der König hat das Vertrauen in Menschen verloren.

Spartakus.

(Juli 1810).

Erster Akt.

Wald. Links im Vordergrund eine Hütte, aus unbehauenen Baumstämmen und Moos roh gefügt. Dämmerung Tagesanbruch.

Publipor und Greis treten aus der Hütte.

Greis. Wie, du schon hier? eh noch der Morgenstrahl
Am Wipfel dieser dunklen Eichen zittert?
Was hast du? Was ist trauriges geschehn?
Denn ungewöhnliches läßt mich erraten
Die ungewohnte Stunde des Besuchs!
Publipor. Sag, wo ist Spartakus?
Greis. Ich frage dich.
Er, dem sonst jeder Tag verloren schien,
An dem er nicht aus seines Freundes Herzen
Trost und Ersatz für seines Lebens Leere
Mit ungestümen vollen Zügen sog,
Und wenn der Tag ihm seine Gunst versagte,
Wohl auch dem Schlaf die kargen Stunden stahl:
Er hat gelernet, meiner zu entbehren;
Drei Tage schon sah dieser Hain ihn nicht.
Ob einen treuern Freund er hat gefunden,
Ob er's versteht, die Leere auszufüllen,
Die seiner Seele einst so lastend schien,
Ich weiß es nicht, doch beides muß ich fürchten!
Publipor. Das Herz bewegt mir ungeheure Angst.
Drei Tage schon sahst du ihn nicht, so lange
Ist's, daß sein Lager leer an meinem steht,
Und dreimal sucht' ihn schon mein Aug vergebens
Im Kreise der gemeinsam Tafelnden.
Bisher gelang mir's noch, des Meisters Forschen
Mit list'gem Vorwand schlau zu hintergehen;
Doch nicht vermag ich's ferner, darum kam ich;
Den Zögernden vermeint' ich hier zu finden.

Greis. Bei mir nicht such ihn, in der Hütte nicht
Des alten Freunds! auf jener Felsen Spitze,
Die dort mit frechem Arm gen Himmel greifen,
In schwarzer Höhle giftbenetztem Bauch,
Wo nicht vermag der Sonne Strahlenfinger
Den Schleier der verhüllten Nacht zu heben,
Bei wilden Tieren und der Luft Gevögel,
In aller Elemente wildem Kampf,
Nicht in der Menschen Nähe suche ihn!

Publipor. Die ganze Gegend schon hab' ich durchstreift,
Den Bergen seinen Namen zugeschrien;
Doch jede Spur von ihm ist mir verschwunden.
O, wie viel Tränen hab' ich an dem Hals der Nacht,
Der Wächter Aug verborgen, schon geweint;
Wüßt' er, wie ich ihn lieb', um meinetwillen
Kehrt er zurück, trieb' ihn auch nicht sein Wort,
Das heilig er dem Meister hat gegeben,
Sich einzustellen zu der rechten Zeit.

Greis. Was kümmert ihn, ob seiner Freunde einer
Mit heißen Tränen seinen Weg befeuchtet,
Ob mich die Angst, die Furcht, die Sorge tötet.
In Busch, in Feld und Wald, auf Bergeshöhn
Hat er die luft'ge Wohnung aufgeschlagen.
Hoch über jenen Fluren, wo der Mensch
Die gastlich heitre Hütte baut, auf Klippen
Wo nur der Aar, der Wolken Nachbar, hauset,
Wo selbst das Leben flieht mit scheuem Fuß,
Und jeder Grashalm stirbt im kahlen Boden,
Da steht er in dem Aufruhr der Natur,
Das lose Haar ein Spiel des wilden Sturmes,
Steht wie ein Zaubrer, der mit schwarzen Sprüchen
Die Räder der Natur zu hemmen sinnt,
Und schreit den tauben Winden süße Namen zu
Und drückt die leere Luft an seine Brust;
So sah ich ihn vor wenig Tagen erst.
Auch er sah mich! Er sah mich und — (schmerzlich). entfloh!

Publipor. Sollt', des gegebnen Worts vergessend, er
Wohl schmählich sinnen langgedachter Flucht?
Doch nein, nein, nimmermehr!

Greis. Mit Recht verwirfst
Du, was voreilig hat dein Mund gesprochen,
Dem freundschaftsvollen Herzen unbewußt;
Die Brust kann er mit eignem Dolch verletzen,
Doch nie der Treue reines Götterbild.

Publipor. So kannt' ich immer ihn, und darum auch
Riß mich ein innrer Drang an seine Brust,
Und darum lieb' ich ihn wie dieses Auge,
Wie meines Vaters Asche, wie man Götter liebt.
Doch darum, darum nur? weiß ich's denn selber,
Und wissen's alle denn, die ihn verehren,
Warum ihr Herz, ihr Geist sich zu ihm neigt?
Ja, er ist treu, doch, Vater, wir, auch wir sind's!
Ist tapfer! Unsre Väter waren's auch!
Sein leuchtender Verstand! den deinen, Greis,
Trübt nicht, wie ihn, der Leidenschaften Flor.
Ist hilfreich! Ich auch helfe gern dem schwachen!
Geh alle Eigenschaften durch, du findest,
Wenn auch nicht gleiches, doch was zu vergleichen.
Es ist ein' unbekannte fremde Macht,
Die jedes Herz gewaltsam an ihn reißt.
Wie der Charybde schaumumgebner Strudel
Dich zwingt, in seinen finstern Arm zu eilen —
Du willst vorbei ihm segeln, weichst ihm aus,
Doch näher zieht und näher dich der Wasser Gewalt,
Nicht kannst du ihrem wilden Zug entrinnen —
So steht er da, sein Auge schreckt dich ab,
Nicht Liebe kannst du von dem düstern hoffen,
Ja! er beleidigt dich mit ungestümer Rede,
Mit seinem Tun, das achtlos, schonungslos
Nicht sorget, ob's vielleicht dein Herz verletzt:
Und doch kannst du dem Drang nicht widerstehn,
Du mußt ihn lieben, mußt dein Herz ihm bieten,
Wenn er's verächtlich auch des Blicks nicht würdigt.
So drängt sich alles um ihn her, und er
Steht doch allein im Kreis der Dienenden,
Der Trotzigste wird gegen ihn zum Lamm.
Bei ihm legt man veraltete Gebrechen,
Die mit dem Leben nur verschwinden, ab.
Er wünscht's, nie tut's sein Mund, sein Auge nur,
Und jeder trennt sich von dem Liebsten gern
Und trauert, wenn die Gab' er kalt verwirft.
Er spricht, und alles dränget sich heran.
Dem flücht'gen Wurf der Augen zu begegnen.
Ein Wort von ihm stillt jahrelangen Zwist.
Es dient ihm alles, er scheint's nicht zu merken.
Der Meister selbst — ein unerhörter Fall —
Der alle andern hält in strengem Schluß,
Ihm gab er ungefordert die Erlaubnis,
Den ganzen Tag im Freien zu verleben;
Kaum fordert er sein Wort, zurückzukehren,

Wenn sich der Abend auf die Fluren senkt;
Mir selbst ward, weil er's wünschte, gleiche Freiheit,
Denn ob er gleich auch mich mit Kälte quält',
Schien er mich doch vor andern auszuzeichnen.

Greis. An diesem Busen hat sein Herz gelegen,
In Feuerströmen seine Füll' vergossen!

Publipor. 's ist sonderbar. Des Tages ist er kalt
Und schrecket mich von sich mit finstern Blicken;
Der Nachtviole gleich hebt er sein Haupt,
Wenn aus der schwarzen Urn' die Mitternacht
Auf alle Erdensöhne Schlummer gießt.
In jener grausen, schreckensvollen Stunde,
In der, was lebet, an des Schlafes Busen
Die sonst so flücht'ge Ruhe sucht und findet,
Wo nur die Eule kreischt den Unglücksruf,
Der Gräber dunkler Bauch sich kreißend öffnet,
Und graufe Larven durch die Lüfte wimmern:
Da fliehet er des Lagers süßen Arm
Und macht die Nacht zu seiner Brust Vertrauten.
In ihren Purpurmantel eingehüllt,
Hört' ich ihn oftmals auf und nieder gehn,
Zum grausen Dunkel, seltsam schaurig sprechend;
Die Hände warf er zu den Sternen auf,
Die kalt auf seinen Kummer niedersahen:
Da tat gen mich sein Herz sich manchmal auf.
Er kam zu meinem Lager, schüttelt' mich
Und schlug die Arme wild um meinen Nacken —
„Die Freiheit ruft, und du kannst schlafen, Sklave?"
So rief er oft, „steh auf und rüste dich,
Hast du auch Mut?" — dann brach er plötzlich ab,
Das Wort, das auf der Lippen Schwelle trat,
Im tiefen Grund des Herzens scheu verschließend.
Und so verschwand der schöne Augenblick,
Ein schneller Blitz, der im Gewitterdunkel
Entbrennt und wieder bald zerfließt in Nacht.
Des andern Tags war er gleich kalt und fremd,
Kein Blick verriet, was kürzlich war geschehen,
Und nicht mit mir, so schien's, hat er geredet,
Nur mit sich selbst sprach er in meinem Arme —
Und das nagt an der Blüte meines Lebens;
Denn ach! der Stachel, der am tiefsten gründet,
Ist Liebe, die nicht Gegenliebe findet.

Greis. Auch ich, auch ich mußt' endlich es erfahren,
Wie das Gefühl verschmähter Liebe peinigt.

Publipor. So kränkt er mich mit kaltem Uebersehn,
Bis erst vor kurzem, kaum sind's dreißig Tage,

Die Stund erschien, in der sein Herz sich auftat,
Er kam nach Haus mit Blute übergossen,
Das ihm aus zwanzig Wunden quellend strömte;
Mit lautem Angstruf eilt' ich auf ihn zu,
Da warf er sich in meine offnen Arme
Und drückt' mich an die Brust, daß es fast schmerzte,
Und seine Tränen flossen in die meinen,
Des Bluts nicht achtend, das dem Leib entquoll,
Bis er, den Mund gepreßt an meine Lippen,
Erstarrt, ohnmächtig mir am Busen hing.
Seit jenem Tage hat sein ganzes Wesen
Mit einem mächt'gen Schlage sich verkehrt.
Wie wenn des jungen Frühlings lauer Finger
Den Schnee streift von der Erde starren Gliedern, —
Das Gras hervortritt aus der Winterhülle,
Der Rose zarte Wangen süß erröten,
Die blauen Glöcklein holde Freude tönen,
Die Knospe auszieht ihren rauhen Pelz,
Des Bächleins Wellen durch die Wiesen hüpfen,
Und alles lebt und atmet und sich freut —
So schwand aus seiner Seele jener Frost,
Der so oft mit Verzweiflung mich erfüllte,
Und alle süßen Blüten keimten auf,
Die dieses rauhen Lebens Stirn' umkränzen
In Blumenfelder wandeln seine Wüsten.
Er war nun aufgelöst in Götterwonne:
Nicht mehr zum Boden senkt' er seine Blicke,
Gleich Adlern ließ er sie zur Sonne fliegen;
Nicht mehr in finstern Nächten wandelt' er umher,
Doch, wenn des Mondes helle Silbersichel
Aus dunkelblauen Wolken niederglänzte,
Da stand er auf und ging hinaus ins Feld,
Das zauberisch im süßen Lichte schwamm.
Gleich einem Taumelnden ging er umher.
Hier frägt ihn einer, er, er hört es nicht,
Man ruft zur Mahlzeit, er wird's nicht gewahr.
Oft warf er feurig sich an meinen Hals,
Die Augen strahlten himmlisches Entzücken;
Doch nicht ein Wort entschlüpfte seinen Lippen —
So lag er lange, lang' und eine Träne,
Ein Fremdling in des Wilden Auge, quoll hervor.
Dann riß er schnell sich los und eilte fort
Mit ausgespannten Armen, Flügeln gleich!
So trieb er ganze Tage sich umher,
Bis ihn die Nacht zur engen Zelle führte;
Doch seit drei Tagen kehrt' er nicht zurück.

Mißtrauisch sucht ihn schon des Meisters Auge,
Zurückzuführen ihn, floh ich zu dir.
Was er doch sinnen mag! Du sahst ihn, sagst du,
Vor kurzem noch! 's ist unerklärbar.

Greis. Ein unergründet, tief bewegtes Meer
Ist dieses Wilden seltsam fremdes Wesen;
Du siehst die Wellen ineinander rauschen
Und an des Himmels, an des Orkus Toren
Mit ungestümen Häuptern wechselnd pochen,
Mit aufgesperrtem, schwarzem Schreckensrachen
Was sich ihm zagend nahet, wild verschlingen;
Doch was des Sturmes Toben aufgeregt,
Die Macht, die mit gewalt'ger Riesenfaust
Die Wasser, die geruhig schlummerten,
Aufschreckt und ballt und durch die Lüfte schleudert,
Daß drob die Erde bebt, die Winde heulen,
Das liegt verborgen in den dunkeln Tiefen,
Und keines Menschen Aug hat es erspäht.

Publipor. Mein Geist erbebt vor seinem, und doch lieb' ich
Sein Herz, in dem sich Lieb' und Stärke paart!

Greis. In erster Jugend schon war er nicht anders.
Das Unglück fand ihn starr und ehrnen Busens;
Doch mild die Milde, wie die Strenge hart.
Sein Vater war ein eisenharter Mann,
Zwei Tugenden nur kannt' er, Tapferkeit,
Und Haß gen Rom, die Feindin Thraziens.
So ward des Knaben Herz schon früh gehärtet,
Nicht hart, das fremde Unglück fand es weich.
Er haßte Rom, und doch, wenn Römersklaven
Der Vater heim sich bracht', dem Tod geweiht,
Dann löst' er wohl, wenn Bitten fruchtlos blieben,
Der Armen Fesseln und entließ sie heimlich.
Da ward der Vater in der Schlacht erschlagen,
Und nun nahm ich ihn mit mir in die Hütte,
Die ich in rauhen Bergen mir erbaut.
Da sucht' ich von dem jugendlichen Herzen
Des Hasses kalte Wolken wegzuhauchen.
Ach, es gelang mir, und die neue Sonne
Der Liebe, des Vertrauns, der sanften Tugend
Brach mit belebend warmem Strahl hervor.
Die Kälte schwand, und mit erfrischtem Grün
Umzog sich, was im Eiseskleid gestarrt.
Ein mildes Lamm ward er in meiner Nähe;
Doch kaum entfernt' er sich von mir, so brach
Der angestammte rauhe Trieb hervor.
Mit Schwert und Jagdspeer zog er durch den Wald,

Des Bären Wut mit Manneskraft begegnend,
Am Fels, der auf die Wolken niederschaut,
Der Gemse leichten Fußtritt kühn verfolgend.
So wuchs er fort, ein hoffnungsvoller Knabe,
Im Forst schien er in Wort und Tat ein Mann,
Ein Kind an seines teuren Lehrers Seite.
Wenn er so vor mir stand voll Mut und Kraft,
Dann wollte es wohl öfter mich gemahnen,
Als säh' ich ein Gebild aus andern Zeiten.

Publipor. O, jeder seiner Züge zeugt von Größe!

Greis. Wie oft saß lauschend er zu meinen Füßen,
Wenn ich die Taten der Heroen ihm,
Wie sie der Sage Mund erhält, erzählte;
Das Aug geöffnet und die starren Lippen,
Als wollt' er machen jeden Sinn zum Ohr,
Um ganz die hohe Kunde einzusaugen —
Saß er vor mir, sein Atem wehte hörbar,
Und sein Gesicht begleitete des Helden Schicksal,
Wie's die Erzählung beut, in Schmerz und Freude.
Die heiße Brust hob sich in mächt'gen Schlägen,
Die Rechte faßte krampfig an den Speer
Und schlug die Luft, wenn jene Kriege kämpften;
Da kam es plötzlich, wie ein Geist von oben,
Mit mächt'gem Wehen über ihn herab.
Es glänzte sein Gesicht in höhrem Lichte,
Das Aug entbrannt', die Stimme donnerte,
Und himmelwärts erhob sich die Gestalt.
Die Hände aufgeworfen zu den Wolken,
Rief er: „Ich schwör', und höret meinen Schwur,
Ihr, die ihr dort von jenen lichten Fernen
Auf mein Haupt niederschauet, sternbekrönt:
Der Welt Errettung. Tod den Unterdrückern!
Und wenn ich nicht erfülle diesen Schwur,
So mag eu'r Antlitz weg von mir sich wenden,
Ein Feiger ich entfliehen aus der Schlacht,
Und meines Lehrers letzter Hauch mir fluchen!"
Und dann stürzt' er hinaus in dunkle Nacht.
Oft sah ich ihn am Hang des Berges knien,
Die Arme nach den Sternen ausgestreckt,
Und erst mit Tagesanbruch kam er wieder.
Da tönt's wie Götterruf mir in die Ohren:
Nicht zu gemeinem Tun ist der geboren,
Zum Welterretter hat ihn Zeus erkoren!

Publipor. Doch sieh den Wandler, der sich langsam naht —
Trügt mich die Ahndung nicht? — Er ist's! er ist's!
Sieh nur! Doch ach, wie ist er so verändert!

Ist dies sein fester Gang, sein mut'ger Schritt?
Die Füße sind gebeugt, wie unter schwerer Last,
Unwillig, scheinen sie ihm ihren Dienst zu weigern;
Nicht sein mehr scheinen diese beiden Arme;
Wie dürres Laub wankt in der Lüfte Wehn,
Wenn Mark und Kraft des Stamms der Winter aufgezehrt,
So schlenkern sie, ein unnütz, [illegible] Glied.
Der ganze Körper strebt dem [illegible]en zu,
Nur der aufrechte Nacken hebt das Haupt,
Das seine Blicke in die Wolken sendet,
Das einz'ge Lebende am ganzen Leichnam.

Greis. O Spartakus, was ist aus dir geworden!
O steig herunter, dunkle Mitternacht,
Löscht aus, ihr meines Auges helle Sterne,
Laßt hier mich blind sein, und ich will es ewig bleiben!

Spartakus kommt, in tiefe Gedanken versenkt, einen welken Blumenkranz auf dem Haupte.

Publipor. Da kommt er wie ein wandelnd Nachtgespenst!
Greis. Ich will ihm Rede bieten, wenn mir gleich
Ein Todesschauer durch die Glieder zuckt!
Steh, Körper, den einst Spartakus bewohnte;
Wenn leblos gleich, doch wie den Aschenkrug
Des Freunds kann ich ohn' Rührung dich nicht schaun.

(Spartakus wirft sich am Boden nieder, legt das Gesicht auf einen Stein und schließt die Augen.)

Greis. Du schweigst! Ermanne dich, Entarteter!
Doch sieh, die Glieder sinken hin zur Erde!
Wenn Krankheit! — Spartakus, mein Freund! Mein Sohn!
(Er eilt heftig auf ihn zu, wirft sich vor ihm nieder und umfaßt ihn.)
Er schließt das Aug! Er stirbt! Er stirbt!
Publipor (schreiend). Nein!
(Eilt auf ihn zu und umfaßt ihn von der andern Seite.)
Stirb nicht! Mein Leben wohnt in deiner Brust!
Ich hänge mich an dich, ich folge dir!
Spartakus (richtet sich halb auf). Was wollt ihr? Warum stört ihr mich? — Wer seid ihr —?
Greis. Mein Sohn, erkennst du mich denn nicht?
Spartakus. Mein Vater!
(Er sinkt an seine Brust.)
Greis. Dies aufgelöste, weiche Schmachten! O,
Du bist nicht mehr, was du gewesen.
Spartakus. Nein!
Das sprach ein Gott aus dir! Ich bin's nicht mehr!
Wie eine Seele, die den trägen Körper
Gleich einem Bettlermantel abgeworfen,
Und trunken noch von nie gefühlter Wonne

Der Sonne zufliegt, sich in Aether badet,
So fühl' ich mich von allem losgerissen,
Was ehmals mich mit schmutz'gen Banden hielt!
Derselbe bin ich noch und doch ein andrer!
Du hältst mich, und ich bin doch nicht bei dir!
Nur sie, nur sie umschwebt mein ganzes Wesen!
(Er eilt mit ausgebreiteten Armen und strahlenden Augen in den Vordergrund.)

Durch Wasser und Luft,
Ueber Berg und Kluft,
Durch Wald und Flur,
Durch die ganze Natur
Zieht mich der Liebe Spur!
Wo ihr Atem weht,
Mein Fußtritt geht.
Was atmet und lebt,
Was sprossend sich hebt,
Was wehend webt
Und fließend quillt,
Zeigt mir ihr Bild,
Ihr Name mit süßem Schall
Tönt durch das All!

Das Herz ist gewandelt,
Der Busen ist voll,
Es hauchet ein anderes
Leben mich an.
Es gewinnet Bedeutung,
Was leer stets erschien;
Es lächelt des Lebens
Finstere Stirn!
Nur der kennt die Freude,
Nur der ist beglückt,
Den an teuerer Seite
Die Liebe entzückt!
(Er versinkt in sein voriges Sinnen.)

Greis. Und konntest du so lange vor mir fliehn:
Was ist es, was dein Herz mir hat entfremdet?
— Er hört nicht! — steht in sich versunken — schweigt!
Publipor. Beim Himmel! Das ist unbegreiflich seltsam!
Greis. Sein Geist kämpft mit des Schwermuts dunkeln Wogen,
Erscheint auf Augenblicke und versinkt
Dann plötzlich wieder in sein finstres Grab.
Publipor. Seht Ihr, wie er die Hand ins Leere reicht?
Mir dünkt, er murmelt leise! Ach, er wähnt,
Es habe die Natur auch Ohren, wie
Sie Sprache hat, dem Herzen wohl verständlich. —

Wie er da steht, des Wahnsinns treues Bild,
Das Haupt geschmückt mit welkem Blumenkranze,
Verdorrt, wie meine Hoffnung und sein Geist!
Wirf von dem helmgewohnten Scheitel diese Blätter!
Mich dünkt, ich seh' ein umgestürztes Götterbild,
Um das sich siegend Moos und Epheu schlingt.

(Er geht auf ihn los und legt die Hand an den Kranz, ihn wegzunehmen. Spartakus fährt empor, faßt Publipors beide Hände mit seiner Linken und zückt einen kurzen Dolch.)

Spartakus. Stirb, stirb, du hast nach deinem Tod gegriffen!

Greis. Halt ein! um aller Götter willen halt!
Soll auch des Freundes Blut dein Wahnsinn trinken?

Publipor (schmerzlich). Laß ihn! Getötet hat er mich ja schon!
Mein Leben floh dahin mit seiner Liebe,
Er kann mich nur noch morden!

Spartakus Du, du bist's! —
Warum auch mußtest du das Heilige betasten.
Er hat ihr Haupt berührt;
Ihrer Locken Gold
Hat ihn strahlend umflossen;
Er ist geweiht, ist heilig,
Wie der Opferkranz heilig ist,
Der auf der Götter Altar liegt!
Nie soll ihn eines Menschen Hand berühren,
Solang der Arm vermag ein Schwert zu führen.

Greis. Und solltest du gen mich das Schwert auch zücken,
Nicht laff' ich ab, bis ich die dunkle Macht,
Die deinen Geist umschlingt mit Schlangenringen,
Hervorgezogen an des Lichtes Aug.
Denn nicht des Tages Kind kann jenes sein,
Was dich des Freundes Nähe fliehen heißt,
In dunkle Höhlen, in der Mitternacht
Geheimnisreichen Schleier dich zu bergen.

Spartakus. Am Wege nicht wird der Demant gewonnen,
In freier Luft nicht glänzt des Goldes Pracht,
Fern von der Bahn der strahlenhellen Sonnen
Liegt es verborgen in dem finstern Schacht.
Im Dunkel wird das Würdige geboren,
Und erst vollendet zeigt es sich dem Licht,
So hat mein Tun die Nacht zur Wieg' erkoren,
Es flieht die Sonn', doch fürchtet es sie nicht.
Wenn die Sonne hinab ist,
Und die feuchte Nacht niedersteigt,
Und die Vögel schlafen,
Und die Menschen ruhn,
Und alles Lebendige schweigt,

Müde des Körpers Ohr sich schließt:
Da erklingen leise Stimmen,
Und des Geistes Ohr
Tut sich ahndend, sehnend auf.
Was ihr sprachlos nennet,
Gewinnt Rede,
Und der Hain spricht,
Und die Wolken,
Die zitternden Sterne,
Des Mondes wehmütiger Schein,
Und von ihr lispelt der Wald,
Von ihr murmelt der Bach,
Sie spricht durch die leisen Klänge,
Die auf goldnen Flügeln
Durch den Aether säuseln,
Und sie und überall sie,
Durch die ganze Schöpfung nur sie!

Greis. Wie durch die Nebel glänzt der Sonne Strahl,
So steigt die Ahndung plötzlich vor mir auf;
Doch kann den Riesengeist die Liebe fesseln? —
Wenn ich dich je geliebt, so sage mir,
Wo weiltest du in jenen langen Tagen,
In denen du mein Angesicht geflohn?
Bei dem Gedächtnis deines Vaters bitt'
Ich dich. Sieh diese teuren Züge —
(Er hat eine Schnur gefaßt, die an Spartakus' Halse hängt, und zieht ein Gemälde, das daran hängt, aus dessen Busen; dieser will es verbergen; doch zu spät; es ist in des Greises Händen, der zurückfährt, als er eines Mädchens Porträt bemerkt.)
Himmel!
Was seh' ich! Statt des Vaters würd'gen Zügen
Bewahrt die Brust ein Mädchenangesicht.
Du liebst? o sprich, du liebst!

Spartakus (entreißt es ihm heftig, mit wildem Blicke). Mein!
(Er steckt es in den Busen und preßt die Hände darauf; dann zieht er es hervor, drückt es ungestüm an die Lippen und schreit:)
Mein! Mein! Mein!

Greis. Wohl mir, daß ich den Augenblick gesehn,
Der ihn zum Menschen macht, der sonst nur Held war.
Du liebst! Du bist vollendet! Die Natur
Hat dir ihr Siegel aufgedrückt. Du liebst!
O, sei willkommen, Mensch, im Namen der Menschheit.
Mit diesem Kuß weih' ich dein weiches Herz
Zur Wohnung ein des menschlichen Gefühls!
Doch, Böser! hast wohl gar des Vaters Antlitz
Verächtlich hingeworfen in den Staub?

Spartakus (sich rasch emporrichtend, unwillig). Greis!

Greis (froh). Das war Spartakus! Das war sein Ton!
Er ist der alte Demant noch; die Lieb'
Hat nicht zermalmt, sie hat ihn nur geschliffen!
(Der Tag bricht an, die Morgenröte überflammt die Gegend.)
Spartakus. Der Tag bricht an, sie harret mein! — Zu ihr!
Publipor (stellt sich ihm liebevoll in den Weg). Ich laß' dich nicht! Geh noch nicht fort!
Spartakus (hoch emporgerichtet, mit blitzenden Augen). Ich will!
(Publipor tritt ihm aus dem Wege. Spartakus ab).
Publipor (sieht ihm mit Tränen nach) Verachtung nur für so viel heiße Liebe!
Greis. O, laß ihn doch! Er wandelt unter Göttern
Und kann nicht achten unsres Tuns und Treibens!
Die Lieb' ist eine bunte Blume, Freundschaft
Die süße Frucht in rauher Schal' verschlossen,
Und das Gefühl ein Kind, das Rosen, die
Der Augenblick schnell bringt und wieder raubt,
Rasch lieber pflückt, als ruhig ausharrt, bis
Das Köstliche vollendet dar sich bringt.
Komm, folge mir, laß uns den Göttern danken,
Die diesen Strom, der jeden Damm zu sprengen drohte,
In süße Blumenufer freundlich schränken.
Publipor. Er stößt mich von sich; ich kann mich nicht freun!
Doch er ist glücklich! Komm! Auch ich, auch ich bin's!
(Beide ab).

Wildnis. Im Vordergrunde eine Höhle, im Hintergrunde das Meer.

Knixus kommt aus der Höhle.

Die Nacht entflieht, die Freundin kühner Tat,
Und alles blickt der Sonne Strahl entgegen,
Die, ewig lächelnd, wie ein albern Kind,
Dies flucherfüllte Land mit Güte anblickt,
Das groß sich mästet in der Völker Blut
Und seine Größe baut auf ihre Trümmer!
(Er erklimmt einen Hügel.)
Da liegt es stolz, das übermüt'ge Rom,
Wollüstig an der Tiber Rand gelagert,
Und blickt mit Falkenaugen aus nach Raub,
Nach unschuldvoller Völker Gold und Freiheit,
Und lachet meiner Flüche! — Lache nicht!
Beim Himmel — bei mir selber schwör' ich dir's,
Bald lachst du nicht mehr, lachst nicht meiner mehr!
Glaubst du, vergessen schon sei jener Tag,
An dem ich deinen Bürgern zum Gelächter

Auf offnem Markte — —! Haltet fest, ihr Nerven,
Sei ruhig Herz, zerspreng nicht diese Brust;
Bis zu dem Tag der Rache laßt mich leben,
Bis ich dies Schamerröten kann mit Blut,
Mit Feindes-, Römerblut kann überdecken;
Bis jeden (knirschend) Geißelstreich mit einer Todeswunde
An Romas Brut hat diese Faust bezahlt!
Bis dahin haltet, dann zerreißt und laßt
Mich meine Schmach verbergen tief im Grab!
(Wirft sich voll stummer Wut auf ein Felsenstück).
Ich kann nicht ruhn, der Sturm läßt sich nicht zähmen!
O, daß ich diese Glut, die mich verzehrt,
In tausend Männer Brust nur hauchen könnte,
Empfänglich für der Rache Hochgefühl!
O, daß doch Eichen mich umstünden, fähig,
Empfangne Glut zu nähren, zu verbreiten,
Statt dieser jämmerlichen Pilze, die
Verschrumpfen an der Flamm' und höchstens zischen,
Nur einen Mann gib mir, nur einen, Schicksal,
Der mutig der Gefahr ins Auge blickt,
Und diese Mörderstadt hat ausgedonnert!
Ich schlachte dir die Schlange, die die Welt,
Mit ihren Ringen listig hat umwunden,
Und sollt' ich sie in meinem Blut ersticken!
Doch ha, er naht! Er, den ich such' und fliehe,
Dem ich muß hold sein, denn er ist der Mann,
Er ist es, oder keiner, den ich suche,
Und den ich doch so innig, glühend hasse,
Als ich kein Wesen, das nicht Römer heißt, je haßte.
Wie er einherwankt! Ich möcht' Weib ihn nennen,
Kennt' ich 'nen Mann, der ihm an Mannheit gliche.
Spartakus kommt.

Knixus. Nun stelle du vor meine Seele dich,
Finstrer Gedanke, schwer erlittne Unbild,
Daß ich ertrage dieses Mannes Stolz,
Die gärende Empfindung ich bezähme!
Ha, er bemerkt mich nicht. — Wie ich ihn hasse!
Wider Beleidigung hab' ich ein Schwert,
Stolz gegen Stolz, Verachtung gegen Schimpf.
Doch er beleidigt nicht, er höhnet nicht —
Er achtet meiner nicht! — Ha, wie mein Wesen
Sich auflehnt gegen dies zermalmende Gefühl!
Mit Wollust fühlt' ich seinen Dolch im Busen,
Stünd' als erzürnter Feind er gegen mich.
Doch er will mir nicht bös! — Er achtet meiner nicht!
Und ist denn Rache süß genug, um dieses

Gedankens Galle zum Genuß zu würzen?
Ich kann nicht! — Und Rom lacht! Halt, Spartakus!
(Spartakus verfolgt seinen Weg, ohne seiner zu achten).
Knixus. Halt, Schlange, Unhold — Scheusal! — — Römer halt!
(Spartakus geht weiter).
(Knixus ergreift ein Schwert, das am Eingange der Höhle hängt).
Nun denn, es gilt dein Blut! Steh oder stirb!
(Spartakus bemerkt ihn nicht. Knixus haut nach ihm; jener fängt seinen Arm, entreißt ihm das Schwert und schleudert es weg).
Spartakus. Ich geh' zu ihr! Ich mag dein Leben nicht!
Knixus. So geh denn, schnöder Weiberknecht, geh hin
Und laß dich höhnen von der Römerin,
Die deiner Liebe lacht!
(Spartakus geht).
Knixus. Du hörst mich nicht?
Ist jedem Worte denn dein Ohr verschlossen,
Ein einz'ges nur noch weiß ich: Freiheit! Freiheit!
Spartakus. Wer ruft?
Knixus. Ein Freier, Sklave!
Spartakus. Sklave —? Frecher
Ich heiße Spartakus.
Knixus. Ein feiner Name!
Doch halt, ein Held nur darf den Namen führen,
Für einen Weiberdiener paßt er nicht!
Nenn dich Myrtill, laß dich Damötas heißen,
Doch nur nicht — Spartakus, beim Himmel, nein!
So oft ich höre den bekannten Klang,
Steht deines Vaters fürstliche Gestalt
Und deiner Ahnen hochberühmte Schatten
Vor meinen Augen, nein, nicht Spartakus!
Bei allen Göttern, mußt' es dahin kommen?
Der Enkel jenes alten Heldenstammes,
Der seiner Abkunft, seiner Ahnen wert,
Schon um der Knabenlocken weiches Gold
Den Lorbeer schlang, des Vaterlandes Hoffnung,
Er, dessen unbezwungnen, freien Sinn
Der Sklavenfesseln Wucht nicht beugen konnte,
In dessen Kopf für zwei Gedanken nur,
In dessen Busen nur für zwei Gefühle,
Für zwei Entschlüsse Raum war, Freiheit
Und Haß gen Rom, die allverschlingende,
Ist eines Römermädchens Knecht geworden!
Hast du vergessen jener heil'gen Stunden,
Wo du, beim Sternenlicht, auf Thraziens Bergen,
In meine Hand der Welt Befreiung schworst,
Wo du, als Knabe Mann schon, wenig zeigtest,

Daß du als Mann ein Knabe werden würdest —
He, Freiheit, Freiheit! Kennst du diesen Ruf?
(Spartakus steht, die Hand auf die Augen gedrückt).

Knixus. Du, der verschmachtend, keinen Labetrunk
Aus Römerhänden angenommen hätte,
Der fast der Erde zürnte, daß sie sich
Geduldig ließ von Römerfüßen treten,
Der selbst den Gott nicht angebetet hätte,
Vor dem auch Römer auf den Knieen lagen,
Du hast so sehr des alten Sinns vergessen,
Daß du, den Romas Männer nie bezwungen,
Dich zu den Füßen einer Römerdirne windest,
Der es vielleicht gefällt, die Omphale
Des neuen Herkules zu spielen, aber
Im stillen deiner heißen Liebe lacht!

Spartakus. Nein!

Knixus. Willst du ihrer Wollust dienen? Sklave,
Was bietest du der Tochter deines Herrn!
Wagst du's zu treten hin vor ihren Vater,
Den stolzen Konsular, und nennest
Dein eigen nichts als diese Sklavenfesseln?
Wo sind die Villen ihr zur üpp'gen Wohnung,
Wo sind die Betten, von des Goldes Glut
Und von der Edelsteine Licht umstrahlt,
Auf denen Krassus' Tochter pflegt zu ruhn?
Kannst du mit dem Gehirn des Pfaus, dem Seefisch,
Der teuren Beute fern entlegner Meere,
Den ekeln Gaumen kitzeln deines Mädchens?
Kannst du der Habsucht ihres röm'schen Vaters
In Tonnen Golds willkommne Nahrung bieten?
Fürwahr, du bist der erste Sklave nicht,
Dem seine rüstige Gestalt die Gnade
Der üppigen Gebieterin verschafft.
Bedeckt nicht Schamerröten deine Wange?
Kannst du's ertragen, Spartakus, das Spielzeug
Der Wollust einer Römerin? —

Spartakus. Nein, nein!

Knixus. Sie schämt sich deiner, und sie soll dich lieben?
Tritt hin vor sie im Kreise ihresgleichen,
Und dort bekenne sie, daß sie dich liebe.
Und du wirst sehn, wie dich ein stolzer Blick
Mit einemmal aus deinem Himmel schleudert.

Spartakus. Schweig!

Knixus. Warum schleichst du auf verborgnen Wegen
Im tiefen Dunkel, oder wenn der Tag
Die schweren Augenlider zweifelnd öffnet,

In deines Mädchens Arm? Was fürchtest du?
Ei, Spartakus und Furcht? Ha, Schmach und Ehre
Sind näher sich verwandt als die zwei Worte!
Die Dirne glaubt, die Freier abzuschrecken,
Wenn ihre Buhlschaft mit dem Gladiator
Zu sehr bekannt wird; darum dies Geheimnis.

Spartakus. Nein! Nein! Nein!

Knixus. Laß von ihr, doch hüte dich,
Im Zorn mit ihr zu brechen; denn der Unmut
Der Herrin könnte leicht dem Knecht die Geißel —

Spartakus. Schweig, Unmensch!

(Man hört leise Töne aus der Insel über die Wellen klingen.)

Ha! sie ruft! Das ist ihr Zeichen!

Knixus. Halt, höre mich!

(Spartakus eilt dem Ufer zu und stürzt sich in die See).

Es ist umsonst, er geht.
Halt! halt! Dir droht der Tod in diesen Wellen.
Er geht und läßt mich hier erstaunt zurück;
Soll ich die Liebe preisen oder schelten?
Zum Weib macht sie in einem Augenblick
Und in dem anderen macht sie zum Helden.
Ich gebe dich so leicht nicht auf; geh nur,
Du stürzest selber dich in meine Schlingen.
(Ab).

Garten des Krassus.

Kornelia kommt, eine Zither in der Hand. Amme.

Kornelia. Er kömmt noch nicht, schon tönt' das Zeichen zweimal;
Wenn nur kein Unfall — ach, wenn man entdeckt —

Amme. Das habt Ihr nun: das warme Bett verlassen,
Das nie so lieblich als des Morgens scheint.
Wenn man im stillen seinen Schöpfer preist,
Daß er uns nicht gemacht wie andre Leute,
Die, wenn der Hahn den trägen Morgen weckt,
Schon auf dem rauhen Feld sich mühen müssen,
Indes man weich in warmen Decken ruht;
Das Bett verlassen und heraus ins Kühle,
Wo unser nichts als höchstens Schnupfen wartet,
Wenn Ihr nicht etwa des Gewissens harrt,
Nu, Ihr versteht mich, den Gewissen mein' ich,
Kaum trau' ich mir die Sünde auszusprechen,
Des, ach Gott sei bei uns, des Sklaven nämlich!

Kornelia. Wenn's dich zu kühl dünkt, laß mich nur allein!

Amme. Allein? Ei, großen Dank, allein? Ei, geht doch,
Allein mit einem thrazischen Barbaren,

Der Höllenbrand wär' wohl imstande, Euch —
Nu — Gott verzeih' mir's, Ihr versteht mich schon.
Ihr seid mir anvertraut, ich muß Euch hüten.

Kornelia. So hüte, hüte, nur laß mich zufrieden!

Amme. Ja, hüten werd' ich; doch das reicht nicht hin,
Ich muß Euch auch ermahnen und belehren,
Ei, daß Ihr einen Buhlen habt, ist schlimm,
Es will sich mit der Zucht nicht recht vertragen;
Doch wir sind alle Menschen, mag das hingehn;
Allein, hat Kapua nicht Römersöhne,
Mit glattem Kinn und Rosenwangen gnug,
Die sich's zur Ehre rechnen würden, Krassus'
Erhabner Tochter ihre Zeit zu kürzen?
Ihr, eine Römerin, für die ein König
Aus jenem wilden Lande kein Gemahl,
Ergebt Euch einem Sklaven — pfui der Schande!

Kornelia. Er ist von hohem, fürstlichem Geschlecht.

Amme. In seinem Lande, ja, mag sein, dort wissen
Sie viel von dem, was hoch ist und was fürstlich.
In Thrazien, da mag es Fürsten geben!
Hat der Barbar, seit er bei uns in Rom ist,
Nicht erst auf zweien gehen lernen, so —
Hört doch, was man von jenem Land erzählt:
Es ist das ganze Jahr mit Eis bedeckt,
Und unterm Schnee in selbstgegrabnen Löchern
Haust, menschenähnlich kaum, die Satansbrut
Und nähret sich vom Fleisch der Reisenden
Und von dem Gras, das hie und da hervorkeimt.
Dort kennt man nicht der Ehe heilig Recht,
Und jeder Mann hat so viel Frauen, als
Es Weiber gibt im Lande. Nu, behagt's Euch,
Wollt Ihr noch an dem Menschenfresser hängen?

Kornelia. Schweig, quäle mich mit deinen Märchen nicht!

Amme. Ja, was noch mehr, das Volk weiß nichts von Gott,
Den Teufel beten sie leibhaftig an.
Nu, liebt Ihr noch den Thrazier?

Kornelia. Ja, ewig!

Amme. Den Teufelsabbiß, scheut Euch nicht der Sünde?

Kornelia. Ja! Ja!

Amme. Schämt Ihr Euch nicht?

Kornelia. Wie sie mich quält!

Amme. Seid nur nicht böse. Püppchen, weine nicht.
Es war nicht so gemeint, der Spartakus
Mag wohl der beste seines Volkes sein,
Für einen Menschenfresser ist er nicht so übel.

Gleich lache mir, du böses Mädchen, hörst du?
Ich sag' ja nichts mehr, tu, was dir gefällt.
Ei, es tat mir nur leid, daß so ein Fräulein
Von adliger Geburt, so reich und schön,
Ein solches Engelchen, ein Thrazier —
Nun ja, ich schweige schon — er säumt heut lange —
Mach mir nur auch ein freundliches Gesichtchen —
Du Schelm, ich will ein wenig nach ihm sehn
Und bring ihn her zu dir. Wart nur, du Lose!

Kornelia. Tu das — doch sieh, ist jener nicht mein Vater,
Der auf uns zukommt mit den beiden Mädchen?

Amme. Beim Hund, er ist's! Kommt, laßt uns auf ihn zugehn
Und frank und frei, als dächtet Ihr nichts Böses.

Kornelia. O, wenn er Spartakus erblickte, Himmel!
Sein Zorn! — ich will ihm schnell entgegengehen,
Du halte Wache hier im Graben und,
Naht Spartakus, so heiß ihn eilig fliehn!

Amme. Macht Eure Sachen gut und baut auf mich.

(Beide auf verschiedenen Seiten ab).

Spartakus kommt.

Spartakus. Hier ist es, hier, versprach sie, mein zu harren;
Fast ist die Zeit versäumt, und noch nicht hier.

(Er wirft sich auf eine Rasenbank.)
(Pause, dann aufspringend.)

Fort, schwarzer, gottesläst'rischer Gedanke!
Wer kann sie sehn und solche Zweifel hegen?
Wer sieht das Licht und zweifelt, ob es Tag?
Sie ist so schön! Wohl trügt oft Schönheit;
Doch ihre Schönheit ist nicht Körperreiz,
Es ist der holde, unschuldsvolle Sinn,
Der sich in jedem ihrer Züge spiegelt.
Ein feurig Aug kann auch die Falschheit zieren,
Oft spricht Betrug von üppig weicher Lippe;
Doch dieser neue, unschuldsvolle Blick,
Der holde, blöde, reine Kindessinn,
Der widerstrahlt aus allen ihren Zügen —
Ha! der ist Wahrheit, nein, der kann nicht lügen!
Wenn sie vertrauend lag in meinen Armen,
Im Schoß der Nacht, die unsre innern Sinne
Vom Schlaf erweckt, wenn sie die äußern einlullt,
Vom Zitterschein der Sterne mild umflossen,
Indes die ganze Schöpfung Liebeslieder
Mit leisem Ton zu unsern Herzen sang —
Da wär' ein Wort entquollen ihren Lippen,
Dem nicht des Herzens Saiten nachgeklungen,
Da hätte sie mir ein Gefühl geheuchelt,

Das nicht in ihrem Herzen heilig glühte?
Umsonst! Was unserm Wahn ein Gott geschienen,
Kann wohl dem schärfern Blick zum Menschen werden;
Doch zu der höllischen Verworfenheit —
Fort! fort! zu lange denk' ich dieser Worte,
Die jener Tor mir neidisch zugeraunt!
(Er geht auf und nieder.)
Sie kommt noch nicht, das ist doch seltsam! — — „Sklave.
Was bietest du der Tochter deines Herrn?"
Sprach nicht so Knixus? fort, verhaßtes Bild!
Stell du dich lieber vor den trunknen Blick,
Du himmlische Gestalt des holden Wesens,
Du Stirn, dem unbewölkten Himmel gleich,
Du Aug, aus dem die Unschuld spielend lächelt,
Du Einklang ihrer jugendlichen Glieder,
Du Himmelsreiz, der strahlend sie umfließt —
Und alles dies wär' Lüge, nichts als Lüge,
Es wären Rosen, um die Schlange zu verhüllen?
Dann sei verflucht das menschliche Geschlecht!
Dann trau der Mutter nicht, die dich umschlingt!
Denn Gift und Mord kocht ihr im schwarzen Herzen;
Dann trau dem Säugling nicht, den dir die Gattin
Mit Mutterlust in deine Arme legt,
Zerschmettre das Gehirn dem lächelnden,
Damit nicht einst, nach Hab' und Erbschaft gierig,
Sein Dolch die alte Vaterbrust durchbohre.
Dann ist nichts Heil'ges mehr, an das zu glauben,
Denn was kann heil'ger scheinen als Kornelia!
Wer naht? Sie ist's! — Allein mit ihr der Vater.
Ob ich, sie schonend, seinem Blick entflieh'?
Doch nein, jetzt muß das Wahre sich enthüllen!
(Er geht etwas beiseite.)

Krassus. Kornelia. Lucia. Flavia.

Lucia. Fürwahr, Kornelia, fähst du den Byssus,
Den ich, in Palmenblätter eingepackt,
Nur eben jetzt aus Indien erhalten,
Du solltest doch ein wenig neidisch werden.

Kornelia. Was lockt uns hier auf diese wüste Stelle?
Laßt uns dort zu den blühenden Myrtenstauden —

Flavia. Ei, ei, schon früher merkt' ich, daß du uns
Von diesem Platze abzuziehen suchst!
Beim Zeus, es wird wohl nicht Kornelia,
Der Tugendspiegel aller jungen Mädchen,
Hier was verbergen, das die Forscher scheut?
War mir's doch erst, als ob ich einen Schatten

Dort hinter jene Sträuche schlüpfen sehn.
Soll wohl das Märchen von dem Gladiator,
Das durch die Stadt läuft, mehr als Märchen sein?

Krassus. Mich wundert sehr, daß meiner Tochter Freundin
Des Umgangs sie mit einem schlechten Fechter —

Spartakus tritt hervor.

Flavia. Ist's Euch so schwer, die Wahrheit zu begreifen,
Nun wohl, so greift sie jetzt. O, welch ein Spaß!

Kornelia. Weh mir!

Krassus. Wer bist du, sprich!

Spartakus (ernst). Kornelia!

Krassus. Wer bist du? noch einmal!

Spartakus. Fragt Eure Tochter!

Krassus. Verräterisch kämpft Scham und Schrecken dir
Mit Fieberröte und mit Leichenweiß
Auf den entweihten Wangen. Sprich und zittre!
Wer ist der Mann? Du schweigst? Kennst du ihn nicht?

(Kornelia schüttelt fast unmerklich mit dem Kopf).

Spartakus. Wie, du verleugnest mich! O Knixus, Knixus!
Lüg deinem Vater nicht, du kennst mich, Mädchen.

Krassus. Nun wohl, wenn du die Antwort mir verweigerst,
Werd' ich ihm selber Antwort bald entlocken;
He, Geta, Ramnes! —

Kornelia. Laßt uns gehen, Vater,
Es ist vermutlich einer Eurer Sklaven!

Spartakus. Ha, Sklave! — Knixus! Knixus! — Ha, „Sklave,
Was bietest du der Tochter deines Herrn!"
Leb wohl!

Krassus. Wahnwitzig scheint der Mensch. Komm, Tochter!
Du zitterst, Liebe, komm in dein Gemach!

Kornelia wankt einige Schritte und sinkt dann ihrem Vater ohnmächtig in die Arme).

Krassus. Ha, was ist das? Wie — sollte doch? Ruft Hilfe.

Zirkus des Krassus.

Gladiatoren, unter ihnen Publipor.

Erster Gladiator. Hast du gehört schon? Makro ward gegeißelt!

Zweiter Gladiator. Gegeißelt? Makro? und warum?

Erster Gladiator. Weil er
Sich weigerte, mit seinem Freunde Rhötus
Im letzten Kampfspiel sich zu schlagen.

Zweiter Gladiator. Götter,
Ist denn, was andern Tugend ist, all uns
Verbrechen! Vaterlandes-, Freundesliebe,
Die Rom am Römer lohnt mit Ehrensäulen,

Es wird gestraft am Gladiator. O,
Wann wird ein Retter kommen, unserm Unglück!
Dritter Gladiator. Was hält uns ab, zu sprengen diese Ketten?
Zweiter Gladiator. An Mut nicht fehlt es; das begonnene
Zu enden, daran fehlt's dem Menschen selten;
Uns fehlet, was den meisten: fester Entschluß.
O, laßt uns frei sein wollen, und wir sind's!
Dritter Gladiator. Wir wollen ja.
Zweiter Gladiator. Ja, wie man denn so will.
Es steht die Tat vor euch gleich einem Riesen;
Fielt ihr in seine Hand, ihr würdet mutig
Auf Tod und Leben mit ihm ringen,
Doch ihn herauszufordern wagt ihr nicht!
Vierter Gladiator. O, stellte sich ein Mann an unsre Spitze!
Fünfter Gladiator. Wie wollt' ich mich so glühend rächen! jeden
Von meinen Seufzern sollte mir mit Wucher
Das Todesröcheln eines Römers zahlen!
Sechster Gladiator. Beim Wodan, ihre Mütter sollten heulen,
Wie meine weinte, als man mich von ihr riß.
Siebenter Gladiator. Und auf den Trümmern Romas küßten wir
Die Römermädchen, die uns jetzt verachten.
Achter Gladiator. Und all die Betten, Schüsseln, Trinkgeschirre
Und all das Gold und all die schönen Kleider,
's ist alles unser, wenn wir klug sind, Brüder!
Neunter Gladiator. Und heimgezogen dann in unsre Wälder,
Falernerwein aus Römerschädeln zechen.
Zehnter Gladiator. Und schmausen, Brüder, jeder Tag ein Fest!
Zweiter Gladiator. So viel Gestalten, als es Menschen gibt,
Hat Freiheit: einem ist Geliebte sie,
In deren Anschaun er sich selig fühlt,
Dem andern eine rasende Mänade,
An deren Seit' er sich im Schlamme wälzt.

Robert, Herzog von der Normandie.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Den 31. Mai 1808.

Personen:

Heinrich I., König von England.
Robert, Herzog von der Normandie, sein Bruder.
Sibille, dessen Gemahlin.
Wilhelm, sein Sohn.
Etienne de Blois, Heinrichs Neffe.
Robert von Belesme,
Wilhelm, Graf von Mortaigne,
Roger, Graf von Lankaster,
Norton,
Montgommery,
Needham,
} Feldherren Roberts.
Walter von Lacy,
Heinrich von Hereford,
Wilhelm von Fizesborne,
} Heinrichs Feldherren.
Odo, ein Minstrel.
Godfried, Roberts Stallmeister.
Golo, Blois' Knecht.
Hauptleute. Soldaten. Kammerfrauen der Herzogin.

Erster Aufzug.

Saal im Schlosse zu Donteau.

Erster Auftritt.

Mortaigne. Lankaster. Norton.

(Vor ihnen ein Tisch mit Bechern).

Mortaigne (hebt den Becher hoch). Alle Krieger!
Lankaster.
Norton. } Sollen leben! (Trinken.)
Mortaigne (wirft sich in einen Stuhl) Wir führen doch, im Grunde betrachtet, ein verdammtes Leben in dem Neste da! — Den Feind vor der Nase, und dürfen nicht dreinschlagen!

Lankaster. Seit drei Tagen nicht eines halben Schillings Wert gegessen, und der Wein wird nachgerade auch schon alle.

Norton. Das Volk läuft haufenweise zum Feinde hinüber! — Wie doch all das enden mag!

Mortaigne. Ei was enden! — Ums Enden bangt mir nicht. Wenn wir nur einmal anfingen!

(Schlägt an sein Schwert).

Norton. Am Ende kömmt's doch auf das hinaus, wir mögen es nun anfangen, wie wir wollen!

Lankaster. Wenn nicht etwa Unterhandlungen —

Mortaigne. Warum nicht gar!

Lankaster. Daß ihr Leute doch alle glaubt, nur das Schwert könne entscheiden!

Mortaigne. Ganz recht, das glaub' ich auch, und darum ärgert's mich gewaltig, daß der Herr den Belesme zu Heinrichen gesendet hat.

Norton. Wie, der Belesme ist zum König!

Mortaigne. Nicht anders! — Es ist zum Teufelholen.

Lankaster. Gott sei gelobt, daß meine Vorstellungen gefruchtet haben!

Mortaigne. Ja, hat sich wohl! Eure Vorstellungen! Ganz etwas anders ist es, was den Herzog bewogen hat.

Lankaster. Nu?

Mortaigne. Ich ritt mit dem Herzog gestern durch die Stadt, um die Kriegsknechte zu mustern. Wir nun reiten über den Marktplatz, da hören wir plötzlich ein Geschrei, wir sprengen hin, da sehen wir einen Haufen Bettelweiber, die bleich und abgezehrt um die Stücke eines toten Hundes sich zanken. Hu, mir graust, wenn ich dran denke!

(Trinkt.)

Norton. Und der Herzog?

Mortaigne. Der Herzog faltete die Hände, sah gen Himmel und die hellen Tränen liefen ihm über die Backen. Er befahl, daß den Weibern Brot gereicht werden sollte, und teilte es selbst unter die Wimmernden aus. „Nein, gutes, treues Volk!" rief er, „du sollst nicht länger um meinetwillen leiden! Verlaßt euch auf mich!" rief er den Leuten, die herbeigelaufen waren, zu, „morgen sollt ihr Brot die Fülle haben und sollt ich jedes Stück mit einem Tropfen meines Blutes bezahlen." So sprach er und sprengte fort, daß die Funken stoben. Kaum war er in die Burg zurückgekehrt, so lies er den Belesme rufen und schloß sich mit ihm gegen zwei Stunden ein. Um elf Uhr abends öffnete sich endlich die Türe des Schlafzimmers, und Belesme trat ganz verstört heraus, wischte sich die Tränen aus den Augen und sagte zu mir, als ich ihn fragte, was es gebe: „Der arme Herr, es wird ihm das Leben kosten!" Es

wurden sogleich Pferde gesattelt, und der Alte jagte zum Tore hinaus, dem Lager zu.

Lankaster. Was nun wohl geschehen wird?
Norton. Ein Vergleich, vermutlich!
Mortaigne (lacht verbissen). Ha, ha, ha! (Trinkt.)
Lankaster. Was soll man anders tun bei diesen Umständen?
Mortaigne. Fechten!
Lankaster. Es ist nichts anzufangen mit dem Bären!
Norton. Er mag eben so unrecht nicht haben.
Mortaigne. Kennst du die Fabel vom Wolf und vom Storche?
Lankaster. Possen!
Mortaigne. Nichts weniger als das! Hör einmal, Roger, glaubst du wohl, daß der Storch seinen Kopf zum zweitenmal in einem ähnlichen Fall der Willkür des Räubers überlassen hätte!

Lankaster. Wozu dies alles?
Mortaigne. Ich bitte dich, Roger, gib Antwort!
Lankaster. Nun denn, nein, ich glaube es nicht!
Mortaigne. Aber wenn der Wolf heilig versprochen hätte, ihn nicht zu verletzen?

Lankaster. Kann man auf die Versprechungen eines Treulosen bauen!

Mortaigne. Sollen wir denn also nicht ebenso klug sein als der Storch? — Hat nicht König Heinrich mit eigner Hand die Verpfändungsurkunde für die Normandie unterzeichnet und behauptet doch nun, sie gekauft zu haben! — Sollu wir dem Manne, der uns schon einmal hintergangen, noch einmal unser Glück und vielleicht sogar unser Leben in die Hände liefern?

Lankaster. So arg wird's wohl nicht sein!
Mortaigne. Glaubst du, um diesen Fleck Landes, den wir ohnehin nicht Macht genug haben zu besetzen, zu erobern, habe König Heinrich ein so großes Kriegsheer aufgebracht? Freund, glaube mir, nicht schlagen will Heinrich Roberten, nicht hinaustreiben aus den Ländern, die sein rechtmäßiges Eigentum sind, er fürchtet die Liebe der Engländer gegen Robert, sein Recht, seine Tapferkeit! Fangen will er ihn; und kann dies wohl auf eine leichtere Art geschehen, als durch einen leeren Federzug?

Norton. Beim heiligen Georg, er hat recht!
Lankaster. Wenn es so wäre!
Mortaigne. Es ist so! — Doch weg damit! — Kommt, laßt uns trinken! — Unser Robert!
Lankaster.
Norton. } Er lebe!

Mortaigne. Sollte man ihm doch fast wünschen zu sterben. Nicht einen frohen Tag hatte er, seit er aus Palästina zurückkam.

Lankaster. Unter uns, Brüder! Die Reise nach dem gelobten Lande war eben das Klügste nicht, was der Herzog hätte tun können!

Mortaigne. Freilich wohl, wenn man's so besieht mit den Augen der kalten Überlegung, wie du; aber Robert, ein feuriger Jüngling, mit einer bis zur Schwärmerei lebhaften Einbildungskraft und Empfindung, voll Durst nach Ehre und Ruhm, von seinem Vater gehaßt, aus seinem Vaterlande fast verbannt, wer mag ihn wohl verdammen, daß er diesen Schritt, den gefährlichsten von allen, tat?

Lankaster. Und dann vollends die Verpfändung seines Landes an Heinrichen!

Mortaigne. Das war gefehlt, sehr gefehlt! Aber du kennst ja Roberten. Wenn etwas seine Phantasie beschäftigt, Ruhm und Ehre verspricht, dann führt er es aus und wenn es ihm zehn Herzogtümer kosten sollte.

Lankaster. Jawohl, und das ist nicht gut!

Mortaigne. Du hättest nicht so gehandelt, und ich — vielleicht auch nicht, aber dafür sind wir auch keine Roberte.

Lankaster. Du glaubst also wohl gar, daß er recht getan hatte!

Mortaigne. Gott behüte! — Aber es ist geschehen und uns geziemt es nicht, die Handlungen unseres Herrn zu meistern!

(Hufschlag im Hofe.)

Norton. Ha, was ist das?

Mortaigne. Was gibt's!

(Setzt den Becher weg und steht auf.)

Lankaster (am Fenster). Der Needham reitet ein!

Mortaigne. Teufel auch! Der ist eilig!

Lankaster. Vermutlich schlimme Nachrichten!

Mortaigne. In Gottes Namen!

(Trinkt.)

Zweiter Auftritt.

Needham. Die Vorigen.

Norton. Willkommen, Needham, was gibt's?

Needham. Die Vorposten melden, daß sich die Reiterei des Feindes in Bewegung setze!

Mortaigne. Gottlob, doch einmal Ernst!

Lankaster. Wie mögt Ihr doch so schwatzen!

Mortaigne. Je nu, geschlagen muß einmal werden, und da ist's denn doch besser, ich fechte jetzt, da ich noch Kraft in den

Armen habe, als nach einigen Tagen, wo schon der Hunger an meinem Leben nagt! — Unsere Vorräte sind alle!

Needham. Es wird einen heißen Tag geben!

Mortaigne. Vermutlich.

(Er steht auf und gürtet sein Schwert, das auf dem Tische lag, um.)

Needham. Wo ist der Herzog?

Norton. Hier nebenan, im Zimmer.

Needham. Wer ist bei ihm?

Norton. Sein Schreiber.

Needham. Auf Wiedersehen!

(Ab.)

Dritter Auftritt.

Vorige ohne Needham. Bald darauf Montgommery und mehrere Ritter.

Mortaigne. Kommt, Brüder, laßt uns noch eins trinken!

(Norton und Lankaster trinken und gürten dann ebenfalls ihre Schwerter um.)

Lankaster. Heinrichs Heer ist stark.

Mortaigne. So sagt man.

Lankaster. Das unsere hat sehr abgenommen.

Mortaigne. Das weiß ich.

(Die Szene hindurch gehen immer Ritter über das Theater in das Kabinett des Herzogs.)

Norton. Was es nur geben mag! — Boten über Boten!

Mortaigne. (ruft einen der Durchgehenden an). Herr Ritter!

Der Ritter. Edler Herr!

Mortaigne. Ist etwas Wichtiges vorgefallen? Was bringt Ihr für Nachricht?

Der Ritter. Ich stand auf der äußersten Feldwache. Wir sind zurückgedrängt.

Mortaigne. Teufel!

Lankaster. Wie, und noch ist nicht einmal Belesme zurück?

Mortaigne. Der Wolf und der Storch!

Montgommery. Ist der Herzog hier? — Wir sind verraten!

Norton. Oho!

Montgommery. Tausend von Euren Reitern, Mortaigne, sind zum Feinde übergegangen!

Mortaigne. Da soll ja der Teufel! —

(Will fort.)

Montgommery. Bleibt, es ist zu spät! — Man sieht kaum mehr den Staub ihrer Rosse!

Lankaster. Still, der Herzog!

Vierter Auftritt.

Robert. Needham. Vorige.

Robert (zu Needham). Ich kann es kaum glauben!
Montgommery. Gnädigster Herr!
Robert. Was? — Ah, seid Ihr es, Montgommery. Was bringt Ihr?
Montgommery. Die Vorposten sind zurückgedrängt, das Heer wird unruhig.
Robert. Und meine braven Normänner?
Montgommery. Haufenweise eilen sie dem Lager des Feindes zu!
Robert (er geht in den Vordergrund). Ich sehe es deutlich, das Schicksal will mit mir enden. Alles verläßt mich und ich stehe allein da mitten im Sturm des Unglücks! — Doch Mut — ich will wenigstens nicht als ein Schwächling enden!
Montgommery. Sie verlangen mit Ungestüm Lebensmittel!
Robert. Ich kann ihnen nicht helfen! — Es muß sich bald alles ändern — ich erwarte nur noch Belesme zurück.
Mortaigne. Verzeiht, edler Herr, von der Seite, fürchte ich, haben wir wenig zu hoffen!
Robert. Du bist zu mißtrauisch, guter Mortaigne!
Mortaigne. Und Ihr seid es zu wenig, mein Herzog!
Robert. Nicht doch! — Heinrich ist mein Bruder. Zwar liebte er mich nie; aber ich hoffe, er haßt mich auch nicht!
Mortaigne. Ich fürchte es!
(Ein Diener tritt ein und sagt Lankaster etwas ins Ohr.)
Robert (sagt unterdessen). Es soll noch alles besser werden, als du glaubst.
Lankaster. Edler Herr, man meldet soeben, daß Euer goldner Mundbecher und mehrere Kostbarkeiten vermißt werden.
Robert. Man soll nicht nachforschen, wer der Täter ist. Meine Leute leiden Not, und ich kann auch aus einer hölzernen Schale meinen Durst stillen.
Lankaster. Euer Leibknappe Walter wird zugleich vermißt und viele wollen gesehen haben, wie er auf Eurem Trotter dem Lager der Feinde zusprengte; auf ihn fällt der Verdacht!
Robert. Wie, Walter auch, mein treuer Walter? — Ich rettete ihm in Palästina das Leben, und auch er! — O, ich hätte mein Leben auf seine Treue gewettet! und auch er!
Lankaster. Der Wein, den er Euch morgens reichte, war vergiftet; Ihr trankt ihn nicht, er fürchtete, entdeckt zu werden, und entfloh.
Robert. Wie, was sagst du, vergiftet? vergiftet? Und das hätte Walter getan? Unmöglich! Ich kann's nicht glauben!
Lankaster (zuckt die Achseln).

Robert. Doch warum staune ich, kann ich von einem Fremden verlangen, daß er mir treu sei, da mein Bruder! — O Walter, Walter! du hast mein Herz tief verwundet; denn Undank schmerzt tief. — Auch mein Walter, dem ich das Leben rettete! So verläßt mich denn alles?

Mortaigne (halb unwillig). Herzog! —

Robert. Verzeiht, meine Freunde, verzeiht, ich habe böse Launen, ich habe wenig geschlafen und böse Träume beunruhigten mich, der Kopf ist mir so wüste! — Doch kommt, wir wollen fröhlich sein, wir wollen einmal dem Schicksal und seinen Helfershelfern trotzen, und uns einbilden, wir wären frei und glücklich! — Heda, Knappen, Wein her!

(Ein Knappe bringt einen Krug Wein.)

Robert. Schenk ein!

(Der Knappe schenkt allen ein, als er aber auf Mortaigne kommt, der der letzte steht, ist der Krug leer; er zuckt schweigend die Achseln und geht.)

Robert. Frohes Wiedersehen! Hier oder dort oben!

(Alle trinken bis auf Mortaigne.)

Alle. Frohes Wiedersehen!

Robert. Holla, Mortaigne, warum trinkst du nicht?

Mortaigne. Der Krug wollte nicht reichen!

Robert. Mortaigne darf nicht dürsten, wenn sein Herzog trinkt. Du hast so oft mit mir gefochten, nun sollst du auch mit mir trinken! — Knappe, Wein!

Knappe (zuckt die Achseln). Es war der letzte Krug!

Robert. Der letzte? — Das ist schlimm! — Doch dürsten sollst du nicht, Mortaigne. Gib mir deinen Becher!

(Mortaigne gibt ihm denselben, Robert füllt ihn aus seinem Becher halb mit Wein.)

Robert. Nimm, Kamerad, wir wollen redlich teilen, Leiden und Freuden! Ich ahnde, es geht mit beiden schon auf die Neige, wie mit unserm Wein!

Mortaigne (mit Tränen in den Augen). O, mein Herzog!

Robert. Pfui, Mortaigne! pfui, verdirb mir meine Freude nicht! — Ich sähe euch alle gern heiter! — Wer weiß, ob wir sobald wieder beisammen sind. Trinkt, Freunde! — Frohes Wiedersehen!

Lankaster (mit Tränen). Dort oben!

Robert (steht etwas heftig auf). Wer sprach das?

Lankaster. Ich, gnädigster Herr!

Robert. Wie es Gott gefällt! Hier noch oder dort oben! — Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf.

Mortaigne. Wir haben nur noch e i n e Hoffnung, und die ist in unsren Schwertern.

Robert. Es ist nicht so arg, als du glaubst!

Montgommery. Ich fürchte beinahe, gnädigster Herr! Der Feind nähert sich immer mehr der Stadt; wenn wir uns nicht

bald ihm entgegensetzen, so sind wir ohne Schwertstreich verloren.

Robert. Ich kann es kaum glauben! — Belesme ist noch nicht zurück?

Norton. Nein, edler Herr!

Robert. Und doch —

Mortaigne. O, die Buben!

Robert. Ich ließ meinem Bruder eine freundschaftliche Zusammenkunft vorschlagen.

Mortaigne. Es wird nichts nützen.

Robert. Ich tue, was die Bruder- und die Menschenpflicht von mir verlangt.

Mortaigne. Ihr tut mehr, gnädigster Herr, Ihr tut zu viel!

Robert. Wenn mein Bruder den Vorschlag annimmt, so hoffe ich, soll alles bald geendigt sein.

Mortaigne. Um des Himmels willen, geht nicht zu Eurem Bruder!

Robert. Mortaigne!

Lankaster. Hört, was er sagt, gnädiger Herr, geht nicht!

Robert. Wie, auch du, Roger, der du sonst immer zum Vergleich rietest?

Lankaster. Gott weiß es, daß ich nichts sehnlicher als Frieden und Aussöhnung wünsche; aber Verbrechen wäre es, zu einer solchen Zusammenkunft zu raten.

Robert. Und warum?

Lankaster. Gott im Himmel, habt Ihr schon vergessen, das Gift! —

Robert. Wie kommt das Gift hieher?

Lankaster. Wenn Euer Bruder niedrig genug dachte, Euch durch Gift! —

Robert. Schweig!

Lankaster. Verzeiht, gnädiger Herr, ich muß reden!

Robert. Schweig! sage ich! (Lankaster beugt sich und tritt zurück.) König Heinrich ist kein Meuchelmörder.

Montgommery. Aber aller Anschein! —

Robert. Und wenn Heinrich selbst den Giftbecher mir gereicht hätte, würde ich ihm die Schuld nicht beimessen. Mein Bruder hat ein Schwert, er braucht kein Gift!

Mortaigne. Gnädigster Herr, durch zwei Jahre habe ich an Eurer Seite gefochten, Ihr wißt es, ob ich je zitterte, ich habe dem Tod ins Auge geblickt und zagte nicht, aber itzt fürchte ich alles! Geht nicht zu Heinrichen!

Robert. Sind alle meine Krieger Memmen geworden?

Mortaigne. Führt uns gegen den Feind, nach der Schlacht sprecht Ihr gewiß nicht wieder so!

Robert. Es wäre Unsinn, unter den Umständen zu schlagen. Meine Leute sind abgemattet!

Mortaigne. O wir haben noch Kräfte genug, den tückischen Wolf in sein Inselreich zurückzujagen, und vielleicht etwas weiter noch!

Robert (streng). Mortaigne!

Mortaigne. Gnädigster Herr!

Robert. Ich befehle dir, zu schweigen! — Heinrich ist mein Bruder!

Mortaigne. Ihr befehlt es und ich schweige, aber, bei Gott, nur darum, weil Ihr es befehlt!

Robert. Glaube mir, Mortaigne ich bin nicht so leichtgläubig, als du meinst; mein Bruder soll mich nicht überlisten, wie er es einst getan. Ich will vorsichtiger sein. Nur dann erst, wenn er mir freies Geleit zugeschworen, mag die Unterredung vor sich gehen! — Ich weiß es, Heinrich liebt mich nicht; denn er fürchtet in mir einen Nebenbuhler um den Thron Englands, darum verfolgte er mich bisher; um mich nicht zu mächtig werden zu lassen, wollte er mir meine Normandie entreißen. Furcht und Ehrgeiz ist die Triebfeder seiner Handlungen. Aber er mag ruhig sein, von mir hat er nichts zu befürchten: willig entsage ich der Krone, die mein Vater trug; denn die Ehre, König von England zu sein, hat für mich keinen Reiz.

Mortaigne. Ihr seid Wilhelms erstgeborner Sohn!

Robert. Ja, und was weiter?

Mortaigne. Habt daher das meiste Recht auf Englands Krone.

Robert. Und wie, wenn ich dies mein Recht nicht geltend machen wollte?

Mortaigne. Heinrich hat Euch die Krone gestohlen.

Robert. Du magst so ganz unrecht eben nicht haben, aber er mag sie behalten.

Mortaigne. Herr, ich kenne Euch nicht mehr!

Robert. O, daß du mich je anders kennen mußtest! — Ich will dieses verhaßte England nicht mehr betreten, aus dem mein Vater mich stieß; ich will die Krone nicht auf mein Haupt setzen, die mein Vater mir entzog! Laß mich ruhig und zufrieden in meiner schönen Normandie! Das wilde Feuer der Jugend ist verraucht; laß mich mein Leben genießen, laß mir Ruhe, ich habe sie so lange entbehrt!

Mortaigne. Und Heinrich?

Robert. Bleibe König! Soll ich mich noch einmal hineinstürzen in den tobenden Strudel der Welt, soll ich Brittanniens Fluren mit Blut düngen, um eine Frucht zu pflücken, die mir verhaßt ist!

Mortaigne. Einst dachtet Ihr anders!

Robert. Ja, ich dachte einst anders, in meiner frohen Jugend; aber diese Bilder sind entflohn und ich sehne mich nach Ruhe, nach Ruhe an der Seite meines Weibes, in den Armen meines Sohnes, in der Mitte meiner Untertanen. Ich habe meinem Bruder Wilhelm geschworen, nie nach der Krone zu greifen, und ich halte meinen Schwur. Soll ich den Eid brechen, den ich in meines Vaters sterbende Hände legte? Ich schwor, der Krone Englands zu entsagen, und wenn die ganze Hölle durch meines besten Freundes Mund mir zuriefe: „Greif zu!" ich würde eher sterben, als meine Hand nach meines Bruders Gut ausstrecken. Heinrich gönne mir den ruhigen Besitz dieses Landes und er mag in England ruhig auf seiner Königsburg schlafen, ich störe ihn nicht!

(Getümmel hinter der Scene.)

Robert. Was bedeutet der Lärmen? Sehe doch einer was es gibt?

(Norton geht.)

Robert. Die Entscheidung naht!

Norton (kommt). Sir Robert Belesme ist zurückgekehrt.

Robert. Gott sei Dank!

Fünfter Auftritt.

Belesme. Vorige.

Robert (ihm entgegen). Glück oder Unglück?

Belesme. Beides! Wie man's nimmt. Meine Botschaft fiel glücklich aus, glücklicher, als ich dachte, und doch kann ich von Glück nichts sagen. Hier, lest dies Schreiben!

Robert. Von meinem Bruder?

Belesme. Vom König Heinrich.

Robert (liest).

Lankaster. Wie benahm sich der König?

Belesme. Sehr gnädig, zu gnädig fast.

Mortaigne. Das ist schlimm! Wenn Heinrich alles verspricht, will er gewöhnlich nichts halten.

Belesme (legt den Finger auf den Mund).

Robert. Ich danke dir, Belesme, du hast mir einen sehr großen Dienst geleistet. Heinrich ist nachgiebiger, als ich dachte. Er bewilligt die Zusammenkunft und gibt ein sicheres Geleit. — Nun bin ich wieder ruhig!

(Er versinkt in düstres Nachdenken.)

Norton. Seht, wie er traurig zur Erde blickt!

Lankaster. Sein argloses Herz kämpft mit Ahndungen.

Robert (wie im Traume). Der Friede ist eine schöne Himmelsgabe: wo seine milden Strahlen glänzen, grünt Zufriedenheit

und Freude. Mein armes Land hat ihn lang entbehrt, es ist zur Einöde geworden, und doch hat es ihn nicht errungen. Das ist hart, sehr hart!

(Er versinkt wieder in tiefes Nachdenken.)

Belesme. Der Herzog spricht mit sich selbst!

Lankaster. Er kömmt mir überhaupt heute so sonderbar vor.

Robert. Laßt mein Pferd satteln, wir wollen fort.

Mortaigne. Wohin, gnädigster Herr?

Robert. Ins Lager zu meinem Bruder!

Belesme. Ihr wollt also wirklich? —

Robert. Mein treues Volk verhungert, und du fragst noch, ob ich will!

Mortaigne. Ich ahnde Verrätereil

Robert. Heinrich war mir immer mehr geneigt in meines Vaters Hause, als Wilhelm; er ist so böse nicht, als Ihr denkt. Mein Zorn dem, der davon noch ein Wort spricht! Ihr wißt nicht, was Ihr redet. Es steht mir keine Wahl frei, ich muß entweder fechten oder zu Heinrichen gehn.

Mortaigne. Fechtet! Die gerechte Sache siegt!

Robert. Wieviel Knechte sind mir noch treu?

Mortaigne. Kaum zweitausend.

Robert. Und wie stark ist Heinrichs Heer?

Mortaigne. Nahe an die sechstausend, aber mein Wort, wir schlagen uns durch.

Robert. Schwärme nicht, Freund, die Zeiten der Wunder sind vorbei! — Ich habe keinen Ausweg, ich muß in Heinrichs Lager. Zaudre ich noch lange, so muß ich mich auf Gnad' und Ungnade ergeben, und lieber sterben, als das! — Glaubt nicht, daß ich den Kampf vermeide, weil ich den Tod scheue; er war mir immer willkommen im Streit für die gerechte Sache; aber mein Volk hat schon zu lange für mich gelitten, um meiner Launen willen soll auch nicht ein Troßbube umkommen! — Haltet euch fertig, wir ziehn ins Lager.

(Er wirft sich in einen Stuhl, die übrigen ziehn sich in den Hintergrund zurück.)

Robert. Ja, so ist's beschlossen! Ich ziehe hin zu Heinrichen. (Er bleibt nachdenkend stehen.) Aber werde ich auch wiederkehren? Wenn es wahr wäre, was meine Getreuen glauben und was selbst mein Herz ahndet; wenn Heinrich zum Verräter würde! — Nein, nimmermehr, ich kann's nicht glauben, es ist unmöglich; so undankbar ist kein menschliches Wesen. Wer war es, der ihn vor seines Bruders Wilhelm Grausamkeit sicherte, der ihn immer liebte, jede Freude gern mit ihm teilte? kann er seinen Robert in so kurzer Zeit ganz vergessen haben, könnte er treulos genug sein? — Nein, ich mag ihn gar nicht

denken, den schrecklichen Gedanken! Es ist unmöglich! (Er wendet sich zu dem Gefolge.) Laßt satteln!

Belesme. Gnädigster Herr, ich bin ein alter, treuer Diener, von Kindheit auf Euch zugetan. Ich zog durch meine Ergebenheit zu Euch den Haß Eures Vaters und Eures Bruders auf mich, ich folgte Euch auf der gefährlichen Reise ins gelobte Land, war immer an Eurer Seite, trug Mangel und Not mit Euch, und immer schlug ich jede Belohnung, die Ihr mir anbotet aus. Ich stehe nun vor Euch, den Lohn für alle meine Euch geleisteten Dienste zu begehren!

Robert. Fordre, Freund, fordre!

Belesme. Laßt mich reden!

Robert. Verlange etwas andres, Robert!

Belesme. Gewährt mir meine Bitte!

Robert. Rede!

Belesme. Euer Vater entzog Euch den Thron, der nach dem Rechte der Erstgeburt Euch gebührte, und gab ihn Eurem jüngern Bruder Wilhelm. Ihr tatet, was ein guter Sohn tun soll und muß, Ihr ehrtet Eures Vaters Willen und ließet Eurem Bruder das Reich. Wilhelm starb und Heinrich, Euer dritter Bruder, setzte die Krone, die Euch gebührte, sich aufs Haupt. Nun beschloßt Ihr, Eure Rechte auf England geltend zu machen. Ihr kehrtet aus Palästina zurück und kamt nach der Normandie. Euer Bruder fürchtete Euch, kam Euch heuchelnd entgegen, und zu großmütig entsagtet Ihr der Krone und zogt Euch zurück in Euer Herzogtum. Kaum wart Ihr entfernt, so sammelte Heinrich eine große Macht, drang in Euer Land und verwüstete es ringsumher. Was kann wohl seine Absicht sein?

Robert. Weiß ich es?

Belesme. Ja, Ihr wißt es, wißt es, so wie jeder von uns es weiß. Sein unersättlicher Geiz ist mit England nicht zufrieden, er will Euch auch das wenige, das Eure Großmut sich vorbehielt, entreißen; ihm gelüstet nach Eurer Normandie.

Robert. Ich will es zugeben; was folgt weiter daraus?

Belesme. Die Folge ist deutlich. Heinrich ladet Euch zu einer Zusammenkunft, man nimmt Euch gefangen, und die Normandie ist sein!

Robert. Du vergißt, was mir Heinrich zu danken hat!

Belesme. Auch er hat es vergessen!

Robert. Gewiß nicht, ich kenne Heinrichs Denkungsart, sein Herz ist gut.

Belesme. Als Knabe war er nicht ganz schlimm!

Robert. Er war gut.

Belesme. Doch er hat sich schrecklich geändert. Ich fürchte —

Robert (nimmt ihn bei der Hand und führt ihn vor). Glaubst du denn wirklich, ich sei so ganz blind, daß ich nicht einmal Verdacht gefaßt hätte? Ich glaube wohl, daß man mich zu überlisten suchen wird, aber bis zum Verrat läßt sich Heinrich nicht herab. Und nun, bitt' ich dich, schweige, sonst steckt deine Ängstlichkeit meine wenigen Getreuen an. (Laut.) Mein Entschluß ist gefaßt, ich gehe ins Lager!

Mortaigne. Es war meine Pflicht, Euch abzuraten, als Ihr noch wanktet; aber nun seid Ihr entschlossen, ich schweige und bitte um Erlaubnis, Euch begleiten zu dürfen.

Lankaster. Auch ich wollte die nämliche Bitte tun.

Montgommery. Mein Wunsch —

Robert. Verzeiht, edle Herren, daß ich euch den Wunsch nicht gewähren kann. Ich muß, während ich bei Heinrichen bin, meine Leute bewährten Männern anvertrauen, ihr müßt zurückbleiben.

Mortaigne. Gedenkt, was Ihr mir einst im gelobten Land versprachet. Ihr wollet Euch nie von mir trennen, sagtet Ihr, selbst im Tode nicht.

Robert. Erlaß mir das Versprechen, ich bitte dich, Mortaigne.

Mortaigne. Nur auf diesem schweren Ritte laßt mich Euch noch begleiten, wer weiß, ob ich es je wieder kann!

Robert. Nun wohl denn, Mortaigne, du sollst mich begleiten, du und zwei Knappen.

Lankaster. Nicht mehr Begleitung nehmt Ihr mit Euch?

Robert. Nein. Ich gehe nicht zu einem Feinde, ich gehe zu meinem Bruder. Ich will nicht, daß auch nur der geringste Schatten von Verdacht im Herzen meines Bruders Wurzel fassen soll. Indes gehabt euch wohl, ihr Herren, wir sehen uns bald wieder.

(Die Ritter verbeugen sich und gehen ab.)

Robert. Norton!

Norton. Gnädigster Herr!

Robert. Ruft mir doch die Herzogin!

(Norton ab.)

Sechster Auftritt.

Robert (allein). (Er geht nachdenkend auf und nieder, dann:) Das Los ist geworfen! Die Würfel liegen! Bald ist er getan, der große Schritt, den kein Gott mehr ungeschehen machen kann! — Noch ist's Zeit, noch kann ich zurücktreten, noch steht es mir frei, mit den Waffen in der Hand zu sterben, und niemand kann mich tadeln, wenn ich's tue; aber wie ich

eintrete ins Lager meines Bruders, bin ich auf ewig gebunden, und keine Macht der Erde kann mich retten! — Unterwerfung schreckliches Wort, es tönt mir grell in die Ohren, wie der Posaunenschall des Gerichtes dem Missetäter! Ha, Robert, ist es so weit mit dir gekommen, daß du einem Heinrich dich unterwerfen mußt! Unterwerfen? Muß — Nein, es ist nicht möglich, ich kann es nicht, mein ganzes Wesen lehnt sich auf gegen diese zwei Worte und siedend wallt mir das Blut in den Adern bei ihrem Schalle. — Dahin also führte mich all mein Streben nach Ruhm und Größe; als Sklave Heinrichs soll ich die schöne Laufbahn enden, die ich als Held betreten; Wilhelms erstgeborner Sohn soll sich vor seinem Bruder beugen und demütig als Vasall das Szepter küssen, das man ihm gestohlen? Nein, eh sollen Englands Städte in rauchendem Schutt versinken, eh soll seine Fluren das Blut von tausenden erschlagener Bürger überschwemmen, eh Robert sich unterwirft! Als freier Fürst ward ich geboren, frei will ich sterben in meinem Lande. Bin ich denn ein Bettler, daß mir dieser übermütige Heinrich Gesetze vorschreibt; bin ich denn ein Bastard, daß man mich ausschließt von dem Erbteile meines Vaters! Genügt dem Stolzen nicht die Krone Englands, die er bübisch mir gestohlen; streckt er auch noch die freche Hand nach diesem kleinen Ländchen aus, nach dem einzigen, was ich habe? Ist es ihm nicht genug, mich so weit herabgebracht zu haben, daß meine Leute sich nicht einmal satt essen können, verlangt er noch Unterwerfung! Nein, nimmermehr, eh den Tod als Unterwerfung! (Er geht einige Augenblicke umher und tritt dann ans Fenster.) Wie es da liegt, das schöne, heitre Land, von den Strahlen der Morgensonne beleuchtet, so schön und doch so unglücklich! — Unglücklich? Unglücklich durch mich! Ha, schrecklicher Gedanke, durch mich! Um meinetwillen sind sie verwüstet, die schönen Fluren, um meinetwillen rauchen die herrlichen Städte, um meinetwillen wimmern hungernd seine Bewohner und zanken sich um tote Hunde! — Ha, verdammtes Bild! — Da stehn sie vor meinen Augen, wie sie sich die blutigen Stücke aus den Händen reißen, sie wimmern um Brot! Bin ich allmächtig, bin ich ein Gott? Ich bin nur ein schwacher Mensch, ich tue, was ich kann. Ihr schüttelt den Kopf, ihr hebt die Augen zum Himmel, ihr weint? — Bei Gott, ihr sollt nicht länger über mich weinen. Ich gehe zu Heinrichen! — Aber Unterwerfung? Wie, soll dies leere Wort mich abschrecken, zu tun, was meine Pflicht fordert? — Meine Untertanen haben für mich gelitten, geblutet, und ich habe nicht Mut genug, einen unseligen Stolz ihnen zu opfern, ihnen, die mir ihr Wohl, ihr Leben

willig zum Opfer brachten? O, ich verachte mich selbst, daß ich nur einen Augenblick wanken konnte! Mein Heer hungert, mein Volk schmachtet, und ich zaudre, sie zu retten? Was versprach ich gestern den weinenden Bürgern? Ihr sollt Brot die Fülle haben, sprach ich, und so wahr mir Gott helfe, es soll niemand sein, der den Herzog von der Normandie einer Unwahrheit zeihen kann. Freut Euch, Bürger, euer Herzog verläßt euch nicht. — Heda, Knappe! (Ein Knappe tritt ein.) Schnell die Rosse, ich reite ins Lager!

Siebenter Auftritt.

Sibille. Robert.

Sibille (die das Vorige gehört hat). Ihr wollt uns schon wieder verlassen, Herzog?

Robert. Ich muß, teures Weib! — Ich ziehe ins Lager des Königs.

Sibille. Gerechter Gott! zu Heinrichen?

Robert. Befremdet Euch das?

Sibille. Zu Heinrichen, der Euch schon zweimal verriet, der Euch haßt, der stets auf Euer Verderben sinnt!

Robert. Auch Ihr quält mich mit ängstlichen Besorgnissen!

Sibille. Ja, Herzog, ich ahnde schreckliche Dinge! Heinrich ist ein Verräter, man sucht dich in die Falle zu locken, man will dich gefangen nehmen! — Robert, um meiner Liebe, um deines Kindes willen, geh nicht zu Heinrichen!

Robert. Gutes Weib, du siehst Gespenster! Heinrich hat freies Geleit versprochen; ich bin sicher!

Sibille. Und du traust seinem Versprechen?

Robert. Soll ich nicht, er ist ein Mann und König!

Sibille. O, Heinrich würde hundert Eide brechen, wenn er damit die geringste Stadt deines Landes erhalten könnte. Um Gottes willen, Robert sei vorsichtig; Vorsicht ist die Tochter der Klugheit.

Robert. Nur schade, daß sie gar so leicht der Mutter über den Kopf wächst. Sei ruhig, teures Weib, sieh, ich bin es auch!

Sibille. O, du bist es, weil dein arglosses Herz zurückschaudert vor der Verächtlichkeit eines Betruges, weil du glaubst, jedermann fühle wie du; aber bei Gott, du täuschest dich, und weh der Welt und ihren Bewohnern, daß du dich täuschest! — Siehst du nicht, wie dieser Wolf gierig nach Beute brüllt und unersättlich verschlingt, was sich ihm naht! Er will wachsen, hinaufklimmen zum Gipfel der Größe, und glaubst du, er werde sich bedenken, den Leichnam seines Bruders zum ersten

Staffel zu machen? — Du stehst seiner Größe im Wege, er fürchtet in dir einen Nebenbuhler und haßt in dir einen Feind du kennst Heinrichs Herz und zweifelst, daß er nach deinem Blute lechzt. Robert, sieh mich zu deinen Füßen — geh nicht in Heinrichs Lager!

Robert. Steh auf, Weib! — (Er geht auf und nieder). Sonderbar; ihre Worte ergreifen mich, mein Herz pocht unruhig! — Wenn sie recht hätte, Robert, wenn sie recht hätte? — Doch nein, es ist nicht möglich, Felsen stürzen, Welten vergehen, aber Fürstenwort trotzt der Unmöglichkeit! — Leb wohl, teures Weib, ich muß fort! —

Sibille. Robert, bleib, um Gottes willen bleib! (Sie umschlingt ihn.) Gatte, Vater, bleib; dein Weib fleht, dein unmündiges Kind ruft dir zu, bleib, bleib!

Robert. Du folterst mein Herz!

Sibille. Ich will es bestürmen, dies edle Herz, bis die sanften Gefühle der Gatten- und Vaterliebe wieder aufwachen, die ein Mund mit glatten Worten eingeschläfert. Robert, gedenke deines Kinds, gedenke deines Wilhelms!

Robert. Weib, was machst du aus mir?

Sibille (eilt schnell in ein Seitengemach).

Robert. He, was soll das? — Sie hat mich weich gemacht! — Dunkle Ahndungen steigen empor aus der Tiefe des Herzens wie mitternächtliche Geister aus der Nacht des Grabes; wenn Heinrich vergäße, was er mir geschworen, wenn er — ha, welch ein schadenfroher Teufel haucht mir Mißtrauen gegen den Bruder in die ruhige Brust? — Weiche von mir, Satan! — Ich baue auf felsenfesten Grund, ich baue auf Fürstenwort!

Sibille (kehrt zurück mit dem kleinen Wilhelm). Sieh Vater, sieh deinen Sohn!

Wilhelm. Vater!

Robert. Wilhelm, mein Wilhelm! (Er nimmt ihn von der Erde auf und küßt ihn.) Gutes, armes Kind! — Arm? Arm? (Er setzt den Knaben nieder.) Ich kann ihn nicht los werden, den schrecklichen Gedanken! — Wenn Heinrich — Weg damit! — Fürstenwort und Fürstentreue!

Sibille. Geh hin, Knabe, knie nieder vor deinem Vater und bitte ihn, er möge dich nicht verlassen!

Wilhelm. Vater will mich verlassen! O, (er kniet nieder) Vater, verlaß mich nicht! — Was hat dir Wilhelm getan, daß du ihn von dir stoßen willst!

Robert. Hör auf, Knabe, du brichst mir das Herz!

Wilhelm. Ich will artig sein und fromm, nur bleibe bei mir!

Robert (in heftigem Kampf). Knabe, steh auf! — Steh auf, sage ich!

Wilhelm (läuft weinend zu seiner Mutter). Der Vater zürnt!

Sibille. Wie, rührt selbst das Flehen des unschuldigen Kindes dein sonst so weiches Herz nicht? Kannst du meinen Schmerz, kannst du des Kindes Tränen gefühllos sehen!

Robert. Du weißt nicht, was du begehrst!

Sibille. Dein guter Geist spricht durch meinen Mund! Ich lasse dich nicht! — Deine Untertanen! —

Robert. Ha, meine Untertanen! Weib, du erinnerst mich zur rechten Zeit! Meine Untertanen hungern, mein ist die Pflicht, ihnen zu helfen!

Sibille. Sieh meine Tränen!

Robert. Auch mein Volk weint! Laß mich!

Sibille. Ich lasse dich nicht von hinnen!

Robert. Weib, ich will!

Sibille. O, so ist denn alles verloren!

Robert. Du bist ein gutes Weib, ein sehr gutes Weib, aber doch nur ein Weib, du kannst mich nicht fassen!

Sibille. Gott weiß es, ich fasse dich nicht!

Robert. Drum laß mich! Der Mann prüft und handelt!

Sibille. Und das Weib, das arme schwache Weib?

Robert. Gehorcht und schweigt.

Sibille (mit Tränen). Ich — schweige!

Robert. Nicht so, gutes Weib, kränken wollte ich dich nicht! Sieh, gern wollt' ich tun, was du mir rätst; aber meine Pflicht verbeut es. Glaubst du denn, gern ginge ich in Heinrichs Lager, glaubst du, ich tue diesen Schritt so ruhig, als ich es scheine? O, du irrst dich sehr! Es hat mir viel, sehr viel gekostet, bis er gefaßt war, der schreckliche Entschluß, der wie eine giftvolle Schlange mit gefräßigem Zahn an der Ruhe meines Herzens nagt. Glaubst du, des Mannes fester Sinn ertrage leicht die Schmach der Unterwerfung, beuge sich ohne Kampf, ohne blutigen Kampf vor dem Mächtigen? — Alle Schrecknisse der Hölle sind meinem Herzen minder fürchterlich, als diese Demütigung vor dem Buben, der mir Englands Krone stahl! — Aber soll ich das Häufchen meiner noch übrigen Getreuen hinopfern, soll ich mein treues Volk dahinsterben sehen unter dem Schwerte der Barbaren und unter der Wut des Hungers? Soll ich die reichen Fluren dieses Landes zertreten sehn durch die Hufe englischer Pferde, meine Städte gen Himmel lodern unter den Händen dieser Mordbrenner? — Ich habe versprochen, meine Untertanen zu schützen, nicht sie meinem Stolze zu schlachten! — Ich unterwerfe mich!

Sibille. O Robert, glaube nicht, daß eitler Stolz es ist, was mich zwingt, diesen Schritt zu mißbilligen. Nicht verlang' ich zu herrschen als Fürstin über diese Lande; mein Herz ist für

einen Thron nicht geschaffen, innig sehnt es sich nach Ruhe, nach Frieden, nach Liebe; aber ich zittre nicht um deine Fürstenkrone, ich zittre nicht für dein Reich: ich zittre für deine Freiheit, ja, ich zittre für dein Leben!

Robert. Die Angst zaubert dir Schreckensgestalten vor die Augen.

Sibille. Nein, Robert, nein, nicht ich allein bin es, die dies fürchtet, deine rauhen Krieger, selbst der harte Mortaigne zittert für dich! — Komm mit mir, wirf den lästigen Purpur von dir, komm mit mir in mein schönes Italien, wo, unter einem milderen Himmel, die Brust sich freier hebt, wo dem frohen Herzen tausend neue ungekannte Freuden entgegensprossen, wo des Lebens seligster Genuß uns winkt! Es herrsche der wilde Heinrich in diesem rauhen, wildempörten Lande, wo in jedes Untertanen Blick Aufruhr uns droht, wo aus jedem Becher der Tod uns entgegenschäumt, aus jeder Schüssel mit gift'gem Hauche dampft, wo ein unmenschlicher Bruder gern seines Reiches Hälfte dem Manne gäbe, der des Herzogs blutend Haupt ihm darbrächte. Komm mit mir an meines Vaters Hof und lebe froh und ruhig im Arm der Liebe, bis auf welschem Boden an deines Weibes Seite ein spätes Alter sanft ins Grab dich senkt.

Robert. Du schwärmest, gutes Weib!

Sibille. Komm mit mir, Robert!

Robert. Mein teures Weib! Vergebens dringst du in mich. Ich kann nicht.

Sibille. Du kannst nicht?

Robert. Nein, bei Gott, ich kann nicht! Meine Diener haben ausgeharrt bei mir bis ans Ende, ich will sie nicht verlassen. Mein Volk hat mich froh aufgenommen, als ich allein und hilflos aus Palästina rückkehrte, hat mich, der ich nichts hatte als dich, meinen Arm, mein Schwert und wenige Freunde, gepflegt, gespeist, und ich schwöre es zu Gott, dem Allmächtigen, es soll nicht hungern! — Fasse dich, gutes Weib, und bete zu Gott, daß er dich stärke. Ich muß fort! —

(Trompeten.)

Sibille. Ha, was ist das?

Robert. Meine Getreuen rufen mich. Leb wohl, gutes Weib, wir sehn uns bald wieder!

Sibille. Du gehst?

Robert. Mein Schicksal ruft, und ich folge! Sibille, einen Kuß! Den Scheidekuß!

Sibille (umarmt ihn und stöhnt). Den letzten Kuß!

(Sie sinkt nieder, er fängt sie auf.)

Robert. Auch das noch! (Gen Himmel blickend.) Vater, deine Hand liegt schwer auf mir!

Achter Auftritt.

Belesme. Mortaigne. Lankaster. Norton. Montgommery. Odo. Gottfried. Ein Weib der Herzogin.

Belesme. Gnädigster Herr, die Pferde sind bereitet!

Robert. Ruft die Weiber meiner Herzogin!

Belesme. Was ist vorgefallen?

Robert. Ihr ist nicht wohl! — Gutes Weib, der Schlag war zu hart! — (Er küßt sie.) Leb wohl, vielleicht auf ewig! — Ha, schon wieder — ich kann es nicht zur Ruhe bringen, dies ahndende Gefühl! — Bringt sie auf ihr Zimmer. (Die Herzogin wird fortgebracht; Robert atmet tief auf.) So! — Nun gehöre ich ganz meinem Volke! — Doch — Odo, komm, und du, Gottfried. (Er führt beide in den Vordergrund.) Seht, Freunde, ich betrete nun einen seltsamen vielleicht gefährlichen Weg. Wer kennt Gottes Ratschlüsse? Mir kann leicht etwas begegnen — kurz, der Kluge sorgt, da es noch Zeit ist; drum, Gottfried, nimm meinen Sohn (das Heer des Feindes wird sich von der Stadt zurückziehn, wenn ich ins Lager reite), und eile mit ihm ans Ufer des Meeres, schiffe dich ein und bringe ihn zum Grafen von Conversano, dem Vater meines Weibes! doch sei klug und vorsichtig.

Gottfried. Doch Herr, verzeiht, wozu?

Robert. Schweige und gehorche? Der Knabe soll nicht in diesem unruhigen Lande bleiben, auch war es schon lange seiner Mutter Wunsch. Also geh und halte dich reisefertig, du gehst zugleich mit mir ab.

Gottfried (beugt sich und tritt zurück).

Robert (zu Odo). Dir, altem treuen Diener, vertraue ich das Köstlichste, was ich habe, mein Weib. Führe sie zu meinem Freunde Bellanble, sein Schloß ist bisher von den Engländern unbesetzt geblieben, und gib ihm diese wenigen Zeilen (Er setzt sich an den Tisch und schreibt wenige Worte in ein Taschenbuch, das er Odon gibt.) Hier, nimm, und nun lebe wohl! Suche die Herzogin zu trösten. Bald bin ich wieder bei euch!

Odo. Gnädigster Herr!

Robert. Was willst du?

Odo. Warum soll Eure Gemahlin fort von hier? Verzeiht meine Kühnheit, aber die Frage entspringt aus einem treuen Herzen!

Robert. Sie hat zu wenig Bequemlichkeiten hier, wir leiden an allem not! — Kurz, es ist besser für sie und mich, wenn sie entfernt ist.

Odo. Gnädigster Herr, Ihr betrügt Euch selbst.

Robert. Wieso, alter Knabe?

Odo. Ihr sucht Euch selbst zu überreden, es sei nichts zu fürchten; aber Eure Handlungen zeugen von düstrer Besorgnis!

Robert. Du bist nicht klug!

Odo. Herr, wenn ich Euch je treu gedient habe, wenn Ihr mich je Eurer Gnade gewürdigt habt, so hört auf meine Bitte — Geht nicht in Heinrichs Lager!

Robert. So hat sich denn alles verschworen, mir diesen Schritt so sauer als möglich zu machen? In jedem Blicke lese ich: geh nicht! Aus jedem Munde tönt mir ein: Bleib zurück! entgegen.

Odo (wirft sich vor ihm auf die Kniee nieder). Herr, laßt Euch erbitten, geht nicht zu Eurem Bruder, Ihr geht in Euren Tod!

Robert (fährt erschrocken empor). Ha, was war das! — Tod? — Tod!

Odo. Das Euch gegebene Wort! —

Robert. Zur rechten Zeit erinnerst du mich daran! — Fürstenwort und Fürstentreue! — Geh, Alter, und tue, was ich dir befahl, ich tue, was ich muß! — Die Pflicht ruft, und ich folge ihrem Winke, wenn auch mein Weg — (Er schweigt plötzlich still und wendet sich zu seinen Feldherren.) Sieh da, meine Freunde! Seid mir willkommen, teure Waffengenossen! Ist alles bereitet?

Belesme. Ja, gnädigster Herr!

Robert. Mortaigne, hast du deinen Entschluß nicht geändert, beharrst du noch immer darauf, mich zu begleiten?

Mortaigne. Ich war in frohen Tagen an meines Herzogs Seite, ein treuer Freund scheidet im Unglück nicht! — Ich bitte, erlaubt mir, Euch zu begleiten!

Robert. Nun gut denn! Reich mir deine Hand, Bruder! Wir halten aus in Leben und —

(Er schweigt plötzlich.)

Mortaigne. In Leben und Tode. So ist es, mein Herzog!

Robert (gezwungen lächelnd). Schäfer! — Wer sähe es wohl dem rauhen Gesellen an, daß er so munter scherzen kann! — Doch genug hievon! — Belesme, Ihr bleibt zurück, und auch ihr, Mongommery, Lankaster und Norton. Man wird euch Lebensmittel senden aus dem Lager des Königs. Haltet euch ruhig und wacht streng über das Betragen eurer Leute, daß ja den Königlichen nicht Ursache zum Zwiste gegeben wird. — Es würde mir sehr unlieb sein. Und nun lebt wohl, ihr Herren! Auf baldiges Wiedersehn!

Lankaster (bricht in Tränen aus). Dort oben!

Robert (wendet sich noch einmal um). Nicht doch, guter Alter!

Lankaster (geht ihm einige Schritte bittend entgegen).

Robert. Ich bitte dich, schweig! Ich weiß, was du sagen willst! — Ich habe bedacht, geprüft und muß nun handeln! Lebt wohl!

Belesme. Ach laßt mich noch einmal Eure Hand küssen, Herr! (Er küßt sie). So, und nun geleit' Euch Gott und schirme Euch mit seinem mächtigen Schutz! — Nur noch eine Bitte! — Schenkt mir dies Tuch, schenkt mir es als ein Andenken an meinen Herrn, an meinen Freund!

Robert (sucht seine Rührung zu verbergen). Sonderbarer Mann — Doch hier hast du das Tuch! Nimm es (die Bewegung überwältigt ihn) und vergiß mein nicht!

(Er sinkt in seine Arme.)

Norton. **Montgommery.** **Needham.** **Lankaster.** Vater! Freund! Herr! Bleib bei uns, verlaß deine Kinder nicht! (Sie umgeben ihn und küssen seine Hände.)

(Trompeten im Hofe.)

Robert (gefaßt). Ha, man mahnt mich an den Aufbruch! Lebt wohl! — Ich muß scheiden! Gott mit Euch! Wir sehen uns bald wieder!

(Ab mit Mortaigne.)

Belesme (drückt weinend das Tuch an den Mund).

Lankaster (schreit). Er geht!

(Schlägt die Hände vors Gesicht.)

Norton. **Montgommery** **Needham** (starren mit Tränen in den Augen vor sich hin).

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Freier Platz in Heinrichs Lager.

Erster Auftritt.

Heinrich (allein). (Er eilt wild aus seinem Zelt hervor.) Schlaf, Schlaf! — Englands Krone um eine Stunde Schlaf! — Doch wo bin ich, was tu' ich — Ich habe geschlafen! Nein, nicht geschlafen — geträumt habe ich, schrecklich, fürchterlich habe ich geträumt! Roberts Leiche lag vor mir, seine Brust durchbohrt durch hundert Wunden! — Ha, es kehrt zurück! — Da steigt's empor aus dem dunklen Schoße der Hölle! Wie's mich angrinst, wie's die blut'gen Locken schüttelt. Ich wäre dein Mörder? — Du lügst Phantom, du lügst, ich habe dich nicht gemordet! — Ha, noch einer! Wer bist du, scheußliches Nachtgespenst! — Weg mit dir, ich kenne dich

nicht! — Der Zufall hat dich getötet — nicht ich! — Weicht, weicht, kehrt zurück in euer Geburtsland, kehrt zur Hölle zurück! — Heinrich will schlafen! Englands König will schlafen! Wie? Der ärmste Bettler in meinem Reiche schlummert ruhig am Abend, und sein Monarch kann nicht schlafen! — Oh, das ist sehr traurig — sehr traurig! — (Legt die Hand auf die Brust.) Da pocht's, da stürmt's, da tobt's mit Riesenkraft, mein Gewissen wacht und darum muß auch Heinrich wachen, wachen, bis er auf immer schläft! — Und dann? — Nichts da, weg mit den Träumen, weg mit euch, ihr sollt Englands König nicht um seinen Schlaf betrügen! Ich will stark sein und fest! Soll mich das Andenken einer Tat erschrecken, deren Vollführung mich nicht zurückschreckte? — Sei ein Mann, Heinrich, sei ein Mann! — Noch ein Opfer soll fallen, dann ist's genug, bei Gott, dann ist's genug! — Dann will ich beten! — Reue tilgt jede Schuld, soll's nicht auch einen Mord tilgen können? Ich will Klöster bauen und Kirchen, und fromme Mönche sollen alle Tage zu Gott flehen, daß er Ruhe schenke meiner Seele und Schlaf meinen Augen! — Dann bin ich ruhig, doch eher nicht! Bei dem Allmächtigen, ein Opfer muß noch fallen, sonst bin ich's nicht! — Ich will sein Weib reich beschenken und sie ziehen lassen, wohin sie will mit ihrem Sohne! — Doch halt, nein, den Sohn darf ich nicht von mir lassen! Er muß! — (Er sieht sich furchtsam um.) Wer zieht mich da am Mantel? Es ist nichts, es ist nichts. (Er atmet schwer auf.) Werden denn die Gedanken sich nie zur Ruhe geben! — Armer Heinrich, so reich und doch so arm, so mächtig und doch so schwach! — Doch ich schwärme, die Einsamkeit gebiert dunkle Bilder in meiner Seele. — Ich will nicht allein sein — ich will Menschen sehn, Menschen! Heda ist niemand hier?

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Walter von Lacy.

Lacy. Was befiehlt mein König?

Heinrich. Ach, du bist es, Walter? — Rede!

Lacy. Gnädigster Herr! —

Heinrich. Sprich — wovon du willst! — Ich will reden hören! Was gibt's Neues?

Lacy. Ich weiß nur eine einzige Sache, die heute für meines Königs Seele wichtig sein kann, und diese hat aufgehört, Neuigkeit zu sein! — Euer edler Bruder wird kommen!

Heinrich. Ich weiß, der Herzog von der Normandie!

Lacy. Robert, Euer Bruder, mein König!
Heinrich. Ha, ha, ha, ist das nicht all eins?
Lacy. Gott behüte meinen König vor dieser Verwechslung!
Heinrich. Wieso?
Lacy. Der Bruder spricht nicht anders als der König!
Heinrich. Und wie, wenn nun der König den Bruder schweigen hieße? Was dann, Lacy, was dann?
Lacy. Das würde mich sehr betrüben!
Heinrich. Du sprichst sehr warm für den Herzog!
Lacy. Es ist ein edler Mann, mein König!
Heinrich. Von etwas anderm!
Lacy. Walter, des Herzogs Leibknappe kam heute bei Nacht im Lager an. Er wollte seinen Herrn vergiften, wie er sagte, aber der Streich mißlang und er entfloh! — Ich ließ ihn festnehmen!
Heinrich. Man setze ihn sogleich wieder in Freiheit!
Lacy. Habt Ihr nicht gehört, was er selbst gestehet, daß er habe tun wollen!
Heinrich. Ich habe es gehört! — Er ist frei! Sein Wille war gut. Daß der Streich mißglückte, ist nicht seine Schuld!
Lacy. Sein Wille war gut, sagt Ihr? — Er wollte seinen Herrn vergiften!
Heinrich. Ja, ja doch, ich bin nicht taub. — Tue, was ich dir befohlen!
Lacy. Sogleich mein König!
(Er verbeugt sich und will gehen.)
Heinrich. Walter!
Lacy. Mein König!
Heinrich (sieht Lacy mißtrauisch an, dann geht er mit verschlungenen Armen auf und nieder. Endlich bleibt er dicht vor Lacy stehen und betrachtet ihn mit durchdringendem Blick.) Walter, was hältst du wohl von meiner heutigen Zusammenkunft mit dem Herzoge?
Lacy. Ich freue mich darüber!
Heinrich. Warum?
Lacy. Weil nun alle Mißhelligkeiten beigelegt werden sollen!
Heinrich. Ja, das sollen sie! — Aber Roberts Starrsinn! —
Lacy. O, gnädigster Herr, nennt des Herzogs Festigkeit nicht Starrsinn. Es ist Stolz; denn er ist sich seines Wertes bewußt, aber er wird nachgeben; denn er fühlt tief das Elend, das dieser verderbliche Kampf über seine Untertanen gebracht hat!
Heinrich. Wenn er meine Anträge verwürfe!
Lacy. Er wird es nicht, gnädigster Herr!
Heinrich. Aber wenn er es täte, wenn er es täte!
Lacy (zuckt die Achseln).

Heinrich. Erkläre dich deutlicher! — Wenn Robert meine Anträge verwürfe!

Lacy. Dann — (er sieht Heinrich an, als suchte er einen Zug von Güte in seinem Gesichte, aber dieser blickt ihn rauh und mißtrauisch an). Dann (seufzend) müßte das Schwert entscheiden!

Heinrich. Nein, das soll es nicht. Ich will nicht noch einmal das Wohl Englands auf des Kriegsglückes unstete Wage legen.

Lacy (freudig erstaunt). Wie, Ihr wolltet?

Heinrich (rauh und fest). Schnell enden!

Lacy (erschrocken). Gerechter Gott!

Heinrich (blickt ihn strenge an). Was gibt's?

Lacy. Verzeiht, mein König! —

Heinrich (wendet sich von ihm ab und geht mit verschränkten Armen auf und nieder, dann in die Ferne zeigend). Ist das nicht Hereford?

Lacy. Ja, gnädigster Herr!

König. Ruf ihn zu mir! — Geh!

Lacy (verbeugt sich und geht).

König. Mit dem wär's also nichts! Hm! —

(Er versinkt in tiefes Nachdenken.)

Dritter Auftritt.

König. Hereford.

(Hereford tritt ein, sieht den König und bleibt ehrfurchtsvoll im Hintergrund stehen.)

König (steht noch eine Weile unbeweglich, dann dreht er sich um und erblickt Hereford). Hereford!

Hereford. Gnädigster Herr!

König. Bist du mir treu?

Hereford. Wie Euer Schatten!

König. Das heißt, solang des Glückes Sonne scheint! — Geh, ich kann dich nicht brauchen!

Hereford. König, erlaubt mir zu reden!

König. Rede!

Hereford. Gnädigster Herr! Ich kann nicht zierlich über Treue schwatzen; doch nicht Worte, die Tat beweist!

König. Ja, ganz recht! — Du bist mein Mann! die Tat beweist! — Heinrich, ich habe einen Beweis deines Mutes und deiner Treue!

Hereford. Fordert, mein König!

König. Vorher sieh ringsum, ob uns niemand belauscht.

(Hereford umgeht das ganze Theater.)

König. So wird es gehen, so muß es gehen! —

Hereford (kommt zurück). Es ist niemand zu sehen! Alles eilt hinaus, um den Herzog zu sehen!

König. Du weißt, ich war immer dein guter König, Heinrich, ich habe dich immer geliebt und hervorgezogen zu den höchsten Würden aus dem Staube des Privatlebens, sag, Heinrich, darf ich dir trauen?

Hereford. Könnt Ihr fragen, mein König!

König. Nun gut denn, ich will dir glauben und dir das Innerste meines Herzens, in das noch niemand vor dir geblickt, aufschließen! — Tritt näher! (Leise.) Ich hasse Roberten! — (noch leiser). Er muß — (Er blickt schnell zurück.) Was rauscht da! — Sieh nach, Hereford, was es ist!

Hereford (geht seitwärts, zurückkehrend). Es war der Wind, mein König, der mit der Wimpel Eures Gezeltes spielt!

König. Gut, gut! — Wir wollen auf diese Seite gehn, hier werden wir nicht so leicht überrascht! — (Sie gehen auf die andere Seite.) Sieh, Heinrich, der Herzog hat mich zu einer Unterredung einladen lassen und ich gab meine Einwilligung dazu merkst du, wo das hinaus will? —

Hereford. Nicht ganz, mein gnädigster Herr!

König (wendet sich unwillig ab). Du bist ein Schafskopf! —

Hereford. Ich verstehe! Ich verstehe! — Man könnte den Herzog so mit guter Art in die andere Welt! —

König (fährt schnell auf ihn zu und legt ihm die Hand auf den Mund). Stille, Heinrich, stille! — Die ganze Natur hat Ohren, wenn es drauf ankommt, einen klugen Plan zu erraten! — Du schreist ja, als wolltest du Tote erwecken! — — Du hast mich verstanden — — (Aengstlich.) Doch nicht so ganz! —

Hereford. Also wollt Ihr den Herzog wieder ungehindert fortziehen lassen?

König. Nein, das nicht! — Doch, Heinrich, ich glaube, es bedarf keines Hinterhalts zwischen uns beiden! Drum wisse — du hast mich verstanden! — Hast du Mut genug, mir in dieser Sache zu helfen? —

Hereford. O, Mut genug, um Euch von allen Herzogen der Welt zu befreien! — O, der Streich kann nicht mißlingen!

König. Gewiß nicht, wenn man vorsichtig dabei zu Werke geht! — Er hat nicht mehr als höchstens zwölf Begleiter bei sich, so ist es festgesetzt im Vertrage!

Hereford. Nicht mehr als zwölf Begleiter! — Erlaubt, daß ich eine Schar von Euren Knechten mitnehme, wir lauern ihm auf, und eh er noch das Lager betritt, will ich ihn so begrüßen, daß er das Danken darüber vergessen soll! — Verlaßt Euch auf mich, gnädigster Herr!

König. Das wäre so übel eben nicht, aber dazu ist's nun doch schon zu spät! — Er muß nicht mehr fern vom Lager sein; eh du ihn erreichst, hat er es betreten! — Ich habe da ein ganz anderes Plänchen! — Wenn der Herzog ins Lager kommt, nehmt ihr seine Begleiter mit euch und trinkt ihnen wacker zu! Hat der Wein einmal ihr Blut in Wallung gebracht, dann wendet alles an, um Streit mit ihnen zu bekommen. — Schmäht ihren Herzog — kurz, tut alles, um sie aufzubringen. — Ihr greift zuerst zu den Schwertern und sucht sie hierher zu treiben, wo ich mit dem Herzoge mich unterreden werde. Ich kenne Roberts Hitze, er wird sich seiner Leute annehmen und in Zorn geraten. Reizt ihn, wie ihr könnt, und bei dem ersten zweideutigen Wort, das ihm entfährt, stürzt ihr mit Geschrei über ihn her, entwaffnet ihn; führt ihn gefangen fort und sprengt im Lager aus, er habe sich an mir vergreifen wollen. Sein Heer wird sich bei der Nachricht von seiner Gefangennehmung zerstreuen, ich nehme Besitz von diesem Lande, schiffe nach England zurück, und die Sache hat ihr Ende!

Hereford. Und der Herzog!

König. Alberne Frage! — Er ist gefangen!

Hereford. Ah, ich verstehe!

König. Nun gut, so schweige! — Deine Unterhaltung wird langweilig!

Hereford. Erlaubt mir daher, daß ich gehe, und ehe noch die Sonne in ihr nasses Bett sich senkt, begrüße ich meinen Herrn und König auch als Herzog von der Normandie!

König (behaglich lächelnd). Du bist ein guter Bursche, Heinrich! — Du batst mich neulich um die Belehnung mit den Gütern des vertriebenen Lankasters! — Sie sollen dein sein!

Hereford. Meinen innigsten Dank!

König. Schweig und handle!

Hereford. Ich gehe, mein König!

König. Halt, noch eins! Bald hätt' ich vergessen! — Wie Robert ins Lager tritt, wird Donteau gestürmt! Ich muß die Herzogin und ihr Kind in meine Gewalt bekommen, sonst bin ich nicht ruhig! — Die junge Brut könnte mir einst so gefährlich werden, als die alte Schlange!

Hereford. Gut, mein gnädigster Herr!

König. Sorge dafür, daß die Leute hier in der Nähe sind, wenn der Herzog kommt. Er ist jähzornig! — Ich fürchte sein Schwert nicht, aber sein Auge ist mir unerträglich! — Sein Blick ist so starr, so — wie soll ich nur sagen! — Kurz! es

soll Wache in der Nähe sein! — Du weißt meinen Auftrag und nun gehe!

(Getöse hinter den Kulissen.)

König. Sieh zu, Heinrich, was es gibt!

(Hereford ab.)

König. Nur noch diese Unternehmung glücklich vollbracht und dann trotze ich allen Mächten der Erde und der Hölle!

(Hereford kommt zurück.)

Hereford. Herzog Robert reitet ein.

König. Schon so früh! Er rennet sehr eilig in die Falle! — Jetzt, Heinrich, geh auf deinen Posten! — Vergiß nicht, was ich dir sagte! — Mut und Treue! —

Hereford. Verlaßt Euch auf mich, mein König!

(Beide zu verschiedenen Seiten ab.)

Vierter Auftritt.

Robert. Mortaigne. Lacy. Soldaten.

Robert (sieht sich rings um, dann zu Lacy). Der König ist nicht hier!

Lacy. Er wünscht, daß Ihr ihn hier erwarten möchtet!

Robert. So? — Tu mir doch einer von euch den Gefallen und sage dem König, der Herzog von der Normandie sei hier und wünsche, ihn zu sprechen.

(Einer aus den Soldaten geht ab.)

Robert (zu Lacy). Wie geht's, ehrlicher Alter? hast du dich auch noch einmal aufgemacht, um zu sehen (mit unterdrückter Rührung) wie dein Zögling das Schwert führe! — Mir ist leid, alter Mann, daß du mich von keiner besseren Seite kennen gelernt hast! — Es ist weit mit mir gekommen!

Lacy. O, mein Herzog!

Robert. Weiß Gott, welch ein Unglücksstern heute über mir waltet. Kaum spreche ich meine Freunde an, so sehe ich Tränen in ihren Augen — Was ficht dich an, Walter?

Lacy. Verzeiht!

Robert. Du bist heute in einer weinerlichen Laune, guter Freund! — Pfui, alter Kriegsmann, schäme dich!

Lacy. Verzeiht, edler Herr, es gibt auch Augenblicke, wo den Kriegsmann Tränen nicht schänden!

Robert (drückt ihm mit Gefühl die Hand). Ehrlicher Mann! (Gezwungen lustig.) Doch deine Laune ist ansteckend wie die Pest, Alter, sie tötet alle Freude ringsumher! — Sei munter und laß uns einmal vergnügt zusammen plaudern! — Es ist lange, daß wir's nicht getan haben! — Es war, wenn ich mich entsinne, an jenem Tage, als ich fliehen mußte vom Hofe meines

Vaters, weil Wilhelm und Heinrich — nein, da war's nicht, damals war's, als Heinrich den Vertrag — nein, da war's auch nicht. — Was weiß ich, wann es war; aber lange ist es her, seit der Zeit, das weiß ich, sehr lange! — Es sind jetzt schlimme Zeiten, Lacy, die Gegenwart plagt uns und die Vergangenheit! — Ich wünschte, ich hätte die Erinnerung an manches Unangenehme verloren; — ich würde heitrer sein!

Lacy. Wer wollte sich um der Vergangenheit willen Kummer machen! Der Mensch sorge für die Gegenwart (bedeutend) und bedenke jeden Schritt, den er tut, er fliehe die Gefahr, da es noch Zeit ist! — Vorsicht schadet nie!

Robert (sieht ihm ruhig ins Auge). Die Tugend zittert nie!

Lacy. Der Löwe zittert nicht, wenn er flieht! Er weicht der Übermacht! — Der Unterschied zwischen fliehen und weichen ist so groß, wie der zwischen Wortbrüchigkeit und Treue!

Robert. Wer aber nur noch mit Schande weichen kann, der stehe! — (Er geht mit großen Schritten auf und nieder, dann tritt er vor Lacy und sagt:) Ich stehe!

Lacy (zuckt die Achseln und seufzt).

Robert. Gib mir deine Hand, Lacy, du bist ein Biedermann! — O, es tut dem Wandrer so wohl, wenn er auf seinem dornichten Pfade mitten unter Disteln eine Rose trifft! — Ich habe sie gefunden!

(Drückt ihm die Hand.)

Gemurmel unter den Soldaten. Der König, der König!

Robert. Was bedeutet dies Getöse?

Mortaigne. Der König kommt!

Robert. Mortaigne, entferne dich unterdessen! (Mortaigne sieht ihn bittend an). Ich will es — ich wünsche es, ich will nicht mißtrauisch scheinen!

(Mortaigne verbeugt sich und geht.)

Robert. Nun Mut! — Mut und Gelassenheit!

Fünfter Auftritt.

Vorige Der König. Offiziere. Soldaten.

(Der König tritt ein, sieht Roberten mit erkünsteltem Zweifel an. Robert geht ihm einige Schritte entgegen.)

König (wendet sich zu Lacy). Wer ist der Mann?

Robert (unwillig). Ich denke, ich habe Euch stets die Stirne geboten, Ihr könntet mein Gesicht kennen! (Faßt sich.) Euer Bruder, Robert, steht vor Euch!

König. Ah, sieh da! Hätt' ich doch bald vergessen! — Seid mir willkommen, in meinem Lager, Herzog!

Robert. Seid mir willkommen, der Bruder dem Bruder!
(Reicht ihm die Hand.)

König (schlägt nicht ein). Ihr kommt früher, als ich dachte!

Robert (warm). Und früher als — (gemäßigt) auch ich meinte. Das Wohl meiner Untertanen lag mir am Herzen und ich glaubte daher nicht zu sehr eilen zu können. — Ich wünschte den Streit sobald als möglich geschlichtet zwischen uns!

König. Ich hege den nämlichen Wunsch, ich sehne mich zurückzukehren in mein Reich! Meine Großen erinnern mich jeden Tag daran und meine Gemahlin läßt keine Woche vorübergehen, ohne mich an die Rückkunft zu mahnen! Die Fehde ist geendet!

Robert. Sie wird es bald sein, wie ich hoffe!

König (lächelnd). Oder sie wird es bald sein, wie Ihr wollt — (Uebermütig.) Ich hätte nicht gedacht, so geschwinde nach Hause kehren zu können! — Ich muß Euch dafür danken!

Robert (zurückgehalten). O, Ihr habt nicht Ursache, wahrlich nicht! Doch zur Sache!

König. Nicht so ernsthaft, nicht so niedergeschlagen, teurer Herzog! — Vergeßt einmal mir zuliebe Eure mißliche Lage! Im Kriege geht's nun einmal nicht anders, heute mir, morgen dir! Knappen, bringt Wein! —

Robert (ballt krampfhaft zuckend die Hand und murmelt vor sich). Heute mir, morgen dir!

König. Was fehlt Euch, teurer Herzog? — Ei, laßt doch diese grämliche Miene, sie kleidet den tapfern Robert übel! (Für sich.) Das wirkt! Bald bricht die Glut seines Zornes hervor, er vergißt sich und ich habe gesiegt. (Man bringt Wein.) Kommt, laßt uns trinken!

Robert. Verzeiht, ich kam hierher, um zu unterhandeln, nicht mit Euch zu zechen!

König. Versucht den Wein, er ist gut! Wir fanden ihn in Eurem Schlosse zu Bayeux! — Ich hatte damals eben Euern Montgommery geschlagen, als ich ihn das erste Mal trank! Es ist ein königlicher Wein!

Robert. Er braust hoch empor und ist doch ohne Geist und Kraft!

König. Noch eins! — Man meldete mir heute morgens, Walter, Euer Leibknecht, habe Euch verlassen und zugleich Eure beiden goldnen Mundbecher, die letzten, die Ihr noch hattet, gestohlen! — Ich bedaure sehr Euren Unfall und will sehen, ob es in meinen Kräften steht, den Schaden wieder gut zu machen. Nehmt diese beiden Becher an die Stelle der entwendeten von mir zum Geschenke an —

Robert. Ha, das geht zu weit!

König (ernst). Schlagt Ihr mein Geschenk aus?

Robert (faßt sich). Ich — danke! (Für sich.) Der übermütige. — O, ich fühl's, ich kann mich nicht länger zurückhalten! — (Laut.) Verzeiht, gnädigster Herr, ich dächte, wir eilten zum Ende!

König. Ei, eilt Ihr doch, als ob Euer Leben von dieser Sache abhinge! — Den heutigen Tag wollen wir der Fröhlichkeit weihen, zu ernsten Geschäften ist auch morgen Zeit. Die frohen Stunden eilen ja ohnehin so schnell dahin, entreißen wir ihnen nicht im Fluge ihre Gaben, so sind sie verloren auf ewig! Das Unglück folgt ihnen auf dem Fuße!

Robert. Verzeiht, mein König, ich wünschte, heute noch dies unangenehme Geschäft zu beendigen!

König. Ei, so habt Ihr Euch doch die lange Reihe von Jahren nicht verändert, Ihr seid immer noch, wie Ihr wart, trotzig und unbeugsam —

Robert. König! —

König. Herzog!

Robert. Verzeiht — mir ist nicht ganz wohl!

König. Wie? Nicht wohl! — Heda, Lacy! führe den Herzog in mein Zelt, man soll Ärzte rufen!

Robert (unwillig). Nicht doch! — Ich stehe hier als Sachwalter meines Volkes und muß reden, will reden!

König. Nun so redet, ich hindre Euch nicht!

Robert. Ihr habt mich hierher beschieden lassen zu einer Unterredung, damit einmal der unselige Zwist, der an dem Wohle Englands und dieses Landes wie ein giftiger Wurm nagt, beendet werde. Ihr verlangtet — Unterwerfung!

König. Ja so ist es! — Ein Haupt nur ist meines Vaters Erbschaft, drum soll auch nur eine Krone sein!

Robert (aufmerksam). Wie war das! — Ein Haupt nur sagt Ihr, und eine Krone?

König. Nur ein unabhängiges Haupt, so meinte ich's. Wer wird sich um Worte zanken! — Ihr kommt also, Euch (mit Nachdruck) zu unterwerfen!

Robert (unterdrückt). Ja!

König. Sieh doch! — Hätte ich doch nicht gedacht, als ich aus England abfuhr, daß Robert so bald so vor mir stehen würde!

Robert. O, auch ich nicht!

König. Ihr ließt mir vor einigen Wochen, als ich Euch Friede unter eben dieser Bedingung anbot, sagen, Ihr würdet eher sterben, als Euch unterwerfen!

Robert (in heftigem Kampfe, leise). Die Lage der Dinge hat sich geändert!

König. Freilich wohl. Ihr steht nun allein! — Eure Feldherrn haben Euch verlassen, Eure Truppen sind zu mir übergegangen, Eure Städte haben mir die Tore geöffnet —

Robert. Wozu das alles? — Ihr seht doch deutlich, wie ich glaube, daß dies Gespräch mir nicht angenehm sei.

König. Pfui, Herzog, wer wird so kleinmütig sein? Der Mann harret aus bis ans Ende, sagtet Ihr mir einst, und ist alles verloren —

Robert. So stirbt er mit den Waffen in den Händen! Ja, so sagte ich, und so denke ich auch noch, und noch gestern war der Gedanke mein Trost, mein innigster heißester Wunsch! — Doch, es gibt Dinge in dieser armseligen Welt, die auch einem Halbgotte die Waffen aus den Händen reißen könnten! Bei mir tat dies eine geringe Kleinigkeit, denn es ist doch eine seltsame Grille von mir, nicht wahr, mein König? — Ich kann niemand Hungers sterben sehn!

König. So?

Robert. Drum sprecht, gnädigster Herr, welche sind Eure Bedingungen, sodann werde ich auch die meinige sagen!

König. Eure Bedingung?

Robert. Ja! Glaubt Ihr etwa, ich werde auf Gratwohl etwas so Wichtiges unternehmen?

König. Der Überwinder schreibt die Bedingungen vor, der Besiegte schweigt und gehorcht!

Robert. Ha, was ist das?

König. Fällt Euch das auf, Herzog? Glaubt Ihr wohl, ich hätte so lange Euch angehört, wenn es mir um etwas Geringeres zu tun wäre, als um Euren Fürstenhut?

Robert. Wie, Ihr wolltet es wagen?

König. Ich wage nichts, Ihr alles, wenn Ihr Euch widersetzt! — Ihr seid mein Vasall!

Robert. Noch nicht, und bei Gott, nie werde ich es sein, so lange dieser Arm das Schwert führen kann!

König. Das möchte er wohl nicht so lange mehr können, als Ihr glaubt! — Unterwerft Euch oder zittert!

Robert. Lieber den Tod!

König. Diese Wahl steht Euch frei!

Robert. Hölle und Teufel! behandelt man mich so? — Ich will fort!

König. Ihr bleibt!

Robert. Ich gehe, und wenn der Erdball zusammenstürzte, um mir den Weg zu versperren! — Ich gehe!

König (hohnlächelnd). Laßt die Erde in Ruhe, ein Dutzend Schwerter tun den nämlichen Dienst!

Sechster Auftritt.

Montgommery. Vorige, bald darauf Mortaigne.

Montgommery. Verräterei! Verräterei!

Robert. Was gibt's?

Montgommery. Donteau ist über, die Königlichen haben es erstürmt — wir wurden überfallen — alles tot und gefangen — ich allein entkam — flieht, Herzog! — Weh mir, meine Wunden! — Weh! weh!

(Er sinkt tot nieder.

Robert. Sind das deine Schwüre, Heuchler! — Ha, es ergreift mich mit Macht, siedend heiß wallt's durch alle meine Adern! — Rache, Rache! (Er wirft ihm seinen Handschuh vor die Füße.) Nimm es auf, das Zeichen zum blut'gen Zweikampf. Gott mag entscheiden! Nimm ihn auf! Es gilt mein Herzogtum!

König. Was ich schon besitze, brauche ich nicht zu erkämpfen! Ich fechte nicht!

Mortaigne (stürzt herein mit bloßem Schwerte). Auf, Herzog, flieht, wir sind verraten! Eure Begleiter sind ermordet, die Henker folgen mir auf dem Fuße!

Robert. Bin ich unter Meuchelmördern?

Mortaigne. Ja, unter Räuber und Mörder sind wir geraten und hier (auf den König deutend) steht ihr Hauptmann!

König. Haut den Frechen nieder!

Robert. Wag' es keiner, ihn zu berühren! —König, ich fordre freien Abzug! Vertrauend auf der Völker heiliges Recht, ging ich in Euer Lager, ich bin Euer Feind, aber nicht Euer Gefangener, Ihr habt mir freies Geleit versprochen! Ich fordre freien Abzug!

König. Glaubt Ihr wirklich, ich werde so töricht sein und das Glück von mir stoßen, da ich es in den Händen habe! — Ihr bleibt hier!

Robert. So lang' ich lebe, nicht!

König. Tot oder lebend, Ihr bleibt hier!

Robert. Ha, ist es dahin gekommen! König, zum letztenmale fordre ich freien Abzug!

König. Nimmermehr!

Robert. Fruchtet Güte nichts, so nutzt Gewalt! — Komm, Mortaigne!

König. Laßt sie nicht! Euer Leben haftet für ihn!

Robert. Wer wagt es, Wilhelms Sohn aufzuhalten! Hervor, was Mut genug hat, daß ich des Frechen Antlitz sehe!

(Es regt sich niemand.)

König. Greift Ihn!

Robert (zieht das Schwert). Ich will fort, wer hindert mich?

König. Hilfe, man will mich ermorden!

Siebenter Auftritt.

Hereford. Soldaten. Vorige.

Hereford (mit bloßem Schwerte). Nicht von der Stelle, Königsmörder!

Seine Soldaten (schreien). Königsmörder!

Robert. Dahinaus geht es also! — Wer sich mir naht, eilt in die Arme des Todes! — Platz da!

(Er eilt mit Mortaigne durch die Soldaten, die ihr Glied öffnen, ab.)

König. Seinem Schwerte habt ihr so oft begegnet und zittert vor seinen Worten! Nach, ihr Memmen! Nach, Hereford! Das Glück wiegt dein Los, eine Grafschaft in der einen Schale und deinen Kopf in der andern! Nach! nach!

(Ab.)

(Hereford mit Soldaten ab.)

Achter Auftritt.

Etienne de Blois. Golo.

Etienne. Alle Teufel, welch ein Lärmen!

Golo. Jagdgeschrei!

Etiennne. Was jagt man?

Golo. Einen Löwen.

Etienne (sieht ihm starr ins Gesicht, dann lachend). Dein Witz ist im Anzug, man hört ihn auf sechzig Schritte weit auftreten!

Golo. Ihr habt aber auch ein verdammt feines Gehör, Herr Graf! — Ich wollte, Euer Gesicht wäre ebenso richtig!

Etienne. Wieso?

Golo. Ei, dann wäre Euch wohl die schöne Gemahlin des Herzogs nicht entwischt!

Etienne. Wie, entwischt? Wo ist sie?

Golo. Fort! Was weiß ich's, wohin; kurz sie ist fort!

Etienne. Verdammte Kanaille, sagte ich dir nicht, du solltest sie nicht entkommen lassen?

Golo. Ja, wer doch überall seine Augen haben könnte! — Aber verzweifelt nicht, Herr Graf, wenn sie uns auch für einige Augenblicke entkam, so sollt Ihr sie dennoch in einigen Stunden in Eurer Gewalt haben! — Ich habe ihr zwanzig Knechte nachgeschickt, mit Rossen, auf deren Schnelligkeit der Wind neidisch ist! — Sie kann uns nicht entkommen!

Etienne. Wenn sie entkäme, es könnte mich rasend machen!

Golo (lächelnd). Hm, es wäre doch das erste Weib, bei dessen Verlust Ihr es würdet!

Etienne. Aber Golo, stelle dir nur vor! Habe ich mir je wegen eines ganzen Dutzends Mädchen so viele Mühe gegeben, als um dieser einzigen spröden Lady willen?

Golo. Mühe? Daß ich nicht wüßte!

Etienne. Daß doch die Leute glauben, nur fechten heiße sich Mühe geben! Ist's für mich nicht Plage genug, daß ich nun durch zwei Monate auf freiem Felde, in Sturm und Wetter, in Hitze und Kälte, unter einem Zelte, das so beschädigt ist, wie die Ehrlichkeit meines einen und der Fürstenhut meines andern Oheims, mich abmartern muß!

Golo. Die Mühe ist nun vorüber, und die Belohnung winkt Euch!

Etienne. Ich wollte, es wäre so! — Aber es wird noch sehr viel verdammtes Zeug geben!

Golo. Quält Euch nicht selbst, Herr Graf! Was könnte Euch noch im Wege stehn? Herzog Robert ist gefangen und liegt im Kerker und bald vielleicht noch etwas tiefer, und seine schöne Gemahlin bringen in einer Stunde meine Spürhunde ins Lager!

Etienne. Kann ich es wohl vor dem Volke verantworten, wenn ich Sibillen itzt meine Anträge mache, da ihr Gemahl noch lebt? — und bei allen Heiligen, ich kann und will nicht länger warten!

Golo. Was kümmert Euch das Volk!

Etienne. Du sprichst ohne Kopf, Golo. Heinrich hat keine Kinder, ich bin sein Neffe, er liebt mich, mein ist Englands Krone, wenn er stirbt! — Siehst du nun, warum ich mir das Volk günstig erhalten muß! — Wie leicht könnte es sonst Roberts Sohn —

Golo. Ach, ich verstehe —

Etienne. Ich muß mich dem Volke beliebt zu machen suchen und doch zugleich Roberten auf die Seite schaffen, sonst ist mein Plan zertrümmert.

Golo. Der Herzog wird Euch wohl nicht lange mehr im Wege stehen?

Blois. Ich hoffe es!

Golo. Der König wird wohl sobald als möglich dafür sorgen, daß er Euch und ihm nicht schaden könne!

Blois. Daß er es will, davon bin ich überzeugt; aber ob er es kann! —

Golo. Ein Dolch und eine Faust, die ihn führt, wird wohl noch im Lager sein! — Wir litten an derlei Werkzeugen doch sonst eben nicht großen Mangel!

Blois. Du sprichst, wie ein alberner Bursche reden kann, der nie etwas anderes getan, als hübschen Weibern Liebesbriefchen zugetragen und höchstens im Falle der Not einen überlästigen Narren mit ein paar Dolchstichen zur ewigen Ruhe befördert hat! — Glaubst du denn, Kerl, man springe mit Herzogen um wie mit geizigen Vettern und eifersüchtigen Ehemännern? — Der König wird sich wohl hüten, den Verdacht eines Mordes auf sich zu laden!

Golo. Und der Herzog soll also unangefochten bleiben —

Blois. Da sei Gott vor! Sterben muß er, darüber ist man wohl einig, aber das Wie! — das ist, was dem Könige so viel Kopfbrechen macht! — Aber mir ist nicht bange! Ich habe ein allerliebstes Plänchen ausgeheckt! — O, es geht gewiß!

Golo. Aber wie, Herr Graf? —

Blois. Erinnerst du dich noch des Tages, als der Vicomte de la Valette, ein mürrischer Pedant, dem Könige seine Aufwartung machte? Einige hübsche Damen hatten mich gebeten, den Kerl lächerlich zu machen. Was tat ich? Ha, ha, ha, ich muß lachen, wenn ich daran denke! Ich ließ durch den Kämmerer kleine Erbsen an den Stufen des Thrones aussäen; der Vicomte wird vorgelassen, macht seine Verbeugung glitscht aus, und da lag er zum Gelächter des Königs und des ganzen Hofs! — Siehst du, solch ein Mittelchen muß mir hier gute Dienste leisten! — Der König muß dem Herzoge verzeihen, doch wird eine kleine, fast überflüssig scheinende Bedingung hingeworfen. Der gute Mann ist hitzig, bemerkt das kleine Ding nicht, will darüber wegschreiten, fällt, und England soll mich nie seinen König heißen, wenn er wieder aufsteht!

Golo. Und Euer Gewissen?

Blois. Possen! Sieh, Golo, wenn Kinder unruhig sind, gibt man ihnen eine Klapper in die Hand, und will bei einem meinesgleichen das Gewissen nicht schlummern, so greift er nach dem Zepter!

Golo. Ah, so! — Aber noch eine Frage: Was wird dann aus Sibillen?

Blois. Alberne Frage!

Golo. Verzeiht, Herr Graf, sie ist so albern nicht, als Ihr wohl denkt! Eure Geliebte kann sie nicht sein und Euer Weib! —

Blois. Nun, mein Weib! — Was weiter?

Golo. Euer Weib kann sie ebenfalls nicht sein!

Blois. Warum das?

Golo. Zur Heirat fehlen zwei notwendige Stücke! Die Einwilligung der Herzogin und die Eure, Herr Graf!

Blois. Sibillens Einwilligung ist so notwendig eben nicht, als du glaubst, und warum sollte ich nicht einwilligen, da ich diese Ehe doch wünsche!

Golo. Ihr wünscht sie, Ihr — eine Ehe?

Blois. Was findest du hier so sonderbar?

Golo. Wie viele Weiber habt Ihr nicht schon ausgeschlagen, die Grafschaften, Schlösser, Güter, was weiß ich was alles als Brautschatz besaßen?

Blois. Eben weil sie nur dies besaßen, schlug ich sie aus!

Golo. Und die Herzogin ohne Land wolltet Ihr zum Weibe nehmen?

Blois. Länder hat sie nicht, aber Ansprüche, Rechte, und das Recht ist ein mächtiges Schild, unter dessen Schutz man ungehindert Bolzen auf seine Feinde abdrücken kann! — Die Engländer hassen mich, Sibille ist Roberts Gemahlin; dieser, der erstgeborne Sohn Wilhelms, hat die nächsten Ansprüche auf Englands Krone, und du siehst noch nicht ein, warum ich sie, gerade sie zu meiner Gattin ersehen habe?

Golo. Aber Heinrich liebt Euch, nach seinem Tode ist der Thron Euer, zu was das alles?

Blois. Heinrich scheint eben nicht Lust zu haben, bald zu sterben, und — ich befriedige meine Wünsche gern schnell!

Golo. Ah so —

Blois (legt den Finger auf den Mund). Du hast nichts gehört!

Golo. Ihr kennt meine Treue!

Blois. Ich glaube, dir trauen zu können, drum sprach ich ohne Zurückhaltung. Jetzt komm, wir wollen sehen, ob die Herzogin in Sicherheit gebracht ist!

(Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Ein Zelt in Heinrichs Lager.

Robert. Hereford. Wache.

Robert (wird von der Wache hereingeführt). Fürstenwort und Fürstentreue! — O verdammt!

Hereford. Laßt das Toben, Herzog, sucht vielmehr von der Gnade meines Herrn Verzeihung zu erhalten!

Robert. Gnade, Gnade, o über die gnädige Majestät! — Ist dies auch ein Beweis seiner Gnade, daß ich hier gefangen

bin? — Ich fordere meine Freiheit, und weh Heinrichen, wenn ich sie nicht erhalte!

Hereford. Ihr seid gefangen, Herzog!

Robert. Was gibt mir dein König, wenn ich's vergesse? — O bübisch, bübisch! —

Hereford. Seid ruhig, Herzog, und erwartet, was man über Euch verfügen wird. Stolz kleidet nur an der Spitze von dreißigtausend Kriegern.

Robert. Ha, ist es so weit mit mir gekommen, daß ein Bube, der vor einer Stunde sich nach allen Auswegen umsah, wenn man meinen Namen nannte, nun meiner spottet! — O Schicksal, Schicksal!

Hereford. Ihr sollt besser von mir urteilen lernen! Höret meinen Rat und befolgt ihn, wenn Euch Eure Freiheit lieb ist! Tretet Heinrich dies armselige Ländchen ab und geht wieder nach Palästina zurück, erkämpft Euch eine Krone im Himmel, denn mit den irdischen hat es nun ohnehin ein Ende!

Robert (sieht ihn verächtlich an und wendet sich schweigend um).

Hereford. Holla, nicht so barsch, Herr! — Der Abstand, dächte ich, wäre nicht so unermeßlich groß zwischen einem Hauptmann des Königs und einem Herzog ohne Herzogtum!

Robert. Wo sind meine Leute?

Hereford. In guter Verwahrung.

Robert. Wo ist Mortaigne?

Hereford. Man wird ihn zu Euch bringen, wenn Ihr nach ihm verlangt. Aber bei dem ersten Versuche zu fliehen! —

Robert (will auffahren, besinnt sich aber schnell). Schickt mir Mortaigne!

Hereford. Lebt wohl, Herzog, und wenn Ihr guten Rat befolgen wollt, so gebt nach. Heinrich geht gern schnell zum Ziele, und weh dem, der sich's gelüsten läßt, sich ihm in den Weg zu stellen. Man räumt das unangenehme Hindernis aus dem Wege und geht wohlgemut weiter.

(Ab.)

Zehnter Auftritt.

Robert (allein). Da stehe ich nun, niedergeschmettert, in den Staub getreten, vernichtet; die Sehnen meiner Kraft sind zerschnitten, ohnmächtig stehe ich da, eine Null im Kreise der tätigen Schöpfung! — Allgerechter, war das deine Absicht, war das dein Wille, als du mir den feurigen glühnden Trieb zum Wirken in die heiße Brust gossest? als du mit Mut, mit so mancher schönen Gabe meine Seele schmücktest; war es nach deinem ewigen Ratschluß bestimmt, daß in der schönsten

Blüte meiner Jugend, da noch unerkaltet mein Mut, unversiegt die Quellen meiner Tatkraft, ein dumpfer Kerker jeden Keim, jede Blüte mit giftigem Hauche ersticken sollte? — Ließest du mich darum geboren werden auf einer Stufe des Glückes, das mich berechtigte, mit kühnem Mute selbst in der Unwahrscheinlichkeit unbekanntes Zauberland einzudringen, mit der Unmöglichkeit um ihren Raub zu kämpfen, sie zurückzudrängen von den Grenzen ihres alten durch den Wahn geheiligten Reiches? — Schmücktest du darum mit einer Krone des Jünglings Haupt, damit ein neidischer Bube — ein Bruder — Himmel und Hölle, ein Bruder! — ein Bruder! — Allgerechter wirf ewige Nacht der Vergessenheit auf mein wundes Haupt, vertilge in meinem zerrissenen Herzen das Gedächtnis der Vergangenheit, lösche aus das Andenken an alle jene Bande, die mich an dies Ungeheuer knüpfen, damit nicht ein Funke von Erinnerung mich zurückschrecke, wenn ich dem Buben vergelte, vergelte, daß die Hölle bebend zurückschaudern und Teufel bebend sich wegwenden und mitleidig rufen sollen: es ist genug! (Auf Kopf und Herz deutend.) Hier brennt's — und hier! In meinem Innersten lodert der Rache verzehrende Glut; — sie wird hervorbrechen, über ihn, über ihn, dessen Namen ich nicht nennen kann! — Öde und menschenleer scheint mir die ganze Schöpfung, nur einen sehe ich stehn in der mitternächtlichen Finsternis, schwarz und verderbend wie sie — nur ihn, der mir mein Weib, der mir mein Kind stahl! — — Ha, schrecklicher Gedanke! — Welch schadenfroher Teufel goß dich in meine Seele! — Mein Weib! — Mein Sohn! — Vielleicht in seinen Händen, vielleicht — (leise und bebend) tot? (laut aufschreiend) tot? — Gerechter Himmel, tot!

Elfter Auftritt.

Robert. Hereford.

Hereford. Warum tobt Ihr? — Seid ruhig, sonst wird man zu andern Mitteln —

Robert. Um Gottes willen, Mensch, sage mir, wo hat man die Herzogin hingebracht?

Hereford. Eure Gemahlin ist entronnen!

Robert. Entronnen? — Allgütiger, verzeih mir mein Mißtrauen in deine mächtige Vorsicht!

Hereford. O, jubelt nicht zu früh. Man hat schon Anstalten getroffen, die Eure Freude bald zertrümmern werden!

(Gelärm von außen.) Ha, was gibt's da? — Ach, vermutlich Eure teure Gemahlin!

Robert. Wie!

Hereford (geht ab).

Robert (steht erstarrt, gegen die Türe gewendet).

Hereford (zurückkommend). Es sind nur Eure Freunde, die man gefangen ins Lager bringt!

Robert (froh). Nur meine Freunde! — — (heftig). Meine Freunde sagst du?

Hereford. Nun ja doch, Sir Belesme, und Lankaster, und Norton und — was weiß ich, wer noch!

Robert. Gott im Himmel, auch ihr! — Auch du, mein treuer Belesme, und du, guter Greis, Lankaster, und ihr alle, die ihr mir treu und redlich dientet!

Hereford. Sie sehen drollig aus. Belesme hat eine Wunde am Kopfe und eine zweite am Beine, da kann der alte Kauz nicht gehen und die Knechte schleppen ihn an den Ketten durch den Kot! 's war lustig anzusehen!

Robert. Weg, Ungeheuer, von mir — dein Atem vergiftet. Belesme — mein treuer, ehrlicher Belesme, gefangen, verwundet, mißhandelt!

Hereford. Ha, ha, ha. Und der alte Lankaster ist wahnwitzig geworden, der geht munter einher und singt ein Liedchen.

Robert. Oh, oh! (Deckt das Gesicht mit beiden Händen, lehnt es verzweifelnd an die Wand des Gezeltes.)

Hereford. Er singt immer schnackisch Zeug vom Storch und Wolfe. Als sie zu Montgommerys Leiche vor dem Zelte kamen, wollte er stille stehen und eine Träne kam ihm ins Auge, aber die Knechte stießen ihn mit den Piken weiter, und fort ging er lustig und trällernd!

Robert. Halt ein! halt ein! (Er winkt ihm, sich zu entfernen.)

Hereford. Was ficht Euch nun wieder an?

Robert Fort aus meinen Augen! — O, meine Freunde! mein Belesme — mein Lankaster! — o, mein Lankaster — wahnsinnig — wahnsinnig? Komm und tausche; gib mir deinen Wahnwitz und nimm mein Herzogtum!

Hereford. Wäre viel zu gewinnen bei dem Tausche, ha, ha, ha!

Robert (rasch). Ich muß zum Könige! — Fort, führe mich zum Könige!

Hereford. Ich darf nicht, wenn ich auch wollte!

Robert. Ich will, hörst du nicht, ich will! — — Ich bitte dich, führe mich zum Könige. Ich kann nicht zugeben, daß die mißhandelt werden, die mir treu gedient; sie haben jeden Schlag des Unglücks mit mir geteilt, sie sollen wenigstens ruhig sterben.

Hereford. In einer Stunde werdet Ihr zum Könige gebracht werden.

Robert. In einer Stunde? — In einer Stunde ist Belesme verschmachtet, Lankaster tot — tot — alles tot! Mann, wenn noch ein Funke von Mitleid, von Menschenliebe in deinem Busen glimmt, so führe mich zum König!

Hereford (macht eine verneinende Bewegung).

Robert. Wenn mein Flehn nichts über dein Herz vermag, so laß wenigstens die Dankbarkeit sprechen! Ich rettete deinem Vater das Leben, als er schon auf dem Schafotte stand, ich rettete dich von Armut und Schande. Heinrich, nur eine Minute, nur eine Sekunde laß mich den König, laß mich meinen Bruder sprechen!

Hereford. Ei, was frommen die alten aufgewärmten Geschichtchen! Habt Ihr einst meinen Vater gerettet, je nu, gut. — Ich hab' Euch drum nicht gebeten!

Robert. Gib der Natur dein Menschenantlitz zurück, sie hat sich vergriffen, als sie dich schuf. Du bist keiner aus unserer Mitte! — Gott, Gott! Ich habe seinen Vater gerettet und er sieht kalt meine Leiden! — Mensch — Teufel! — Nimm! (Er reißt die Halskette ab und die Aigrette vom Hut und drückt sie Herefordeu hastig in die Hand.) Nimm alles — aber führe mich zu meinem Bruder!

Hereford (den Schmuck in der Hand wiegend). Nu, wir wollen sehen!

Robert. O geh, geh! Jede Minute wird dem Gequälten zur Ewigkeit!

Hereford (geht).

Robert. Ich will dem Henker alles bieten, was ich habe, Land, Krone, Leben, nur schone er meine Getreuen!

Hereford (zurückkommend). Draußen harrt einer von Euren Leuten, vom Könige zu Eurer Bedienung gesandt. Wollt Ihr ihn sprechen?

Robert. Ja — doch eilt, guter Mann, eilt zum Könige!

(Hereford ab.)

Zwölfter Auftritt.

Herzog. Odo.

(Der Herzog steht in tiefe Gedanken versunken.)

Odo. Gnädigster Herr!

Herzog. Wer? — (Fast kreischend) Odo! — (Wendet sich weg und verbirgt das Gesicht in der Hand; leise.) Wo ist mein Weib?

Odo (zuckt die Achseln und wischt sich eine Träne aus dem Auge).

Herzog (faßt ihn wütend an den Schultern und preßt ihn krampfhaft) Wo ist mein Weib?

Odo (dumpf). Gefangen!

Herzog (kalt). Gefangen! — gefangen! — Das ist schlimm — sehr schlimm! (Er geht wankend einige Schritte und sinkt in einen Stuhl.)

Odo (weinend). O, mein Herzog! Mußte ich das erleben, so weit ist es mit Euch gekommen!

Herzog (steht auf). Auch dies noch — auch dieser letzte Trost mir entrissen! — — Es gab eine Zeit, wo ich Tränen hatte für meine Lieben, des Unglücks glühender Hauch hat sie vertrocknet; es gab eine Zeit, wo eine Beleidigung mir das Schwert in die Hand gab, doch nun ist meine Kraft gelähmt, mein Mark in den Beinen erstarrt — ich bin zum Kinde geworden!

Odo. O, mein armer Herr!

Herzog. Jawohl, arm! — Ich habe getragen wie ein Mann! — Der Schlag macht mich zum Kinde (knirschend) oder zum Teufel! — Gefangen? sie gefangen?

Odo. So dachte ich Euch nicht zu sehen, als ich Euch auf meinem Arme wiegte am Hofe Eures Vaters!

Herzog. Auch ich dachte nicht, einst durch Heinrichs Hand zu fallen, als ich ihn Wilhelms Grausamkeit entriß! — O, des Undankbaren! — Doch, Odo, was macht mein Weib?

Odo. Sie ist hier im Lager!

Herzog. Hier? — Im Lager! Und ich nicht bei ihr! Sie allein, verlassen, ausgesetzt dem Spotte und der Bosheit dieser Bösewichter; besudelt das unbefleckte Heiligtum durch das gierige Auge dieser Schurken! — Wo ist Hereford? Wo ist er! Ich will zum Könige! — Mich mag er martern, mich mag er quälen, denn ich bin sein Feind; aber was hat ihm die schöne engelreine Seele getan, daß er seine gierigen Wolfsklauen auch um sie schlingt, auch sie in den Abgrund schleudern will, den er mir zum Grabe bestimmt hat! Gegen mich tobe er, ich habe Mut und Kraft; aber was kann sie ihm entgegensetzen, als ihre Schuldlosigkeit, ihre Tränen — Heda, Hereford! — Ich kann nicht länger weilen, die Erde glüht unter mir!

Odo. Beruhigt Euch, mein Herzog! Man wird es nicht wagen, ihr übel zu begegnen!

Herzog. O, was ist diesen Schurken zu heilig? Sie haben ihr Wort gebrochen, und du glaubst, sie werden die Tugend in der Hülle eines schwachen Weibes ehren?

Odo. Die Britten lieben Euch und Eure Gemahlin, nie werden sie zugeben, daß des geliebten Roberts Gattin mißhandelt werde! Selbst in dem unglücklichen Augenblicke, als wir gefangen genommen wurden, leuchtete Mitleid aus allen Blicken,

und nur ungern legten sie Hand an uns, als ihr Anführer drohend befahl.

Herzog. Sie legten Hand an sie! Nahmen sie gefangen! Ha, Verdammter, hab' ich das um dich verdient, daß du ruhig mein Weib den Klauen meiner Feinde hingibst! O, ich glaubte bei dir mein Weib so sicher wie in meinen Armen, ich vertraute dir mein Köstlichstes, das einzige, was ich liebe auf dieser Erde, und du saßest untätig und todesscheu, als der Satan seine Krallen nach meinem Leben ausstreckte?

Odo. Verzeiht, edler Herr, ich trage nicht die Schuld des Unglücks. Geschworen hatt' ich's, in meinem Herzen hatt' ich's geschworen, mit meinem Leben nur Eure Gattin aus meinen Händen zu lassen; aber das Schicksal gebeut, und der Mensch muß weichen! Als Ihr abrittet, nahm ich Eure Gattin vor mich aufs Pferd und eilte, so sehr das Pferd laufen konnte; sie war ohnmächtig und ihrer selbst nicht bewußt. Schon war ich eine ziemliche Strecke fortgesprengt, als sich die Herzogin erholte. Ihre erste Frage war nach Euch. Ich suchte sie zu trösten; doch alles vergebens! Als sie sah, daß ich ihr nicht Bescheid geben mochte, riß sie sich auf einmal von mir los, glitt schnell vom Pferde hinab und eilte waldeinwärts, indem sie weinend die Hände rang und laut Euren Namen in die Lüfte schrie. Ich rief ihr zu, zu schweigen und zu bleiben, doch vergebens; sie eilte fort und ich mußte endlich vom Pferde springen, um sie in Güte oder mit Gewalt zur weiteren Reise zu bewegen. Meine Rüstung hinderte mich im Laufen und kurz, eh ich mich's versah, befanden wir uns auf der Wiese hinter dem Schlosse und sahen eine Schar Königlicher auf uns zusprengen. Eure Gemahlin wollte nun zurück, aber es war zu spät. Wir wurden umringt und gefangen hierher geführt.

Herzog. Vater, Vater, bin ich nicht auch dein Kind? Sind es jene Buben mehr, die mit jedem Worte, mit jedem Gedanken frech deiner spotten? Hast du nicht versprochen, ein Vater der Armen zu sein? Und bin ich nicht arm, so arm, daß der ärmste Bettler, der von Hunger und Durst gequält, schimmlicht Brot vor den Hütten meiner Bauern bettelt, sein Schicksal nicht gegen das meine vertauschen würde? Hab' ich gesündigt, so nimm mir alles, was ich liebe, strafe mich; aber sinne nicht der Hölle ihre Martern ab, um mich zu zernichten. Mörder finden ja Verzeihung, wenn sie sich dir reuig nahen, mich allein willst du verwerfen, und doch kann ich meine Hand zu deinem Throne emporheben und ruhig rufen: Ich bin kein Bösewicht.

Odo. Beruhigt Euch, edler Herr!

Herzog. Schweige! Ich würde den Mann verachten, der hier ruhig sein könnte!
Odo. Es wird und muß sich bald alles ändern. Ich vertraue auf Gott!

Dreizehnter Auftritt.

Hereford. Vorige.

Hereford. Der König erwartet Euch!
Herzog. Ich komme!

(Ab mit Hereford.)

Dritter Aufzug.

Zelt des Königs.

Erster Auftritt.

Etienne de Blois. Lacy.

Etienne (hereinstürzend). Wo ist der König?
Lacy (mürrisch). Er schläft!
Etienne. Man muß ihn wecken!
Lacy. Er will ungestört sein! — Er befahl, daß man ihn unter keinem Vorwande wecken sollte.
Etienne (dringend). Ich muß zu ihm!
Lacy. Geduldet Euch noch eine halbe Stunde.
Etienne. Ich kann nicht!
Lacy. Das tut mir leid.
Etienne. Mensch, bring mich nicht auf. Ich will zum Könige, ich will zu meinem Oheim. — Der Neffe will seinen Oheim sprechen!
Lacy. Mein Befehl leidet keine Ausnahme!
Etienne. Du bist sehr eifrig in deinem Dienste!
Lacy. Wollt Ihr mir schmeicheln, Graf?
Etienne. Wer doch dem Bären den Kuzen streichen wollte! — Mensch, du bist entweder sehr töricht oder sehr klug!
Lacy. Mitten innen!
Etienne. Du bist entweder sehr töricht, deinen Haß gegen den Neffen des Königs und deinen künftigen Herrn nicht zu verbergen, oder klug genug, unter der Maske einer kalten Ungeschliffenheit, einer bedeutungslosen Geradheit, Plane zu verstecken, die dir, zumal wie die Sachen itzt stehen, große Unbequemlichkeiten machen könnten!

Lacy. Spart Euren Scharfsinn auf einen würdigeren Gegenstand, Herr Graf!

Etienne. Auch eine Nulle ist so unbedeutend nicht; ein Zähler könnte sie leicht zu einer furchtbaren Zahl erheben! — Ich lasse Kleinigkeiten nicht leicht aus dem Auge!

Lacy. Eure Eigenliebe bürgt mir dafür!

Etienne. Sieh doch, du wirst witzig, Graukopf! — Doch weg mit all den Neckereien, Du gefällst mir!

Lacy. So?

Etienne. In der Tat, ja! — Ich bin nicht ganz das, was ich scheine.

Lacy. Ich will zu Eurer Ehre glauben, daß Ihr es seid!

Etienne. Wieso?

Lacy. Den leichtsinnigen Schmetterling bedaure ich, den heuchlerischen Schurken würde ich verabscheuen!

Blois (für sich) Wart, Graukopf, du sollst mir treffliche Dienste leisten. (Laut mit verstellter Herzlichkeit.) Reiche mir deine Hand!

Lacy (unwillig). Wollt Ihr meiner spotten, Graf?

Blois. So ist es denn mein Schicksal, überall verkannt zu werden!

Lacy. Ist Euch das so unlieb?

Blois. Daß Ihr mich verkennt, in der Tat, das ist mir sehr unlieb, denn die Achtung jedes Biedermannes ist mir schätzbar.

Lacy. Mich besticht man nicht mit Schmeicheleien!

Blois. Ist es meine Schuld, daß mein fränkisch Blut leicht durch die Adern rollt, daß ich fröhlich bin, wo andre trauern, lache, wo andre klagen, daß jedes Ding mir nur die heitre Seite zeigt? Ist der Tiefsinn nur ein Beweis von Herzensgüte? — Ich bekenne es, ich habe noch nichts getan, wodurch ich Eure Achtung verdiente, aber beim Himmel, auch nichts, was Eure Verachtung rechtfertigen könnte.

Lacy. Ich bin nicht hier, um mit Euch zu rechten, Herr Graf!

Alfred der Große.

Erster Aufzug.

Feldlager der Engländer.

Mehrere Soldaten.

Erster Soldat. He, Toby, hierher! — Kommst ja von der Feldwacht?

Zweiter Soldat (kommt). Ja freilich komm ich. Das ist euch ein Greuel.

Mehrere. Ein Greuel? Wie denn? Sprich doch.

Zweiter Soldat. Ach, die Dänen!

Viele. Die Dänen!

Dritter Soldat. Stöhnt ihr doch so jämmerlich,
Als hättet ihr schon ihre Faust im Nacken.
Was ist's denn mit den Dänen?

Zweiter Soldat. Ich stand draußen
Auf unsrer ersten Feldwacht, da erblickt' ich, —
Ach, heil'ger Gott, ich hab's in allen Gliedern!
Wir sind verloren. Da ist kein Entrinnen.
Des Nachts war alles ruhig, nur zuweilen
Vernahm man Hörnerschall und Becherklang
Und ihrer Pfaffen hündisches Geheul,
Mit dem den Scheiterhaufen sie umtanzten,
Auf dem die gestern erst Gefangenen brieten.

Vierter Soldat. Gebraten?

Zweiter Soldat. Wie man einen Ochsen schmort.
So tun sie, ja, und wenn der Braten gar,
Dann setzet sich die Satansbrut zusammen
Und schmaust mit Gier das zarte Christenfleisch
Und säuft euch Blut dazu aus Totenschädeln.

Vierter Soldat. Und das hast du mit angesehn?

Zweiter Soldat. Ei freilich,
So wie ich dich vor mir seh', sah ich alles.
Jack Bell und Walter Bold ward auch verzehrt;
Den armen Jack erkannt' ich an der Warze,
Die oberm rechten Auge.

Dritter Soldat. Und das alles
Sahst du auf jener Feldwacht, die vom Feinde
Wohl eine Stund' entfernt ist, und bei Nacht?
Sag lieber, was du heute morgen sahst.
Zweiter Soldat. Nun wie gesagt, des Nachts war alles ruhig.
Doch kaum begann der Himmel sich zu röten,
Da regte sich's im ganzen Dänenlager,
Und dumpfes Brausen, wie von Meereswellen,
Erscholl herüber übers blache Feld.
Und wie die Sonne nun hervorbrach, Jesus!
Mann dicht an Mann, so wie ein Ährenfeld
War auch die ganze Gegend in der Runde,
So weit das Auge reicht, besät mit Dänen,
Die brüllend Lieder zu den Götzen sangen.
Uns allen fror das Blut zu Eis vor Schrecken.
Dritter Soldat. Ihr wackren Krieger! Und was tatet ihr?
Zweiter Soldat. Was die andern taten, weiß ich nicht; denn ich
Erblickte kaum die Fahne mit dem Raben,
Die in des Heeres Mitte wird getragen,
So überfiel's mich wie das böse Fieber.
Da lief ich frisch denn, was ich laufen konnte,
Auch schäm' ich mich der Flucht mein' Seele nicht;
Denn Mut vermag nichts gegen Zauberei,
Und wer den Raben anblickt, ist gebannt.
Vierter Soldat. Ja, er hat recht, mir selbst ging's einmal so!
Dritter Soldat. Wer hatte den Befehl auf eurer Wache?
Zweiter Soldat. Prinz Ekbert, unsers Königs Vetter.
Dritter Soldat. Und
Wie nahm sich der?
Zweiter Soldat. Der scheut den Teufel nicht.
Er sprach uns Mut ein, eh die Dänen kamen;
Was nachher aus ihm ward, das weiß ich nicht.
Vierter Soldat. Seht doch, kommt er nicht dort?
Zweiter Soldat. Mein' Seele, ja!

Prinz Ekbert kommt.

Ekbert. Treff' ich dich endlich hier? Daß du verdammt wärst!
Heißt das die Feldwacht halten, bleicher Schuft!
Liefst du nicht wie ein Hase, daß ich dich
Trotz aller Mühe nicht ereilen konnte?
Dritter Soldat. Das wundert mich, wenn Ihr den ganzen Weg
So lieft, wie hier im Lager. Traun, Ihr habt
Gar schnelle Beine, Herr! Glück auf! der Tod
Ereilt Euch nicht. Wenn Ihr nicht etwa eher
Am kalten Fieber sterbt, so prophezei' ich
Euch festes Wohlergehn und hohes Alter.

Ekbert. Meinst Du? Das freut mich. Dank dir Alter!
Man sagt, du weißt was von der schwarzen Kunst,
Ich nehme deine Prophezeiung an.
Dritter Soldat. Allein wo ließt Ihr Euren Haufen, Herr?
Ekbert. Er hält wohl noch im Walde. Mußt' ich nicht
Den Schurken da verfolgen, der mir ausriß.
Du feiger Hund! zu fliehen und vor Dänen,
Vor diesem rohen, nackenden Gesindel,
Daß ich mit einem Besenstiel zurück
Ins Eisland jagen wollt', von wo sie kamen!
Dritter Soldat. Gebt acht, daß Ihr Euch die Finger nicht zerschellt
Sie haben starke Knochen.
Ekbert. Eitel Possen!
Kaum warst du fort, so trat ich aus dem Wald
Ins blache Feld und rief mit lauter Stimme
Den Tapfersten vom ganzen Dänenlager
Hervor zum Zweikampf; aber da ward's still,
Und wie begoßne Hunde kroch das Pack
Mit krummen Rücken dicht zusammen, bis ich,
Des Jammers mich erbarmend, endlich abließ.
Mir nur dreihundert Mann, sie sollen laufen,
Daß wessen Pfeil nicht Vögel trifft im Flug,
Mir keines Dänen Rücken soll erreichen!
Zweiter Soldat. Ihr habt gut sprechen, Herr, doch wenn sie Euch
Wie Waltern Bold einmal erhaschten, traun,
Ihr solltet nicht so kecke Reden führen.
Ekbert. Eh sollen sie des Feuers Flamme haschen,
Die freie Luft eh packen mit der Hand,
Eh sie mit einem Finger nur berühren
Prinz Ekbert aus der Sachsen Königstamm!
Stellt mir nur einmal Guthrun in den Weg,
Daß er nicht fliehen kann und fechten muß,
Er soll zu seinem Dänenchristus flehn
Und ihrer heidnischen Dreifaltigkeit
Um Rettung aus Prinz Ekberts starken Händen.
Zweiter Soldat. Mein guter, junger Herr, wenn Ihr einmal
Den Dänenfürsten trefft auf Eurem Pfade,
So lobet Gott, daß er nicht Hände bloß,
Daß er auch Füße Euch gegeben, und
Reißt aus, bei meiner Seele, Herr, reißt aus,
Entgehn kann man ihm nicht, aufs höchst' entlaufen.
Ekbert. Verfluchter Hurensohn, willst du dein Hirn
Hier an den Bäumen kleben sehn? Ich fliehn!
Komm her, hierher zu mir, hörst du? hierher!

Er setzt sich nieder. Willst nicht kommen, Schurke?
Ich bin dein General, he, weißt du das?
Komm! — Nun — nicht? Wart, das klag' ich meinem Oheim.
Um auf das vorige Gespräch zu kommen:
Eh wird die Erde sich vom Platze regen,
Auf dem sie über tausend Jahre steht,
Eh ich mich rege, wenn die Dänen nahn.
Ich fliehn, ha, fliehn? Du hasenherz'ger Schuft!

Vierter Soldat. Ei, wärt Ihr Guthrun je so nah gewesen
Als ich, Herr, Eure aufgeblasnen Backen
Sie fielen gleich 'nem Bettlersack zusammen.

Ekbert. Ich will Dich prügeln, Hund!

Vierter Soldat. Ei, laßt das gut sein!
Als uns die Dänen jüngst erst überfielen
Am äußern Posten, den heut Ihr gehabt,
Da kroch ich betend ins Gebüsch und sah
Hervor durch die vergitterten Gezweige.
Da kam Fürst Guthrun stolz herangeschritten,
Sein Volk um ein paar Ellen überragend.
Gleich einem Paar Kometen wälzten sich
Die Augen, von den tiefen Braun umnachtet,
Und einem Geierschnabel gleich erhob
Die Nase sich und schnaubte Wut und Blutdurst.
Ein Schurke bin ich, wenn hier meine Tasche
Nicht eine Jungfer ist gen seinen Rachen.
Da streckte er die stahlbedeckte Hand
Nach Waltern Bold aus, Gott hab' ihn selig,
Es war ein ehrlich Blut — die braune Minke
Wie wird die weinen, ach, das arme Mensch!
Er hatte ihr eins aufgehängt und versprach
Er wollt' sie nehmen, wenn er wiederkehrte.
Nun ist er hin, und 's Mädel ist verschimpft.

Ekbert. Das arme Mädel.

Dritter Soldat. Warum weint Ihr denn,
Habt Ihr sie denn gekannt? — Und ihr weint auch,
Wie alles weint. Nun gut, ich weine auch,
Ich wein' um euch und um mein Vaterland.

Vierter Soldat. Nun daß ich also sage: Streckt die Hand aus
Und packt Euch Waltern, ach du lieber Gott!
Beim ersten Griffe blieb kein Knochen ganz,
Sperrt dann den Rachen auf und, heil'ge Jungfrau!
Schiebt euch den Jungen 'nein wie ein Stück Brot.

Dritter Soldat. Mit Schwert und Rüstung?

Vierter Soldat. Ei, mit Haut und Haar,
Ein guter Schluck und mit ihm war's vorbei.
Sein Angstgeheul — — So bleibt doch, hört das Ende.

Ekbert. Laßt mich, ich kann nicht; in der Morgenkühle,
Da auf der Feldwacht ist's mir in den Leib gefahren
Und macht mir große Not. He, warme Tücher!
(Ab.)
Dritter Soldat. So denken sie, die Ersten unsres Volks,
Wer mag den Letzten ihre Furcht verargen?
Erster Soldat. Seht, seht, der König kehret aus der Kirche.
Zweiter Soldat. Ein frommer Herr!
Erster Soldat. Ja, und recht majestätisch.
Vierter Soldat. Und drechseln kann er dir ums liebe Brot.
Erster Soldat. Von Pappe macht er wundersame Sachen.
Vierter Soldat. Stellt euch in Ordnung, Jungens, seht, er naht!

König. Bischof. Graf von Mercia. Edelswithe. Gefolge kommen.

König. Wir danken Euch, Herr Bischof, für den Trost,
Mit dem Ihr unser Herz so salbungsreich erfüllt,
Wir fühlen christlich Kraft und Starkmut wieder,
Die dieser Zeiten Drang beinah verlöscht,
Aufs neu in unser fürstlichen Seele flammen.
He, Hauptmann, laßt das Heer sich rüsten,
Wir brechen auf und ziehen uns zurück.
Ihr aber, würd'ger Herr, begebet Euch
Ins Dänenlager, bietet ihnen Gold
Und Kostbarkeiten, wenn sie schleunig abziehn.
Denn, ach, uns jammert des vergoßnen Bluts
So vieler frommer, gottesfürcht'ger Christen,
Das der verruchte Heidenkrieg schon trank.
Edelswithe. Mein edler Herr und König, Ihr wollt fliehn?
Fern sei dies, nimmer mög' der Däne sagen,
Er habe Englands Rücken je gesehn.
Mag immerhin das Blut in Strömen fließen,
Aus Blut nur kann des Ruhmes Lorbeer sprießen.
König. Dem Christen ziemt Ergebung und Geduld.
Edelswithe. Mut und Beharrlichkeit geziemt dem Krieger.
König. Dem Duldenden gibt Gott nur seine Krone.
Edelswithe. Der Handelnde gewinnt nur die der Welt.
König. Ich will in Ruhe sterben als ein Christ.
Edelswithe. Das magst du, wenn du erst gelebt als König.
König. Ohn' Gottes Beistand, was hilft aller Mut?
Edelswithe. Der Mut ist eben Gottes Beistand.
König. Ei,
Welch arge Reden führst du, böses Mädchen,
Willst du so werden wie dein Bräutigam,
Der unglückselige Alfred, also gottlos?
Edelswithe. Wie, gottlos? Er trägt seinen Gott im Busen,
Dem er vertraut und der ihn retten wird.

König. Ja, siehst du, darin, darin eben steckt das Übel,
Dies heidnische Vertraun auf seine eigne Kraft,
Das macht ihn untergehn und uns mit ihm.
Wir haben all uns durch Gebet gestärkt —

Edelswithe. Zum Rückzug? Ja fürwahr, Gott geb' mir Stärke,
Die Schmach zu überleben.

König. Er allein
Ergreift die Lanze statt des Rosenkranzes,
Und statt durch Bitten Gottes Majestät
Zu gnädiger Gesinnung zu bewegen,
Durchstreifet er indes die fernsten Posten
Und heget Mordgedanken in dem Sinn.
Kommt er nicht dort? Er ist's, in vollem Jagen.
Er naht der Kirche, geht hinein! Gerechter!
So wie er ist, voll Staub und Kot! Du — Heide!
Verzeih mir Gott die Sünde! Ganz besudelt
Naht er dem höchsten unter uns Monarchen.
Man weiset ihn hierher. Wie er einhergeht,
Mit aufgeworfnem Nacken, hohem Haupt,
Als fordert' er Gott selber auf zum Kampf.
Du Tor! Du mehr als Tor! Gebeugt geht man
Im Angesichte eines großen Herrn;
Denn sonst bekömmt er Lust, den Stolz zu beugen.
Ich weiß ja, wie das geht. Gott wird dich finden.

Alfred kommt.

Alfred. Auf zu den Waffen, auf! Die Dänen nahn!
König. O Herr, Herr, zu dir fleh ich aus der Tiefe,
Laß deine Knechte nicht zu Schanden werden!

Edelswithe. Laßt die Trompeten tönen. Auf, entgegen!
Mercia. Wie hoch ist ihre Anzahl, edler Herr?
Alfred. Zu klein, um eines Mannes Mut zu beugen.
Edelswithe. Heut, Alfred, mögt ihr mich verdienen; reicht
Mir Eure Hand, von Dänenblute rot,
Und sie soll in der meinen ewig ruhn.

Alfred. Doch wenn ich feig entfliehe aus der Schlacht?
Edelswithe. Dem Helden Alfred schenkt' ich meine Liebe.
Ihr seid ein Mann —

Alfred. Ich wollt,' ich wär' ein Mädchen;
Ich würd' Euch doppelt lieben, wenn ich's wäre.
Doch wenn ein Schwert mich im Gewühl der Schlacht —

Edelswithe. Dann wein' ich nicht, denn Ihr sinkt ehrenvoll.
Alfred. Sehr männlich, fehr! Ihr seid ein männlich Mädchen,
'ne Rose wie ein Eichbaum in der Tat!
Ein bißchen mehr Mann oder weniger,

Und ich gäb' Euch im Heere einen Platz
Oder drückt' Euch liebend an dies treue Herz.
Edelswithe. Herr, ich versteh' Euch nicht.
Alfred. Um desto besser,
Es könnt' Euch um die Honigwochen bringen.
(Trompeten, Geschrei.)
Alfred. Doch nun genug geschwatzt. Ihr Herrn, zu Pferde!
Mein König und mein Herr, wenn ich Euch je
Und Eurem Reich gedient, so laßt mich heute
Zum einz'gen Lohn des Heeres Vortrab führen.
König. Wir halten nicht Gemeinschaft mit Verächtern
Des Herrn und seines Diensts, damit sein Zorn,
Wenn er den Frevler trifft, nicht uns auch treffe.
In Gottes Namen streiten bringt Gewinn;
Drum, würd'ger Bischof, führet Ihr den Vortrab,
Auf daß Euer Gebet die Feinde schlage,
Wenn unsre sünd'gen Schwerter es nicht können.
Alfred. Mein König, nein, das kann nicht sein, das kann nicht!
Ihr werdet nicht das Heil des ganzen Staats —
Ich bitt' Euch, auf den Knieen bitt ich Euch,
Gebt den Befehl — nicht mir! nur diesem nicht!
Die fromme Hand kann wohl das Rauchfaß schwingen,
Doch nicht des Speeres nie getragne Wucht.
König. Schweig! Und Ihr würd'ger Herr, befehlt den Vortrab!
Geht dort nicht Ekbert? He, geliebter Vetter!
Ekbert kommt.
König. Wir haben oft mit Wohlgefallen, Vetter,
Die tapfren Reden, die Ihr führt, gehört.
Ihr seid ein wackrer Herr, und Eure Mutter
War eine kluge, gar kreuzbrave Frau,
Die angenehmste uns von unsern Schwestern;
Drum mögt des Heeres Mitte Ihr befehlen.
Wir selbst behalten uns den Nachtrab vor,
Wo Klugheit mehr gilt als zu heft'ges Feuer.
Ihr Graf von Mercia, nehmt zehntausend Reiter
Und schützet das Kapellenzelt, damit
Das heilige Gerät, was Gott verhüte,
Nicht eine Beute dieser Dänen werde
Und frecher Spott das Göttliche entweihe.
Alfred mag seine Braut zu schützen trachten
Und ruhig sich verhalten beim Gepäck.
Nun, würd'ger Herr, gebt mir aus der Kapelle
Das stercus sanktum von dem Esel Christi,
Das den Besitzer schützt vor Hieb und Stich,
Und dann, weil's denn doch sein muß, an den Feind!
(Alle ab.)

Blachfeld.

Guthrun kommt mit Soldaten.

Guthrun. Wir haben sie umstellt, sie müssen schlagen!
He, kommt dort nicht ein Haufen? Jungens drauf!
(Vorüber.)

Bischof mit Heereszug.

Bischof. He, zieht euch rechts! Nein links. Halt, halt, halt, sag ich!
Warum eilt ihr so schnell voraus? Der Christ
Scheut nicht den Tod, doch sucht er ihn auch nicht.
Die Reiterei soll von den Pferden steigen
Und auf den Knien Gott bitten um den Sieg.
Das Fußvolk stelle sich dort vor den Graben,
So ist sie vor dem Feind im Rücken sicher.
Jetzt will ich etwas ruhn und Mahlzeit halten,
Ich habe seit zwei Stunden nichts gegessen.
Nun aufgetragen!
Jeffrey. Dänen, Dänen, fort!
Ein Soldat. Flieht, Herr, die Dänen nahn in hellem Hauf.
Bischof. Wo ist mein Fußvolk?
Soldat. Ei, das liegt im Graben,
Vor den Ihr sie so weißlich hingestellt.
Bischof. Die Reiterei herbei!
Soldat. Die kniet und betet.
Bischof. Mein Pferd! Bediente, he, wo ist mein Pferd?
Soldat. Vertraut diesmal Eu'r Leben einem Esel
Und lauft auf Euren eignen Beinen.
Bischof. Schurke!
Dafür sollst du im tiefsten Grund der Hölle —
Soldat. Bestellt mir unterdes Quartier; denn seht
Die Dänen nahn, es ist um Euch geschehn;
Wer für Eu'r Leben einen Heller gibt,
Verdient im Bistum, Herr, Euch nachzufolgen.
(Ab.)

Harald. Reiter.

Harald. Haut nieder, was sich widersetzt. Doch schont
Der Unbewaffneten. Seht, wer liegt dort?
Ein Däne. He, Herr, soll ich den Schädel ihm zerschlagen?
Es ist ein Christenpfaff.
Harald. Halt, laß den Greis,
Zwar löblich ist es, solche Brut zu tilgen,
Doch Unbewehrte schlägt kein rechter Mann.
Er regt sich nicht. He, Alter, bist du siech?
Bischof. Gebenedeit sei Odin, heilig, heilig
Ist Odin und Sankt Tor in Ewigkeit.
Ich bin kein Christ mehr; will die Heidentaufe!

Harald. Wie, Schurke, du verleugnest deine Götter!
Hängt ihn an jenen Baum, damit die Erde
Von diesem Hund, desgleichen man wohl nirgends
So weit die Sonne leuchtet, sieht, gereinigt werde.

Bischof. Laßt mich doch nur noch beichten. Gnade, Gnade!
(Er wird fortgeschleppt.)

Harald. Dir tut man nur, was recht! Nun an den Feind!
(Vorüber.)

Alfred mit Soldaten.

Knecht. Herr Ritter, Eure Braut!

Alfred. Mein Vaterland!

Knecht. Glaubt mir, die Feinde werden sie erhaschen.

Alfred. Wenn ich des Treffens Wage gleichgestellt,
Gehört ihr wieder dieser Arm und Speer,
Doch jetzo hab' ich nichts für sie als Wünsche.
Gerechter Gott, welch fürchterlicher Anblick!
Nicht Männer streiten, scheint es gegen Männer,
Ein Rudel Wölfe würget unter Lämmern.

Knecht (kommt). Herr, alles ist verloren, überall Dänen!
Seht Ihr dort, wie sie fliehn?

Alfred. Wo hält der Vortrab?

Knecht. Da ist kein Vortrab und kein Nachtrab mehr,
Verwirrt wälzt sich im Knäul das fliehnde Heer.
Prinz Ekbert ward gefangen auf der Flucht,
Der Bischof hängt an einem Baum, der König
Ist ganz umringt; man weiß nicht, ob er lebt.

Alfred. Nun, Freunde, wem sein Leben nicht mehr wert ist
Als eine brave Tat, der folge mir,
Wir wollen buhlen um die Metze Glück,
Die diesen Heiden jetzt so günstig lächelt,
Und wenn sie noch so teu'r den Sieg erkauft,
Wir überbieten sie; mir nach zur Schlacht!
(Ab.)

König (kommt). Wir sind verlassen, ach, du lieber Gott,
Was wird noch aus uns werden? Ach, wie sind
Die Zeiten doch so grausenvoll verändert!
Ein König soll jetzt selber denken, handeln;
Davon sprach mein Hofmeister keine Silbe,
Das ist ja gegen Anstand, Etiquette.
Ich hab' mit Ruhm bei allen Galatagen
Mich präsentiert, was will man denn noch mehr?
Soll ich hier fechten wie ein gemeiner Kerl?
Gerechter Himmel, welch ein Ungeheuer
Naht hier mit blutgefärbtem Mordgewehr?
Er wirft der Augen glühnden Blick nach uns,

Wahrscheinlich Sinnes, uns eins zu versetzen.
Wir wollen unsre Stellung ändern.
(Läuft davon.)

Guthrun (fängt ihn auf). He!
Wer bist du, Feiger? An den bunten Lappen
Und dieser Krone auf dem goldnen Helm
Erkenne ich den König dieser Memmen.
He, mach dich fertig! Mußt dich mit mir schlagen!

König. Du, Satan reizest uns, Blut zu vergießen.
Nur diesmal — laß — uns — unsern Weg verfolgen,
Und wir sind willens, dir mit reichen Gaben —

Guthrun. O gib mir nicht, was ich mir schon genommen,
Ich will nur deine Klinge mal versuchen.
(Dringt auf ihn ein.)

König. O heil'ger Georg, heil'ger Michael —
(Er fällt.)

Guthrun. Fast tut's mir leid, nicht schlachten, fechten wollt' ich.
He, Jungens, bringt die Leiche da den Feinden,
Sie mögen ihn mit Firlefanz begraben.
(Ab.)

Engländer (fliehen über die Bühne). Wir sind verloren! —
Weh! — Die Dänen! — Flieht!

Alfred und Graf von Devon treten auf.

Devon. Laßt ab, Ihr seid verwundet. Schont Euch, Herr!

Alfred. Steht, Freunde, Brüder steht! Steht, feige Hunde!
Es ist umsonst, wir können nichts als sterben!
Komm, folge mir, du einz'ger unter vielen,
Wir wollen unser Leben hoch verkaufen
Und an des Vaterlandes Scheiterhaufen
Als treuergebne Diener fechtend fallen.
Das Leben ist nur eine Scheidemünze,
Das einen Wert allein durch das erhält,
Für was man's hingibt. Komm, wir wollen wuchern
Und für das schlechte Blechgeld, das die andern
Wie blöde Kinder, weil es glänzt, vergraben,
Uns Nachruhm kaufen, Kronen wert.

Devon. Laßt Euch vom ersten Unmut nicht verleiten,
Zu tun, was Euch und diesem Land nicht frommt.
Das Volk hat Arme noch —

Alfred. Doch keine Herzen!
Der Name Däne schüttelt sie wie Fieber.
Soll ich mit ansehn, wie dies fremde Volk
Der Freiheit meines Vaterlands die Kappe
Ums Auge zieht und sie so lange drillt,
Bis sie sich zahm und atemlos dem Pfiff
Und Wink des abgefeimten Jägers fügt.

Frei bis zum Tod, drum laß mich sterben!
Ha, Schmach!
Devon. Kann unverdiente Knechtschaft schänden!
Alfred. Niemand ist Sklav', als der's zu sein verdient.
Devon. So wollt Ihr denn des Landes einz'ge Hoffnung,
Das letzte Brett der armen Scheiternden,
Euch selbst, mit in des Strudels Abgrund schleudern?
Zieht Euch zurück in jene öden Berge,
Wo die Natur im Kampfe mit dem Menschen
Als Siegerin hervorgeht, stolz und rauh.
Dort harret, bis der Fremden schwere Last
Das träge Volk zu Widerstand empört,
Dann tretet schnell hervor und seid der Schütze,
Der ihres Grimmes Pfeile lenkt zum Ziel.
Wollt Ihr? Ihr schweigt — Worüber sinnt Ihr? — Tut's doch! —
Denkt dann, wenn Ihr im Kreis von einem freien Volk,
Das seine Freiheit Eurem Arme dankt,
Mit lautem Jubel —
Alfred. Folge mir!

(Geht schnell ab.)

Devon. Wohin?

(Ihm nach.)

Wald und Hütte.

Bertram und Bob.

Bertram. Komm nur hervor, 's ist alles sicher! Komm!
Mach dich nur auf, du mußt jetzt fort ins Lager!
Bob. Gebt acht, sie kommen sicher wieder, Vater.
Bertram. Nicht doch, die Unsern haben sie gejagt.
Komm, es geschieht dir nichts.
Bob. Ich komme, Vater.
Bertram. Du bist ein kluger Bursche, Bob.
Bob. Ja, Vater.
Bertram. Du wirst nie unklug handeln, Bob.
Bob. Nein, Vater.
Bertram. In dir erkenne ich mein Blut.
Bob. Ja, Vater.
Bertram. Du weißt, du gehst zu unserm König nun,
Der gar ein lieber Herr, der dich begehrt,
Vor allen andern dich begehrt, weil du
Mein Sohn bist, seines einst'gen Leibkochs Sohn,
Drum geh mit Gott und sei dem König treu
Und respektier ihn so wie mich.

Bob. Ja, Vater.
Bertram. Ein bißchen mehr, du loser Schelm.
Bob. Ja, Vater.
Bertram. Dein neues Wams —

Nachbar kommt.

Nachbar. He, wißt ihr schon das Unglück!
Die Unsern sind geschlagen und der Däne
Streift überall verwüstend durch das Land
Und zwingt das junge Volk zu seinen Fahnen,
Lebt wohl, ich muß zu meinem Jungen heim,
Den schick' ich morgen früh ins Dänenlager.
Zwar ungern, doch wer mag da widerstehn.

(Geht.)

(Bertram steht angedonnert.)

Bob. Schöns Vöglein fliegst, weiß nicht wohin,
diridin,
Kommst weither, ich weiß nicht von wo,
dirido,

Diridin, dirido,
Ich weiß nicht von wo,
Dirido, diridin,
Ich weiß nicht wohin.

Bertram. Du ungeratner Esel, kannst du singen,
Indes mir fast der Kopf zerspringt?
Bob. Ja, Vater.
Bertram. Ach Gott, mein Kopf hat einen Riß bekommen
Und aller Witz ist reinweg ausgelaufen
Wie edler Wein aus einem lecken Faß.
Es ist nicht möglich. So ein Herr, ein König,
Der erste in dem Land nach unserm Hergott,
Und solche Truppen! wer sie nur schief ansah,
Der hatt' 'ne Schelle weg, eh er dran dachte.
Wenn man sie abends in der Schenke hörte,
Wie's so gar leicht, den Dänen 'rauszujagen,
Und wie sie den gepackt und den gespießt —
Nein, 's ist nicht möglich, sag' ich, eitel Lügen,
Doch sieh dort, was erhebt sich für ein Staub?
Die ganze Straße ist bedeckt mit Reitern
Und Knechten, die verwirrt zu fliehen scheinen.
Mein' Seel', 's sind Sachsen, ach, du lieber Himmel,
Der Nachbar hat doch recht, Gott steh' uns bei!
Was tun? Du Esel, nun, was soll ich tun?
Halt 's Maul, du bist an allem schuld.
Bob. Ich, Vater?

Bertram. Wärst früher aufgestanden, so — Halt 's Maul!
Was räsonnierst du, willst du Prügel, Dummkopf?
Was stehst du da? Nu, warum gehst du? Ach,
Das bringt mich um. Nun, wo willst hin?
Bob. Ins Dänenlager will ich, wie Jacks Robin.
Bertram. Was fährt mir durch den Kopf? He, laß dich küssen!
Du sollst, ja, lieber Goldjung', ja, du sollst!
Du bist ein kluger Bursch, ja, ganz dein Vater.
Ins Dänenlager sollst du und sogleich,
Das ist der beste Rat; ins Dänenlager,
Nur schnell. Ach, Himmel, wenn die gnäd'gen Herrn
Erführen, daß ich dich ins Sachsenlager —
Schnell deinen Rock herab, nimm dieses Wams,
Es ist mein bestes, aber nimm's, mach fort.
Hier ist mein Hut, komm, wähl dir einen aus,
Willst diesen oder ist dir deiner lieber?
Bob. Ja, Vater.
Bertram. Nun — was?
Bob. Gebt mir Euren, Vater.
Die Hutschnur da gefällt mir allzuwohl.
Bertram. So nimm ihn.
Bob. Aber —
Bertram. Nun?
Bob. Das Futter, Vater,
Ist schon so schlecht.
Bertram. Nun, so behalt den deinen.
Bob. Allein, wenn ich mir's reiflich überlege,
So ist der Eure doch viel feiner. Gebt!
Bertram. Hier hast du ihn, allein jetzt pack dich fort,
Doch laß mir deinen Hut.
Bob. Ja so, ach Vater,
Der meine ist doch gar zu neu, erst vor'ge
Johannis habt Ihr ihn gekauft.
Bertram. Blitzkröte.
Nun, so behalt ihn. Wähle! Schnell! — Du weinst?
Du Bengel, nun, so nimm sie alle beide.
Denkst nicht, wenn ich mit nackem Kopf im Regen —
Hör auf zu flennen, nimm in Gottes Namen.
Allein itzt mach dich auf und geh zum Teufel.
Du gehst nun also, liebes Kind, aus meinem Haus,
Bist nun allein, dir selber überlassen,
Mußt klug sein und dich wenden, drehn und schmiegen.
Vor allem Kind, sagt dir ein Höh'rer was,
Sprich Ja, sprich Ja, verdammter Bub, und wenn dir
Das Nein im Halse stäk' und dich erwürgte.

Halt Frieden, meng' dich nicht in Händel, Kind!
Denn unsre Sippschaft hat kein Glück im Raufen,
Und eine heile Haut ist mehr wert als
Ein Lorbeerkranz auf einem wunden Schädel.
Beleidigt dich ein Höh'rer als du bist
Durch Stichelreden, Anspein, Nasenstüber,
Ohrfeigen, Rippenstöß' et cetera,
So trag es in Geduld als frommer Christ;
Denn, reich die andre dar, sagt unser Herr,
Wenn du auf eine Backe bist geschlagen worden.
Doch zieh kein schief Gesicht, hörst, dummer Schlingel?
Denn Backenstreiche lammfromm anzunehmen
Ist keine Kunst, das können andre mehr.
Doch dazu lächeln, als hätt's wohlgetan,
Das ist das Höchste in der Höflingskunst,
Und auf die Stufe bringt es nicht ein jeder.
Allein ist der Beleid'ger ein Geringerer,
So denk auf unsres Heilands goldnen Spruch:
Mit selbem Maß, mit dem du ausmißt, soll
Auch eingemessen werden, und, mein Sohn,
Gib ein gehäuftes Maß dem Schuft zurück.
Doch hier auch merke auf die rechte Art:
Ein Narr ist, wer dem Stier von vorne naht,
Ein Kluger packt ihn rückwärts im Genick.
Was Religion betrifft, so bleib im Herzen —
Was man im Herzen nennt — so recht geheim —
Im Herzen bleibe deinem Gott getreu.
Erinnre dich wohl manchmal auch an ihn,
Doch laß dich's ja nicht merken, hörst du wohl.
Beug deine Knie vor keinem Kruzifix,
Spei aus vor einem Heil'genbild, allein
Mit einer andern Intention im Herzen.
Schwör wohl im Notfall auch, du seist kein Christ,
Doch nur nicht ohn' geheime Intention,
Und das kannst du auch ohne Sünde, denn
Dem Reinen, spricht der Herr, ist alles rein.
Wiß, deine künft'gen Herren sind, was man sagt,
Gewissermaßen Heiden — Kinderei!
Denn Heidenbraten, liebes Kind, schmeckt besser
Als Christenbrot, 's sind sonst gar brave Leute.

Bob. Sonst sprachet Ihr, sie seien Heidenhunde,
Wert, daß sie alle Gottes Blitz vertilge.

Bertram. Halt 's Maul, du Rabenkind, du bist verloren.
Ihr Leute dort im Dickicht hört ihr wohl,
Was dieser gottvergeßne Bube spricht?
Kommt her, wir wollen ihn recht tüchtig bleuen,

Wie solcher kind'sche Unverstand verdient.
's ist niemand hier, das ist dein Glück, du Dummkopf.
Spei jedem Engelländer ins Gesicht.
Lobst du 'ne brave Tat, sag, sie sei dänisch.
Sprich, deine Mutter war 'ne Hure, die
Mit einem Dänen hat gebuhlt.
Was ich dir sonst gesagt, das lösche aus
Und schreib nur meine jetz'gen Worte auf,
Unlöschbar in dem Buche deines Geistes.
So lauten deines Vaters letzte Worte.
Von Anbeginn der Welt war noch kein Krieg
Und alles lebte friedlich, aber jetzund
Liegt alles tief im Übel, und das Schwert
Haust unter uns verworfnen, sünd'gen Menschen.
Da Jubal nun das erste Schwert erfand
Und Kain der erste seinen Bruder schlug,
Schick' ich dich auch mein Lieber, in den Krieg.
Dulcis pro patro mora sagt der Lateiner
Heißt: Schlagen und Laufen ist ein übel Ding,
Allein der Kluge macht's mit, weil er muß.
Drum geh mit Gott und sei dem König treu.
Dem König! sprech' ich König? König sagt' ich?
Dem Dänenkönig, dem; ganz recht, ja dem.
Drum geh mit Gott und sei dem König treu.
Denk' daß d' ein Christ bist und ein Engelländer —
Denk, daß — denk nicht! — denk, daß du keiner bist,
Nun bist ein Dän' und — ein — geheimer Christ.
Nun denn, gib also acht und höre mich,
Drum geh mit Gott und sei dem Dänen treu.
Denk, daß d' ein Christ bist und ein — Esel, Schlingel!
Denk, daß d' ein Heid bist und ein Engelländer.
Der Teufel! Schweig! Du machst mich ganz konfus.
Komm mit hinein, ich will dir Wäsche geben.

(Beide ab.)

Alfred und Graf von Devon kommen.

Alfred. Ich bin erkannt, überall verfolgt man mich.
Devon. Seht diesen Wams, er birgt Euch Euren Feinden,
Wer sucht' in diesen Lumpen Englands König?
Alfred. Gib her, hier dieser Ring soll reich vergelten,
Was ich dem Armen wahrlich ungern raube.
Fort, fort, ich höre Leute nahn.
Devon. Ich folge.

(Beide ab.)

Bob. Halt auf den Dieb, oh weh, mein neuer Rock!
Gib meinen Rock heraus, du Galgenstrick!

O weh, mein neuer Rock, mein Rock, mein Rock.
Nun kommt Ihr erst, daß er gestohlen ist!
Ihr müßt mir fünfzehn Pfennige ersetzen,
So viel hat er gekostet! O mein Rock!

Bertram. Hier guck' mal her! Da sieh den edlen Schmuck,
Wohl hundert Kronen wert, ja drüber noch.
Mein' Seel', 'ne tücht'ge Zahlung für dein Wams.

Bob. Weist her! Gottes Blitz, das blinkt und flimmert, Vater,
Das — wieviel, sprecht Ihr, ist das Kleinod wert?

Bertram. Bar hundert Kronen.

Bob. Wie?

Bertram. Ja, hundert Kronen,
Der Vater gibt's dem Sohne nicht geringer.

Bob. Ei, hundert — wie habt Ihr gesagt? Sagt's nochmal.

Bertram. Nu, hundert Kronen.

Bob. Hundert Kronen! — Hundert
Ist eine große Zahl, viel mehr als zehn
Und zwanzig, mehr als dreißig, viel, viel mehr.
Und hundert Kronen, Kronen, 's ist ein prächt'ger Name,
He, hundert Kronen, und die sind nun mein,
Mein ganz allein, des Robert Till aus Blackstone,
Mein hundert — Tausend wäre freilich mehr,
Und ein Dukaten gilt mehr als 'ne Krone.

Bertram. Ja freilich.

Bob. Und mein Wams war noch ganz gut,
Recht schön und neu, der beste Rock im Dorf,
Und nun muß ich mir einen neuen kaufen.
Das kostet Geld, viel Geld.

Bertram. Für eine Krone
Kriegst du drei Röcke wie der deine war.

Bob. Dann aber sind's nur neunundneunzig Kronen.
Und wer gab ihm ein Recht, mir meinen Rock zu stehlen?
Ich brauch' sein Geld nicht, wart, du filz'ger Dieb,
Mit seinen hundert Kronen, ja, wenn's hundert wären;
Denn kauf ich mir 'nen Rock, so bleibt mir nichts,
So viel als nichts, denn hundert sind's doch nicht mehr.
Du Geizhals, du verwünschter Dieb, du Knicker!
Daß du am Galgen hingst, du schäb'ger Hund!
Mein Rock, mein Rock, mein neuer, schöner Rock!

(Geht.)

Bertram. Wein doch nur nicht, du sollst 'nen andern haben.

Romantisches Tal in Sommerset, rings von Bergen umschlossen, an deren Fuß im Hintergrund des Theaters die Thone strömt, über welche eine Brücke aus Baumstämmen führt. Links im Vordergrunde eine Hütte, in der Mitte der Bühne eine alte Eiche, an deren Stamm ein schlechtgemaltes Bild der heiligen Jungfrau befestigt ist, vor demselben ein Betschemel. Abenddämmerung

Graf von Devon von innen.

Devon. Behutsam schreitet, haltet Euch vom Abgrund.
Hier rechts — Schon ebnet sich der rauhe Pfad,
Der Thone empörte Wasser hör' ich rauschen,

(auftretend.)

Wir sind am Ziel.

Alfred tritt auf.

Devon. Seht Herr, dies ist der Ort,
Der Euch verbergen soll vor Euren Feinden.
Es schweben Sicherheit und Ruhe um
Die greisen Scheitel dieser ew'gen Berge,
Und das Geheimnis webt zu dichtem Schleier
Die wolkennahen Wipfel dieser Eichen.
Hier möget Ihr, mein königlicher Herr,
Geruhig weilen, künft'ge Schlachten sinnend,
Bis durch mein Wort geweckt, das edle Roß
Sächsische Freiheit stolz das Haupt erhebt,
Den Reiter, der mit unversehnem Schwung
Den starken Rücken bändigend gewann,
Weit von sich wirft, daß sein zerschellt Gebein
Ein warnend Zeichen jedem zweiten werde.
Mein Herr und König bannt die trübe Sorge —

Alfred. Gestrenger Graf! Seid doch so gut, Herr Graf,
Und borgt dort in der Hütte auf mein Königreich
Ein Stückchen Brot, denn unsre Majestät
Hat großen Hunger. Wollt Ihr, mein Herr Graf?
Geht, geht, es gibt gnug Narren auf der Welt,
Vielleicht borgt einer hier auf unser Pfand;
Geht, ich ernenne Euch zu meinem Truchseß.
O Himmel, warum fiel ich nicht im Treffen?
Den, den das Leben quält, beklag ich herzlich,
Auch den der Tod ergreift, auch dem 'ne Zähre —
Doch dreimal elend ist der Unglücksohn,
Gen den sie beide ihre Macht vereinten;
Weh mir, der Tod und Leben hat zu Feinden!

Devon. Wo ist der Mut, der uns sonst Stärke gab?

Alfred. Weh dem, der mutig ist bei seiner Mutter Grab.

Devon. Steht jetzt auch aufrecht, Ihr, den stets gestählt
Und fest des Schicksals härtste Stürme fanden.

Alfred. Wer bei des Vaterlandes Fall nicht fällt,
Der Unnatürliche hat nie gestanden.

Devon. Nur kurze Zeit weilt hier im Schoß der Ruhe,
Ein Löwe, der der Höhle Dunkel sucht,
Sich zu erkräftigen zu neuem Streit.
Ich will indes herum im Lande wandern,
Die Winkel all durchsuchen, wo der Sachse
Uneingedenk vergangner Taten zittert.
Mit starken Worten will ich vor sie treten,
Mit Macht will ich an ihren Ketten rasseln,
Bis ihr entschlafner Mut aufs neu erwacht,
Den Schlummer schüttelt von den Riesengliedern
Und an das Licht tritt heldenhaft und stark.
Bald wird ein Wald von Schwertern Euch umgeben,
Geübt, den Weg in Dänenbrust zu finden,
Die gleich gewohnten Säufern strömeweis
Beim heißen Gastmahl trinken und nicht wanken.
Glaubt mir, es gibt in England Männer noch,
Die gern das Herz sich aus dem Leibe rissen,
Gält' es damit die Dänen zu vergiften.
Doch horcht, dort nahen Menschen. Laßt uns lauschen,
Ob man auch trauen darf. Kommt, edler Herr.

(Ab.)

Emma und Mutter kommen.

Emma. Nein, Mutter, nein, ich will nicht wieder lachen;
Erzählt doch weiter, es ist gar zu schön.

Mutter. Ei ja, erzählen, daß du wieder kicherst!
Wie Jugend ist, warst du ein albern Kind,
Triebst Possen, wenn was Ernstes ward gesprochen.
Nun bist herangewachsen und — 's ist wahr,
Bist groß und hübsch — verzeih mir's Gott — geworden,
Doch die Verständigkeit, der feine Anstand,
Den man zu seiner Zeit an mir bewundert,
Die sind gerade noch wie vor fünf Jahren.
Auf künftige Johannis wirst schon sechzehn
Und bist — Johannis? wart, ist's auch Johannis?
Am vierten morgens kam die Wehemutter,
So recht gerad an meinem Namenstage.
Rolfs Liese und Strubs Mary waren bei mir,
Wir aßen Kuchen, da war andre Zeit,
Jetzt dankt man Gott, hat man nur Brotes satt.
Was wollt' ich sagen? — Du bist fünfzehn alt,
Bald sechzehn —

Emma. Liebe Mutter, ach erzählt doch.
Ich will nicht mucksen, ich will sitzen wie
Das Fräulein da an ihrem Hochzeitstag
In ihrem steifen Rock, so grad — hi — hi!
Ach Gott — Nein, Mutter, nein, ich lachte nicht,
Ich will nicht wieder lachen, nein, gewiß nicht,
Bei meiner Seele, Mutter, ich lach' nicht mehr.
Nun, habt Ihr's jetzt gehört? Nun glaubt Ihr's doch?
Mutter. Nun, also, unter der Bedingung, ja.
Der Bräutigam saß also mit der Braut,
Und hatten sich so lieb und herzten sich.
Sie sprach: mein Schatz! und er: mein Kind, mein Engel,
Du süßer Schmerz, du angenehme Qual!
Und mehr dergleichen feine Redensarten.
Und also sprachen sie und küßten sich
Und drückten sich die Hand —
Emma. Nur weiter, Mutter.
Die Zuckerpuppen da mit ihren Küssen,
Ich hätt' was Klügeres getan als herzen.
Mutter. Was Klügeres?
Emma. Ei, an den Kleiderschrank
Und alles anprobiert und durchgestört,
Herumgelaufen in dem ganzen Hause
Und alle Türen aufgerissen und
Mich satt gesehn an allem, was nun mein ist,
Auf jeden Stuhl mich hingesetzt und alles
Geräte in die Hand genommen, um
Mir zu beweisen, daß es wirklich mein sei.
Mutter. Meinst du denn, die Prinzessin war so albern
Wie du, du junges, unverständ'ges Ding?
Sie sprachen also zärtlich miteinander.
Emma. O, unter ihrem vielen, schönen Schmuck
War wohl ein rotes Mieder auch. O Gott,
Wenn ich doch nur ein rotes Mieder hätt'
Ich wär' wohl auch so hübsch als andere.
Bells Dortchen war so schön an ihrem Brauttag —
Wenn mich ein Mann nur möchte, ich wär' gleich,
Gleich auf der Stelle wäre ich dabei.
Ich wollt' ihn gar liebhaben und bedienen
Und auch nie müßig sein, nie, gar nie, Mutter,
Beim Spinnen niemals schlafen und die Suppe
Niemals verbrennen und recht manierlich sein,
Nie lärmen, wenn er nachmittages schliefe;
Allein ein rotes Mieder muß er mir versprechen,
Das muß er oder es wird nichts daraus.

Doch so, wie ich jetzt bin, so nimmt mich keiner,
Denn auch mein Sonntagsrock hat jetzt ein Loch —
Der garst'ge Brombeerstrauch dort an der Hecke —

Mutter. So wein nur nicht. Das böse Mädchen! Weinen
Und Lachen hat sie gleich in einem Sack.

(Man ruft in der Hütte: Alte, he, Alte!)

Mutter. Sogleich! Hörst, weine nicht! Ich komme schon.

(Ab.)

(Emma setzt sich und legt das Gesicht auf den Arm.)

Alfred und Graf Devon treten vor.

Alfred. Nun denn, wohlan, ich weiche deinen Gründen,
Ich will hier weilen, bis du wiederkehrst
Und mit erwünschtem frohen Freiheitsruf
Die trägen Bande meiner Ruhe sprengst.

Devon. Lebt wohl! Nie sehet ihr mich wieder, oder
Als Bringer einer frohen Botschaft.
Wie edler Wein soll meine Rede dringen
In die von eis'ger Furcht erstarrten Seelen,
Bis jede Nerve neu sich spannet und
Ihr Mut die Möglichkeit 'ne Memme schilt.
Wir machen Englands Ehre wieder ganz.
Und sollten wir sie mit unsern Fellen flicken.
Laßt mich noch einmal diese Rechte fassen,
Mein Haupt noch drücken an dies edle Herz,
In dessen Schlägen Englands Pulse klopfen.
So — und nun lebet wohl, mein Herr und König!

Alfred. Leb wohl auf Wiedersehn bei Dänenleichen!

(Devon ab.)

Alfred. Ich bin halb tot vor Mattigkeit und Hunger.
Dies Mädchen — eine gute Vorbedeutung.

(Geht auf sie zu und faßt sie an der Hand.)

Bist du erschrocken, liebes Mädchen?

Emma (ihm ins Gesicht blickend). Nein.

Alfred. Was seh' ich, du weinst?

Emma. Ein bißchen, ja.

Alfred. Was fehlt dir, Kind? Wer konnte d i c h betrüben?

Emma. Der Vater will kein rotes Mieder kaufen,
Wie ich wohl möcht', und darum, siehst du, weint' ich.
Der Vater spricht, ich wär' ein kleiner Affe.
Allein ich bin nicht klein und auch kein Affe.
Auf künft'ge Ernte werd' ich sechzehn Jahre,
Und Mutter meint, ich sei recht hübsch; der Vater
Meint es zwar nicht, allein ich mein es auch.
Was glaubst denn du?

Alfred. Ja, recht hübsch, liebe Kleine.

Emma. Siehst du, das freut mich, du bist auch recht hübsch,
Du gleichst so viel dem Engel Michael,
Der in der Kirche steht vom nächsten Dorf
Am Hochaltar; ein wunderschönes Bild.
Ich hab's mir stundenlange oft betrachtet,
So daß ich wohl des Heimgehns fast vergaß.
So helle Augen und so gelbe Locken —
Doch du hast bleiche Wangen, bist du krank?
Alfred. Nicht krank, mein Kind, doch matt zum Sterben.
Emma. Jesus,
Du armer Mann! Wie heißt du denn?
Alfred. Ich? — Edgar.
Emma. Ein schöner Name! Edgar! — Edgar, setze dich,
Laß dir's hier wohl sein, Edgar! Ich heiß' Emma —
O, das ist schön, o, das ist schön!
Alfred. Ei, was denn?
Emma. Merk' doch nur, Edgar, Emma! Ei, bei beiden
Ist E der erste Buchstab'. Das ist hübsch.
Alfred. Die holde Einfalt!
Emma. Ja, der Vater sagt das auch.
Alfred. Was denn, mein Kind?
Emma. Daß ich einfältig bin.
Doch das, spricht Mutter, gibt sich mit der Zeit,
In ein paar Jahren wird sie klüger sein,
Wenn sie nur gut ist, Edgar, und ich bin gut,
Ich will niemanden Böses; glaub mir's Edgar.
Auch dir nicht und der ganzen weiten Welt nicht.
Auch Jakobs Hans nicht, der jüngst nach mir schlug.
Allein ich plaudre hier und du bist müde.

Alfred. Kann ich in eurer Hütte übernachten?
Emma. Warum nicht? Heute, morgen, übermorgen
Und Freitags und viel länger, viel, viel länger.
Wir haben zwar zwei Stuben nur, allein
Wir wollen uns recht gut behelfen, Edgar.
Vorn in der Kammer schlafen meine Eltern,
Im kleinen Hinterstübchen schlafe ich,
Da will ich dir vom allerschönsten Stroh
Ein weiches Bett bereiten, lieber Edgar.

Alfred. Wie, sollte diese Himmelsmaske trügen?
Emma. Da wollen wir zusammen plaudern. Nicht?
O, das ist herrlich!
Alfred. Aber wird die Mutter —
Emma. Ja freilich — doch da hab' ich schon ein Mittel.
Wenn ich des Morgens aus dem Bette steige,
So drück die Augen zu, verstehst du mich?

In einem Nu hab' ich mein Röckchen über,
Und dann magst du nach mir sehn, wie du willst.
Alfred. Entarteter, du wagst den reinen Spiegel
Mit deines Argwohns eklem Hauch zu trüben?
Du unbeschreiblich liebenswürd'ges Kind.
Emma. Nun, Edgar, komm, ich führe dich zum Vater;
Zum Abendbrot hol' ich aus meinem Gärtchen
Dir Rüben und Salat, auch Kohl ist da,
Und auf dem Bäumchen rechts stehn noch drei Kirschen,
Die sollst du haben und die reife Gurke,
Und meine Muttre hat noch ein Stück Kuchen
Von letzter Kirchweih'; den schwatz' ich ihr ab,
Und alles das für dich. Komm, Edgar, komm.
(Beide ab.)

Zweiter Aufzug.

Kenwith. Bauernhochzeit, Musik, Tanz.

Bauern, unter ihnen Graf Devon verkleidet.

Pfarrer. Ei laßt das junge Volk sich freuen, Alter,
Es ist ja doch ihr einz'ger Freudentag.
Die Zeit ist jetzt stiefmütterlich geworden,
Drum wer ein Stückchen Kuchen sich erbettelt
Von ihrer kargen, schlägefert'gen Hand,
Der schmolle nicht und schnell zum Mund den Bissen,
Eh sie's gereut und sie ihn wieder raubt.
Devon. Stiefmutter ist sie nicht geworden, Herr,
Sie ist nur eine strenge, kluge Mutter,
Die ihre Kinder züchtigt, wenn sie fehlen.
Drum sollen wir auch wie reumüt'ge Söhne
Uns bessern und nicht ihres Zornes lachen.
Pfarrer. Ich merke, Ihr denkt stets vergangner Zeit.
Devon. Ich weine, Herr, daß sie vergangen ist.
Pfarrer. Dem Manne weh, der nie vergessen kann.
Devon. Doch dreimal weh dem, der so schnell vergißt.
Pfarrer. Nur mögliches begehrt ein kluger Mann.
Devon. Der Mensch tauft seine Schwäche gern Unmöglichkeit.
Pfarrer. Ihr werdet noch mit Euren kühnen Reden
Uns alle, wie wir sind, ins Unglück bringen.
Devon. Gibt es ein größres Unglück noch als Knechtschaft?
Schmach uns, die unsres Vaterlandes Ehre
Für einen schmalen Bissen Brot verschachern!

Schmach uns, die wir auf dunkeln Pfaden schleichen
Statt frei einherzutreten in der Bahn,
Auf der der Väter Ruhm gleich Sonnen strahlt!
Hat darum euer Ahnherr diese Erde
Mit seinem Blut gedüngt, damit sein Sohn
Ins Joch gespannet wie ein Ackerstier
Die Saat bereite für ein fremdes Volk,
Ein Volk, das vor dem Pfeifen seines Schwertes floh?

Brautvater. Er hat so unrecht nicht, ehrwürd'ger Herr.
Ja, hätten anfangs wir es so verstanden,
Wie schlechtes Heil bringt fremdes Regiment,
Fürwahr, der Däne hätte nie den Rauch
Aus Englands fetten Essen riechen sollen.
Wer mir das Schwert in Bauch stößt, tötet mich,
Doch wer den Bissen mir vom Munde stiehlt,
Der tut's nicht weniger. Ist nicht so Herr?
Wenn's schon gestorben sein muß, lieber fallen
Als rechter Mann im Treffen, als verhungern.

Erster Bauer. Mir hat das Dänenvolk das Haus erbrochen,
Rein ausgeplündert, was nur stand und lag.

Zweiter Bauer. In meiner Scheune ist kein einzig Korn.

Dritter Bauer. Hätt' ich für jede Striem' an meinem Leib
Nur eine Kron', ich wär' ein reicher Mann.

Erster Bauer. Ja, hier ist keiner, den sie nicht geschädigt.

Vierter Bauer. Ich sagt' es anfangs gleich; gebt acht, sprach ich,
Es tut nicht gut bei uns dies fremde Volk,
Der König sollte sie ins Land nicht lassen,
Sprach ich nicht so? Nachbar, bezeug mir das.

Erster Bauer. 's ist wahr, mein' Seel', allein was sprach denn ich?
's ist gegen Schick und Brauch, 's ist gleichsam unrecht.

Devon. Es fehlten Worte nicht, an Taten fehlt' es.
Gleich feigen Hunden, die mit lautem Bellen
Die Kampfesunlust allzu schwach verdecken,
Krocht, statt zu streiten, ihr ins sichre Loch
Und riefet Gottes Fluch auf eure Feinde.
Ihr blöden Toren, wußtet ihr denn nicht,
Gott flucht und segnet nur durch Menschenhand;
Mit offnen Mäulern harrtet ihr auf Wunder
Und — wie's in solchen Fällen stets geschieht —
Ein Wunderwerk geschah. Ein kleiner Haufe
Von heimatslosen feilen Abenteurern,
Die Hunger furchtsam an die Küsten trieb,
Den schlappen Bauch mit flücht'gem Raub zu stopfen,
Besiegt die Enkel jener hohen Helden,
Die dieses Land mit blut'gem Schwert erobert;

Ein Haufe, so gering an Zahl, so schwach,
So abgenagt vom Zahn des Hungers, daß
Die Federn auf den Helmen unsrer Krieger
Die ganze Feindesschar weit überwogen.

Bräutigam. Nur tausend Männer, die so denken, Vater,
Wie Ihr und ich, und meiner Seele, keiner
Von diesen roten Hunden sollt' daheim
Erzählen, wie die Braten Englands schmecken.

Devon. Noch ist die Unterdrückung nicht vollendet,
Noch bäumt in jedem sich der kräft'ge Mut
Dem fremden Joche unbesiegt entgegen.
Wo lebet der Tyrann, der Männer zwingt?
Wer schleift den Dolch, der kann den Willen morden?
Und wenn sein Arm die ganze Welt umschlingt,
Sein Wink gebietet unzählbaren Horden,
Wenn auch ein feiles Heer ihm unterliegt,
Ein Volk wird nie als durch sich selbst besiegt.

Bräutigam. Fürwahr, er redet goldne Worte.

Pfarrer. Schweigt!
Dort naht ein Haufe Dänen. Bittet Gott,
Daß sie euch nicht bemerken und fürpaß ziehn.
Der Führer heftet schon den Blick hierher.
Sie kommen. Freunde, haltet euch nur ruhig,
Laßt sie gewähren und sie ziehen ab.

Devon. Schämt Ihr Euch nicht, dies schnöde Wort zu sprechen,
Ist es so weit gekommen, daß der Sachse
Von einem Fremden duldet, was nicht recht?
Musik erschalle, führet fort den Reihen,
Wer heut euch stört, der stört euch niemals wieder.

Pfarrer. Wer seid Ihr denn, daß Ihr so keck und frei —
Doch, ach, sie nahn! Nun, Gott beschütz uns alle.

Dänischer Hauptmann tritt ein.

Hauptmann. Was gibt's für Lärm? Die Mähre springt, ein Zeichen,
Daß noch ein schärferes Gebiß vonnöten.
Man wird euch tanzen lehren, Lumpenpack.
He, Wein her! Warum wird heut hier getanzt? —
He, Antwort!

Brautvater. Weil —

Hauptmann. Nun?

Brautvater. Weil wir —

Hauptmann. Weiter, Schurke!

Bräutigam. Weil wir heut Hochzeit halten, Herr.

Hauptmann. Wer?

Bräutigam. Ich.

Hauptmann. Wo ist die Braut?
(Man bringt Wein.)
Ist das hier Wein für Dänen?
(Wirft das Glas auf den Boden.)
Bringt bessern. Nu, wo ist die Braut? Wo ist sie?
Brautvater. Hier, strenger Herr.
Hauptmann. Hm, eine feine Dirne.
Willst mit mir gehen, he?
Brautvater. Gib Antwort, Mary.
Hauptmann. Komm her zu mir! Zu mir her, sag' ich dir.
Devon. Der Zorn zersprengt mir fast die Brust, doch stille!
Hauptmann. Ein fein Gewächs, recht jung und frisch und derb.
Bräutigam. Er faßt sie an, ich kann mich nicht mehr halten!
Brautvater. Ich will's ihm wehren, du bist allzu rasch.
Herr!
Hauptmann. Nun, was noch?
Brautvater. Gestrenger Herr!
Hauptmann. Verdammt.
Was soll's?
Brautvater. Das hier ist — meine Tochter.
Hauptmann. Nun?
Brautvater. 's ist meine Tochter, sag' ich.
Hauptmann. Meinetwegen.
Brautvater. Ich bin ihr Vater und ich duld' es nicht —
Hauptmann. Du räsonnierst wohl? Was, Hund, duldst du nicht?
Sprich noch ein Wort —
Brautvater. Es war nicht so gemeint,
Gestrenger Herr.
Hauptmann. Sieh her und lache, Schuft!
Bräutigam. Herr, Eure Hand von ihrem Busen, oder —
Ei, laßt mich, Vater, mich erstickt der Grimm.
Läßt du sie nicht, so soll dein roter Schädel —
Hauptmann. Darf das der Sachse einem Dänen bieten,
Fahr in die Hölle Knecht. Heda, Soldaten!
(Zieht.)
Braut. Mein William, helft; ach, er ermordet ihn!
(Dänen dringen herein.)
Hauptmann. Das sollt ihr büßen. He, haut alles nieder!
Devon. Jetzt oder nie! Stirb du zuerst, Verdammter.
(Zieht ein Schwert unter dem Mantel hervor und dringt auf den Hauptmann ein.)
Hauptmann. Rächt mich, Kameraden.
(Fällt. Die Dänen entfliehn.)
Devon. Schnell, bewaffnet euch
Mit allem, was der Zufall günstig beut,
Ihr habt den ersten Schritt gewagt, seid mutig,
Ganz oder gar nie mußtet ihr so handeln.

Schnell, eh die Fliehnden ihre Brüder sammeln,
Laßt uns des Dorfes ruhige Bewohner
Mit lauter Stimme zu den Waffen rufen.
Erkennt in mir den Graf von Devon, der
Schon ehe manche unter euch zum Sieg geführt.
Nur zwischen Tod und Tod ist uns die Wahl gelassen,
Gewinn ist es nunmehr, im Kampfe zu erblassen.
(Geschrei und Trompeten auf der Straße. Alle ab.)

Tal mit Edreds Hütte.

Emma und ihre Mutter, Weidenkörbe flechtend, dabei ein Feuer mit Töpfen.

Emma. Sie bleiben heut auch wieder ewig lange.
Mutter. Währt dir's zu lang? ja, ja, ich kenn' dich schon.
Komm, Emy, willst ein Schälchen Suppe, Emy?
Emma. Ich bin nicht hungrig, mir ist nur so wüst,
So leer und schal, ich bin wohl schläfrig, Mutter.
Mutter. So schlaf! Komm, leg den Kopf in meinen Schoß,
Du böses Mädchen. Vater brummt gewiß,
Daß ich dich so verhätschle (Küßt sie), Siebenschläfer.
Emma. Doch wenn sie kommen, weckt mich auch gewiß!
Hört Ihr, gewiß!
Mutter. Nun ja doch, schlafe nur.
(Stille.)
Emma. Sind sie schon hier?
Mutter. Ich werde dich schon wecken,
Schlaf immer zu.
Emma. Ich mag nicht schlafen, Mutter,
Hier Euer Rock reibt mir die Wange wund.
Mutter. Laß sehn, du Schelm, sind sie nicht beide glatt
Und rot, so wie ein reifes Äpfelchen?
Ei, hast wohl wieder einmal Langeweile?
Nicht wahr? Arbeit zur Hand, du faule Dirne.
Emma. Ich weiß nicht, Mutter, doch ich kann nicht schlafen.
Mutter. Komm, will dir was erzählen, die Geschichte
Vom schönen Fräulein ist noch nicht zu Ende.
Wo blieb ich stehn?
Emma. Wie sie sich herzten, Mutter,
Und küßten und sich süße Dinge sagten.
Mutter. Nu, dir zuliebe überspring' ich das;
Denn solche feine und subtile Dinge
Behagen dir, du wildes Mädchen, nicht.
Das Fräulein also war in rotes Tuch
Gekleidet, ganz mit Gold verbrämt —
Emma. Ei, Mutter,
Erzählt nur in der Ordnung; wie die beiden

Zusammen in der Laube saßen — Nun,
Wie ging's nun weiter?
Mutter. Nu, da kosten sie —
Emma. Erzählt doch weiter! Nu, da kosten sie —
Mutter. Und drückten sich die Hand.
Emma. Recht fest, nicht wahr?
Was sonst?
Mutter. Und küßten sich.
Emma. Und küßten sich?
Ihr sprecht, das schickt sich nicht. Schickt sich's denn, Mutter?
Mutter. Ja, Bräutigam und Braut.
Emma. Sonst nicht? Ach so.
Mutter. Da trat urplötzlich ein des Fräuleins Vater,
Sein' Majestät, der Kaiser von Tramsund,
Tramsunda oder Trabisund, ich weiß nicht.
Starkmüt'ger Ritter und, will's Gott, Herr Eidam,
Sprach er, das Mohrenvolk ist vor der Tür,
Ergreift Eu'r vierschneidigs Schwert und zeigt
Den Heiden, was die Streiter Christi können.
Du gähnst? Nimmt man so kluge Reden auf?
Nu warte, heut erzählt und niemals wieder.
Und sing dir eins dazu, dein Lieblingsliedchen
Vom edlen Weidwerk mit Hallo und Jagdruf.
Emma. Hallo, in den grünenden Wald!
Mit Bogen und schwirrenden Pfeilen.
Das flüchtige Wild zu ereilen,
Hallo, nur im lustigen Wald
Ist der Seligkeit Aufenthalt.
Hallo, in den —
Das abgeschmackte Lied, immer Hallo
Und Wald, und dann Hallo und wieder Hallo,
Hallo und stets Hallo bis zum Sterben.
Mutter. Wie du nur bist, du sangst es einst recht gern.
Emma. Ich sang's nur, Mutter, weil es Euch gefiel.
Mutter. Du liebtest es, weil es vom Weidwerk spricht.
Als Kind schon liefst mit Vater in den Wald
Und schleppтest dich mit der erlegten Beute,
So daß mein Alter oftmals lachend sprach:
's ist an dem Mädel schier ein Bub verdorben.
Emma. Was fällt euch ein, ich soll das Weidwerk lieben,
Das wilde, rauhe, unglücksvolle Handwerk?
Mich sollte freun der armen Tiere Qual,
Des kühnen Weidmanns stündliche Gefahr?
Nein, Mutter, nein, Ihr solltet es nicht dulden,
Daß Vater täglich so sein Leben wagt.

Mutter. Ich wollte wohl, doch rechte du mit Männern.
Emma. An Eurer Stelle wär' ich niemals ruhig.
Jetzt, dächt' ich jeden Augenblick, jetzt gleitet
Sein müder Fuß von steiler Klippen Rand,
Jetzt reißt der Wolf — o Himmel, lieber Himmel,
Vielleicht, daß eben jetzt —
Mutter. Hör doch nur auf,
Du machst mir selber bang.
Emma. Erst gestern träumt' ich,
Ich säh mit einem Bären Edgar kämpfen
Um eine Leiche, die dem Vater glich.
Mutter. O Gott!
Emma. Und Mittwochs sah ich Edgarn wieder
Von eines Felsen steiler Zinne stürzen,
Und Vater, der die Hand ihm helfend reicht',
Stürzt' mit —
Mutter. Ach Gott, ich unglückselige Frau,
Mein Mann, mein lieber Mann, ich arme Witwe!
Ach, wären sie doch nur daheim geblieben.
O, die verwünschte Jagd trägt alle Schuld.
Du arme Waise, ich geschlagne Frau,
Mein Mann, mein Mann!
(Hörnerschall.)
Emma. Mein Gott — Horch! hört Ihr, Mutter
Sie sind's, sie sind's, 's ist Edgar und der Vater.
Mutter. Gott sei gedankt. Nun geht mir nochmal jagen!
Emma. Uns so zu ängst'gen, wart, ich will dich lehren!
Mutter. Wo läufst du hin? bleib, mach das Essen fertig,
Sie werden hungern.
Emma. Hungern? Gleich, gleich, Mutter
Mutter. Gib etwas Salz noch in die Suppe.
Emma. Ja, ja, Mutter.
Mutter. Wo läufst du hin?
Emma. Salz will ich holen, Mutter.
Mutter. Hast du's doch in der Hand.
Emma. Wie? In der Tat.
Mutter. Um Gottes willen! Kind, was fehlt dir denn?
Versalzt das Mädchen nicht die ganze Suppe?
Wer mag die Lauge essen!
Emma (kostet) 's schmeckt recht gut.
So, nun ist alles fertig.
Mutter. Du versengst
Dir ja die Schürze.
Emma. Ei, das schadet nichts.
Wo sie nur bleiben! Vater! Edgar! — Edgar!

Mutter. Ei, so sei doch nur ruhig. Bleib!
Emma. Ja, Mutter.
(Sitzt am Feuer in immerwährender Bewegung.)
Ho, Edgar, ho. Hallo! Hallo! Wo bleibst du!

Edred tritt auf.

Mutter. Gott sei gedankt, daß ich dich wieder habe.
Emma. Gott grüß' Euch, Vater, wo habt Ihr denn Edgar?
Mutter. Du böser Mann, in welcher Angst ich war!
Edred. Was habt Ihr denn; ich glaube gar, du weinst?
Mutter. Daß ich dich wieder seh', dich wieder habe,
Daß du dem grausenvollen Bär entronnen.
Edred. Entweder ich bin toll geworden oder
Ihr seid's. Was schwatzt Ihr denn für Zeug von Bären,
Fünf Monden ist es, daß ich keinen sah.
Mutter. O Himmel, Emy machte mich so furchtsam.
Edred. Das ist so ihre wilde Art. He, Mädchen!
Wo steckt sie denn? Komm doch herab vom Hügel,
Wonach siehst du so emsig in die Ferne?
Herab komm, sag' ich dir!
Emma. Gleich, Vater, gleich,
Hier bin ich schon. Wo ist denn Edgar, Vater?
Edred. Er schleppt ein Reh nach Haus.
Emma. Das er geschossen?
Edred. Nein, ich. Der Bursche fehlte fünfmal heute,
Er ist oft so zerstreut, und seine Seele
Scheint ganz von einem einzigen Gedanken
Bewohnt, so daß kein Raum für einen zweiten.
Oft sah ich ihn, wenn er allein sich glaubte,
Voll Grimm mit den erbosten Winden fechten,
Den Lüften harte Wort' entgegendonnern.
Auch seine Träume sind von Krieg und Schlacht:
Bald führt er Reiter an mit kühnen Worten,
Bald hält er Krieger auf, die fliehen wollen,
Kurz, all sein Tun ist so geheimnisvoll,
Daß es beinah mich Böses ahnden ließe,
Wenn nicht sein offnes Aug', das frei und redlich
Hinausblickt in die weite Gottswelt,
Den losgelaßnen Argwohn an die Kette legte.
Des Menschen Tun ist scheinbar und kann trügen,
Das Wort, von Luft gezeugt, ist wie sein Vater Luft,
Doch Gottes Schrift in eines Menschen Auge
Ist wie der Schreiber wahr und kann nicht lügen.
Emma. O guter, guter Vater.
Edred. Sputet Euch.
Der matte Körper ruft nach Speise.

Mutter. Emma!

(Edred ab.)

Alfred erscheint auf der Höhe.

Emma. Kommst endlich, Fauler! Wo hast du gesteckt?
Alfred. Ah, guten Morgen, Emy!
Emma. Warte, warte!

(Ihm entgegeneilend.)

Mutter. Sieh nach dem Essen!
Emma (zurücklaufend). Ja, ja, liebe Mutter!
Alfred. Warst du in Sorgen?
Emma (hinauflaufend). Freilich, böser Mensch!
Mutter. Wirst du wohl bleiben?
Emma (herab). Hier, hier bin ich, Mutter.

(Am Herde beschäftigt.)

Du sollst es wohl bereuen, warte nur!

(Läuft in die Scene und kommt zurück, einen ungeheuren Baumast nach sich schleppend.)

Siehst du?
Alfred. Was soll's damit?
Emma. Dich schlagen will ich.
Mutter. Was sollen all die Possen? Edgar komm,
Ich habe allerlei für dich zu tun;
Es ist noch Holz zu spalten.
Emma. Soll er nicht
Mich lesen lehren, Mutter?
Mutter. Treibst du doch
Nur dummes Zeug.
Emma. Ich will recht fleißig sein.
Mutter. So mag's denn sein, doch nicht zu lange, hörst du?
Du findest ja des Lesens nie ein Ende.
Man sollte meinen, sie sei hochgelahrt,
Bei so viel Eifer durch die lange Zeit,
Allein sie ist so angefüllt mit Possen,
Daß gar kein Platz ist für ein kluges Wort.
Ich mein', sie kann kaum ihren Namen lesen.
Emma. Ei ja doch, Mutter.
Mutter. Lies in Gottes Namen.

Dug. Mit Euer Gnaden gnädigster Erlaubnis
Ist das ein Mörder und ein Gottesräuber,
Ein Jungfernschänder, ja, ein Ehrendieb,
Ein Hurer, Ehebrecher, mit ein' Wort,
Ein Mohr und Heid', wenn Euer Gnad'n erlauben.
Alfred. Elender, wie?
Guthrun. Schweigt! Sprich, was weißt du? Rede!
Dug. So will ich ja, wenn Euer Gnad'n erlauben.
Auf künftige Johannis ist's ein Jahr,

Da ging ich morgens früh mit meinem Vater
Nach Dwellinghill, um einen Rock zu kaufen.
Wir kamen an, ich weiß, als wär' es heute,
Der ganze Flecken war beinah in Aufruhr,
Dieweil ein Mörder grad gefangen ward.
Guthrun. Und dieser Mörder nun ist dieser hier?
Dug. Ei, Gott behüte, der da ist viel schlimmer.
Von jenem sprach ich, weil er mir beim Rocke
Gelegentlich mit auf die Zunge kam.
Mein Vater also kaufte mir den Rock,
Von dem die Rede ist. — Du Spitzbub, warte,
Den Rock, den sollst du teuer mir bezahlen! —
Es war ein feiner Rock, mein Seel', so war er!
Von rotem Zeug, mit Spangen, Band und Schnüren,
Der König selber kriegt kein' bessern Rock.
Guthrun. Verdammter Hund, zur Sache, oder ich —
Dug. Erlauben Euer Gnaden, ich bin bald
Zu Ende. Nun, der Rock war also mein
Und ich trug ihn an hohen Festen nur,
Am heil'gen Ostertag, zur Weihnachtszeit,
Am Namenstag des Königs — nein, da nicht —
An seinem Sterbetag, als in der Schlacht
Ihr ihn so heldenmütiglich habt abgetan,
Da trug ich ihn aus purer klarer Freude.
Guthrun. Wenn du nicht eilest, das Geschwätz zu enden,
So hängst im nächsten Augenblicke du
An jenem Nußbaum als die taubste Nuß.
Was ist's mit deinem Rock?
Dug. Der Gottesleugner,
Der Königsmörder hat mir ihn gestohlen!
Guthrun. Und das ist alles?
Dug. Ist das nicht genug?
Der Rock hat fünfzehn Pfennige gekostet.
Rechn' ich dazu drei Pfennige dem Schneider,
Der zweimal mir die Ärmel und die Seiten
Mit Stücken von der Mutter grüner Jacke flickte,
So tut das zwanzig Pfennige, und diese
Fordr' ich von dir, du Abschaum aller Mörder,
Die mußt du zahlen beim dreicin'gen Gott,
Beim Odin, Kannibal, die mußt du zahlen,
Bar zwanzig Pfennige und dann magst du
Zum Fraß den Hunden vorgeworfen werden.
Guthrun. Ist so die Sache, wie der Bursche spricht?
Alfred. Der Schmach! Herr, mehr als hundertmal
Hab' ich den Rock bezahlt in Geld und Kostbarkeiten.

Dug. Das lügst du, Schelm, in deinen Hals. Doch eben
Erinnerst du mich an ein anderes Stückchen.
Der Mensch da ist ein Zauberer, ja, ja,
Sieh mich nur an, du Schelm. Gewiß, er kann
Umwandeln sich in jegliche Gestalt.
Jüngst, als er meinen schönen Rock gestohlen,
Da glich er einem edlen, schmucken Ritter,
Mit Silber angetan und edlen Steinen.
Nun hat er in 'nen Bettler sich verwandelt.
Guthrun. Fahr weiter, Bursche, sprich!
Dug. Ja, gnäd'ger Herr.
Ja, wie ich sag'! ein schmucker Ritter war er,
Auch Hexenzeichen führet er bei sich;
Als ich ihn jüngst auf frischer Tat ertappte,
Entriß ich ihm ein Ding mit krausen Zeichen,
Die selbst der Vater nicht zu deuten weiß.
Ich wollt' es von mir werfen, doch der Vater
Verbot's und sagt', es sei ein Talisman,
Ein Zauberwerk, das schütze wider Hieb und Stich.
Ob's gegen Stiche schütze, weiß ich nicht,
Ich hab's noch nicht probiert; doch gegen Hiebe,
Mein' Seel', Herr, gegen Hiebe schützt es nicht,
Das kann mein blauer Rücken baß bezeugen.
Allein vielleicht sind Eures Kochs Hiebe
Dem Zauberding zu mächtig.

Bob. Küchenjungen.

Bob. So wahr ich ehrlich bin, das ist der Dieb,
Seht ihr, das ist mein Rock, wart nur, du Schurke!
So rot, so schön, fürwahr, das ist mein Rock.
Erster Junge. Fordr ihn zurück.
Bob. Kommt, kommt, wir wollen hin.
Zweiter Junge. Geh nur allein, und will er ihn nicht geben,
So soll er unsre Fäuste fühlen. Geh!
Bob. Ich wollt', ein andrer ginge hin statt mir,
Der Kerl hat so was Widerwärtiges —
Wenn du für mich sprichst, Ralf, so geb ich dir —
Dritter Junge. Wie viel?
Bob. Ich will doch lieber selber gehn.
Erster Junge. So geh, allein mach nur, denn sonst entweicht er.
Zweiter Junge. Er geht jetzt schnell, mir deucht, er will entlaufen.

Alfred und Emma treten auf.

Bob. Entlaufner! Heda! Stillgestanden! He!
(Er läuft auf Alfred zu, dieser dreht sich schnell gegen ihn.)

Alfred. Was gibt's?
Bob. Ja —
Alfred. Nun, was willst du?
Bob. Ja, mein Herr! —
Was ist die Glocke, lieber Herr?
Alfred. Ich weiß nicht!
Bob. Verzeiht, mein werter Herr!
(Zu den andern.)
Ich täuschte mich.
Ist auch der Rock mein Rock, so ist's der nicht,
Der ihn gestohlen. Selbst der Rock ist röter
Als meiner war.
Zweiter Junge. So komm, wir wollen gehn!
Bob. Indes, wenn ich mir's so recht g'nau betrachte,
So ist's denn doch mein Rock. Dort auf der Brust
Ist noch der garst'ge Fettfleck von dem Kuchen,
Den ich der Mutter stahl. Und auch der Kerl
Gleicht meinem Räuber wie ein Ei dem andern.
Steht Ihr mir bei? In Gottes Namen also!
Mein Freund! Mein Herr, verzeiht, wenn ich Euch störe.
Wir haben heut so ziemlich hübsches Wetter!
Ihr seid ein Reisender, mein werter Herr.
Vergangnen Winter war es nicht so warm
Als jetzt. Was wollt' ich denn nur eben sagen!
Was kostet Euch die Elle von dem Tuch?
Alfred. Ich weiß nicht.
Bob. Wie, Ihr wißt nicht? Ei, kurios,
Mich deucht, er fürchtet sich. Mein werter Herr,
Ihr habt den Rock vielleicht wohl gar gefunden?
Gefunden, so (mit Gebärde) so auf gewisse Art.
(Alfred gibt ihm eine Ohrfeige.)
Bob (zu den andern). Er ist es nicht, fürwahr, er ist es nicht,
Bei meiner Seele nein, der ist es nicht!
Mein Dieb war nur ein lauf'ger, lump'ger Dieb,
Nur die Entfernung hatte mich getäuscht.

Dramatische Fragmente.

Proben von Uebersetzungen.

Hekabe.

Tragödie von Euripides.

Der Geist des Polydoros.

Vom Haus des Todes her und von des Dunkels Pforten,
Wo Hades wohnt, den Göttern ferne, komm' ich,
Ich, Polydoros, Hekabes, des Kisseus Tochter,
Und Priamus' Erzeugter; welcher, da die Stadt
Der Phryger in Gefahr, dem Griechenspeer zu fallen,
Besorgt, hinweg mich sandte von der Troer-Erde
Zum Haus des Thraker-Gastfreunds Polymestor,
Der seine Saat vertraut dem reichen Chersonesos,
Ein pferdeliebend Volk beherrschend mit dem Speer.
Zugleich auch vieles Gold mit mir entsandte heimlich
Der Vater, daß, wenn je doch fielen Ilions Mauern,
Den Lebenden der Kinder fern des Mangels Druck.
Der Jüngste war ich von den Priamssöhnen. Deshalb
Entsandt' er mich dem Land: denn nicht der Waffen Last
Ertrug ich, noch mein junger Arm des Speeres Wucht.
Solange unverrückt nun unsers Landes Grenzen
Und ungebrochen stand der Troer-Heimat Wall,
Mein Bruder Hektor auch im Speereskampfe siegreich:
Ward ich Unseliger im Haus des Thraker-Gastfreunds
Mit jeglichem Bedarf, ein grünend Reis, genährt.
Doch als jetzt Troja fiel und Hektors Heldenseele,
Des Vaters Feuerherd vom Grund aus war zerstört,
Er selber an dem Gott gebauten Altar sank,
Geschlachtet von Achilleus' mordbeflecktem Sohn:
Da tötet den Unsel'gen mich, um Gottes willen,
Der väterliche Gastfreund, und, getötet, senkt er
Mich in die Flut, daß selbst er hab' im Haus das Gold.
Am Ufer lieg' ich, früherhin vom salz'gen Meer
In vielen Strömungen der Fluten fortgerollt,
Grabledig, unbeweint. Doch jetzt, der teuren Mutter,
Hekabes wegen, steig' ich auf, den Leib verlassend,

Und ängstlich harrend allbereits den dritten Tag,
Solange sie in diesem Chersoneserland,
Von Troja hergeführt, die arme Mutter, weilt.
Auch die Achaier all, die Schiffe hütend, liegen
Untätig am Gestade dieses Thrakervolks;
Denn Peleus' Sohn, ob seinem Grab erscheinend,
Hält auf, Achilleus, das gesamte Griechenheer,
Das nach der Heimat richtende den Ruderschlag.
Er aber heischt die Schwester mein, Polyxena,
Als süßes Dankgeschenk und Opfer für sein Grab.
Und das erhält er auch, noch bleibt er unbegabt
Von Männern, die ihm Freund. Das Vorbestimmte lenkt,
Zu sterben meine Schwester heut noch, dieses Tags.
Und zweier Kinder Doppelleichen wird erschaun
Die Mutter; meine und der unglückselig'gen Maid.
Denn sichtbar zeig' ich mich, auf daß ein Grab mir werde,
Der Sklavin vor den Füßen in dem Brandungsschwall.

Medea.

Tragödie von Seneca.

Erster Aufzug.

Medea. Der Ehe Götter, du auch, die das Brautbett,
Lucina! schützt; und du, mit deren Beistand
Einst Typhis zügelte das neue Schiff,
Der Meerestiefen mächtiger Beherrscher;
Und Titan, der das Licht dem Erdkreis spendet;
Du, leihend stummem Dienst dein hilfreich Licht,
Dreistalt'ge Hekate, euch Götter alle, die
Mir Jason schwor, und euch, die m e h r Medeen
Zu rufen ziemt: Urgrund der ew'gen Nacht,
Den Obern feindlich Reich, heillose Schatten,
Des Trauerlandes Herrn, die Herrin, minder treulos
Geraubt, ruf' ich mit unheilflehnder Stimme.
Herbei! herbei! ihr Rachegöttinnen!
Das Haupthaar starrend von gelösten Schlangen,
Die schwarzen Fackeln hoch in blut'gen Händen,
Wie ihr an meinem Brautbett gräßlich standet,
So jetzt herbei! Gebt Tod der Neuvermählten,
Tod ihrem Vater, Tod dem ganzen Stamm,

Und Ärgres mir, daß ich's dem Gatten wünschel
Er lebel arm durchirr' er fremde Lande,
Bang, rastlos, unerwünscht, unsichrer Stätte:
Er sehne sich nach mir auf fremder Schwelle,
Gewohnt, schon Gast zu sein und — Schlimmres gibt's
Zu wünschen nichts mehr — Kinder gleich dem Vater,
Der Mutter gleich! Geboren ist die Rache,
Denn ich g e b a r! Nutzlos sind Wort' und Klagen!

Das Leben ist ein Traum.

(La vida es sueno von Calderon.)

Juni 1816.

Erster Akt.

Felsigte Gegend. Rosaura, in Manneskleidern, erscheint auf der Höhe eines Berges und steigt während der ersten Verse herab.

Rosaura. Ungestümer Hippogryph,
Der dem Sturme ähnlich lief,
Bis hier, ein Blitzstrahl ohne Macht,
Ein Vogel ohne Federnpracht,
Ein Fisch, entblößt von Glanz und Schuppen,
Ein Tier selbst ohne tierischen Instinkt,
In diesem Tal, umstarrt von rauhen Felsengruppen,
Dein träger Fuß ermattend sinkt.
Bleib hier zurück, ein Schwächling, gleich Apollons Sohn,
Und sei dem Tiergeschlecht ein andrer Phaëthon!
Indes die Herrin ohne Plan,
Dem blinden Zufall untertan,
Auf jedem Weg, den ihr das Schicksal zeigt,
Den steilen Berg herunterseigt,
Der, alt und rauh, dem Licht der Welt
Die runzelvolle Stirn' entgegenhält!
O, schlecht empfängst du, Polen, rauhes Land,
Den Fremden, dem dein Boden Zuflucht bot,
Mit Blut schreibst seinen Eintritt du in deinen Sand,
Zur Not erst angekommen, kommt er schon zu Not.
Wohin ich trete, find' ich neuen Schmerz.
Wo fänd' auch Mitleid ein zerrißnes Herz!

Klarin (steigt auf der nämlichen Seite herab).
Sprich z w e i! He, und vergiß mich nicht,

Wenn laut in Klagen aus dein Unmut bricht!
Denn da wir beide unser Vaterland verließen,
Um Abenteu'r zu suchen, was wir nun so teuer büßen,
Und da wir beide unter so viel Narrenstreichen,
So daß mir fast für unsre Köpfe bangt,
Dies gottvergeßne Tal erreichen,
Auf diesen Felsenhöhen angelangt;
Da man mein nie vergißt bei Plagen und Beschwerden,
So will ich's auch nicht in der Rechnung werden,

Rosaura. Ich will dich nicht, Klarin,
In meine Klagen ziehn;
Sollt' ich dir denn das schöne Recht entwinden,
In eignen Tränen Trost zu finden?
Denn Philosophen gibt's, die sagen:
Das Klagen wäre solcher Reize voll,
Daß, statt darob zu klagen,
Man eher Unglück suchen soll.

Klarin. Eu'r Philosophus war,
Mit Gunst, ein alter Narr,
Und gäb' ihm einer nur ein Dutzend Nasenstüber,
Ich wett', er klagte selber drüber.
Doch, Fräulein, höret jetzt ein kluges Wort!
Was machen wir an diesem Ort,
Von starren Klippen rings umgeben,
Wenn Phöbus' Strahlen ihn nicht mehr beleben?

Rosaura. Ein trauriger Geschick als meines gab es nie! —
Doch, unterliegt das Auge nicht
Den Täuschungen der Phantasie,
So seh' ich bei dem scheuen Licht
Des schwindenden Tages ein Gebäude.

Klarin. Dann ist mein Wunsch erfüllt! O welche Freude!

Rosaura. Sieh, dort aus den Gebüschen ragt,
Umstarrt von moosigtem Gestein,
Ein Häuschen so gering, so klein,
Daß es der Sonne Antlitz kaum zu schauen wagt.
So kunstlos ist der rauhe Turm gefügt,
Daß seine Formen sich von jenen Felsenmassen,
An denen er, gleich einer Klippe, liegt,
Für Aug und Fuß kaum unterscheiden lassen;
Vom Gipfel glaubt man ihn herabgerollt;
Er schien zu jenen vormals zu gehören,
Die dort der Sonne Strahl den Eingang wehren.

Klarin. Gehn wir doch näher, wenn Ihr wollt.
Betrachtet doch des Turmes Äußres nicht so lange,
Mich kümmert's mehr, daß man uns drinnen wohl empfange.

Rosaura. Im gotischen Gewölb' von seinen Toren
Entsteht die Nacht, und, kaum geboren,
Wächst sie in seiner Mauern Schoß,
Bis sie im Innern dasteht, furchtbar groß.
(Man hört Ketten klirren.)
Klarin. Was hör ich? Gott! Es stockt mein Blut!
Rosaura. Ich starre, ein Gemisch von Eis und Glut!
Klarin. Horch, Ketten! Hörst du das Geklirr?
Gewiß ist's ein Galeerensklave,
Hierher verbannt zu Qual und Strafe.
Sigismundo (hinter der Scene). Weh mir Unglücklichen, weh mir!
Rosaura. Der Klageton, er trifft mein Herz,
Und es befällt mich neuer Schmerz!
Klarin. Mich neue Angst!
Rosaura. Klarin!
Klarin. Was, liebes Fräulein?
Rosaura. Laß uns fliehn!
Der Zauberturm und die verhaßte Brut,
Die ihn bewohnt!
Klarin. Sogar zur Flucht fehlt mir der Mut!
Rosaura. Das ist kein Irrlicht, das ist kein
Betrügerischer Schimmer, gift'ger Sümpfe Hauch,
Was jetzt mit zitterndem, mit mattem Schein
Sparsam erleuchtet jener Höhle Bauch,
Und ihrer Wölbung fürchterliche Nacht
Durch grellen Abstich noch furchtbarer macht.
Schon — denn das Licht wird nahend stärker —
Erkenn' ich einen dunklen Kerker,
Eines Lebendig-Toten schaurig Grab;
Gefesselt steigt eine Gestalt zu uns herab,
Die schauerlich, zum übermaß der Schrecken,
Die rauhen Felle wilder Tiere decken.
Es ist zu spät zu fliehen. Weib! Er soll uns sagen,
Welch widriges Geschick ihn hierher hat verschlagen.
Sigismundo (tritt auf, in Felle gekleidet und mit Ketten belastet, ein Licht in der Hand). Warum diese Grausamkeit,
Himmel, was hab' ich begangen
Schon in jener frühen Zeit,
Als mein Dasein angefangen?
Freilich seh' ich leider, wohl,
Daß darum, weil ich geboren,
Menschenfeindlich sich dein Groll
Mich zum Opfer auserkoren;
Denn des Menschen größte Schuld
Ist für dich, geboren werden.
Ach, ich litte mit Geduld!

Doch warum mir mehr Beschwerden,
Warum ein gehäuft'res Maß,
Warum einen heißern Haß
Als den andern Bürgern dieser Erden?
Ungerechter! alle Wesen brechen
Werdend aus der Mutter Schoß,
Gleiches hast an allen du zu rächen,
Warum meine Strafe nur so groß?

Der Vogel wird geboren, kaum
Überdeckt ihn weicher Flaum,
Kaum umhüllen sich die Schwingen
Mit der Federn Farbenpracht,
So versucht er schon mit Macht
Durch das Äthermeer zu dringen;
Ein beschwingter Blumenstrauß
Und von Federn eine Blume,
Fliegt er in die Welt hinaus
Aus der Eltern Eigentume,
Das umsonst ihm Schutz verheißt.
Wie, und ich, dem höhern Geist
Des Geschickes Mächte gaben,
Sollte wen'ger Freiheit haben?

Kaum entsteht im Forst das Wild,
Und mit dem Fell, das schöne Flecken
(Das Werk von Gottes Pinsel) decken,
Ist's des gestirnten Himmels Bild,
Als es auch kühn, und frei und mutig
Der Wälder sichre Nacht durchirrt,
Von seiner Feinde Wunden blutig
Der ganzen Gegend Schrecken wird,
Allgemeinen Fluches Ziel;
Wie, und ich, dem mehr Gefühl
Des Geschickes Mächte gaben,
Sollte wen'ger Freiheit haben?

Aus Laich und Schlamm im Meeresschoße
Wird der Fisch, der Atemlose;
Kaum schwebt er, ein Schuppenkahn,
Auf der Wellen Spiegelbahn,
So strebt er nach allen Seiten
Und durchschifft die blauen Weiten
In des Daseins Vollgenuß;
Wie, und ich, dem Willen und Entschluß
Des Geschickes Mächte gaben,
Sollte wen'ger Freiheit haben?

Kaum entsteht der kühle Bach
An des Hügels sanftem Hange,
Unter sicherm Blumendach,
Als die kleine Silberschlange,
Von der Blumen Chor umringt,
Buhlend alle Lieder singt;
Denn es sind die freien Wiesen,
Und der unverschloßne Hain
Ihm zum Wohnort angewiesen!
Und ich, dem lebend'gres Sein
Des Geschickes Mächte gaben,
Sollte wen'ger Freiheit haben?

Denk' ich, daß mich Gott so elend schuf,
Dann möcht' ich, ein Ätna, ein Vesuv,
Feueratmend, dieses Herz in Stücken
Zu den tauben Wolken schicken!
Kann ohn' Ungerechtigkeit
Denn Natur ein süßes Recht,
Das sie allen Wesen beut,
Vögeln, Tieren, Fischen, Flüssen
Nur dem menschlichen Geschlecht
Grausam, tückevoll verschließen?

Rosaura. Seine Wort', ich fühl's, erwecken
Mitleid in der Brust und Schrecken!

Sigismundo. Wer hat mich belauschet? Wer ist da?
Ist's Clotaldo?

Klarin. Sage: Ja!

Rosaura. Ich bin's! Gleich dir des Unglücks Sohn!
Ich hört' im Schatten dieser kahlen Klippen
Die Klagen, die entflohen deinen Lippen.

Sigismundo. Für diese Neugier sei der Tod dein Lohn!
Daß du nicht weißt, wie der sich nennt,
Des Unglück durch mein Klagen brennt,
Soll, das Geheimnis mit dir zu ersticken,
Dich dieser starke Arm erdrücken.

Klarin. Ich habe nichts gehöret, ich bin taub!

Rosaura. Bist du gezeugt nicht von des Waldes Tieren,
So ist's genug, um dich zu rühren,
Daß ich mich flehend werfe in den Staub.

Der letzte Gote in Spanien.

(El último Godo de Espana von Lope de Vega.)

Erster Akt.

Teodoredo, Fanila, Fanilo, Arsindo, Leosindo. Don Rodrigo treten mit gezogenen Schwertern auf.

Rodrigo. Er verdient, was er empfing.
Teodoredo. Kleiner als die Schuld der Schade,
Blutig wie er sich verging,
Scheint die Strafe noch gering,
Statt Vergeltung eher Gnade.
Rodrigo. Steckt die Schwerter in die Rast,
Niemand wagt, zu widerstehen.
Fanilo. Wie nach abgenommner Last
Harrt das Volk in freud'ger Hast,
Ungeduldig, dich zu sehen.
Rodrigo. Setzt Euch, Goten, allzumal
Und Ihr Römer, hoher Sinnen,
Freunde, nicht des Stamms, der Wahl,
Die ihr halft mir rückgewinnen
Kronen, die Vitiza stahl.
Leosindo. Nimm den Sitz ein unsrer Herrn,
Goten-Macht und -Ruhm erneure,
Sei, Rodrigo, unser Stern!
Teodoredo. Wir gehorchen wahr und gern.
Rodrigo. Meine Herrschaft ist die Eure.
(Rodrigo setzt sich auf einen erhöhten Stuhl, die übrigen auf Bänke.)
Euch ist bekannt, wie Wamba, jener Weise, —
Den Gott zum Thron berief hervor vom Pfluge,
Daß er ein Schrecken sei dem Erdenkreise,
In Spanien aber ordne alles Kluge,
Dem Recht bezeichnend die verlaßnen Gleise, —
Wie Erwich ihn, das Herz voll argem Truge,
Vom Weiberstamm, Erudeswintas Neffe,
Mit Gift vergab, daß ihn die Herrschaft treffe.

Von Resisund, vor Wamba schon entseelet,
Blieb rück ein Sohn, doch Erwich teilt die Krone
Der eignen Tochter zu, die er vermählet
Erikas Kraft, samt seiner Frevel Lohne.
Teodofred, der einmal schon verfehlet,
Was ihm gebührt als Resisundens Sohne,
Sieht von Erika neu sein Recht verhöhnet,
Der seinen Sohn Vetissa sterbend krönet.

Betissa, von den Schlimmen er der Schlechte,
Dem Billigkeit und Mitleid, beides ferne,
Bang vor Teodofred und seinem Rechte,
Raubt ihm in Cordova der Augen Sterne.
Mein Vater er, so daß des Grauens Mächte
Noch jetzt mir rütteln an des Lebens Kerne;
Doch nahm der Himmel endlich unsre Sache,
Der Tränen Quell versiegt, denn mir ward Rache.

Mich achtend als des echten Stammes Sprossen,
Von Resisund, dem hocherlauchten Ahne,
Als Sohn Teodofreds, den man verstoßen,
Betissa huld'gend, seinem Untertane,
Kannt' ich nicht Ruh, bis unterstützt vom großen
Allmächt'gen Rom, der Strafe Weg ich bahne,
Des Vaters Sternen, die kein Licht mehr saugen,
Zum Opfer bringe des Tyrannen Augen.

Nicht töten wollt' ich, nur an ihm vollstrecken
Dasselbe, was mein Vater groß erfahren,
Daß hundertfält'ger Tod mit seinem Schrecken
Ihn rings umnachte in verschonten Jahren.
Nun aber ziemt's, dem Streit ein Ziel zu stecken,
Mein Kronenrecht vor Einspruch hier zu wahren,
Das nicht erschlichen und vom Recht verdammet,
Nein, graden Wegs, dem Sohn vom Vater stammet.

Der Widerspenstigen Zähmung.

(Taming of the shrew von Shakespeare.)

(1821).

Petruchio. Ah! Das soll gleich abgemacht sein!
(Er geht auf das Haus zu.)
Gremio. Aber, Freund, was tutst du?
Petruchio. Ihren Vater will ich sprechen.
Gremio. Aber, Freund, bedenk doch!
Petruchio. Die Sache muß Beine haben, wenn sie gehen soll. Man kann ein Jahr lang bedenken, ohne darum um einen Schritt weiter zu kommen. (Er läutet an.) Heda!
Gremio. Er ist verrückt!

Ein Bedienter kommt.

Petruchio. Ist Euer Herr zu Hause?
Bedienter. Ja, mein Herr!
Petruchio. Meldet mich ihm. Petruchio kurzweg, Edelmann aus Mantua. Aber eilt Euch ein wenig!
Bedienter. Hier ist mein Herr selbst.

Baptista kommt.

Petruchio. Seid Ihr Herr Baptista?
Baptista. Ja, Herr, zu Euren Diensten.
Petruchio. Ich heiße Petruchio, Edelmann aus Mantua.
Baptista. Ich bin sehr erfreut. Und was verschafft mir die Ehre Eures Besuches?
Petruchio. Ich bin kein Freund von langen Umschweifen. Ich habe gedient, habe mich in der Welt herumgetrieben und gefunden, daß der Mensch keinen ärgern Feind hat als die Langeweile. Alles, was geschieht, geschieht nur darum, um nicht zu sich selbst zu kommen, und: zu sich selbst kommen ist eben die Langeweile. Ich hab's mit den Wissenschaften versucht, aber — hol's der Teufel! — die bringen einen am ersten zu sich, wenn sie einen nicht außer sich bringen, und das taugt auch nicht. Das Kriegshandwerk wäre eigentlich noch das beste, aber der verzweifelte Friede darauf — und es ist gerade jetzt überall Friede. Kurz, mein Herr, ich will heiraten. Die ganze Welt heiratet, und ich will's auch tun, wie denn am Ende das Heiraten nebst dem Essen die Pole der großen Achse sind, um die sich die Menschheit dreht. Ich heiße Petruchio, Edelmann aus Mantua. Sie haben ein Mädchen; aus Mädchen macht man Weiber; ich brauche ein Weib; geben Sie mir also Ihr Mädchen!
Baptista. Ich weiß nicht, mein Herr! —
Petruchio. Mein Adel ist alt, das heißt: alt wie alter Wein, nicht alt wie hartgebacknes Brot. Ich besitze ein Haus in Mantua und ein paar artige Güter nahe dabei. Sollte ich auch einige Schulden haben, so hindern sie doch nicht, daß ich ein wohlhabender Mann bin, und, bei Gott, Herr, es sind welche darunter, die mir vielleicht mehr Ehre machen, als das, was die Welt an mir lobt. Kurz, ich kann Geld brauchen, aber ich brauche es nicht so, um deshalb heiraten oder irgend etwas tun zu sollen, das ich sonst nicht täte. Erkundigt Euch um meinen Ruf, und erzählt man Euch eine schlechte Handlung von mir, so scheltet mich einen Dummkopf; denn, bei Gott! seit die Welt sich das Wort gegeben hat, nicht mehr ehrlich sein zu wollen, kann man einen nicht anders mehr beschimpfen, als indem man ihm den Verstand abspricht. Jemanden einen Spitzbuben nennen, heißt sein Glück machen, statt ihn zu

brandmarken. Ihr kennt mich nun, wollt Ihr mich zum Schwiegersohn?

Baptista. Ich liebe den Scherz nicht in ernsthaften Dingen.

Petruchio. Die ganze Welt, Herr, ist nicht wichtig genug, daß man darüber ernsthaft werden sollte, aber keine Sache auch geringfügig genug, um zum Spaß zu dienen. Ich sprach im Ernst, wenn auch nicht ernsthaft. Ihr habt eine Tochter, Herr!

Baptista. Ich habe deren zwei.

Petruchio (zu Gremio gewendet). Zwei? — Wie war das?

Gremio. Weißt du denn nicht? — Bianka —

Petruchio. Recht! (Zu Baptista.) Ich bitte um die Hand Eurer Tochter Bianka!

Baptista. Gremios Nebenbuhler also?

Gremio. Katharina heißt die, von der ich mit dir sprach.

Petruchio. Also, Herr, gebt mir Eure Tochter Katharina.

Baptista. Noch einmal, soll ich Euch zum Spaß dienen?

Petruchio. Noch einmal, ich spaße nicht. Man sagt, Eure Tochter sei schön: ein Weib ist beinahe nur dann Weib, wenn sie schön ist. Es ist überhaupt eine Frage, ob man bei den Weibern die Schönheit nicht mit ebensovielem Rechte unter ihre Tugenden zählen könnte, als man es allgemein mit ihrer Gutmütigkeit tut. Also sie ist schön. Gut! — Sie ist reich: ich mag gern im Wohlstand leben. Armut ist kein Fehler, aber es erzeugt gern welche. Die ganze Welt sagt, sie habe Verstand, aber hier auf der linken Seite der Brust — dabei schürtelt man den Kopf und schweigt. Hol' euch der Teufel mit eurem Herzen! Der wahre Verstand und das wahre Herz liegen näher beisammen als Kopf und Brust. Ich habe so viel Menschen gesehen, die gut waren, weil sie gut waren, und die schlechte Streiche machten, weil es ihnen eben so ankam, sie wußten selbst nicht wie, daß mir die sogenannte Herzensgüte darüber völlig verhaßt geworden ist. Laßt mir einen klar einsehen, was recht ist, und, meinen Hals zum Pfand, er wird's auch tun.

Baptista. Ihr verlangt doch nicht, daß der Vater Euch widersprechen soll?

Petruchio. Gebt mir sie, wenn sie Verstand hat, gebt mir sie! — Wie heißt sie? Ganz recht, Katharina! Gebt mir Eure Katharina, und ich will Euch auf den Knieen dafür danken. Ich suche Verstand mit der Laterne, wie Diogenes Menschen. Sie ist zänkisch, eigensinnig, sagt man. Gesteht, alter Herr, habt Ihr nicht, als sie noch klein war, sie mit einer stillen, langweiligen Schwester auf ein Kinderbänkchen gesetzt, Spielzeug vor sie hingelegt und ihnen eingebunden: jetzt seid fromm,

spielt zusammen, und ja kein Geschrei, und, wenn nun das muntere Käthchen ungeduldig ward und der lammfrommen Schwester etwas unsanft mitspielte, dann — gesteht's nur — kamt Ihr und schaltet sie aus und hießt sie an der guten Schwester ein Vorbild nehmen, nicht wahr, alter Herr? — Laßt sie eigenwillig sein, ich bin fest; mag sie gern befehlen, ich habe einer Kompagnie Soldaten befohlen und sie muckten nicht, obgleich keiner darunter war, der's nicht im Notfall mit dem Teufel selbst aufgenommen hätte. Ist sie rechthaberisch, sie soll recht haben, wenn sie's hat, aber hat sie's nicht, so nennt mich eine Memme, wenn ich ihr's lasse. Ich freue mich ordentlich darauf, mich mit ihr zu messen. Ich will sie bessern, und bei Gott, sie soll's auch. Wir wollen in den weiten Zimmern meines alten Schlosses herumtosen wie die bösen Geister und uns am Ende vereinigen wie die guten. Und ist's mir dann gelungen, hab' ich sie bezwungen, dann soll's ein ander Leben geben als in euren langweiligen Haushaltungen, wo eines das andere erträgt, weil es muß, und eins beim andern bleibt, weil es nicht weggehen kann. Noch einmal, gebt mir Eure Tochter.

Baptista. Ihr habt sie ja noch nicht einmal gesehen.

Petruchio. Indem ich von ihr spreche, seh' ich sie. Ich will diesen bösen Geist bannen, und er soll mir dafür seine Schätze lassen.

Das gerettete Venedig.

(Venice preserv'd.)

Tragödie von Thomas Otway.

(1819).

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Priuli und Jaffeir.

Priuli. Nichts mehr! Ich will nichts hören! Geh und laß mich.

Jaffeir. Nicht hören mich? Bei meiner Qual, Ihr sollt!
Herr, ich — ich, Herr, bin der Verworfne nicht,
Den Ihr mich glaubt, — Geduld! — Wo ist der Abstand, der
So fern mich stellt, daß ich nicht sprechen soll
Im Recht, will übermut mich gleich nicht hören?

Priuli. Habt Ihr mich nicht verletzt?
Jaffeir. Wär' mir's gegeben,
Unbill zu tun, zu handeln, wie nicht recht,
Ich brauchte nur mich nicht so tief zu bücken
Vor meinem harten Vater um Gehör.
Verletzt Euch?
Priuli. Ja, verletzt im zart'sten Punkt,
In meines Hauses Ehre mich verletzt.
Erinnert Euch, (nun, ich will sprechen denn,
Die Schändlichkeit erneun:) wie Ihr zurückkamt
Von Eurer Fahrt, ein Jüngling voller Hoffnung,
Die Augen jedermanns auf Euch gerichtet;
Erfreut von dem, was Ihr verspracht, empfing ich,
Hegt' ich, sucht' ich zu heben nach Verdienst Euch:
Mein Haus, mein Tisch, ja alle meine Habe,
Mein Selbst war Euer, und Ihr mochtet mich
Gebrauchen, wie's Euch diente; als ein Freund
Vertraut ich; liebt' ich Euch und nannt' Euch: mein;
Als zur Vergeltung meines besten Willens
Die Schwachheit Ihr mißbrauchtet meines Lieblings,
Sie stahlt von meiner Brust, mein einzig Kind:
O Belvidera!
Jaffeir. Mir verdankt Ihr sie!
Sonst wär't Ihr kinderlos, En'r Nam' erloschen
Im Grab, und Priuli nicht mehr gehört.
Priuli. Genug! Ich will nichts hören! Geh und laß mich!
Jaffeir Nicht hören mich? Bei meiner Qual! Ihr sollt!
Ich, Herr, Herr, ich bin der Verworfne nicht,
Den Ihr mich glaubt! — Geduld! — Wo ist der Abstand,
Der mich so weit entfernt, daß ich nicht sprechen,
Nicht kühnlich sprechen soll, wenn ich im Recht,
Will stolze Unterdrückung gleich nicht hören.
Jaffeir (zu Belvidera). O Belvidera, doppelt bin ich Bettler,
Verarmt durchs Glück und noch verschuldet dir.

Zweiter Aufzug.

Zweite Scene.

Rialto.

Jaffeir. Hier bin ich, rings umschattet von der Nacht:
Ist doch, als wär' die Höll' in meinem Herzen,
Ich in der Hölle. Ja fürwahr, so ist's.
Bei jedem Tritte, dünkt mir, pocht ein Feind

An meiner Brust und heißet sie nicht ruhig sein.
Ich hab' gehört, daß Elende wie ich
Zu dieser Zeit der Nacht hinausgegangen,
Dem allgemeinen Feinde zu begegnen
Auf seinem Pfad; doch ich bin so verworfen,
Daß, ob vom Himmel aufgegeben gleich,
Kein Geist der Finsternis mich will versuchen.
Was, Hölle, schläfst du?

Fant, sag' ich, junger Fant, geh fort! Weich aus!
Denn ich bin grimmig wie der grimme Leu.

Stutzerlist.

(The beaux' stratagem.)

Lustspiel von Georg Farquhar.

Erster Aufzug.

Wirtsstube.

Bonifaz kömmt hereingerannt. Man hört läuten.

Bonifaz. Kellner! Stubenmagd! Cherry, Tochter Cherry! Schläft alles? Alles tot?

Cherry kommt.

Cherry. Hier! hier! Warum schreit Ihr so, Vater? Glaubt Ihr, wir haben keine Ohren?

Bonifaz. Du verdientest wenigstens keine zu haben, Maulaffe! Die Gesellschaft der Landkutsche von Warrington steht nun eine Stunde auf der Flur, und niemand weist ihnen die Zimmer an.

Cherry. Laßt sie warten, Vater! Ist doch nichts Vornehmes im Wagen, und kein Bedienter hinten auf.

Bonifaz. Aber sie drohten, in ein anderes Gasthaus zu gehen.

Cherry. Das getrauen sie sich gar nicht, aus Furcht, der Kutscher möchte sie morgen umwerfen. (Sie läutet.) Herbei! herbei! Die Kutsche nach London angekommen!

(Mehrere Personen mit Schachteln und anderem Gepäck gehen über die Bühne.)

Bonifaz. Willkommen meine Damen!

Cherry. Schön willkommen, ihr Herren! — Kellner, Nummer sieben und acht!

(Geht ab mit den Passagieren.)

Aimwell im Reitanzug mit Sporen und Gerte tritt auf. Archer, als Bedienter, einen Mantelsack tragend.

Bonifaz. Hierzu, hierzu, meine Herrn!

Aimwell. Leg die Sachen nieder! Geh in den Stall und sieh, daß die Pferde abkühlen.

Archer. Wohl.

(Er geht.)

Aimwell. Ihr seid vermutlich der Wirt?

Bonifaz. Ja, Sir. Der alte Will Bonifaz, bei männiglich bekannt auf der ganzen Straße, sozusagen.

Aimwell. O, Herr Bonifaz, Euer Diener!

Bonifaz. O, Herr — was beliebt Euer Gnaden zu trinken? Wein? Burgunder sozusagen?

Aimwell. Etwa selbst gemacht? Ich habe Eure Stadt wegen Ihres Bieres rühmen gehört. Davon denke ich zu versuchen.

Bonifaz. Herr, ich habe nur zehn Tonnen davon im Keller, vom besten in ganz Staffordshire. Sanft wie Öl, süß wie Milch, klar wie Bernstein und stark wie Branntwein; und wird just vierzehn Jahre alt kommenden fünften März, halt — sechsten März, sozusagen.

Aimwell. Ihr seid sehr genau im Alter Eures Getränks.

Wirt. So genau, als im Alter meiner Kinder — Kellner! Zapf die Nummer 1797 an, sozusagen. — Herr, Ihr sollt mein anno domini kosten! — Ich habe nun in Lichtfield, als Mann und Kind, über achtundfünfzig Jahre gelebt, und nicht über achtundfünfzig Lot Speise genossen!

Aimwell. In einer Mahlzeit, heißt das, nach Eurem Umfang zu schließen.

Wirt. Nicht in meinem Leben, Herr! Meine Nahrung bestand in Bier. Ich habe mein Bier gegessen, mein Bier getrunken, und immer geschlafen auf Bier.

(Der Kellner kommt mit einer Kanne und zwei kleineren steinernen Krügen.)

Wirt. Nun sollt Ihr sehen, Herr (beide Krüge vollschenkend). Euer Gnaden Gesundheit! Ah! köstlich, köstlich! — Denkt, es sei Burgunder, und der Krug ist eine Guince wert.

Aimwell. (Das Gefäß an die Lippen und gleich wieder wegsetzend.) Das Ding ist verzweifelt stark.

Wirt. Stark? Es muß so sein, wie sollten denn sonst wir stark sein, da wir's trinken. — Wäre mein Weib bei der Panacee geblieben, sie lebte noch.

Aimwell. Sie ist also tot?

Wirt. Gott hab' sie selig! Konnte sich nicht mit Einheimischem begnügen; hatte sich durch die Passagiere an ausländische Näschereien gewöhnt, sozusagen. Oder war's nur, um zu widersprechen, daß sie mein Getränk verschmähte. Da ward heimlich ein Gläschen geschnapst und wieder eines. Endlich kam

gar die Flasche nicht mehr vom Schranke. Lady Bountiful kurierte sie an drei Wassersuchten, aber die vierte nahm sie mit. (Er trinkt.) Nun, sie ist glücklich, und ich habe mich ergeben, sozusagen.

Aimwell. Wer ist die Lady Bountiful, von der Ihr sprecht?

Wirt. Meiner Treu, Herr, wir wollen auf ihre Gesundheit trinken. (Er trinkt.) Das ist eine der vortrefflichsten Frauen, die's irgend gibt. Ihr verstorbener Mann hinterließ ihr ein viertausend Pfund jährlich. Davon gibt sie nun wenigstens die Hälfte rein zum besten der Nachbarschaft aus. Sie kuriert Gicht und Beinbrüche bei Männern, Krämpfe und Bleichsucht bei Weibern; englische Krankheit — Alt-England soll leben! (er trinkt) — und Bräune bei Kindern und hat hier herum mehr Leute geheilt in diesen zehn Jahren, als die Ärzte umgebracht in zwanzig. Und das will viel sagen.

Aimwell. Und hat sie Kinder?

Wirt. Ja, Herr, eine Tochter von ihrem letzten Manne, das schönste Mädchen in der Grafschaft und die reichste Erbin. Dann ist noch ein Sohn aus ihrer ersten Ehe, Karl Sullen schreibt er sich. Der heiratete vor kurzem ein schönes Frauenzimmer aus London. Wir wollen seine Gesundheit trinken, wenn's beliebt.

Aimwell. Was für eine Art Mann ist das?

Wirt. Nun, Sir, der Mann ist nicht so übel. Spricht wenig, denkt noch weniger und tut so eigentlich gar nichts. Aber er hat Geld und kümmert sich um keine lebendige Seele.

Aimwell. Ein Lebemann also?*)

Bonifaz. Ja, Herr, der Mann lebt eben drauf los. Er spielt einundzwanzig und raucht seine Pfeife dazu, oft achtundvierzig Stunden in einem weg.

Aimwell. Ein Lebemann, weiß Gott! Und verheiratet, sagt Ihr?

Bonifaz. Wohl! Und mit einem absonderlichen Frauenzimmer! — Aber er ist sozusagen — (auf seine Stirn zeigend) er ist hier leicht.

Aimwell. Leicht? Nach dem, was Ihr von seiner Frau sagt, dacht' ich eher, daß er hier schwer trüge.

Bonifaz. Mag's! Was geht's mich an! Er ist mein Gutsherr, und so ein Mann, wißt Ihr wohl — im Grunde ist er freilich in derlei Dingen nicht besser als unsereiner. — Nu Herr, Euer Diener (er trinkt). Zwar kann er mir nicht so viel tun. Ich zahle Steuer und Gaben auf den Tag; habe dazu ein gehend Geschäft, nur eine Tochter, die ich heute oder morgen — doch das tut nichts zur Sache.

*) Der Rest der Scene nach einem früheren Entwurfe.

Aimwell. Ihr seid ein glücklicher Mann, Meister Bonifaz. Was habt Ihr sonst noch für Gesellschaft hier im Städtchen?

Bonifaz. Eine Welt von hübschen Weibern, dann die Offiziere von der Fußgarde.

Aimwell. Wohl. Ich bemerkte ihrer eine hübsche Anzahl. Wie kommt Ihr mit ihnen zurecht?

Bonifaz. Gut, Herr. Ich wollte nur, daß ihrer mehr bei uns wären. Da schon ihr doppelter Sold und ihre kuntrige Uniform auf Rechnung unserer Taxe gehen, so nehme ich gern einen Teil ihnen wieder ab. Das Geld findet auf diese Art wohl den Rückweg zu seinem Herrn, nur freilich, das Bier, das sie dafür trinken, kommt nicht wieder. Ein Hauptmann, gräflicher Eltern Kind, wohnt bei mir, vorn hinaus nach der Straße. Ei, Herr, schmuck wie ein Mädchen!

The beaux' stratagem.

Wie alles mißlingt (vorzüglich das Projekt, durch irgend eine reiche Heirat Glück zu machen), wollen sie nach Indien. Bonifaz soll nicht geradezu der Spießgeselle von Räubern sein, wohl aber bestimmte Vermutungen über das Handwerk seiner zweideutigen Gäste haben.

Die Szene in der Bildergalerie mag dahin gewendet werden, daß Archer, der mit Mistreß Sullen vom Ansehen der Bilder in die Stube zurückkömmt, nachdem der Stoff ihres Gespräches das Porträt seiner Begleiterin war, durch die offene Seitentüre in die Galerie zurückeilt, das Bild zu küssen.

Es ist kein anderes Mittel: Foigard muß wegbleiben. Was ihn für Engländer ergötzlich macht, ist für Deutsche unverständlich, und, namentlich in Österreich, durch nichts Ähnliches zu ersetzen. Die Szene (IV. Akt), wo Archer ihn verkleidet zum Geständnis bringt, muß, ohne ihn, zwischen den beiden Freunden vorgehen und Archer Aimwellen seinen Plan mitteilen, die beiden Franzosen an der Gartentüre zu erwarten, ihnen den Schlüssel abzujagen und an ihrer Statt in Mrs. Sullens Schlafzimmer zu schleichen.

Dann müßte wohl auch der Vorgang, durch den Scrub das Geheimnis erfährt, so bleiben, wie der deutsche Bearbeiter es umgestaltet hat. Ohnehin ist die Sache auf die letztere Art wirklich komisch.

Der Rabe.

(Il corvo.)

Ein tragikomisches Märchen von dem Grafen Carlo Gozzi.

Angefangen am 22. August 1814.

Personen.

Millo, König von Frattombrosa.
Jennaro, sein Bruder.
Leandro, Tartaglia, } Minister.
Armilla, Prinzessin von Damaskus.
Smeraldina, ihre Begleiterin.
Truffaldino, Brighella, } Jäger des Königs.
Pantalone, ein Venezianer, Admiral.
Zwei Tauben, die sprechen.
Matrosen und Galeerensklaven.
Soldaten.
Bediente.

Erster Akt.

Seegestade mit Bäumen, im Hintergrunde das Meer in Sturm, Gewitter, Donner und Blitz.

Erste Scene.

Pantalone auf dem Verdeck einer Galeere, die mit dem Sturme kämpft, gibt Zeichen mit einem Pfeifchen, teilt schreiend dem Schiffsvolk Befehle aus, die das Geheul des Sturmes verschlingt. Das Ungewitter läßt nach, und die Galeere nähert sich dem Ufer.

Pantalone (indem er die Ruderer mit einem Tauende prügelt). Seht nach dem Steuerruder!

Schiffsvolk. Land, Land!

Pantalone. Ja, Land, Land; wenn ich nicht auf der Galeere gewesen wäre (pfeift). Zum Henker, den Anker ausgeworfen!

Schiffsvolk. Ja, Herr.

(Die Galeere nähert sich dem Gestade, man legt Bretter ans Land.)

Pantalone. Hunde, dankt erst dem lieben Hergott.

(Pfeift dreimal, jedesmal antwortet das Schiffsvolk mit einem Jubelgeschrei. Auf dem Schiffe erscheint Prinz Jennaro als orientalischer Kaufmann gekleidet, er geht mit Pantalone ans Ufer.)

Zweite Szene.

Jennaro und Pantalone.

Jennaro. Ich glaubte schon verloren zu sein — Pantalone, in diesem schrecklichen Sturme!

Pantalone. Wie? haben Sie vergessen, aus welchem Land ich bin?

Jennaro. Wie sollt' ich, aus der Giudecca von Venedig, du hast mir's ja tausendmal gesagt.

Pantalone. Nu also? Wo Zuecchiner sind, da gibt's keine Gefahr! Ich habe das Lehrgeld teuer genug bezahlt. Zwei Barken und ein Trabaccolo habe ich euch zu Schanden gerichtet von Malamocco nach Zara, um das Handwerk zu lernen. Heute, ich will's nicht leugnen, zitterte ich selbst ein wenig, aber nicht für mich, oder der Gefahr wegen, das sind Possen! wir sind das Wesen gewohnt, aber Euretwegen. Hergott! Habe ich Euch nicht gesehen geboren werden! Auf diesen Armen habe ich Euch getragen, als Ihr noch so lang wart. Mein Weib Pandora, die gute Seele, hat Euch gesäugt. Hundertmal ließ ich Euch auf diesen meinen Knieen tanzen. Es ist mir noch, als ob ich Euch küßte; wenn Ihr mir so im Gesicht herum hantiertet mit Euren kleinen Patschhändchen da, und sagtet: Laßt mich gehn, Ihr kratzt mich mit Eurem garstigen Barte. In Summa, mir ist, als wär' ich Euer Vater, und ich fürchtete mehr für Euch als für mich. Und dann esse ich ja mein Brot als Admiral von Eurer Familie und habe tausend Wohltaten genossen, die dreißig Jahre her, seit dem König Eurem Herrn Vater, glorreichen Angedenkens, und dann bin ich ein Herz aus der Giudecca, und das ist genug!

Jennaro. Gewiß, ich habe große Begriffe von Eurem guten Herzen und Eurer Geschicklichkeit zur See, und in der Tat, daß Ihr uns und unsere Galeere trotz des schrecklichen Sturmes in Sicherheit gebracht habt, reicht zu, um einen Admiral unsterblich zu machen. Wie weit haben wir noch bis Frattombrosa? Was macht das Wetter, Pantalone?

Pantalone. Der Hafen hier heißt Sportella, und von hier nach Frattombrosa haben wir etwa zehn Meilen noch. Das Wetter heitert sich auf, und der Wind hat nach Westen umgesetzt. In zwei bis drei Stunden ist der Himmel klar, und in höchstens

anderthalb Stündchen sind wir in Frattombrosa, um Euren Bruder, den armen König Millo, zu trösten, der gewiß die ganze Zeit über vor Schlucken kein Wort vorbringen konnte, denn Ihr nennt ja seinen Namen hundertmal in einem Atem. Er ist wohl beinah vor Herzleid gestorben, daß er gar nichts von Euch zu hören kriegte! Nu, nu, der liebe Herrgott wird euch auch beide segnen, weil ihr euch so lieb habt und so gute Brüder seid. Nun darf ich doch wohl sagen, daß Ihr der Bruder eines Königs seid?

Jennaro. Nun mögt Ihr immer! (Er blickt gegen die Galeere hin, aus der eben Armilla und Smeraldina, von Sklaven begleitet, aussteigen.) Aber sieh, es naht unsere Prinzessin, von Trauer gebeugt. Geh, und laß zwei Gezelte am Ufer aufschlagen, damit sie von den Beschwerden der Seereise ausruhen kann. Schickt sogleich einen Boten zum König und laßt ihm unsere Ankunft melden.

Pantalone. Sogleich. Das wird eine Freude geben und einen Jubel! Und die Hochzeit, die wir feiern wollen in Frattombrosa! Nu, nu, ich gehe schon (indem er an der Prinzessin, die weint, vorübergeht.) Ah, Püppchen, Püppchen, wenn du nur einmal weißt, wer wir sind, dann sollen die Äuglein schon trocken werden!

(Er geht und läßt dann ein Gezelt aufschlagen.)

Dritte Szene.

Jennaro. Armilla. Letztere ist orientalisch gekleidet und hat glänzend schwarze Haare und Augenbrauen. Smeraldina. Sklaven.

Jennaro. Ihr weint, Armilla, ach, und jede Träne
Ist mir ein bittrer Vorwurf; aber glaubt mir,
Eu'r Schicksal scheinet schwerer als es ist.

Armilla. Grausamer Räuber.

Smeraldina. Heuchelnder Verräter!

Jennaro. Nicht leugnen kann ich's, grausam und verräterisch
Ist meine Tat, doch, Fürstin, laß mich sagen —

Smeraldina. Was kannst du sagen, Räuber?

Jennaro. Sagen will ich —

Smeraldina. Was kannst du sagen, Bösewicht?
Schleichst dich als Kaufmann ein in ihre Zimmer,
Mit kostbar fremden, nie gesehnen Waren,
Und reizest ihre Neugier mit Erzählung
Von prächtigern Geschmeiden, reichern Stoffen,
Die noch dein Schiff bewahr' in naher Bucht,
Und als wir arglos deinen glatten Worten
Und offnem Äußern vertrauend,
Ins Fahrzeug steigen, gibst du rasch ein Zeichen,
Man löst die Segel, und ein frischer Wind,

Der, falsch wie du, erst unsrer Stirn gefächelt,
Entführt mit Pfeilesschnelle uns vom Land,
Und so reißt du vom väterlichen Busen
Die Tochter los, die hohe Fürstentochter.
Verworfener Pirat, des Beils, des Kreuzes würdig!

Jennaro. Holla, Ihr Sklaven, führt dies Weib von hier,
Denn allzuweit vergißt sich ihre Zunge!

Armilla. O Himmel! Wie, allein mit dir? Eh sterben!

Jennaro. Nicht so, Prinzessin! zu entschuld'gen nur,
Was ich getan; doch zu entschuld'gen nicht,
Zu mildern meine Schuld und Eure Angst,
Wünsch' ich ein ruhiges Gespräch mit Euch,
Das dieses Weibes vorlaut rasche Zunge
Doch nur verhindern würde. Darum geht.
(Die Sklaven führen Smeraldinen fort.)

Vierte Scene.

Armilla und Jennaro.

Armilla. Barbar, was kannst du sagen? Weg von mir!
Und ehr' in mir, verwegener Korsar,
Wenn du auch keine andern Waffen scheust,
Des Fürsten von Damask, Norandos Tochter.
Denk, wie ein Vater, dem sein Kind geraubt,
Nach Rache gierig lechzt, und zittre, Räuber,
Denk meines Vaters Macht, und zittre doppelt
Vor seinem Grimme, der dir droht.

Jennaro. Er treffe mich!
Doch wisse erst, wer dein Entführer ist:
Nicht ein verächtlicher Korsar bin ich;
Ich stamme ab aus königlichem Blut;
Fürst Millo, Frattombrosas Herrscher, ist
Mein Bruder, und ich nenne mich Jennaro.

Armilla. Du Millos Bruder? Bruder eines Königs,
Lockst du in trügerischer Kaufmannstracht
Unschuld'ge Mädchen, Fürstentöchter auf dein Schiff
Und raubst sie.

Jennaro. Ja, Armilla, jene Liebe,
Die mich an meinen Bruder Millo fesselt,
Und das Gerücht von Eures Vaters Rauheit
Und Unzugänglichkeit für sanfter Bitten
Herzlenkende Gewalt, ein unergründlich
Grausames Schicksal, hieß den Raub mich üben.

Armilla. Und welch ein unergründlich Schicksal kann

Den Bruder eines Königs zwingen, sich
Mit unwürdigen Taten zu beflecken?

Jennaro. So höre denn, Armilla!
Seit frühen Knabenjahren lebte Millo,
Mein vielgeliebter, angebet'ter Bruder,
Der Erstgeborner ist und König, nur der Jagd,
Und alles andre schien ihm schal und leer.
Vom ersten Strahl der Sonne bis zum letzten
Durchklang sein Jagdruf den belebten Forst;
Sprach er, so war's von Hunden, Pfeilen, Falken
Und solchem Jagdgerät, kaum daß er andrem
Gedanken noch und Worte schenkte. Einst,
Drei lange Jahre sind seitdem verstrichen,
Da tief'r als sonst er in den Wald gedrungen,
Gewahrt er eines Raben, der ihm schußrecht
In einer Eiche dichten Zweigen saß.
Er spannt den Bogen und durchbohrt den Vogel,
Und, als der König nun hinzu eilt, sieht er
Im Schatten jenes Baums ein prächtig Grabmal,
Erbaut von blendend weißem Marmorstein,
Drauf lag der Rabe und befleckte sterbend
Mit rotem Blut des Steines glänzend Weiß;
Da zittert das Gehölz und tausendfach
Verdoppelt rollt ein Donner durch die Bäume,
Und — jetzt noch schaudert's mich — aus einer Grotte
Erhebt sich zürnend ein gespenstisch Wesen,
Des Liebling jener Rabe war.
Wie glühnde Brände flammten seine Augen,
Die Stirne droht, und aus des Rachens Geifer
Erheben blutig sich die Eberzähne.
O Millo, rief er, ich verfluche dich,
Und dumpf und furchtbar tönt in unsre Ohren
Der grause Zauberspruch. Noch hör' ich ihn:
Findst du kein Mädchen, deren schlanke Glieder
Weiß wie der Stein, auf dem mein Rabe ruht,
Und Aug und Haare schwarz wie sein Gefieder,
Die Wangen rot, wie meines Raben Blut,
So zittre! Nie mehr lacht dir Ruhe wieder,
Du stirbst in Wahnsinn und Verzweiflungswut!
So sprach er und verschwand, und ach, mein Bruder
Wie hingebannt an jenen toten Vogel,
An jenes Blut, an jenen Marmor, wollte
Nicht weichen von dem unglücksvollen Ort.
Wir brachten mit Gewalt ihn in die Königsburg,
Und von der Zeit, trotz Tränen, Bitten und

Was uns noch sonst die Lieb' und Sorgfalt eingab,
Befiel unüberwindlich tiefe Schwermut
Verzehrend meinen vielgeliebten Bruder.
Wahnsinnig eilet er durch die Gemächer,
Stets wiederholend: Wer schafft mir von euch
Ein Mädchen schwarz von Haar und Augen, gleich
Den Federn jenes unglücksvollen Raben
Und rot wie sein vergoßnes Blut und weiß
Wie jener Stein, auf dem der Vogel starb.

Armilla (für sich). Höchst wunderbar fürwahr und mitleidswürdig!

Jennaro. Bekümmert send' ich Boten aus und Späher
Nach eines solchen Mädchens Spur. Vergebens.
Des Steines glänzend Weiß, des Blutes Rot,
Die Schwärze des Gefieders jenes Raben
Vereinigte von allen Mädchen keine.
Indessen seh' ich meinen teuren Bruder
Von Tag zu Tage sich dem Tode nahn,
Da steig' ich selbst verzweiflungsvoll zu Schiff
Und kreuze durch die ungemeßne See,
In Ost und West die seltne Schöne suchend.
Der Länder und der Städte sah ich viel
Und viele holde, reizende Gestalten;
Allein die Schwärze und das Rot, das Weiß
Des Steins und Rabens sucht' ich stets vergebens,
Ein ganzes Jahr hindurch. Nun sind's drei Tage,
Daß ich in Damask ankam. Als ich dort
Voll Kummer durch die lauten Straßen gehe,
Da tritt ein Männlein, alt und grau, mich an
Und mit den tiefen Augen listig blinzelnd,
Spricht er zu mir: Wohl weiß ich, was Ihr sucht.
Drauf gibt er mir von Euch, Prinzessin, Kunde
Und lehrt die List mich, die mir Euch gewann;
Denn daß ich Euch, wie wohl ich anfangs wollte,
Von Eurem Vater werb' für meinen Bruder,
Mißbilligt er gar sehr, Norandos Wildheit
Und finstres, grausames Gemüt mir schildernd.
Ich sah Euch drauf am Fenster und erkannte
Entzückt, daß ich gefunden, was ich suchte.
Wie ich sodann in lügenhafter Kleidung
Durch reiche Waren Euch mit falscher Zunge
Auf die Galeere lockte und verrätrisch
Der Heimat Euch entführte, wißt Ihr selbst?

Armilla. Warum verhehltet Ihr mir dies so lange?

Jennaro. Der Abscheu, den Ihr zeigtet gegen mich,
Armilla, Eure Klagen, Eure Tränen,

Der Vorwurf, den mein Herz mir selber machte:
Ich sei es, der sie Eurem Aug entlockt,
Das schreckte stets mich fort aus Eurer Nähe
Und ließ mich einer ruh'gern Stunde harren.
Doch wenn mich Liebe nur zu meinem teuren Bruder,
Wenn nur ein unerbittlich schweres Schicksal
Zur Tat mich zwang, und wenn in Eurem Herzen
Die Güte wohnet, deren Widerschein
So himmelrein aus diesem Auge glänzt,
O, so verzeiht, Armilla!

(Er wirft sich auf die Kniee.)

Armilla. Prinz, steht auf!
Da ich die Braut soll eines Königs werden,
Von dessen edlem Sinn und hohen Gaben
Bis nach Damaskus weitentferntem Strand
Die Kunde des Gerüchtes Mund getragen,
So will ich länger denn Euch nicht verhehlen,
Daß ich unwillig trug den harten Zwang,
In dem mich meines Vaters Mißtraun hielt.
Verziehen sei Euch Eure Tat, und loben
Muß ich Jennaro Euch, als ein erhabnes,
Ein seltnes Beispiel schöner Bruderliebe.

Jennaro (aufspringend). Armilla! Hohe, unaussprechlich Holde!

Armilla. Allein was nützt Euch mein Verzeihen, Prinz!
Ach, ich bewein' Euch, Unglückseliger!

Jennaro. Was trübt wohl noch mein Glück? Gerettet ist
Mein Bruder, und Ihr, Güt'ge, habt verziehn!

Armilla. Norando, glaubet Ihr, mein Vater werde
Euch je der Tochter Raub verzeihen? Er,
Dem Stolz und Unversöhnlichkeit den Willen,
Und seine Zauberkraft, mit der er Tote
Aus Gräbern zieht, den Lauf der Sonne hemmt,
Die Macht zur fürchterlichsten Rache geben!
Weh Euch, Jennaro! Weh auch mir, die ich,
Verletzend sein Verbot, mich ließ verleiten,
Neugierig, unvorsichtig zu verlassen
Mein einsames Gemach. Weh Eurem Bruder
Und jedem, der zu diesem Raube half.
Vielleicht, daß jener Sturm, dem wir entronnen,
Schon meines Vaters Werk war! Welche Rache,
Welch fürchterliche Rache harret unser!

Jennaro. Geschehe, was der Himmel will! Mein Frohsinn,
Mein Jubel ist so groß, daß den Gedanken
Von Trauer ich jetzt gar nicht fassen kann.
Seht, dieses Zelt! Armilla, ruhet hier

Von den bestandnen Gefahren aus.
In wenig Stunden ist der Himmel heiter,
Dann rasch zu Schiff und heute noch streckt Millo
Willkommend seine Arme uns entgegen.

Armilla. Wohlan! O, daß doch Eure lichten Hoffnungen
Nicht täuschten; meine Ahndungen sind schwärzer!
(Ab.)

Fünfte Szene.

Pantalone und Jennaro.

Pantalone. Hei! Das Glück kommt nicht allein, wie das Unglück. Hoheit! mein Söhnchen, ich will Euch eine Neuigkeit erzählen; ich sage damit nicht, daß sie groß sei, aber für Euch, der Ihr so in Euren Bruder verliebt seid, der es wieder so sehr in Pferde und Falken ist, ist sie denn doch nicht klein.

Jennaro. Was hast du, mein lieber Pantalone?

Pantalone. Während Ihr da mit der Prinzessin spracht, entfernte ich mich, wie's denn meine Schuldigkeit war, und spazierte ein wenig durchs Feld. Wie ich so gehe und über dies und jenes denke, kömmt ein Jäger auf mich zu. Der ritt Euch ein Pferd! Ich bin zwar ein Zucchiner und brauche mich eigentlich nur auf Schiffe zu verstehen, aber ich habe denn doch auch mein Lebtage Pferde gesehen; das ist ein Pferd! Getigert, breite Brust, kleinen Kopf, große Augen, und das tanzte und sprang und kurbettierte. Bei meiner Treue, hätte es zwei Füße weniger, es könnte eine erste Operntänzerin vorstellen.

Jennaro. Wenn das Tier wirklich so schön ist, so geh schnell und kauf es für meinen Bruder!

Pantalone. Ei, das ist noch nicht alles! Hört nur weiter! Derselbe Jäger hatte einen Falken auf der Faust, einen Falken, so was schönes habt Ihr noch nicht zu Gesichte gekriegt. Die Gegend herum muß sehr wildreich sein, denn mit einemmale stiegen Euch sechs Rebhühner, drei oder vier Wachteln, ein Paar Fasanen und zwei Ortolane auf. Der Jäger läßt den Falken fliegen. Was ich nun sah — Ihr werdet sagen, es sei unmöglich und es ist's auch, und doch sah ich es mit diesen meinen Augen, wie ich diese Hand sehe. Der Falke ersieht kaum das Wild, so fliegt er drauf los, und im Fluge hascht er mit der einen Fänge einen Fasan, mit der andern ein Rebhuhn, mit dem Schnabel einen Ortolan, und mit dem Schweife — Ihr werdet mir's nicht glauben — aber mit dem Schweife, ich will Bootsjunge werden, wenn's nicht wahr ist, mit dem Schweife schlägt er eine Wachtel nieder.

Jennaro (lächelnd). Ist es in der Giudecca gebräuchlich, solche Märchen zu erzählen, Pantalone?

Pantalone. Straf' mich Gott — Es sind gewiß keine Lügen, wollt' ich sagen. Mit einem Rebhuhn in einer Klaue, mit einem Fasan in der andern, und einem Ortolan im Schnabel, schlägt Euch das Teufelsbeest eine Wachtel mit dem Schweife zu Boden.

Jennaro. Für jeden Fall muß man das Pferd und den Falken kaufen. Wenn ich meinen Bruder zugleich mit der Prinzessin diese Tiere bringe, so mache ich ihn zum glücklichsten Menschen auf der Welt.

Pantalone. Es braucht nichts weiter. Ich habe sie schon an mich gebracht.

Jennaro. Was haben sie dir gekostet?

Pantalone. Ei, nichts! Seht doch! Soll ich nicht einmal für alle empfangenen Wohltaten ein bißchen erkenntlich sein dürfen! Sie sind einmal Euer, und ich will, daß Ihr sie annehmt, und ich will, daß Ihr mir sie nicht zahlt. Wie ich mit Euch kommandierte, da Ihr noch klein wart, so will ich auch manchmal mit Euch kommandieren können, jetzt da Ihr groß seid. Jetzt geht und ruht ein wenig, denn das Wetter heitert sich auf, und wir können bald unser letztes Stückchen Reise antreten. Was wollt' ich sagen? Die Prinzessin ist doch schon besänftigt?

Jennaro. Ja, sie ist beruhigt! Aber für Euer ausgelegtes Geld müßt Ihr entschädigt werden. Doch genug, ich werde seiner Zeit darauf denken.

Pantalone. Paperlapap. Geht schlafen und mortifiziert mich nicht. (Für sich) Es hat mich zweihundert Dukaten gekostet, aber wenn es mich auch ein Auge gekostet hätte, ich hätt' es gern hingegeben, denn erstlich hängt an dem Jungen da mein Leben, und dann um zu zeigen, daß es unter uns Seeleuten auch großmütige Seelen gibt.

(Ab.)

Jennaro. Wie gut er ist! Welch ein vortrefflich Herz!
Fürwahr, ein neidenswürdiger Charakter.
Ich sollte glücklich sein nunmehr, und doch,
Wenn ich bedenke, was dort in Damaskus
Der wunderbare Greis, der mir Armillen zeigte,
Von ihres Vaters Macht und Grausamkeit,
Und was sie erst vor kurzem selbst mir sagte,
So will mir Bangigkeit das Herz beschleichen.
Allein, jetzt will ich ruhn! Ach, ich bedarf's!

(Er legt sich in dem Gezelte nieder, das unter einem Baume aufgeschlagen ist.)

Sechste Scene.

Zwei Tauben fliegen im Kreis um die Bühne und setzen sich dann auf den Baum, an dessen Fuße das Zelt steht; und Jennaro liegend.

Erste Taube. Armer Jennaro, unglückseel'ger Prinz!
Zweite Taube. Warum denn, Schwesterchen? Was drohst du ihm?
Jennaro. Wo bin ich? Trau' ich meinem Aug? Zwei Tauben,
Die sprechen, und von mir! Doch still!
Erste Taube. Kaum reicht den Falken er dem König dar,
So schlägt er ihm ins Aug der Fänge blut'ges Paar.
Und wenn — des Schicksals Schluß steht fest —
Jennaro ihn zu überreichen unterläßt,
Wenn ein erklärend Wort, ein Wink ihm nur entfährt,
So wird er in ein Marmorbild verkehrt.
Jennaro. Ha, fürchterlicher Spruch! Wär' es so wirklich?
Erste Taube. Armer Jennaro, unglückseel'ger Prinz!
Zweite Taube. Wie, und noch größres Unglück drohst du ihm?
Erste Taube. Wenn sich der König schwingt auf jenes Pferdes Rücken,
Wird es ihn stürzend unter seiner Last erdrücken,
Und wenn — des Schicksals Schluß steht fest —
Jennaro es zu überreichen unterläßt,
Wenn ein erklärend Wort, ein Wink ihm nur entfährt,
So wird er in ein Marmorbild verkehrt.
Jennaro. Wie? Wach' ich, oder träum' ich? Gräßlich, gräßlich!
Erste Taube. Armer Jennaro, unglückseel'ger Prinz!
Zweite Taube. Sind größre Leiden denn ihm noch bereitet?
Erste Taube. Den Bruder, überreichet er Armillen ihm,
Erwürget in der Nacht ein grauses Ungetüm.
Und wenn — des Schicksals Schluß steht fest —
Jennaro sie zu übergeben unterläßt,
Wenn ein erklärend Wort, ein Wink ihm nur entfährt,
So wird er in ein Marmorbild verkehrt.
Jennaro. So werden mir zu Raben selbst die Tauben?
Verwünschte Vögel! Hätt' ich Pfeil und Bogen!
Der nächste Stein soll Euch —
(Springt wütend auf, die Tauben fliegen davon.)
Allein sie fliehn!

Siebente Scene.

Norando und Jennaro.

(Norando erscheint auf einem Muschelwagen sitzend über den Wellen und steigt ans Ufer.)

Norando. Halt! unvorsicht'ger frecher Mädchenräuber.
Ich bin Norando. Jene Tauben sind
Von mir geschickt und wahrhaft ist ihr Spruch,

Durch mich sind jenes Pferd und jener Falke
In deine Hand gelangt! O, bringe nur
Armillen, meine süße Tochter, bringe
Sie Millo, deinem Bruder; du und er
Bezahlt mir teuer deine Freveltat.
Norandon, den das Geisterreich selbst ehrt,
Verhöhnt nicht ungestraft ein Sterblicher.
Hat nicht der Sturm dich meine Macht verehren,
Und meine Rache fürchten dich gelehrt,
So stürze jener Tauben grause Drohung
In furchtbarer Erfüllung dich darnieder.

Jennaro. Norando, höre.

Norando. Nein! Nichts will ich hören.
Meinst du, nicht g'nüge meine Macht, Armillen
Aus deinen Räuberhänden loszureißen?
Doch nicht Armillen, Rache, Rache will ich,
Rach' und Verderben über dich, dein Haus,
Und über sie, die meine Tochter war,
Die ungehorsam mein Gebot verletzte.
Fort, auf zu Schiffe, bring Armillen
Und Pferd und Falken deinem Bruder, oder
Zu kaltem Marmor starren deine Glieder.
Doch hüte dich, mit einem einz'gen Laut
Ihn vor der drohenden Gefahr zu warnen,
Was du hier hörtest, jemand zu entdecken,
Sonst bist du Stein! Und nun verzweifle, Räuber!
Sieh, rechts und links gähnt dich ein Abgrund an,
Und jeder Schritt, der einem dich entzieht,
Stürzt dich hinunter in des andern Schuld.
Der Tat gleich sei der Lohn! Nun raube wieder Mädchen!

(Verschwindet.)

Jennaro. Weh mir! Was tu' ich? — Bring Armillen
Und Pferd und Falken deinem Bruder, oder
Zu kaltem Marmor starren deine Glieder.
Doch hüte dich mit einem einz'gen Laut
Ihn vor der drohenden Gefahr zu warnen,
Was du hier hörtest, jemand zu entdecken,
Sonst bist du Stein. Und überreich' ich ihm
Das schreckliche Geschenk, so gräbt der Falke
Die Klauen in des Bruders Auge, oder
Er stirbt von jenem Pferd zerschmettert oder
Ein höllisch Ungeheuer tötet ihn,
Wenn er Armillen führt ins Brautgemach.
Armilla, Falke, Pferd, o schrecklich, schrecklich!
Ist das die Freude, guter, teurer Bruder,
Die ich dir bringe nach so langen Leiden?

Achte Scene.

Pantalone und Jennaro, dann zwei Sklaven, von denen der eine einen großen Falken auf der Faust trägt, der andere ein schönes, herrlich geschmücktes Pferd führt.

Pantalone. He, schlaft Ihr nicht?
Jennaro (sich fassend). Nein, Pantalone!
Pantalone. Nu, so beseht einmal meinen Einkauf. He, Jungens, bringt doch den Falken und das Pferd. (Die Sklaven kommen mit beiden.) Nu, das ist schön? — Ist das herrlich! Mein' Seele, wär' ich nicht alt, ich machte selbst ein paar Kapriolen mit dem Pferde da.
Jennaro. O Freund —
Pantalone. Was seh' ich? Ihr weint doch nicht?
Jennaro. Ach, diese Tiere. — Weh mir, schon zu viel
Hab' ich gesagt, und jeden Augenblick
Glaub' ich in kalten Stein mich zu verwandeln!
Pantalone. Ja, dies sind die wunderbaren Tiere, von denen ich Euch gesagt habe. Nun, was sagt Ihr? Habt Ihr jemals so was Schönes gesehen? — Heida, lustig! Das Wetter ist schön, ich will gehn und unterdessen meine allerliebsten Tierchen da einschiffen lassen. — Ihr habt sie ja kaum angesehn und steht da und zieht saure Gesichter. Ich komme eben von der Prinzessin, die kann auch nicht schlafen und weint, daß es einen Stein erbarmen möchte. Kinder, ihr zerreißt mir das Herz. Das eine seufzt hier, das andere seufzt da. Geht mir doch! Jetzt dächt' ich, ist's Zeit zur Freude und nicht zum Seufzen.
(Jennaro bricht in Tränen aus.)
Hergott! Ihr weint? Was fehlt Euch denn?
Jennaro. O Gott!
Ich darf nicht sprechen! — Nichts! Ein Traum, mein Freund,
Ein Traum, ein fürchterlicher Traum, ein Spiel
Der aufgeregten Phantasie. — Nichts weiter.
Wo ist jetzt die Prinzessin?
Pantalone. Wie, sonst nichts als Träume? Geht doch, schämt Euch. So ein Traum, so ein Blendwerk! Papapa, Kindereien, seid munter! — Zu weinen! Wirst du lustig sein, du, du —. Die Prinzessin wird gleich hier sein, und ich will unterdessen alles zur weiteren Reise bereiten. (Zu einem Sklaven.) Geh langsam mit dem Pferde, damit sich's nicht weh tut! — (Zum Schiffsvolk.) Heda, ihr Schelme, zu Schiff! Hißt die Segel! An die Ruder!
(Er pfeift und steigt in die Galeere mit den Sklaven, welche die Tiere führen.)
Jennaro. Ich Unglückseliger, was soll ich tun? —
Auf dieser Küste lass' ich Pferd und Falken,
Und führ' Armillen ihrem Vater zu!

Doch nein! Denn überreich' ich sie dem Bruder nicht,
So droht die schrecklichste Verwandlung mir!
Und soll mein Bruder sterben, ich sein Henker sein?
Entsetzlich! — Ach, was soll ich tun, zu sehr
Verraten schon die Blicke, die Gebärden
Das schreckliche Geheimnis. Güt'ger Himmel,
Laß einen Strahl von deinem Licht mir schimmern,
Des Menschen Kraft versiegt an dieser Stelle.
Doch halt! — Ein Strahl erhellt das graufe Dunkel!
Vielleicht, daß mir's gelingt! — Mut, Mut — Jennaro!

Neunte Szene.

Armilla. Smeraldina. Jennaro. Pantalone auf der Galeere.

Jennaro (gefaßt). Armilla, alles ist bereit! Kommt, folgt mir!
Armilla. Ich bin bereit.
Jennaro. O Himmel, steh mir bei. So laßt uns gehn!
Pantalone (auf der Galeere). Holla! Salutiert die hohen Herrschaften.
(Er pfeift, das Schiffsvolk antwortet mit einem lauten Freudengeschrei.)
Ende des ersten Akts.

Zweiter Akt.

Des Königs Zimmer zu Frattombrosa.

Erste Szene.

Im Hintergrunde liegt Millo auf Polster hingestreckt und schläft. Dann Truffaldino in Jagdkleidung.

Truffaldino (schleicht auf den Zehenspitzen herein). Pst — Er schläft. Da gilt's behutsam sein; seit er verhext ist, hat er einen so leisen Schlaf, wie eine Maus; jüngst warf ich nur im Hereinschleichen den Tisch mit den Porzellantassen um, flugs hatt' ihn der Henker aus dem Bette. Wie sich der gute Herr verändert hat. Sonst ein Stück von einem König, als ob sich seine Mutter an einem Lastträger versehen hätte, jetzt schmal und dünn wie ein Kartenkönig; sonst so klug, soll mich dieser und jener: als kleiner Junker, nicht größer als meine Hand, wußt' er das Einmaleins und andere dergleichen philosophische Spitzfindigkeiten, daß es eine Lust war, und nun ist er so stocknärrisch, daß ich oft selbst Mitleid mit ihm habe. Und das alles, weil er den Raben des verfluchten Waldteufels ge-

tötet. Was für ein Lärmen um so einen Raben; wenn es noch eine Gans wäre, oder auch nur eine Taube, aber ein Rabe! Und seit der Zeit hat er nicht Rast noch Ruhe und läuft herum wie besessen, und ruft in einem fort:

O Rabe, Rabe! Wer schafft mir von euch
Ein Mädchen schwarz von Aug und Haaren, gleich
Den Federn jenes unglücksvollen Raben,
Und rot wie sein vergoßnes Blut und weiß
Wie jener Stein, auf dem der Vogel starb.

Ich habe mir die Worte so oft in die Ohren schreien lassen müssen, daß ich sie behalten habe; obschon mein Gedächtnis sonst nicht das beste ist. Aber halt, beim Gedächtnis fällt mir ein, warum ich hierher gekommen bin. Der König befahl, ihn um neun Uhr zu wecken, er will auf die Jagd! — Ob's auch wohl schon neun Uhr ist? Ich möchte ihn um alles in der Welt nicht zu früh aufwecken, denn kaum ist er wach, so beginnt auch das alte Lied: O Rabe, Rabe! und Rabe, Rabe, Rabe, tausend- und zehntausendmal, und dazu gebärdet er sich, daß einem angst und bange wird.

(Eine Uhr schlägt neun Uhr. Beim ersten Schlage ruft:)

Truffaldino. Halt, es schlägt. (Dadurch versäumt er aber, die ersten Schläge zu zählen, indem er das Ueberhörte dazu rechnen will, überhört er wieder die neuen Schläge.) Ein — Nein, früher schlug's schon einmal, also jetzt zwei! — Halt, jetzt wieder, macht vier, nein, drei — vier — fünf — sechs. Erst sechs Uhr. Da wär' ich schön angekommen! Wie aber wieder unbemerkt hinauskommen?

(Er schleicht tölpisch der Tür zu.)

Zweite Scene.

Brighella und Truffaldino.

Brighella (hereinstürzend). Heda!

Truffaldino (mit Karikatur ihm Stille zuwinkend und auf den König zeigend.) St!

Brighella (leise). Ich soll den König zur Jagd aufwecken. Es hat schon neun Uhr geschlagen.

Truffaldino (leise). St. — Neun Uhr? Tölpel, sechs hat es geschlagen.

Brighella (ebenso). Jetzt sechs Uhr? Neun Uhr ist's.

Truffaldino (lauter). Neun Uhr, sag' ich. Ich als Oberjägermeister muß doch besser als ein gemeiner Jäger wissen, was die Uhr ist!

Brighella. Ei was Jägermeister! Ihr werdet mir doch meine Ohren nicht abstreiten. Ich hab's an den Fingern abgezählt. Es war neun Uhr.

Truffaldino (mit steigender Stimme). Sechs Uhr, Spitzbube!
Brighella. Ich weiß, was ich sage! Der Herr Jägermeister sagte neulich selbst —
Truffaldino (hitzig). Dein Herr Jägermeister ist ein Esel!
Brighella. So, Herr Jägermeister!
Truffaldino. Ich kenne mich nicht vor Zorn! Neun Uhr ist's, Schurke!
Brighella. Sechs Uhr, Herr Jägermeister!
Truffaldino (schreiend). Neun Uhr, Schurke! Schweig, denn du weckst mir den König auf! —
(Der König erwacht.)
Millo. Was ist? Wer lärmt hier? Welche Unverschämtheit!
(Schaudernd.)
O Rabe, Rabe!
(Truffaldino und Brighella ziehen sich zurück.)
Wer schafft mir von euch
Ein Mädchen schwarz von Aug und Haaren gleich
Den Federn jenes unglücksvollen Raben
Und rot wie sein vergoßnes Blut, und weiß
Wie jener Stein, auf dem der Vogel starb.
(Truffaldino und Brighella ab.)
Allein wo bin ich? Wohin schweift mein Sinn?
O bittrer Tag, da ich den Pfeil entsandte!
Unheilvolles Geschick, das mir das Leben
Und meinen Untertanen nimmt die Ruh,
Das Schloß mit Jammer füllt, und von der Seite
Den teuren Bruder mir, Jennaro, riß,
Der schweifend umirrt und vielleicht für mich
Im Meeresgrund schon längst vom Leben schied.

Dritte Szene.

Tartaglia. Millo.

Tartaglia (eilig auftretend). Majestät! Majestät! Eine große Neuigkeit.
Millo. Welch Neues? Neue Qualen? Eilig sprich!
Tartaglia. Wartet! Geduldet Euch. — Ich ersticke fast daran! — Ein Bote — angekommen — mit der Neuigkeit.
(Er weint.)
Millo. Du weinst? Mein Bruder! Sag es, ist er tot?
O teurer, o mein vielgeliebter Bruder!
Tartaglia. Nein, nein, nein! Ich weine aus Freude. Er ist ganz nahe mit seinem Schiff, bald wird er da sein. Er hat eine weibliche Prinzessin bei sich, die er Norando, dem Fürsten von Damaskus, geraubt, deren Augen und Haare schwarz,

deren Wangen und sonstige Korpulenz weiß und rot, wie die verdammten Federn, wie das höllische Blut, wie der vermaledeite Stein des vermaledeiten Raben jenes allervermaledeitesten Zauberers.

Millo. Tartaglia, Freund! und ist es möglich? wirklich?

Tartaglia. Gewiß wie eine Zeitungsnachricht. Ein Bote zu Pferde hat sie gebracht. Der Prinz ist mit der Galeere im Hafen Sportella, wohin er aus einem ganz unmöglichen Sturm gerettet wurde durch die Bravour Pantalons, unseres Admirals. Ich soll Euer Majestät melden, daß, sobald das Wetter aufgeklärt, sie nach Frattombrosa aufbrechen. Das Wetter ist bildschön. Sie müssen schon ganz nahe der Stadt sein.

Millo. O Himmel! O Geschick! Geliebter Bruder,
Wie viel verdank' ich dir! Tartaglia, schnell
Bereite sich der Hof. Zum Hafen eilt!
Schickt aus zu sehn, ob die Galeere naht,
Dann freudig alle gehn wir ihm entgegen. (Ab.)

Tartaglia. Potz Jubel! So gehn wir denn, den Paradiesvogel anzusehen, den Phönix, das Dalai-Lama, den Gier-Affen, um deswillen wir uns drei Jahre lang die Köpfe zerstoßen haben. Die Schönheit dürfte nicht gar groß sein nach der Ähnlichkeit mit einem — (sich umsehend) Raben. Prrr!

(Er geht.)

Vierte Scene.

Aussicht nach dem Hafen mit einem Turm auf der rechten Seite. Truffaldino und Brighella erscheinen auf dem Turm.

Brighella. Hier ist der beste Platz. Hier wollen wir nach dem Schiffe sehn.

Truffaldino. Wenn es nun nicht schon angekommen ist?

Brighella. Wo sollte es denn aber hingekommen sein?

Truffaldino (vom Turm herab auf die Erde sehend). Ja so, es ist noch nicht da. Laß uns also sehen. Hast du das Perpektiv?

Brighella (ein großes Fernrohr hervorziehend). Sperpektiv heißt es.

Truffaldino. Nun, Sperpektiv also.

Brighella. Sperspektiv!

(Er hat das Fernrohr auseinandergeschoben.)

Truffaldino. Gib. (Er sieht durch.) Das Ding ist dunkel wie unsre Speisekammer. (Das Rohr gegen mehrere Seiten richtend, endlich gegen die Zuseher.) Uh!!

Brighella. Was machst du denn?

Truffaldino. Ich sehe durch das Dings da!

Brighella (gegen das Meer zeigend). Dorthin mußt du sehen.

Truffaldino. Da ist ja nichts als Wasser.
Brighella. Und das eine Auge zugedrückt.
Truffaldino (hält das Auge am Fernrohr zu).
Brighella. Nicht dies, das andere.
Truffaldino. Und also mit dem offnen Auge sehen?
Brighella. Freilich.
Truffaldino. Das ist keine Kunst, das kann ich so auch.
(Er gibt das Fernrohr ab.)
Brighella (der hinsieht). Nichts als Luft und Wasser.
Truffaldino. Ich sagt' es ja. (Gleichgültig.) Sie werden ertrunken sein. (Will gehen.)
Brighella. Willst du da bleiben, Tölpel? Ertrunken! Solche hohe Herrschaften, und der König erwartet sie.
Truffaldino. Halt, ich sehe was.
Brighella. Was denn?
Truffaldino. Ein schwarzer Punkt. Es wird Seekohl sein.
Brighella. Warum nicht gar.
Truffaldino. Meer-Huflattich.
Brighella. Eine Galeere. Ich sehe eine Galeere.
Truffaldino. Ein Seelamm.
Brighella. Die Segel, die Ruder. Eine Galeere.
Truffaldino. Es ist eine Meerkuh.
Brighella. Der Prinz. Das Schiff des Prinzen! Begrüßt ihn. Meldet's dem Könige. (Herabrufend.) Er kommt, er kommt, er kommt!
(Ein Trommelschläger erscheint auf dem Turm und rührt die Trommel. Pfeifen auf dem Schiffe. Freudengeschrei.)

Der Rabe

nach Gozzi.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Chor des Schiffsvolkes. Wohlan! Wohlauf!
Vollbracht ist der Lauf!
Nach mancher Gefahr zu Wasser und Land
Begrüßen wir fröhlich den heimischen Strand.

Über schaumbedeckte Wogen
Kam mit Macht herangezogen
Der gewaltige Orkan;

Wütend schleudert' er die Schiffe
Bald hinab zur schwarzen Tiefe,
Bald zum Firmament hinan.
Nicht achteten wir's und jubelten laut,
Des Landes Heil war uns anvertraut,
Die herrlich strahlende Königsbraut.
(Ab.)

Zweite Scene.

Armilla mit glänzend schwarzem Haar und Augenbrauen tritt auf; ihr folgt Jennaro, in orientalischer Kaufmannstracht.

Jennaro. Holde, trockne deine Zähren,
Denn das Ziel der Reise naht,
Und die Zukunft wird dich lehren,
Daß ich besser als meine Tat!
Armilla. Also bist du noch vermessen,
Zu entschuld'gen den Verrat!
Hast du, Frecher, denn vergessen,
Meinen Stand und deine Tat?
Jennaro. Nur ein Wort magst du erlauben!
Armilla. Ach, zu viel hört' ich dich an!
Jennaro. Schenkst du mir so wenig Glauben?
Armilla. Ach, hätt' ich es nie getan!
Wie wirst du Armillen suchen,
Vater, der mich so geliebt,
Und dem frechen Räuber fluchen,
Der die Bubentat verübt!
Nun eilt er hinauf die Stufen,
Sucht im Haus, das er so liebt
Und nur Echo auf sein Rufen
Statt des Kindes Antwort gibt.
Jennaro. Laß mich sagen —
Armilla. Räuber, schweige!
Jennaro. Sprich, was quält dich?
Armilla. Dich zu sehen.
Jennaro. Weh mir, wehe!
Armilla. Vater, neige
Dich zu deines Kindes Flehen,
Sieh mich hier vor Schmerz vergehen.
(Sinkt auf eine Rasenbank.)
Jennaro. Prinzessin, höre mich! — Weit minder strafbar,
Als du wohl wähnst, ist meine Tat!
Armilla. Nicht strafbar?
Schleichst dich als Kaufmann ein in mein Zimmer

Mit kostbar fremden, nie gesehnen Waren
Und reizest meine Neugier mit Erzählung
Von prächtigem Geschmeide, reichen Stoffen,
Die noch dein Schiff bewahr' in naher Bucht.
Und als ich arglos, deinen glatten Worten
Und offnem Äußeren vertrauend,
Ins Fahrzeug steige, gibst du rasch ein Zeichen:
Man löst die Segel, und ein frischer Wind,
Der, falsch wie du, erst meine Stirn gefächelt,
Entführt mit Pfeilesschnelle uns vom Land.
Was hast du mit mir vor? Norandos Tochter,
Des Fürsten von Damasko, weiß zu sterben!

Jennaro. Erst höre mich und sprich erst dann mein Urteil.
Nicht ein verächtlicher Korsar bin ich.
Ich stamme ab aus königlichem Blut,
Der Herrscher Frattombrosas Millo ist
Mein Bruder, und ich nenne mich Jennaro!

Armilla. Du einer jener Brüder, deren Preis
Selbst bis zu uns getragen das Gerücht?
Jennaro du, ein Königssohn,
Und raubst in diesen Kleidern Fürstentöchter?

Jennaro. Ein grausames Geschick gebot den Raub.
Seit frühen Knabenjahren liebte Millo,
Mein Bruder und mein König, sehr die Jagd,
So daß er kaum noch etwas andrem
Gedanken schenkt' und Worte. Eines Tages nun —
Drei bange Jahre sind seitdem verstrichen —
Gewahrt er eines Raben, der ihm schußrecht
Auf einer Eiche dichten Zweigen saß;
Er spannt den Bogen, und vom Pfeil getroffen,
Fliegt auf der Rabe und stürzt dann darnieder,
Und als der König nun hinzueilt, sieht er
Im Schatten jenes Baums ein prächtig Grabmal
Erbaut von blendend weißem Marmorstein.
Auf dem nun lag der Rab' und netzte zuckend
Mit seinem Blut des Steines glänzend Weiß.

Dramatische Pläne.

Krösus.

(1822).

Kann es etwas Himmlischeres geben, als die Erzählung von Kleobis und Biton im Herodot? I. 31.

(1822).

Verlier nicht aus dem Auge jenen Phrygier Adrastos beim Herodot, der als unfreiwilliger Mörder seines Bruders beim Krösus ankommt, von ihm gereinigt wird, auf der Eberjagd aber, indem er nach dem Schweine den Spieß schleudert, den Sohn des Krösus trifft, dem er von dessen Vater beigegeben war, um ihn vor der Todesgefahr zu schützen, die ihm, zufolge eines weissagenden Traumes, durch eine eiserne Spitze drohte. Wie Krösus dem Mörder verzeiht, er aber sich selbst auf dem Grabe des Getöteten durchsticht.

(1822).

Tragödie Krösus.

Bei einem künftigen „Krösus": der reiche, auf sein Glück übermütige Krösus und der unglückliche Adrastos; der eine Königssohn, voll Hoffnung und der Stolz seines Vaters, jämmerlich zugrunde gehend durch Freundes Hand; auf der andern Seite der Stumme, von seinem Vater vielleicht als das einzige Hindernis seines vollen Glückes betrachtet, der zuletzt aber gerade seinen einzigen Reichtum ausmacht. Salon, der das alles voraussieht und warnt. Cyrus stolz wie Krösus, hart, grausam, durch das: O Solon! des gefallenen Königs gewarnt und über die Hinfälligkeit der menschlichen Größe belehrt, der nun jenen zu Gnaden aufnimmt, ihn selbst als Statthalter in Lydien einsetzen will; Krösus aber schlägt alles aus, er hat die Gefahr der Größe, die Glückseligkeit des Privatlebens erkannt.

(1822).

Die Idee beim Krösus war, daß er sich über die Unbeständigkeit des Glückes erhaben glaubt und ihm trotzen zu können wähnt. Es ist geweissagt, daß sein ältester Sohn durch eine Spitze sein Leben verlieren werde, ehe er noch sein zwanzigstes Jahr vollendet. Krösus ist aber vollkommen ruhig, durch die Vorsichtsmaßregeln, die er seinetwegen getroffen. Er hat ihn nämlich ins Frauengemach eingesperrt und läßt keinen Bewaffneten über die Schwelle seines Palastes treten. Am letzten Tage der bestimmten Frist geht er auf die Jagd und verliert da sein Leben. Adrast, vom Unglück verfolgt, ein unschuldiger Mörder seines eigenen Bruders, kommt an Krösus' Hof. So weit geht des letzteren Zuversicht, daß er sich gegen Solon vermißt, auch dieses Unglückverfolgten Unstern durch die Überkraft seines Glückes zu überwiegen. Krösus dringt dem Ablehnenden seine Gnaden auf, und aus jeder entspringt ein Unheil für beide. Als Adrast auf der Jagd zufällig Krösus' Sohn getötet hat, will dieser selbst im Schmerz sich nicht an ihm vergreifen, er bedeutet ihm aber, sich fort zu begeben und mit Geschenken begabt, sein Unglück anders wohin zu tragen. Da zieht Adrast das Schwert aus der Scheide und will sich als Sühnopfer töten auf des gefallenen Jünglings Grabe; Krösus aber springt hin, entreißt ihm das Schwert und ruft: Lebe! Du hast den Krösus nicht unglücklich gemacht! Hier ist noch ein Sohn, ein Erbe! indem er die Hand auf das Haupt seines stummen zweiten Sohnes legt, der demütig als der bisher Verachtete vor ihm niederkniet. Krösus hebt ihn auf: Kniee nicht mehr! Herrscher sollst du sein, Herrscher nach deinem Vater! Obgleich stumm für jene, die dich umgeben, wirst du gehört werden bis an die Grenzen der Erde. Dein Wille wird dein Wort sein, und dein Arm deine Sprache. Als aber das Gefolge sich entfernt hat, drückt er den sich an ihn schmiegenden zurück und sagt: Lautloser Unglücklicher, laß mich, da liegt meine Hoffnung. (Ende des dritten Aufzuges.)

Adrastos' Unstern wirkt fort. Er ist jener Mann, von dem Herodot erzählt, daß er, um einen herabgerollten Helm zu holen, auf dem steilen Felsen der Burg von Sardis herabkletterte, und so, unwissentlich, den Feinden einen Weg zeigte, die Burg zu überrumpeln. Zuletzt fällt er, indem er den Krösus verteidigt. Hier ist es, wo auch Krösus' stummer Sohn, da die Feinde diesen, ohne ihn zu kennen, töten wollen, zu Hilfe eilt, von andern abgehalten wird, die ihn fortschleppen wollen. Wie er sich abarbeitet, um los und seinem Vater zu Hülfe zu kommen, stößt er während der gewaltsamen Bewegungen heraus: Ah — halt — es ist der König! und sinkt nieder. Mein Sohn, du

sprichst? ruft Krösus, wird aber im weiteren durch Cyrus unterbrochen, der eben kommt. Cyrus macht dem Gefangenen Vorwürfe über mehrere Gewalttaten, die teils er, teils sein Heer verübt.

Auch jene Geschichte, wo Scythen die Söhne des Cyaxares getötet und dem Vater als Speise vorgesetzt hatten, von Lydiens König aber geschützt wurden, wird hervorgebracht. Krösus antwortete stolz. Als nun endlich Cyrus eine förmliche Abtretung Lydiens von Krösus fordert, und dieser es fest verweigert, befiehlt jener, ihn zum Tod zu führen (vielleicht mit Pfeilen zu erschießen), da ruft Krösus das bekannte: O Solon! Solon! Solon!

Cyrus fragt, was das bedeute?

Krösus verschmäht zu antworten.

Cyrus. Du warst als ein Begünstigter des Glücks bekannt, als ein mit höhern Mächten Vertrauter; was wolltest du mit jenen geheimnisvollen Worten sagen? — Krösus. Nun wohl, so höre! Nicht dir, denn allen sag' ich's, aller Welt, daß sie's wisse und sich wahre. Und nun erzählt er den Ausspruch Solons und den Gang seines Schicksals, kurz, mit wenigen aber starken Worten. Am Ende ruft er: Nun schießt! Nun trefft! — Cyrus. Halt! (Am Ende seiner Rede über die Unbeständigkeit des Glückes hat Krösus auch auf Cyrus angespielt.) Krösus wird losgebunden. Cyrus fragt ihn, ob er vergessen könne. Er bietet ihm zuletzt ein kleines Land als zinsbarem König an. — Krösus. Behalt, was dir die Götter gaben, und willst du mich glücklich machen, so beantworte eine einzige Frage: Mir war, als hört' ich meinen stummen Sohn sprechen! Wo ist er? — Da liegt schon der unglückliche Sohn zu seinen Füßen, er spricht, er ist glücklich. Hier ist mein Königreich, ruft nun Krösus, und hier, die junge Gattin seines gefallenen Sohnes mit dem andern Arm umschließend; diese beiden gib mir, und hier die Leiche dessen, der für mich gefallen (Adrast) und laß mich ziehen. Mein Kind, den Freund, mein Reich habe ich zum Opfer gebracht, vielleicht ist mir nun erlaubt, glücklich zu sein. Er nimmt Abschied von seinen Untertanen und schließt das Stück mit den Worten:

> Gedenket des und Krösus', der einst König;
> Nennt aber keinen glücklich, bis er tot!

Als Krösus dem Cyrus sein Schicksal erzählt hat, kann er in der Anwendung auf den Cyrus ihm jene Lehren geben, die Herodot ihm in den Mund legt: wie die Perser, vorher arm,

durch die Schätze, die er sie eben wegtragen sieht, reich und übermütig, zuletzt wohl gar ihrem eigenen Könige gefährlich werden würden, und endlich in Wohlleben erschlafft, wie jetzt die Lyder, die Beute stärkerer Feinde werden müßten. Cyrus, von der Wahrheit dessen ergriffen, sagt: Weißt du das alles, und konntest deinen Fall nicht vermeiden? Was hat dich so weise gemacht? — Das Unglück. Herr! Mögest du nie einer so strengen Lehrerin bedürfen. Da machte ihm Cyrus den Antrag, bei ihm zu bleiben, als König, als Statthalter, unter ihm. Krösus' Weigerung wie oben.

Die Glücklichen.

(1822).

Als seine Freunde dem Amasis Vorwürfe machten, daß er, wenn er von Regierungsgeschäften ausruhte, sich gemeinen Ergötzlichkeiten und groben Späßen hingäbe, antwortete er: Ein kluger Schütze spannt seinen Bogen nicht immer. Überhaupt lies über diesen merkwürdigen Mann und sein ereignisvolles Leben etwas nach bei Herodot. II. 173.

Strabon und Älian lesen wegen Amasis.

Die Geschichte der Rhodope mit ihrem Schuh und ihrer Pyramide gehört auch zum Amasis.

Ein Amasis soll auch die Menschenopfer in Ägypten abgeschafft haben. Diodor I. 88.

(1822).

Amasis sollte die Hauptperson einer Tragödie: die Glücklichen sein. Apries, Amasis, Polykrates. Der erste dumm, übermütig, der dritte mißtrauisch, seines Glückes aus Furcht kaum genießend. Amasis, wie ihn Herodot zeichnet, sanguinisch, leicht und froh, aber auch verständig; wo es gilt, auf sein Glück vertrauend. Die Geschichte des Ringes des Polykrates geht in Memphis vor, und es ist der Ring des Amasis, das Siegel des Reichs, unschätzbar und von Amasis dem Freunde zum Besehen gegeben, den Polykrates ins Meer wirft, und der sich an der Angel von Amasis' Sohne fängt, der eben am Meere mit seinen Geschwistern fischt.

Die Geschichte des Psamenit offenbar jener des Krösus nachgebildet.

(1822).

Pythagoras, zwischen 584—588 v. Ch. zu Samos geboren, war ein Zeitgenosse des Amasis, an den er mit Empfehlungsschreiben von dessen Freunde Polykrates nach Ägypten gesendet ward.

Vom Ankäos, König von Samos (Vorfahr des Polykrates) wird jene Geschichte erzählt, da ein Sklave, den er eifrig zur Arbeit im Weinberge antrieb, ihm erzürnt voraussagt, er werde von den Früchten jener Reben nicht genießen. Wie Ankäos nach der Lese sich einen Becher Most bringen läßt und den Sklaven an sein Wort erinnert, kommt die Nachricht vom Eber, der den Weinberg verwüstet. Der König geht hin, ihn zu erlegen, und erliegt selbst, eh er vom neuen Weine noch getrunken.

Samier handelnd, reich. Amasis gibt ihnen die Stadt Naukratis in Ägypten, und die Freiheit, daselbst nach eigenen Gesetzen und Gebräuchen zu leben. Herodot II. 178. 179.

vasa samia berühmt.

Altes Bündnis der Samier mit den Cyrenäern. Herodot IV. 152. Die Samier legen eine Stadt auf der Oasis magna an. Herodot III. 26.

Äaces hat drei Söhne, Polykrates, Pantagnotos und Syloson. Diese reißen die Gewalt dadurch an sich, daß, als die Samier an einem Feste der Juno die Waffen ablegen und in den Tempel gehen, die drei Brüder, denen man die Waffenwache anvertraut hatte, nach und nach die einzelnen, wie sie aus dem Tempel kommen, ermorden. Polykrates schafft sich auch bald die beiden Brüder vom Halse, mit denen er anfangs die Stadt geteilt.

Polykrates' Macht und unausgesetztes Glück. Er schließt Gastfreundschaft mit Amasis. Herodot III. 39.

Nach einigen soll Amasis ihm die Gastfreundschaft wegen seiner Grausamkeit gegen die Bürger aufgekündet haben. Diodor I. 95. Gemeine Meinung: wegen des Polykrates außerordentlichem Glück und aus Furcht, in das sicher darauffolgende Unglück mit hineingezogen zu werden. Geschichte mit dem Ring. Herodot III. 41—43.

Seine Pracht. Anakreon war sein Freund. Ibykus lebte lange Zeit bei ihm.

Kambyses begehrt in seinen Kriegen Beistand von ihm. Polykrates sendet ihm mit einer Flotte alle jene Samier, deren Freiheitsliebe ihm verdächtig ist, mit der geheimen Bitte, sie nicht mehr zurückkehren zu lassen. Diese aber merken den An-

schlag und eilen nach Hause. Sie greifen mit gewaffneter Hand den Polykrates an, werden aber besiegt und fliehen nach Sparta. Die Lacedämonier gewähren ihnen Beistand, ziehen nach Samos und belagern die Hauptstadt. Der tapfere Widerstand, den sie finden, zum Teil auch Bestechung, machen, daß sie bald wieder abziehen, und Polykrates ist befreit. Herodot III. 44—56.

Endlich findet auch er sein Ende. Oroetes, Satrap von Lydien, entweder aus Verdruß, daß Samos allein den persischen Waffen widerstehe, oder weil Polykrates lydische Untertanen, die vor des Satrapen Tyrannei flohen, beschützt hatte; Oroetes läßt ihn auffordern, sich mit persischer Hülfe ganz Griechenlands zu bemächtigen, vorgebend, daß er selbst in Ungnade des Kambyses gefallen sei. Dem Schreiber des Polykrates, Maiandrios, von diesem nach Magnesia geschickt, werden acht Kisten voll Steine, oben zum Schein mit Gold bedeckt, als der Schatz gezeigt, der bestimmt sei, jene Eroberungen zu unterstützen. Polykrates, obschon von Wahrsagern gewarnt, obgleich seine Tochter vorahnend ihn im Traum vom Zeus gewaschen und vom Helios gesalbt gesehen hatte, läßt sich doch verleiten, nach Magnesia zu gehen, wo er vom Satrapen gefangen und ans Kreuz geschlagen wird. Herodot III. 120—125.

(1828).

Auch jener König von Cyrene, Battus, gegen den Apries so unglücklich focht (was in der Folge eine Hauptursache des Abfalls der Ägypter war), führte den Beinamen des Glücklichen.

(1834).

Apries hatte die Jonier und Karier auf seiner Seite, Amasis die Ägypter.

Schlacht bei Momemphis. Apries geschlagen und gefangen.

(Wenn nun Apries hochmütig und zuversichtlich wäre, Polykrates mißtrauisch. Amasis sanguinisch.)

Es könnte auch so heißen: Keinem ist beständig das Glück. Am wenigsten dem übermütigen, auch nicht dem ängstlich Bemühten, es zu erhalten. Die Enttäuschungen beider sind bitter. Am gelindesten nimmt es noch Abschied von dem, der sich in den Lauf der Dinge fügt und ohne Unrecht genießt.

Kassandra.

(1822).

Auch nicht die Idee zu einem Trauerspiele Kassandra zu vergessen; wenn es nicht etwa gar zwei gäbe, deren letzteres eigentlich eine Klytämnestra wäre und, nachdem Agamemnon außer der Bühne getötet worden ist, mit dem Mord der Kassandra und ihren ungeglaubten Prophezeiungen endete.

(1835).

Wenn man in jenem Stücke: Kassandra, diese so erzählend einführte: daß sie an einem einsamen Orte geschlafen, plötzlich aufgewacht sei und einen Mann und eine Frau vor sich gesehen habe, von denen der erstere sie zur Liebe begehrte, die zweite sie zum Widerstande aufforderte, und, als sie dieser Gehör gab, und den Mann zurückwies, ihr dafür die Gabe der Weissagung zusicherte. Da lachte der Mann höhnisch und sagte: Deine Gabe, Schwester, kann ich als die einer Himmlischen nicht ungeschehen machen, ich will das Mädchen aber auch beschenken. Sie soll weissagen, aber niemand soll ihr glauben. Die beiden entfernten sich und ich schlief wieder ein. Als ich des morgens erwachte —

Helenus. Fandst du, daß du geträumt hattest?

Kassandra. Nein.

Helenus. Du weissagst aber nicht.

Kassandra. Wenn ich mich in meinem Gemüt versammle, sehe ich die Dinge, die kommen.

Helenus. Und treffen sie ein?

Kassandra. Oft. Viele aber wird erst die Zukunft bewähren, denn ihre Zeit ist noch nicht gekommen. So sehe ich oft Troja zerstört.

Helenus. Es ist aber nicht wahr.

Kassandra. Du glaubst mir eben nicht, ich weiß es aber und weine oft darob: Troja zerstört, du und Hektor tot, Helena heimgeführt, Priam erschlagen.

Helenus. Du bist wahnsinnig und weißt nicht, was du sagst, statt weiszusagen.

Der Purpurmantel.

(1820).

Unter andern erzählt man auch, daß Pausanias zu Byzantium eine Jungfrau von vornehmer Familie, namens Kleonike, in schändlicher Absicht habe zu sich rufen lassen, welche ihm endlich von ihren Eltern aus Furcht und Zwang preisgegeben werden mußte. Die Jungfrau bat diejenigen, welche vor dem Schlafzimmer standen, das Licht wegzunehmen, ging dann im Finstern stille nach dem Bette zu, da Pausanias schon eingeschlafen war, stieß aber aus Versehen an und warf den Leuchter um. Bei diesem Geräusche fuhr Pausanias erschrocken auf, zückte, weil er sich von einem Feinde überfallen glaubte, den neben ihm liegenden Dolch und stieß die Jungfrau nieder, welche an der empfangenen Wunde starb. Nach ihrem Tode ließ sie dem Pausanias keine Ruhe mehr, sondern erschien ihm des Nachts im Schlafe als Gespenst und sagte mit drohender Gebärde diesen Vers her: „Komm vor Gericht! Wollust bringt Männern Verderben und Unglück.“ Durch diesen Vorfall wurden nun die Bundesgenossen vollends so sehr aufgebracht, daß sie ihn unter Kimons Anführung förmlich belagerten. Er machte sich also aus Byzantium fort, und weil er von dem Gespenst noch immer beunruhigt wurde, nahm er seine Zuflucht zu dem Totenorakel in Herakleia, ließ die Seele der Kleonike hervorrufen und suchte ihren Zorn zu besänftigen. Sie erschien ihm endlich und sagte: er werde bald nach seiner Ankunft in Sparta von dieser Plage befreit werden, wodurch sie vermutlich sein bevorstehendes Ende andeuten wollte. Plutarch im Kimon. VI. 3—5. (Dieselbe Erzählung kommt auch in Plutarchs moralischen Schriften, in der Abhandlung über den Verzug der göttlichen Strafen Th. 5 vor. Auch im Pausanias B. 3, K. 17.)

(1822).

Wegen des Pausanias lies den Thuzydides I. 94. 128. 129 nach. Kornelius Nepos sagt, er habe eine Tochter des Königs von Persien zur Gattin begehrt.

(1826).

Der Purpurmantel: Die Geschichte jenes lakedämonischen Pausanias, geändert. Pausanias kommt von seinem Siege über die Perser in Smyrna(?) an. Ein Bürger der Stadt und

Freund der Perser beut dem vom Siege Trunkenen, aber sonst noch ganz Rechtlichen Geschenke, um ihn zu einem geheimen Bündnis mit jenem Vaterlandsfeinde zu verlocken. Stolz schlägt Pausanias alles aus, nur halb spottend, nimmt er, um seinen Triumpheinzug zu zieren, statt seines im Feldzuge zerrissenen, einen kostbaren Purpurmantel, reich und auffallend verziert, in dem er auch seinen Einzug hält, zum großen Ärgernis seines Heeres, das die fremde barbarische Pracht verabscheut und wohl gar anfängt, den Verleumdern des Pausanias Glauben zu schenken, die von geheimem Verständnisse mit den Feinden sprechen. Darauf aufmerksam gemacht, wirft Pausanias am Schlusse des ersten Aktes den Mantel von sich und betrachtet die Sache als abgetan.

Vom Schmause, der jenes Fest beschloß, zurückkehrend, nur von einem Knaben mit der Fackel begleitet, die ein Windstoß ausgelöscht hat, findet Pausanias einen Mann, in denselben Mantel gehüllt, der an dem Tore eines Hauses wartend steht. In ihm den Versucher erkennend, der den Mantel gab und wieder zurückerhielt, schleicht Pausanias näher und belauscht ein halb abgerissenes Selbstgespräch. Der Fackelträger versucht, auf seines Herrn Geheiß, den Geheimnisvollen zu fangen, dieser entflieht und der Mantel bleibt in des Knaben Händen. Ein Geräusch im Hause läßt den Pausanias vermuten, daß eben jetzt dem Erwarteten geöffnet werden solle; er hüllt sich in den Mantel des Entwichenen, hoffend auf solche Art Herr des verdächtigen Geheimnisses zu werden. Die Tür geht auf und die Verlobte jenes Mannes stürzt heraus und in Pausanias' Arme. Ihr Vater folgt, und schon nach den ersten Begrüßungen hört Pausanias, den man für den erwarteten Liebhaber hält, Worte, die wirklich auf gefährliche Pläne hindeuten. Der Vater wird verhaftet, die Tochter bittet für ihn und trifft Pausanias' Herz, doch auf eine andere Art, als sie wollte und wünschte.

In der Folge drängt Pausanias immer mehr in das Mädchen. Aufs Äußerste gebracht, beschließt diese, in der Kleidung des Pausanias durch die Wachen zu dringen und zu entfliehen. Sie hat sich im Dunkeln in den Vorsaal des Feldherrn geschlichen, sich mit dem dort liegenden Purpurmantel verhüllt, den Helm desselben aufs Haupt gesetzt, als Lärm entsteht. Die Einwohner, durch die Gewalttat aufgebracht, haben Aufruhr erregt, das spartanische Heer, seinen Führern mißtrauend, folgt dem gegebenen Anstoß und man umringt das Haus. Pausanias, im Nachtgewand, stürzt aus seinem Schlafzimmer, das erste, was er trifft, ist das verkleidete Mädchen; im Dunkeln einem entgegenstrebenden Schwerte begegnend, stößt er sie nieder.

Entsetzen folgt der Enthüllung. Der Vater wird losgegeben,

das empörte Heer nach wieder eingetretener Besinnung mit Härte bezähmt. Der dritte Akt schließt.

Der vierte Akt spielt in Sparta. Pausanias, an Gebieten gewöhnt, soll sich nun in die bürgerliche Ordnung fügen, den Ephoren, der Volksversammlung seiner Willkür unterordnen. Der persische Abgesandte des ersten Aktes findet ihn zwar nicht bereitwillig, aber gereizt und selbst spottend über seine königliche Ohnmacht. In der darauf folgenden Volksversammlung, in der man über den Frieden mit den Persern beratschlagen soll, steht dem Stuhle des Königs der Bräutigam des erschlagenen Mädchens gegenüber, in denselben Mantel gehüllt, in dem jene den Tod empfing, den Helm auf dem Haupte. Entsetzen des Königs. Hierauf befiehlt er dem Verwegenen, die Versammlung zu verlassen. Es findet sich, daß jener der Abgeordnete von Smyrna ist, mit dem das Volk geneigt ist, ein Bündnis gegen die Perser einzugehen. Der König heißt ihn gehen, das Volk befiehlt zu bleiben, und Pausanias wird hingewiesen auf die Grenzen seiner Macht. Nun gibt Pausanias dem geheimen Vorschlag des Persers Gehör, er will dem großen Könige förderlich sein, dieser aber soll ihm helfen zur Erlangung von unumschränkter Macht in seiner Vaterstadt.

Die letzten Römer.

(1819).

Ich trage mich immer mit dem Gedanken, ein großes dramatisches Gedicht zu schreiben, bestehend aus 5—6 Tragödien. Es hieße: Die letzten Römer. Die einzelnen Teile wären: 1. Marius und Sylla. 2. Crassus und der Fechterkrieg. 3. Pompejus und Cäsar. 4. Brutus. 5. Die Triumvirn. Endlich 6. ein Nachspiel: Oktavianus Augustus. Das 1., das 2. und das 5. würde ich zuerst ausführen. Das 2. gehört streng genommen nicht in die Reihe, ich könnte mir aber nicht versagen, den herrlichen Spartakus darzustellen, besonders da das Trauerspiel, dessen Held er ist, schon seit langer Zeit in meinem Kopfe fertig und vieles davon bereits niedergeschrieben ist. Der Plan müßte freilich nach der gegenwärtigen Ansicht ganz umgeschmolzen werden, aber die Hauptsache bliebe doch.

(1819).

Ich weiß nicht, habe ich es irgendwo gelesen, oder ist es mein eigener Gedanke — unzweifelhaft scheint es mir beinahe — daß der sterbende Gladiator auf dem Kapitol der auf den Tod verwundete Spartakus sein müsse.

(1819).

Die Quelle von dem allen war sein unbeugsamer Charakter, sein Stolz und Eigendünkel, der schon für sich allein dem gemeinen Manne verhaßt ist, und wenn noch Ehrgeiz sich dazu gesellet, vollends ausschweifend und unausstehlich wird. Dergleichen Leute schmeicheln dem Volke nicht, weil sie tun, als wenn ihnen an Ehrenstellen nichts gelegen wäre; erhalten sie aber diese nicht, so geraten sie gleich in Unwillen..... Wer dem Volke am wenigsten schmeichelt, darf auch am wenigsten gegen das Volk nachsichtig sein; denn der Unwille über die Versagung einer Ehrenstelle setzt immer eine heftige Begierde nach derselben voraus..... Dem Marius erlaubte sein Hochmut nicht, sich um die Gunst derer, die ihn erheben und zu Ehren bringen konnten, zu bewerben; aber sein Ehrgeiz verleitete ihn zum Zorn und Unmut, wenn er übergangen wurde.

Plutarch in der Vergleichung Coriolans mit Alzibiades.

(1819).

Zum Marius und Sylla. Marius legte alle seine Pläne von weitem und sorgfältig an, Sylla gefiel sich darin, ein Sohn des Glückes zu heißen, so daß er sich in seinen Denkwürdigkeiten selbst rühmt, daß das auf gut Glück Unternommene immer besser ausgefallen sei, als das am längsten und reiflichsten überdachte.

Beide streng, beinahe fürchterlich aussehend, aber Marius unfähig aus seiner Menschen- und Götter-anfeindenden Strenge herauszugehen, und als er sich in der Folge den Genüssen des Luxus hingibt, darin mit Körper und Geist untergehend. Sylla immer bereit, aus dem finstersten Ernst unmittelbar in den Taumel der dissolutesten Lustigkeit überzugehen, aber im höchsten Rausch der Sinne seine Plane und die Kraft zu ihrer Ausführung bewahrend.

Sylla im Umgang leicht und geschmeidig, Marius rauh und hart; daher letzterer auch nur im Lager gilt, in der Volksversammlung und in bürgerlichen Geschäften aber ohne Wirksamkeit bleibt, so daß er zur Frechheit, um sich bemerkt, und

zur Achselträgerei und bettelnden Schmeichelei seine Zuflucht nehmen muß, um sich beliebt zu machen.

Beider Glaube an Vorbedeutungen und Vorzeichen, aber Sylla mit Selbstvertrauen und Übermut, Marius mißtrauisch und furchtsam.

Der Schlüssel zu den Charakteren des Marius und Sylla scheint zu sein: Beide vollkommene Egoisten, von denen der erste die Welt haßte, der andere sie verachtete; daher die Härte des ersten nicht ohne Furcht, die des zweiten voll Übermut.

Sylla heiratet die Tochter des Pontifex Metellus, wenige Tage darauf, als er seine vorige Gattin Cölia unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit verstoßen hatte. Früher hatte er nach einander zwei Gattinnen, Ilia, die ihm eine Tochter gebar, und Älia.

Als zuerst die Zwietracht zwischen Marius und Sylla ausbrach, ereigneten sich verschiedene Wunderzeichen, von denen man glaubte, daß sie das Herannahen eines neuen Weltalters (eines neuen Weltenjahrs) verkündigten, in deren jedem sich die Art der Menschen und der weltlichen Dinge gänzlich änderten. In solchen Epochen der Weltveränderung komme auch die Wahrsagerkunst, deren Aussprüche sonst nur eine annähernde Verläßlichkeit hätten, zu größerer Gewißheit, da die bevorstehenden Begebenheiten durch sichere Vorzeichen angekündigt würden.

Als Sylla vor Rom zieht, wird er von Zorn so durchaus übermannt, daß er Feuer anzulegen befiehlt und selbst mit eigener Hand die erste Fackel schleudert.

Wie es mit der Eusebie des Sulla stand, zeigte am besten sein Benehmen bei der Belagerung von Athen, wo er, als Geldmangel einriß, aus allen griechischen Tempeln die Weihgeschenke und selbst die Götterbilder, wenn sie von edlem Metall waren, wegnehmen ließ. Als der von ihm zu diesem Ende nach Delphi Abgesendete ihm warnend meldete, daß die Leier des Gottes aus dem Allerheiligsten laut ertönen gehört worden sei, schrieb er ihm zurück, sich ja in Vollführung seines Auftrages nicht stören zu lassen, denn er wisse ja wohl selbst, daß Lautenspielen einen Fröhlichen und nicht einen Trauernden anzeige.

Sylla wird als der erste angegeben, der die Kriegszucht durch allzugroße Nachsicht und Freigebigkeit geschwächt habe, was bei ihm nicht Gutmütigkeit war, sondern der Wunsch, sich seine Soldaten zu allem, auch dem Ärgsten, ergeben zu machen, und zugleich die der andern zu verführen und an sich zu ziehen.

Als Sylla den Archelaos, einen der Feldherrn des Mithridates geschlagen hatte, und dabei, indes beinahe das ganze un-

ermeßliche Heer der Feinde aufgerieben wurde, nur 14 Mann verlor, ließ er auf sein Siegeszeichen nebst dem Mars und der Viktoria auch die Liebesgöttin abbilden, anzuzeigen, daß nicht weniger unfreiwillige Glücksgunst als Tapferkeit und Feldherrngabe den Sieg verschafft habe.

(1819).

Sylla ritt in Schlachten (wenigstens in der vor Rom) ein weißes Pferd.

Ich will den Marius schildern, wie er ein unaustilgbares schauderhaftes Grauen hat vor der ihm von allen allein unbegreiflichen, unheimlichen Natur des Sylla. Anfangs verachtet er ihn mit seiner Lustigkeit, die aber eigentlich nichts ist als eine Verachtung alles dessen, was den andern Menschen Ernst dünkt; mit seiner Liederlichkeit, mit seiner scheinbaren Planlosigkeit. Bald aber fängt er an das Verborgene zu ahnen, ohne es aber je begreifen zu können, da er bei seiner eigenen Verschiedenheit sich nie in die Gesinnung des Sylla hineindenken kann, und so wird dieser ihm ein grauenhaftes Wesen. (Ein Schauder ohne eigentliche Furcht, wie [sans comparaison] gewisse Menschen vor Katzen haben.)

Marius haßt den Sylla schon darum, weil diesem bei einer scheinbaren Planlosigkeit doch alles gelingt, indes er selbst bei der ängstlichsten Genauigkeit im Anlegen und Ausführen seiner Plane sich doch häufig um den Erfolg betrogen sieht. Das macht ihm auch die übrigen Menschen und ihren Leichtsinn verhaßt. Er allein meint, er hätte ein Recht auf das Glück, weil er sich's so sauer werden läßt, der Besitz jedes andern scheint ihm gegen Verdienst.

Wenn Marius nach der höchsten Gewalt als einem Ziele strebt und im unbestrittenen Besitz derselben wohl auch einen gewissen Grad von Glück gefunden hätte (wo er jedoch gewiß in Schlemmerei und stumpfe, nur manchmal durch Grausamkeit aufgeregte Genußliebe verfallen wäre), so hat hingegen Sylla gar kein Ziel, oder vielmehr bloß momentane. Bei seinem Mangel an allem Gemüt gibt es für ihn kein letztes Wünschenswertes, und nur im Streben selbst, in dem steten Bewußtwerden und Ausüben seiner Kraft liegt für ihn ein scheinbares, aber sogleich nach dem Vollbringen wieder entschwindendes Glück. Selbst die Herrschaft reizt ihn nur, solange man sie ihm streitig macht, und er verachtet die Menschen viel zu sehr, als daß der höchste Platz unter ihnen auch nur seiner Eitelkeit geschmeichelt hätte. Sein ganzes Leben ist nur ein immerwährendes fruchtloses Ausfüllen der Leere in jenem Teile der

Brust, wo andere Menschen das Herz tragen; alle seine Taten entspringen nur aus dieser Quelle, und sobald er aus Mangel an Feinden die Waffen niederlegen muß, so wie früher, eh er sie noch ergriff, muß die dissolutesste Liederlichkeit an ihrer Statt die Stelle des Beschwichtigens einnehmen. Marius in seiner wildesten Epoche erkennt noch immer ein Höheres, ein Oberes an, wenn auch nicht durch Achtung, doch durch Furcht; Syllas Gleichgültigkeit gegen gut und schlimm ist das Entsetzlichste, was die Weltgeschichte in ihren Charakteren zeigt. Gegen das Ende seines Lebens wäre er beinahe rechtlich geworden, weil die Schlechtigkeit angefangen hatte, ihren Reiz auf ihn zu verlieren.

Sein Glaube an Vorbedeutungen, Wahrsagen u. s. w. gehört in eine Klasse mit dem vagen, an keiner Reihe von Ueberzeugung hängenden Glauben der Spieler an Spiel-Glück und -Unglück.

(1820).

Die Gegensätze in „den letzten Römern": Marius und Sylla, beide selbstsüchtig, und ohne höhern Wert. Marius das Geschick wie einen Feind betrachtend, den er bekämpfen muß, Sylla wie einen Freund, dem man sich hingibt. Pompejus strenger, noch ein Ideal in sich tragend, wie es sein sollte, aber enger; Cäsar vast, doch ohne Strenge in den Grundsätzen. Oktavius fein, ausdauernd, das Entfernteste verknüpfend; Antonius im Guten und Schlimmen nur auf das Nächste gerichtet.

Ich stelle mir den Marius vor, wie er kämpft und sich abmüht, alles zu seinen Gunsten zu wenden, für alles vorzusehen, nichts unberechnet zu lassen und zuletzt sehen muß, daß der Zufall dem Sylla die Frucht in die Hände spielt, dem Sylla, den er verachtet als einen Leichtsinnigen und doch fürchtet als Gegner. Da ihm nun nicht gelingt, was er am besten angelegt hat, so kommt er auf die Idee eines feindseligen Geschickes und wendet sich an Zeichendeuter und Sternseher, um es zu überlisten. Unermüdlich in seinem Streben und Aengsten haßt er den Sylla tödlich, und mit ihm alle Menschen, die er für inkonsequent hält, und von denen es ihn ärgert, daß sie bei ihrer Gedankenlosigkeit genießen und fröhlich sind, indes ihm doch keine gute Stunde zuteil wird, der er es doch allein verdiente durch seine Konsequenz und Unermüdlichkeit. Den Sylla sieht er zuletzt als Werkzeug seines feindseligen Schicksals an, und diese Idee wird durch die ewige innere Marter fix bis zum Wahnsinn.

(1820).

Zum Mithridates. Plutarch in Pompejo.

Mithridates selbst schlug sich gleich anfangs mit 800 Reitern durch die Römer glücklich durch, aber in kurzer Zeit verliefen sie sich alle und es blieben nicht mehr als drei bei ihm. Unter diesen befand sich seine Beischläferin Hypsikratia, die bei allen Gelegenheiten einen männlichen und verwegenen Mut blicken ließ. Daher nannte sie der König nur Hypsikrates, damals war sie wie ein Perser gekleidet und saß zu Pferde, ohne durch die Länge der Flucht entkräftet oder der Wartung des Königs und seines Pferdes überdrüssig zu werden.

..... Nur die Stratonike, die beim Könige am meisten galt, und eines der reichsten Schlösser zu bewachen hatte, war dem Angeben nach, die Tochter eines alten, eben nicht wohlhabenden Harfenspielers. Diese nahm den Mithridates, als sie einst bei der Tafel die Harfe spielte, so sehr ein, daß er alsbald mit ihr zu Bette ging und den Alten fortschickte, der sehr mißvergnügt war, weil man ihn nicht erst höflich darum angesprochen hatte. Allein am folgenden Morgen sah er beim Erwachen in seinem Zimmer Tische mit silbernen und goldenen Gefäßen besetzt, und einen Haufen von Bedienten, Verschnittenen und Knaben, die ihm die köstlichsten Kleider überreichten. Alles dieses hielt er anfangs nur für Scherz und Possenspiel und wollte zum Hause hinauslaufen .....

(Nach Appian übergab Stratonike das ihr anvertraute Schloß nur darum dem Pompejus, damit er dafür ihres Sohnes Xiphares schonen sollte. Mithridates aber, als er das erfuhr, ließ diesen umbringen .....)

Hier kam die Nachricht, Mithridates wäre tot, und er hätte sich, weil sein Sohn Pharnakes sich gegen ihn empört, selbst ums Leben gebracht.

Cicero sagt von Pompejus (im Jahre 695 unter dem ersten Konsulat des Cäsar Ad Atticum II, 21, 3 f.: itaque ille amicus noster, insolens infamiae, semper in laude versatus, circumfluens gloria, deformatus corpore, fractus animo, quo se conferat nescit: progressum praecipitem, inconstantem reditum videt: bonos inimicos habet, improbos ipsos non amicos. Ac vide mollitiem animi. Non tenui lacrimas, quum illum a. d. VIII. Kal. Sext. vidi de edictis Bibuli contionantem. Qui antea solitus esset iactare se magnificentissime illo in loco, summo cum amore populi, cunctis faventibus, ut ille tum humilis, ut demissus erat, ut ipse etiam sibi, non iis solum, qui aderant, displicebat! O spectaculum uni Crasso iucundum, caeteris non item! Nam,

quia deciderat ex astris, lapsus quam progressus potius videbatur et, ut Apelles si Venerem aut si Protogenes Ialysum illum suum coeno oblitum videret, magnum, credo, acciperet dolorem, sic ego hunc omnibus a me pictum et politum artis coloribus subito deformatum, non sine magno dolore vidi:[1]) Eine schöne Stelle, herrlich den damaligen Zustand des Pompejus, der schon angefangen hatte, den Nimbus des Götterſohnes mit den Schleichwegen des Staatsmannes zu vertauſchen und dem höhern Geſtirn Cäſars dienſtbar zu werden, und zugleich die im Grunde doch ſchöne Gemütlichkeit Ciceros malend, der das erhebende Bild menſchlicher Größe ſo ungern in den Staub gezogen erblickt.

In der Folge von demſelben: Aam insuetum contumeliae. Das iſt der Schlüſſel zu Pompejus ganzem Benehmen, von dem Augenblicke an, als Cäſar gegen ihn aufſtand, beſonders aber während und nach der Schlacht bei Pharſalus. Pompejus lebte in der Meinung der Welt, die Billigung ſeiner Mitbürger war ihm Gewohnheit und Bedürfnis. Als er in der Schlacht von Pharſalus die Reiter, auf die er ſein Vertrauen geſetzt hatte, geſchlagen ſah, verlor er den Kopf. In den Kreis ſeiner Berechnungen war die Möglichkeit eines Unfalles nie gedrungen. Da das Unglück kam, fand es ihn ohne Schutz.

Beim Middleton kommt Catilina zuerſt vor, nach vollendetem Prätorsamte aus Afrika zurückkehrend. Er will ſich um das Konſulat bewerben. Er muß aber abſtehen, da er der Erpreſſung angeklagt wird. I. 130.

Er verſchwört ſich mit dem Cn. Piſo und andern, im Senate einige der Vornehmſten zu töten und ſich die erſten Stellen zuzueignen. M. Craſſus ſollte Diktator werden und Cäſar ſein Magister equitum. Am Sitzungstage entfällt dem Craſſus der Mut und er bleibt aus, ſo daß Cäſar ſich nicht getraut, das verabredete Zeichen zum Mord durch Herablaſſen der Toga zu geben. Der Senat, um Piſo zu entfernen, gibt ihm die Statthalterſchaft in Spanien. Dort wird er, wie einige glauben, auf Pompejus' Anſtiften ermordet. I. 131.

Cicero war anfangs ſelbſt willens, den Catilina in jener Anklage wegen Erpreſſung vertreten, entweder weil er ſich den Adel und vornehmlich Craſſus und Cäſar zu Freunden machen wollte, oder weil er ihn für beſſer hielt, als er war. Er ſtand jedoch in der Folge davon ab, obgleich des Catilina Gunſt bei den Vornehmen ſo groß war, daß viele von ihnen, ja der Konſul Torquatus ſelbſt, ihn vor Gericht begleiteten und Zeugenſchaft für ihn ablegten. I. 138.

Sein Ankläger war Clodius, ein Liederlicher und Verschwender gleich ihm selbst, der für eine Summe Geldes gern die Klage zurücknahm.

Metellus Mazedonius war der erste, der in Rom einen marmornen Tempel aufführte. Ihn nennt Vellejus Paterculus den glücklichsten der Menschen, weil er nach herrlichen Triumphen (über die Macedonier) hohe Ehrenstellen, langen Lebenslauf, von vier Söhnen überlebt und zu Grabe getragen wurde, deren einer Konsular und Zensorius, der andere Konsular, der dritte Konsul, der vierte Consul designatus war. I. 11.

P. Szipio Aemilianus, ein Sohn des L. Paullus (des Besiegers des Perseus) vom Sohne des Szipio Africanus adoptiert, ist dem Vellejus ein Mann „qui nihil in vita nisi laudandum aut fecit, aut dicit, ac censit“.[2]) I. 12. Als er die Aedilität suchte, machte man ihn zum Konsul.

(Welch eine absurde Idee, daß Vellejus Paterculus seine Geschichte gleichsam wie in Briefform dem Konsul M. Vinicius zuschreibt.)

In demselben Jahre, in dem Szipio Karthago, zerstörte Mummius Korinth. Der erste bekam den Beinamen Africanus, der zweite Achaicus. Nec quisquam ex novis hominibus prior Mummio cognomen virtute partum vindicavit.[3]) Vergleich des hochgebildeten Szipio und des rohen Mummius. (Marius soll ihn öfter im Munde führen, aber mit jener Bemerkung des Vellejus: daß den Korinthern eine rauhe Tapferkeit gleich der des Mummius nützlicher gewesen wäre als ihre gar zu weit getriebene Verfeinerung.) I. 13.

Catilina und seine liederlichen Genossen (Catilina, Akt I) wecken den Cicero aus dem Schlafe und rufen ihn ans Fenster, damit er sie, zur Probe seiner Kunst, überrede, vor Tagesanbruch nach Hause und zu Bett zu gehen.

Daß Marius die Partei des Volkes hielt, Sylla jene der Aristokratie: Hauptpunkt in der Gegenüberstellung beider.

Die zweite catilinarische Rede Ciceros ist, gegen die erste, besonders die erste Hälfte derselben gehalten, beinahe schwach zu nennen, zugleich entbehrt sie des rhetorischen Schmuckes in einem bei Cicero ungewöhnlichen Grade. Die Gründe, die er anführt,

um die Aufrührer der verschiedenen Klassen von ihrem Vorhaben abzuhalten, entbehren alles Schlagenden. Man muß annehmen, daß die Stadt über die Abreise des Catilina, als das Zeichen zum Bürgerkriege, sehr erschreckt war, und daß die vorliegende Rede, am folgenden Morgen nach jenem Ereignisse gehalten, gerade bestimmt war, den gespannten Zustand des Volkes herabzustimmen, daß sie keine Begeisterung erregen sollte, sondern die Gemüter in das gewöhnliche Geleise zurückbringen. Dies erklärt die, ich möchte sagen: prosaische Haltung derselben. Nichtsdestoweniger scheint sie mir auch aus diesem Gesichtspunkte nicht unter die besten zu gehören.

Eine gute Figur auch Lentulus, der von sich selbst sagte und glaubte, er sei der dritte Cornelier, dem die Stadt zu beherrschen bestimmt sei. Cinna, Sulla und er. Wie Catilina seiner Eitelkeit schmeichelt, sie bis zum halben Wahnsinn nährt und ihn heimlich verlacht.

Das damals laufende Jahr hält Lentulus für ominös, qui esset decimus annus post virginum absolutionem, post capitolii autem incensionem vicesimus . . . oratio III. cap. IV, 10. (was ist das für eine absolutio virginum?)[4])

Es ist etwas Frevelhaftes in der Wendung des Cicero, 4. catilinarische Rede, daß die ..... Todesstrafe für die Verschworenen darum der ewigen Gefängnisstrafe vorzuziehen wäre, weil sie g e l i n d e r sei. Das heißt die Kraft der Rede mißbrauchen. Dem individuellen Gefühle des einen oder andern Verurteilten mag allerdings der Tod lieber sein als ewiger Kerker, aber aus dem Standpunkte des Strafenden ist der Tod das Aergste, sowie überhaupt der Tod das Höchste ist, was der Mensch dem Menschen zufügen kann.

J'ai souvent écouté avec ravissement Lady Hamilton décrivant les beautés des rivages de Naples, et la positoin, où elle se trouvait, quand elle était assise pendant le calme, d'une belle nuit éclairée par la lune, à la droite du héros du Nil, sur le vaisseau amiral, chantant sur les vagues de la Mediterranée l'hymne national de Rule Britannia, répété en choeur par tout l'équipage.

Morgan, Italie.[5])

— Antonius und Kleopatra. Eine gute Biographie Nelsons zu lesen, wegen dieses Verhältnisses.

(1822).

Ben Jonson hat einen Catilina geschrieben.

Zum J. Caesar de bello civili. (Ueber den Bürgerkrieg.) Hier soll sich Cäsar über Szipio lustig machen. Da wir aber bald darauf in Mazedonien (36) denselben Szipio sich sehr klug benehmen sehen und auch Cäsar das Richtige seiner Disposition anerkennt, so ist nicht zu glauben, daß Cäsar sich ganz gegen die sonstige Abfassungsart seiner Schriften gestattet haben würde, eines verdienten Soldaten unwürdigerweise zu spotten. Detrimentis daher denn doch wohl nur eine falsche Lesart.

NB. Später (III, 37) zeigt sich wohl, wie wenig Cäsar von Scipio hält.

Ueberall leuchtet hervor, wie viel's dem Cäsar nützte, diesen Krieg als Konsul zu führen und den Sitz der Oberherrschaft, Rom, in seinen Händen zu haben. Unverzeihlich muß man es daher nennen, daß Pompejus Italien so sehr vernachlässigte. Antonius — oder der, nach dessen Befehlen Antonius handelte — traute dem Pompejus viel genialere Beschlüsse zu, da er einen Teil der Schiffe, mit denen die Verstärkungen des Cäsar von Brundisium waren übergesetzt worden, bei Cissus zurückbehielt.

Die unbestreitbaren, von ihm selbst (wie man sagt) eingestandenen Fehler, welche sich Cäsar bei Dyrrhachium zu schulden kommen ließ, wo er mit einem schwächern, an allem Mangel leidenden Heere den stärkern Feind einschloß, der das offne Meer für sich und an aller Zufuhr Ueberfluß hatte, lassen sich wohl am besten aus der persönlichen Eifersucht beider als Feldherrn erklären. Das Geringschätzige, das in dieser Einschließung lag, war gewiß das, was dem Cäsar daran am meisten wohlgefiel, wobei nicht übersehen werden darf,

daß er dadurch zugleich den Pompejus in der Meinung der Welt verderbte, und also zugleich einen wirklichen Vorteil erhielt.

Vortrefflich beim Appian die Beschreibung der Stimmung beider Heere vor der Schlacht bei Pharsalus, eines größeren, des größten Geschichtschreibers würdig. So auch die Schlacht selbst und das Ende des Pompejus.

Brutus.

(1819).

Ein Trauerspiel: Brutus. Brutus und Sextus Tarquinius dessen Helden. Beide an Mut und Tapferkeit gleich, aber Brutus für das Recht, Tarquin für seinen Willen. Beide sich zu Lukrezien hinneigend, der erste als zu dem einzigen Gegenstande, der in seiner zum Schein angenommenen Stumpfheit sich seiner annimmt, und sein Gefühl mehr äußernd durch den grimmigen Haß gegen ihren Verderber, als früher durch Schritte nach ihrem Besitz; Tarquin bloß von Sinnenlust getrieben, von beleidigtem Stolz über ihre Geringschätzung, von Ingrimm über ihre ihm zum stillschweigenden Vorwurf gereichende Sittenreinheit, wozu sich dann doch halb unbewußt eine gewisse Verehrung ihrer hohen Tugend gesellt, welche Verehrung er, so oft sie ihm deutlich wird, durch Spott und Hohn niederzukämpfen sucht. Lukreziens Vater unbedeutend, sein Gewicht als solcher auf ihren Oheim Valerius übergetragen, den Volksfreund und offenbaren Gegner der Tarquinier. Tarquin der Vater, geistreich, königlich-prächtig, schlau und doch gewaltsam, ohne Gemüt und moralischen Sinn. Collatin, körperlich schön, liebenswürdig, gutmütig bis zu einer gewissen rührenden Naivetät, dabei brav und rechtlich, aber ohne eigentliche Charakterstärke.

Wenn man in dieser Lukrezia weiße Unschuld mit römischer Charakterfestigkeit zu verbinden wüßte, letzteres besonders in ihrem Betragen gegen Sextus Tarquinius.

(1830).

Merkwürdig die 11. Novelle des 2. Buches im Bandello, die Geschichte der Lukrezia enthaltend. Die Erzählung selbst nicht bedeutend! die lange Rede des Collatin, mit der er seine Gattin länger leben zu wollen, auffordert, eine wässerige, ja lächerliche Schulübung; dafür aber die Antwort der Lukrezia ein Meisterstück, wie man es bei Schriftstellern von erstem Rang kaum findet. (Im Livius nachzusehen, inwiefern die Keime der von Bandello entwickelten Motive sich etwa schon dort vorfinden.) Wer wird mir glauben, sagt sie, daß nicht die Furcht vor dem Tode, sondern die Drohung Tarquins, einen toten Sklaven zu mir ins Bett zu legen, meine Einwilligung zu jener Schandtat erpreßt, wenn ich nun, da die Entehrung geschehen, die Schande überlebe. Wie könntest du, mein Gatte, Vater, du, und ihr, meine Verwandten mit einer Entehrten verkehren. Wie könnte ich künftig noch den Anblick meiner Kinder ertragen. Ma che sarebbe di me (furchtbar!) se di quello scelleratissimo tiranno lo sparso seme, in me gittate le radici, à far' il frutto venisse? — Nicht meine Schönheit genießen, meine Keuschheit zerstören wollte jener Verruchte. — Wie könnte meine unbefleckte Seele mit diesem befleckten Körper je Gemeinschaft pflegen? Es tut daher not, daß das eine von dem andern getrennt werde. Ma, per dire il vero, credete voi, che ancora che l'animo mio fosse stimato ai piaceri se l'adulterio ritroso, e che la ragione non volesse a l'adulterio consentire, che il senso e l'appetito concupiscibile non si sia in qualche particella dilettato, ed abbio tanto o quanta al piacer consentito? Il mio peccato non deve in modo alcuno restar sensa punizione.[6]) (Dieser Gedanke wird wiederholt und zu weit ausgesponnen. Denn wißt ihr wohl, nichts ist schwächer als ein Weib. Wer steht dafür, daß, wenn ich zögere, den ersten Fehl zu strafen, die unehrbaren Dinge nicht anfangen mir wohlzugefallen und ich eine andere werde, als die ich mich bis jetzt gefühlt? Die darauffolgenden Spitzfindigkeiten, daß wenn sie ihrer, der Ehebrecherin, schone, sie dadurch den Ehebruch entschuldige und somit dem Ehebrecher verzeihe, könnte beinahe auf die Vermutung führen, als ob Tarquin schon früher in ihr ein, wenn auch nur flüchtiges Wohlgefallen erregt habe. Hierauf fordert sie die Ihren zur Rache auf und tötet sich. (Die letztern Gedanken dürften Lessing bei dem fünften Akte seiner Emilia Galotti vorgeschwebt haben.

Die Nazaräer.

(1819).

Ein Trauerspiel: Die Nazaräer Christus, Judas, Maria Magdalena, Kaiphas. Judas die Ehrsucht, der Neid. Schon von Anfang sucht er es Christus gleichzutun. Da es ihm nicht gelingt, wird er sein bitterster Feind.

(1822).

Gelesen. Bellermann über Essäer und Therapeuten.

Wenn Christus aus dieser Sekte gewesen, wäre wohl nichts klarer, als warum gerade die Pharisäer seine erbittertsten Feinde waren. Merkwürdig ist die Verwechslung des Eusebius, wo er eine Stelle im Philo, die von der Lebensart dieser Essäer handelt, als von jener der ersten Christen gesagt, ansieht; so ähnlich waren sie sich beide.

(1838).

Josephe (der von Christus nichts weiß) au chapitre XII de son histoire, parle d'une secte de Juifs rigoristes, nouvellement établi par un nommé Juda galiléen. Ils méprisent, dit-il, les maux de la terre. Voltaire, dict. philos. Christianisme, p. 419.[7])

(1859).

Sonderbar ist es, daß Josephus in seinen jüdischen Denkwürdigkeiten von Christus gar keine Notiz nimmt, noch sonderbarer wird es aber dadurch, daß nach dem Zeugnis des Tazitus und Suetonius schon unter Nero Christenverfolgungen waren, so daß also Christus nicht zu ignorieren war. Am allersonderbarsten aber, daß schon zur Zeit Neros so viele Christen in Rom waren, um eine solche Verfolgung möglich und rätlich zu machen, wozu noch kommt, daß dies größtenteils Nicht-Juden gewesen sein müßten, da sie den griechischen Namen Christos zur Bezeichnung ihrer Sekte nahmen.

Die letzten Könige von Juda.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

(1819—1822).

Personen:

Herodes, König von Judäa.
Mariamne, seine Gemahlin.
Salome, Schwester des Königs.
Josephus, der Asmonäer, Salomes Gatte.
Soemi, Mundschenk des Königs.
Sulamith, Mariamnes Dienerin.
Varus, Befehlshaber des Oktavianus Cäsar.

Erster Akt.

Das Stück begönne eigentlich mit einem Gespräche des Josephus und Soemi, deren ersterer einen Teil der Nacht, vermöge seines Amtes, in dem Vorgemache der Königin zugebracht hat. Zu ihm kommt Soemi, des Königs Mundschenk, geheimnisvoll, unruhig, wie die ganze Königsburg es ist, wegen der am verflossenen Abende eingelangten Nachrichten aus Aegypten. Antonius, der Freund und Schützer des Herodes, ist geschlagen, von allen verlassen, tot; Oktavianus Cäsar Herr der Welt. Zugleich mit dieser Nachricht langte ein Bote an, der den Herodes vor den Richterstuhl des neuen Imperators ladet, Rechenschaft zu geben über seine frühere Verbindung mit Cäsars Mördern, seine spätere mit Antonius. Soemi äußert eine wilde Freude über den bevorstehenden Fall des eingedrängten Gewalthabers; Josephus bleibt den Grundsätzen der Schule treu, der er angehört, den Essäern nämlich, die Unterwerfung lehren gegen die bestehende Gewalt. Er stellt einige der guten Eigenschaften des Königs ins Licht; seine Tapferkeit; wie er es war, der das Land von Räubern, von bösen Nachbarn befreiet; seine überwiegende Persönlichkeit habe den Judäern Schonung und Achtung von allen den so schnell wechselnden Herren der römischen Welt zuwege gebracht. Soemi berührt des Königs Abkunft. Von heidnischen Idumäern abstammend, hat sich schon Herodes' Vater unter die königlichen Asmonäer eingeschlichen, Zwietracht

unter den Brüdern Hyrkan und Aristobul gestiftet; den Untergang des letzteren, seine schmähliche Gefangenschaft, seinen Tod in fremden Fesseln herbeigeführt, dessen traurigem Schicksal bald das ähnliche seiner zwei Söhne Alexander und Antigonos gefolgt sei. Der vor kurzem erst gestorbene Sohn des letzteren, Aristobul, der jugendliche Hohepriester, soll zwar zufällig beim Baden in Jerichos Teichen ertrunken sein; Gutunterrichtete wollen aber wissen, daß dieser für Herodes so gelegene Zufall kein so ganz reiner Zufall gewesen sei. Hyrkans Tod. Man habe ihm zwar Einverständnis mit den Parthern schuld gegeben, aber die Tatsache sei nichts weniger als erwiesen, und dann, auch bei den vollständigsten Beweisen, hätte Herodes denjenigen schonen sollen, der ihn selbst geschont hatte, als er, der Verräterei angeklagt, mit gewaffneter Hand sich dem Sanhedrin zu widersetzen gewagt hatte.

2) Zu ihnen Salome; voll abgötternden Zutrauens in ihres Bruders Geist und Macht ist sie der Meinung, daß er, in Verbindung mit den Arabern, sich dem neuen Weltgebieter widersetzen soll. Noch gibt's viele Pompejaner, Anhänger der alten Republik, die demjenigen zufallen werden, der ihre Sache gegen den neuen Machthaber verficht. Die Reihe der Asmonäer (ihren Gatten und Mariamnen meinend) sei noch nicht gekommen. Ich will nämlich den Josephus, gegen die Geschichte, die ihn einen Oheim des Herodes nennt, zu einem Asmonäer machen, im weitesten Grade mit der Königin verwandt. Wegen dieser Abstammung hat ihn auch Herodes mit seiner Schwester vermählt, wie er sich selbst mit Mariamnen, um seinen jungen Stammbaum mit dem eines Geschlechtes zu verbinden, das durch seine Vorfahren, die Makkabäer, und durch eine Reihe von mehreren Königen und Hohenpriestern, die es dem Volke gab, ein Gegenstand von dessen abgöttischer Verehrung geworden war. (Durch diese Erfindung will ich das Schicksal Mariamnens und des Josephus in die nächstmögliche Verbindung bringen und, zur festen Einheit der Handlung beitragend, zugleich den Haß Salomes gegen ihren Gatten motivieren und ihm das Gemein-Widerwärtige benehmen, da ein wichtiger politischer Grund von Stammesabneigung ihm zur Unterlage dient.)

Herodes eifersüchtig aus Menschenhaß (=Ueberdruß?). Er hat so viel Schlechtigkeit, so viel Undank erfahren, daß er an keine echte Tugend mehr glaubt. Er hält Mariamnen für die Beste, aber doch für schwach und leicht fehlend.

Er ist auf jenen Punkt gekommen, daß ihm selbst die Freude kein Gut scheint; daß sie erkauft werden muß, daß es keine ganz ungemischte gibt, daß sie nicht ewig ist, daß sie vergeht, daß man wenigstens fürchten muß, daß sie vergehen werde, das alles ist ihm störend und unleidlich. Schmerzlosigkeit das höchste Gut.

Mariamne hat seit längerer Zeit schon alle Gemeinschaft mit ihm abgebrochen. Das Verlangen kommt zur Liebe noch dazu und so seine Raserei.

Der Salome soll Mariamne ein immerwährender geheimer Vorwurf wegen ihrer Reinheit sein. Sie sucht nach Fehlern. Sie ist gewiß, welche zu finden, sie sind aber nur so versteckt.

Mariamne. Weis dein Weib zur Ruh!
Josephus. Sie ist des Königs Schwester, weißt du ja,
Und ich bin nur der Enkel jener Fürsten,
Vor denen der heut'gen Fürsten Väter sich geneigt.

Herodes. Ich bin ein guter Fürst, was klagt ihr denn?
Ist meine Sicherheit nicht die des Staats?
Und wer mich angreift, stört er nicht auch den?

Cäsar kam selbst ins Land des Herodes, nach Ptolemais nämlich, so daß man letzteren also recht füglich während eines Aktes und zweier Zwischenakte zum Cäsar hingehen und wieder zurückkehren lassen kann; besonders wenn man die Handlung nach Samaria oder noch weiter hinauf verlegt. Man tut zwar allerdings gut, den sogenannten Einheiten der Zeit und des Ortes keine wesentlichen Schönheiten aufzuopfern; wo man ihnen aber treu bleiben kann, soll man es ja nicht versäumen, es gibt der Handlung eine vorzügliche Stetigkeit und befördert das eigentlich Dramatische der Wirkung ungemein. Die Phantasie kann wohl unschwer Zwischenräume der Zeit und des Ortes überspringen, man soll sie aber überhaupt nicht springen lassen ohne Not. Besonders förderlich ist die Beobachtung dieser Einheiten bei dramatischen Handlungen, die, obgleich in höhern Bereichen, doch mehr im Innern des Hauses vorgehen, als in einer politischen Außenwelt. Das wäre aber eben der Fall bei: den letzten Königen von Juda.

Dieser Herodes hat von Natur Edelmut und Sinn für das Rechte. Durch seinen Ehrgeiz aber zum Streben nach Hohem

getrieben und auf dem Wege dazu, aus Mangel an Macht mit List und Unrecht vertraut geworden, fühlt er wohl das Unwürdige seines Benehmens, klagt aber die Welt und die Menschen an, als von ihnen genötigt. Wirklich nötigen auch diese zum zweiten und den folgenden Schritten, und man vergißt nur zu leicht, daß man den ersten Schritt freiwillig getan.

Mit hypochondrischem Ueberdruß verwünscht er das Menschengeschlecht, daß dieselben, die erst noch dem Antonius gehuldigt, sich jetzt zu den Füßen Oktavians hinwerfen, geht aber doch hin und tut dasselbe, „weil er in seiner Lage nicht anders kann". Als er von Oktavian neu bestätigt zurückkehrt, ist er aufgeblasen und stolz und vergißt ganz, welcher Erniedrigung er seine Erhöhung zu verdanken hat.

Aber gerade wegen dieses Mangels an würdevoller Festigkeit verachtet ihn Mariamne gar so sehr und flieht ihn mehr, als sie vielleicht einen schlimmern Tyrannen von größerer Konsequenz geflohen haben würde. Rein, vornehm, stolz, edel, adelig, wirft sie ihm den Mangel aller dieser Eigenschaften mit Hohn vor und verletzt ihn um so tiefer, je mehr ihre Vorwürfe mit den halb unbewußten seines Innern zusammentreffen. Mariamne ist nicht demütig genug, um eigentlich gut zu heißen, aber sie ist rein. Sie hat die Liebe nie gekannt, ja durch ihre lasterhafte Umgebung immer zur Bewahrung ihres Innern aufgefordert, hat sie selbst keine deutliche Vorstellung, was es mit dem: „in einem andern Wesen leben", das als eigentliches Merkmal der Liebe gilt, für eine Bewandtnis habe.

Herodes achtet Mariamnen höchlich und verficht ihren Wert mit Wegwerfung gegen Salome, die gar zu gern Flecken in der Reinen sehen und sich dadurch die Last der Verehrung erleichtern möchte. Salome, schlechter und daher fester (gegenüber von sich selbst) als ihr Bruder, haßt Mariamnen, selbst schon als den letzten Sprossen des verdrängten Königsstammes (der Asmonäer), von dem auch ihr eigener Gatte, Josephus, ist.

Wenn ich einen genügenden Ausgang finden könnte, würde ich vielleicht diesen Herodes schreiben.

Mariamne sehr schön, Herodes sehr in sie verliebt; sie ihm jede Annäherung verweigernd, was seine Empfindung bis zum halben Wahnsinn steigert. Kein eigentlich Eifersüchtiger, Othello hat das auf ewige Zeiten untunlich gemacht.

(1819).

Herodes, Sohn des Hyrkanus, Oberpriesters der Juden. Er tötet den Ezechias, der räuberische Einfälle in Syrien gemacht. Muß deswegen zum Sextus Cäsar fliehen, der ihn zum Statthalter von Cölesyrien macht.

Nach Cäsars Tod gebietet Cassius über Syrien. Gunst des Herodes bei ihm.

(1821).

Herodes, Mariamne, Aristobul, Salome, Joseph. Sie schreibt an Antonius, der damals eben in Aegypten bei der Kleopatra ist. Joseph entdeckt ihr den Befehl des Herodes, sie zu töten, als einen Beweis von des Königs großer Liebe zu ihr. Herodes glaubt, Joseph habe sie durch die Entdeckung von ihm abwendig und sich geneigt machen wollen, und läßt beide hinrichten.

(1822).

König Friedrich Wilhelm von Preußen (des großen Friedrichs Vater) sagte und glaubte von sich selbst, er sei ein vollkommener Republikaner. Derlei Verschiedenheiten zwischen dem Denken und Handeln sind bei Personen von heftigem Charakter nichts Seltenes. So soll Herodes sein.

(1822).

Zu merken, dieses immerwährende Zurückkommen Napoleons auf denselben Gedanken, der ihn plötzlich ergriffen hatte, auf dieselben Worte. Das ist die Weise heftiger, lebhaft empfindender Personen. — Herodes!

Asmonäer, Abkömmlinge der Makkabäer von Asmonäus, des Mattathias Großvater.

Samarier den Juden feindselig.

Saducäer glauben keine Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode.

Die Hohenpriester Jason und Menelaos griechischen Sitten geneigt. Jason errichtet ein Gymnasion, eine Akademie. Menelaos schickt Abgeordnete nach Tyrus zu den dortigen Wettkämpfen, mit Opfergeschenken für den tyrischen Herkules.

Hyrkan I. macht das Land von syrischem Joche frei.

Aristobul.

Hyrkan hatte Idumäa bezwungen und die Einwohner genötigt, dem Heidentum zu entsagen. Idumäa, der südliche Teil von Kanaan, der Stämme Simon und Juda Erbteil, so genannt, weil während der Gefangenschaft idumäische Araber es in Besitz genommen.

Alexander Jannäus, der zweite von den Hohenpriestern, die den königlichen Titel führten, ein großer Feind der Pharisäer und ein sehr grausamer Fürst, hinterläßt bei seinem Sterben die Herrschaft auf lebenslang seiner Gemahlin Alexandra. Sie versöhnt sich mit den Pharisäern. Die Sadducäer werden verfolgt.

Als Alexandra erkrankt, reist ihr jüngerer Sohn Aristobul im Lande umher, sich die Gemüter geneigt zu machen. Alexandra, darüber erzürnt, ernennt den älteren Hyrkan zum Nachfolger. Sie stirbt. Aus Abneigung gegen den Druck der Pharisäer erklären sich die meisten für Aristobul, und Hyrkan wird in der Ebene von Jericho von dem größten Teil seines Heeres verlassen und genötigt, Krone und Hohenpriesterwürde dem Aristobul abzutreten.

Antipater, idumäischer Abkunft und Statthalter von Idumäa unter Alexandra, durch seine Anhänglichkeit an den mutmaßlichen Kronerben Hyrkan dem Aristobul verhaßt, hetzt den Hyrkan zum Widerstande auf; erwirbt ihm den Beistand des Königs von Arabien, Aretas, und flieht zuletzt mit Hyrkan zu diesem letzteren.

Aretas kommt mit einem Heer, schlägt den Aristobul, dringt in Jerusalem ein und belagert ihn im Tempel. Aristobul gewinnt des Pompejus Feldherrn Scaurus, der eben Syrien erobert hat. Dieser verjagt den Aretas. Beim Nachsetzen wird Antipaters Bruder Cephallion (Phallion) von Aristobuls Leuten getötet. Beide Brüder appelieren an Pompejus. (Aristobul schenkt einen goldenen Weinstock.) Pompejus bescheidet sie nach Damaskus vor sich und, da Aristobul so unvorsichtig ist, den Scaurus wegen Bestechlichkeit anzuklagen, entscheidet sich Pompejus für den Hyrkan.

Aristobul entfernt sich ohne Abschied von Pompejus und regt das Land auf. Pompejus nach Besiegung des Aretas fällt in Judäa ein. Aristobul wirft sich reuvoll dem Pompejus zu Füßen und unterzeichnet zuletzt einen Befehl, daß alle festen Plätze ihm übergeben werden sollen. Jerusalem weigert Gehorsam, da läßt Pompejus den Aristobul gefangen setzen und zieht in Jerusalem ein, dessen Tore ihm Hyrkans Partei öffnet. Die Anhänger des Aristobul verteidigen sich im Tempel. Nach dreimonatlicher Belagerung wird der Tempel erobert und über 12,000 niedergehauen, wobei die Juden von Hyrkans Partei mehr Grausamkeit zeigen, als selbst die Römer. Die Stadt ward an demselben Tage eingenommen, da man die Einnahme . durch Nebukadnezar feierte.

Pompejus läßt die eifrigsten Gegner hinrichten. Er entweiht den Tempel, indem er ins Allerheiligste eintritt.

Die Mauer von Jerusalem wird geschleift; Hyrkan als Hoherpriester eingesetzt, jedoch als Vasall der Römer und mit Verbot, die königlichen Titel oder das Diadem zu führen. Die Städte, die seine Vorgänger in Cölesyrien und Phönizien erobert haben, werden zur Provinz Syrien geschlagen, die Scaurus verwaltet. Pompejus reist nach Rom, wohin er den Aristobul mit zwei Töchtern und seinen Söhnen Alexander und Antigonus zur Zierde seines Triumphs mit sich führt. Alexander entkommt auf der Reise.

Hyrkan fällt in Trägheit zurück. Antipater macht sich beim Scaurus beliebt. (Gray und Guthrie, Allgemeine Weltgeschichte III.)

(1822.)

Die Asmonäer dachten mehr darauf, ihre Ehrsucht zu befriedigen, als die Religion wieder herzustellen. Sie hatten die Krone dem Hause Davids entzogen, dessen Nachkommen in der größten Armut schmachteten. Sie waren nicht vom Hohenpriestergeschlechte und usurpierten diese Würde gegen das Haus Eleazars, wie die Krone gegen das Haus Davids. Selbst die Vereinigung beider Würden war unerlaubt.

Basnage (Histoire de la religion des Juifs, Rotterdam 1707.8)

Sekten, deren eine Unsterblichkeit und Auferstehung leugnet; die andere sich in Selbstpeinigung abquälte; die dritte weniger auf Gott als auf irdische Tugend sah.

Es war eine Prophezeiung Jakobs, daß Juda sein Szepter und seine Gesetzgeber verlieren werde, wenn der Messias erscheinen würde.

Herodes war kein rechtmäßiger König, er war weder aus dem Stamme Juda, aus dem allein Könige genommen werden konnten, noch selbst von alter israelitischer Abkunft.

Große Gewalt des Sanhedrins (aus 71 Personen bestehend).

Herodes der Idumäer, der Knecht der Asmonäer.

Herodes liebte Samaria sehr.

Hier brachte er Braut, Mutter und Schätze in Sicherheit, als er von seinen Feinden gedrängt war. Hier heiratete er Mariamnen. Er hatte die Stadt neu aufgebaut.

Die Essäer eine sehr strenge Sekte.

Antigonus, der Stifter der Sadduzäer, lehrte: Seid nicht wie die Sklaven, die ihrem Herrn nur dienen, um belohnt zu werden! Tut das Gute, ohne eine Frucht davon zu erwarten. Die Furcht des Herrn sei über euch! Ihre Lehre war mystisch, und als sich dieses letztere verlor, fingen ihre Anhänger an zu glauben, daß es überhaupt keine Belohnung und Strafe gebe.

Sie verwarfen alle Traditionen und nahmen von den heiligen Büchern nur die des Moses an.

Die Sadduzäer leugneten die spezielle Vorsehung, die Geistigkeit der Seelen, die Auferstehung der Toten.

Herodes soll die Lehre des Platon auf sie gebracht haben.

Ihre Moral war streng, sie hießen die Gerechten. Sie wurden nie mit ihrem Willen Richter.

Pharisäer, die Tradition aufrecht erhaltend, die sie noch mit scharfen Verboten vermehrten und in scheinheiliger Strenge vor dem Volke lebten.

Hauptunterschied: die Lehre von einer Belohnung und Bestrafung im künftigen Leben.

Sie hielten besonders auf die Tradition und glaubten eine unausweichliche Notwendigkeit, die den Willen nur im Punkte der Religion, der Furcht Gottes frei lasse.

Großer Glauben der Juden im allgemeinen an den Einfluß der Gestirne.

Das Schicksal der Pharisäer war die Vorsehung, insofern sie die Ereignisse im voraus bestimmt.

Pharisäer sollen an die Seelenwanderung geglaubt haben.

Herodes begünstigt die Essäer, deren einer ihm vorhergesagt hatte, daß er König werden würde.

Essäer glauben ein Schicksal. Bringen keine Opfer. Ehren die Sonne, vielleicht überhaupt die Gestirne. Glaube an Unsterblichkeit. Belohnung und Strafe. Beobachten Cölibat.

Ein Essäer, Manahem, hatte den Herodes, den er als Knaben in die Schule gehen sah, als König der Juden begrüßt. Er sagte ihm, er würde dreißig Jahre regieren. Seid gerecht und regiert eure Völker ruhig. Ich weiß aber, daß ihr es nicht tun werdet. Ihr werdet göttliche und menschliche Rechte mit Füßen treten, aber doch glücklich regieren und euer Name wird ewig dauern. Aber Gottes Rache werdet ihr nicht entgehen.

Mariamne aus dem königlichen Geschlecht der Asmonäer, Enkelin des Königs Hyrkan, Tochter der Alexandra, Schwester des Aristobul, des 17jährigen Hohenpriesters, den Herodes beim Baden ersäufen läßt. Herodes, Sohn des schlauen Antipater, seinen Ursprung von einem Großvater herleitend, der heidnischer Tempeldiener in Ascalon war, ein Idumäer, von einer arabischen Mutter geboren.

Die Ursache, warum Ahasverus die Vasthi verstieß, war, weil er sie bei einem öffentlichen Mahl holen ließ, um ihre Schönheit den Versammelten zu zeigen, sie aber verweigerte zu kommen.
Vielleicht ebenso Mariamne?

Askalon und Gaza im weizenreichen Lande der ehemaligen Philister, der Felsen der Andromeda bei Japha. Schiffersagen und Wundermärchen von dieser Gegend. Hier herum fangen die libyschen Wüsten mit Oasenstellen an. Haß der hiesigen Götzendiener gegen die Juden. Vergicht, rauh, wild.

Als Herodes zum Antonius reist, Befehl an seinen Schwager Josephus, Mariamnen zu töten, wenn er selbst umkäme. (Dem Antonius war früher schon ein Bild Mariamnens wegen ihrer Schönheit geschickt worden.)

Falsches Gerücht von Herodes' Tode. Alexandras Plane. Josephus entdeckt das Geheimnis. Salome klagt ihren Gatten und Mariamnen beim Herodes an.

(Soll diese Salome nicht geschildert werden, als bloß in der Größe ihres Bruders lebend, und ihrem Gatten feind, weil er, selbst aus edlem Stamm, den ihrigen nicht achtet. Josephus ruhig, edel.)

Mariamne edel, adelig.

Herodes hielt es anfangs mit Pompejus. Nach der Schlacht von Pharsalus mit Cäsar. Dann mit dessen Mörder Cassius. Dann mit Antonius. Endlich mit Oktavianus. Darum soll ihn auch Mariamne nicht achten.

Hyrkan will auf Zureden der Alexandra sich mit dem Araber Malchus verbinden. Er hat einen Brief von ihm erhalten. Herodes erfährt's. Er fragt ihn, ob er ein Schreiben erhalten? Als Hyrkan es leugnet, hält Herodes seinen Verrat für gewiß und läßt ihn töten.

Auch als er zum Augustus geht, gibt er dem Quästor Josephus und dem Soemus Befehl, die Mariamne und ihre Mutter Alexandra, wenn er selbst getötet würde, umzubringen. Freimütiges Betragen beim August.

Salome besticht den Mundschenk des Königs, auszusagen, daß Mariamne von ihm verlangt, dem Könige einen Liebestrank zu geben. Herodes hält einen Familienrat, der Mariamnen zur Einkerkerung verurteilt. Salome erhält Tod. Alexandra aus Furcht verdammt ihre Tochter. Mariamne geht ruhig zum Tode.

Marino Falieri.

(1821).

Man müßte den Marino Falieri so schildern, daß er weniger auf die Macht der mit ihm Verschworenen zählt, als vielmehr glaubt, das von den Edlen gedrückte Volk werde mit Freuden den ersten Aufruf benutzen, seine schimpflichen Fesseln abzuwerfen. Als nun die Verschwörung ausbricht, der Aufruf wirklich geschieht und das Volk untätig bleibt, erkennt der Doge, daß er sich geirrt, daß das Volk schon viel zu tief herabgewürdigt sei, um einer Befreiung fähig zu sein, und er geht gefaßt zum Tode.

(1821).

Wenn ich je den Marino Falieri bearbeiten wollte — ein Vorhaben, das sich schon unter meinen frühesten Planen befindet — so wollte ich ihn zwar ohne eigentliche Eifersucht und voll Vertrauens in die Tugend seiner Frau halten, aber doch, indem er für die Ehre seiner Frau zu eifern glaubt, unbewußt bloß seine eigene rächend darstellen. Eine andere Verleumdung Stenos hätte er vielleicht verachtend übersehen, aber der Gedanke, daß bei aller Falschheit der nun zugefügten, doch mancher an die Wahrheit derselben glauben könne; die Furcht, wenn auch nur in der Meinung, als der betrogene Alte, der hintergangene Gatte einer weit Jüngern dastehen zu müssen, setzt ihn außer sich. Zuletzt wird auch sein Haß gegen Steno noch dadurch aufs Aeußerste getrieben, daß er, obschon des Herzens seiner Gattin sicher, doch mit geheim nagender Eifersucht besorgt, daß wenigstens ihre Augen den Vorzug des Jüngern vor dem Aeltern bemerken könnten. Doch das alles muß ihm selbst gar nicht bewußt werden und selbst der Zuseher nur ahnen.

Byrons Faliero ist zu schwankend, zu wenig fest. Solche Charaktere sind keineswegs für die Tragödie unverwendbar, im Gegenteil von der höchsten Wirkung, aber dann muß außer ihnen in der Tragödie etwas Feststehendes sein, was den Kern des Ganzen ausmacht und ihm Haltung gibt. In Byrons Trauerspiele ist nichts dergleichen. Er hat versäumt, den Staat von Venedig und sein Verfassungssystem als einen solchen Mittelpunkt hinzustellen, was doch so sehr im Wege lag, und nun fehlt dem Ganzen die dramatisch-begründete Haltung, dasjenige, was die eigentliche aristotelische Einheit der Handlung ausmacht.

Die Beleidigung des Steno muß durchaus entweder vor den Augen des Zusehers vorgehen oder durch einen besondern Akt, z. B. die feierliche Anklage des Dogen vor der Signoria, dramatisch anschaulich gemacht werden.

Im Betragen des Steno und seines Freundes Barbaro (der dem Israel Bertuccio den Backenstreich gibt) muß der Uebermut der venetianischen Aristokratie in einem . . .

Dandolo stirbt, die Venetianer erwählen den Marino Falieri, Gesandten in Rom, zum Dogen. Bei seiner Zurückkunft überfällt ihn im Hafen ein Sturm, und in dem Gedränge geht er durch die zwei Säulen, zwischen welchen die Missetäter hingerichtet werden. Dies nimmt das Volk als eine üble Vorbedeutung auf. Wirklich verwüsten unter ihm Krieg, Hunger, Seuchen und Erdbeben den Staat.

Michael Steno, ein Mitglied der Guarantie, ein Hausfreund des Dogen, liebte die Frau desselben (die Dogaressa). Falieri bemerkt es. Am ersten Donnerstag in der Fastnacht ist der Doge mit Gefolge auf einem Gerüste, um den Zeremonien zuzusehen, mit denen ihn das Volk beehrt. Steno findet sich auch ein und hat die Dogaressa beständig in den Augen. Falieri befiehlt, man soll den Steno vom Gerüst hinabwerfen. Dieser eilt nach Haus, maskiert sich und heftet unbemerkt ein Zettelchen mit den Worten an den Sitz des Dogen: „Falieri besitzt eine schöne Gemahlin, was hilft es ihm aber? Er unterhält sie, ein anderer liebt sie.“ Alle Nachforschungen nach dem Täter sind vergebens. Steno gibt sich selbst als diesen bei dem Senat an. Dieser übergibt die Entscheidung der Guarantie, die ihr Mitglied zu monatlanger Kerkerstrafe verurteilt. Der Doge breitet nun seinen Haß von Steno auf den ganzen Adel aus und sucht Gelegenheit, sich zu rächen.

Das findet sich bald. Johannes Dandolo, Aufseher über die Zurüstung der Flotte, hatte sich mit dem Admiral Bertuccio Israel entzweit und schlug ihn ins Gesicht. Bertucci sammelt eine Bande und strebt Dandolon öffentlich nach dem Leben. Dandolo nimmt seine Zuflucht zum Dogen und der Signoria.

Der Admiral wird vorgerufen und Falieri macht ihm im Senat die bittersten Vorwürfe; doch bald bestellt ihn der Doge zu sich und eröffnet ihm seine wahren Gesinnungen. Bertuccio, froh, seine Sache zu der Sache des Dogen gemacht zu sehen, willigt ein.

Bertuccio war der Abgott des Pöbels. Er sammelt zwanzig Matrosen und Schiffsleute und stellt sie dem Dogen vor. Jeder von ihnen muß sich verpflichten, sechzig andere zu werben, eine leichte Sache, da es bekannt war, daß der Staat eine Flotte gegen die Genueser bemanne.

Nun sucht man das Volk gegen den Adel zu empören. Bei Nacht schleichen die Verschworenen in der Stadt umher, klopfen an die Häuser der Bürger, verlangen zu ihren Weibern und Töchtern gelassen zu werden, indem sie sich zugleich untereinander mit Namen der Ersten vom Adel leise nennen.

(Nikolaus Cugolo, ein Kaufmann, ist des Dogen vertrauter Freund.)

Nun ist alles reif. An einem Tage sollen sie um elf rufen: „Die genuesische Flotte naht den Lagunen!“ Die Glocke auf dem Markusplatz soll stürmen, während dem sollen die Verschworenen den Markusplatz besetzen, die vornehmsten der Edlen ermorden und Falieri zum Souverän ausrufen, der 15. April wird dazu festgesetzt.

Beltrand (oder Bential), ein Pelzhändler aus Pisa, hatte einen Freund unter dem Rat der Zehne, Leoni. Bei Einbruch der Dämmerung schleicht er sich zu demselben, um ihn zu warnen, diese Nacht nicht seine Wohnung zu verlassen, und entdeckt, gedrängt, beredet, das Geheimnis. Sogleich eilt Leoni zu einigen Senatoren. Man ruft den Rat der Zehne im Palast St. Salvatore, nebst der Guarantie und der Sestiera. Man ruft die Arsenaloten, Arbeiter im Arsenal, herbei, um die Verschworenen zu verhaften. Man besetzt den St. Markusturm, um das Sturmläuten zu verhüten.

Der größte Teil der Verschworenen ergreift die Flucht. Man setzt einen Preis auf ihren Kopf und verbannt sie auf ewig. Die Gefangenen werden getötet bis auf den berühmten Bildhauer Skalandito und seinen Sohn. Der Doge wird vorgefordert. Man kündigt ihm sein Urteil an. Die fürstliche Mütze wird ihm abgenommen. Man erlaubt ihm, sein Testament zu machen, doch nur über zweitausend Dukaten soll es sich erstrecken. Dann führt man ihn auf die Riesentreppe, wo der jedesmalige Doge gekrönt wird. Hier endet das Schwert sein Leben. Er wird enthauptet.

Der Leichnam wird in sein Erbbegräbnis gebracht. Nachher begibt sich ein Oberhaupt des Rates auf die Tribüne vor dem Rathause, zeigt dem Volke das blutige Schwert und ruft: „Der Verräter des Vaterlandes ist gerichtet.“

In dem Dogensaale steht an der Stelle, wo sein Bild hingehört, ein schwarzer Thron mit der Inschrift: „Locus Marini Falieri decapitati.“

Kaiser Albrecht.

(1822).

Kaiser Albrecht, der Habsburger, und die Seinigen ließen sich allerdings, ohne viel Hinzufügung von Erdichtungen, zu einem dramatischen Gedichte benutzen. Kaiser Albrecht, wie er war: gewalttätig, jedoch mit äußerer Ruhe; Sitte und Recht nur im großen nicht achtend, im kleinen als die notwendigen Stützen des Privatverkehrs sorgfältig hütend; seine Ausbrüche

beherrschend, geheimnisvoll mit der Würde der Ueberlegenheit. — Seine Frau als eben der helfende, schützende, ausgleichende Engel, als den die Geschichte sie malt. — Der sanfte Friedrich in seiner Jugendschöne der Stolz und die Hoffnung der Seinen. — Leopold, in ihm den Gesegneten der Gottheit anerkennend, jetzt schon sein ganzes Dasein ihm unterordnend. — Der Mittelpunkt des Ganzen die Königin Agnes von Ungarn. Sie soll eigentlich in einem Brennpunkte vereinigen, was teilweise zugleich die Haupttriebfeder jedes einzelnen und die Atmosphäre des ganzen Stückes sein soll: Das Gefühl des neuen Hauses, das sich mit einemmal auf einen hohen Gipfel gedrängt sieht, und das keinen Wunsch kennt, als sich zu halten, zu heben — altius.

Dieses Gefühl wollte ich in allen so herrschen lassen, daß Friedrich keinen Augenblick ansteht, sich jede Gemahlin gefallen zu lassen, welche die Aussichten seines Hauses nötig machen, und Leopold, brennend für Waffenruhm, sich, wenn es gefordert würde, selbst zum geistlichen Stande bereit finden ließe. Albrecht selbst ist dieses — Gemeingeistes nicht fähig, bei ihm spricht sich jener Vergrößerungstrieb nur als persönliche Habsucht und höchstens als Sorge für seine Kinder aus; diese Kinder selbst aber sind davon, halb unbewußt, entflammt. Alles beziehen sie auf ihr Haus, alles auf Oesterreich, sie selbst scheinen sich nichts. So liebt Leopold in Friedrichen nicht sowohl den Bruder, als den künftigen Stammhalter, den Begabten, der die Kaiserkrone bei Oesterreich erhalten wird.

Allen leuchtet jedoch in der Heftigkeit ihres Wesens die Königin Agnes vor. An einen Gatten vermählt, der sie nicht liebte; an einem Hofe, den Ihren halben feindselig, vereinsamt und bloß auf die Gesellschaft ihrer Gedanken beschränkt, hat sie sanftere Empfindungen nie gekannt, wendet sie alle besseren Gefühle ihrem Hause, den Ihrigen zu. Natürlich muß sie daher Herzog Johann mit Unwillen erfüllen, der wie ein Fremder unter diese Habsburger eintritt. Die Grundidee seiner Verwandten ist ihm zu eng, und als einem Menschen ohne innere Kontinuität, von gleichsam *fließendem* Wesen, auch zu hoch. Unter dem Streben seiner Verwandten leidend; sich gedrückt, wohl auch als Enkel des als erstes Opfer geschlachteten Königs Ottokar fühlend, denkt er allein nicht österreichisch. Ich denke mir ihn, durch die Erziehung bei seinen starren Verwandten schüchtern gemacht, wie er anfängt, sich zu fühlen und als ersten Schritt zu einer künftigen äußern Emanzipation, eine gewisse innere darin findet, daß er sich mit seinen Freunden einer lustigen, ungebundenen Lebensart hingibt. In diesem Taumel sucht er halb Betäubung, halb Mut gegen seinen Oheim. Zu-

gleich denke ich mir ihn, daß er seine Augen auf eine Frau, vermutlich seines Standes, geworfen hat, die er heiraten will, und zu diesem ersten Schritt der Selbständigkeit verlangt er seines Vaters Erbe. (Diese Frau erscheint nicht, wird nie mit Namen genannt, und eine Leidenschaft zu ihr gehört durchaus nicht unter die Motive der Handlung.) Hier fängt nun der Gang der Begebenheit an. Agnes ist die Haupttriebfeder der Weigerungen des Kaisers, obschon vielleicht gerade sie der umgetriebene Johann, ohne daß sie sich dessen bewußt ist, am meisten interessiert. Der Schluß des Ganzen wäre, daß Agnes, da der Mörder ihres Vaters in ihre Gewalt geraten ist, nach langem Kampf ihm Gelegenheit zur Flucht gibt.

Soll ihm nicht an Herzog Hansen Mangel an fürstlichem Sinn, an Sinn für Tat und Ausführung so sehr mißfallen? Er selbst ist gerecht und billig, selbst großmütig; nur daß in Staatssachen, besonders bei großen Anlässen, eine alles verschlingende Habsucht seiner Herr wird. Da wird er begeistert, der sonst kalt ist. Macht und Gewinn als Regent, darin liegt seine einzige Leidenschaft.

CCXLIV. Vier Tugenden rühmt Hornek vor allem an Albrechten von Oesterreich: 1. Seine Keuschheit. 2. Daß er gegen niemand etwas unternahm, solange er seinem Hofe folgte. 3. Daß, sobald er eine Beleidigung einmal verziehen hatte, er es dem Beleidiger nie mehr nachtrug. 4. Seine Mäßigkeit und seine Zucht in Worten und Betragen.

(1822).

Zum Johannes Parricida: Satanas untersucht sein Herz:

Ob er darin nicht fund
Pehemischer Tück,
Die jn nach Vngelück
Von seiner Mutter erbten an
Vnd von dem vngetrewen Man
Seinem Enn Kunig Ottakern,
Den man räzen vnd wackern
An allen Vntrewen zallt.

Ottokar v. Hornek.

Im Hornek Kap. 826, wie zu Speier von Kaiser Heinrich die Leichen seiner beiden Vorgänger Adolf und Albrecht gebracht werden und in derselben Kirche die Witwen der beiden verstorbenen Könige für ihre Toten und die Gattin des Lebenden für dessen Leben betet.

(1822).

Von dieser Königin von Ungarn heißt es in der Chronik des Gerhard von Roo unter anderem: „Dieselbige Königin lebet damals in großer Heiligkeit im Kloster Königsfelden, weit von den Leuthen und dem Hofwesen. Sie sah, noch bei Leben ihres Ehgemals des Königs, die große Unruh in Ungarn, und daß sich auf der Landherrn Treu nicht zu verlassen. Sie sahe auch wenig Jahr darnach, daß ihr Vater der Kaiser schandtlich war ermördt worden, und ist derwegen zu glauben, daß sie darumb ab der Welt ein Verdruß genommen, und die übrige Zeit ihres Lebens sich Gott ergeben habe. Als sie ihren Gemal verlor, war sie noch jung, aber Suntheimius meldet, Sie sei bis auf 80 Jahr gekommen." (Eben damals war sie von den Zürchern als Schiedsrichterin zwischen ihnen und ihrem eigenen Bruder Albrecht dem Lahmen gewählt.)

(1822).

Von der Tochter Kaiser Albrechts, Agnes von Ungarn, behauptet ein Chronist, sie habe vor der körperlichen Vereinigung zweier Gatten, als worin sie etwas sehr Ungeistiges verspüret, eine Abscheu empfunden und sie sei als Jungfrau gestorben.

Wie unnachahmlich schön ist die Beschreibung des Besuches, den Kaiser Friedrich von Oesterreich nach seiner Krönung in den Stammländern seines Hauses macht. In Müllers Schweizergeschichte III. Buch 12. Kapitel.

Derselbe Friedrich spricht bei Fugger: Große Fürsten sind eine Zielscheibe guter und böser Worte, wer dies und das nicht überhören kann, der kann nicht regieren, und es gehet wohl noch hin, wenn man nur mit Worten auf uns schießt.

Merkwürdig und ganz im Geist jener Zeit ist, daß in dem Absagebrief der Zürcher gegen die übrigen Eidesgenossen auch 50 gemeine Soldaten ihre Fehde ankündigten.

Höchst merkwürdig in dem Charakter der alten Schweizer ist ihre geringe Achtung der Religion und der Kirche. (Vielleicht weil sie in ihrer Vereinzeltheit auf den Bergen der Lehre weniger zugänglich waren.)

Anmerkungen:

1) Daher ist denn unser Freund, welcher bisher noch nicht wußte, was das sei, getadelt und beschimpft zu werden, und welcher sich jederzeit mit Lobsprüchen überhäuft und mit Ehre und Ruhm von allen Seiten gesehen, nun auf einmal so kleinmütig geworden und in eine so tiefe Schwermut versunken, daß er auch im Ausdruck ganz verstellt ist (körperlich gebrochen ist), und nicht weiß, wohin er sich wenden soll: er sieht wohl, daß er aus Uebereilung zu weit gegangen sei, und befürchtet, wenn er wieder zurückträte, der Unbeständigkeit beschuldigt zu werden: Die rechtschaffenen und gutgesinnten hat er sich zu Feinden gemacht, und selbst die bösen sind seine Freunde nicht! Und nun sieh, wie weichmütig ich bin. Ich habe die Tränen nicht zurückhalten können, als ich mit gegenwärtig war, wie er am 25. Juli wegen der Verordnung des Bibulus an das Volk eine Rede hielt. Er, der sonst nicht anders auf der Rednerbühne als in den prächtigsten und hochtrabendsten Ausdrücken von sich selbst prahlhair zu sprechen pflegte, angebetet vom Volke und unter dem jauchzenden Zurufe der ganzen Versammlung: Wie demütig, (wie kleinlaut), wie niedergeschlagen war damals dieser Mann! Wie sehr mißfiel er nicht nur denen, die ihn hörten, sondern auch sich selbst. O, welch ein trauriges Schauspiel für alle Anwesenden, nur nicht für den Crassus, dem dies vielmehr ein angenehmer Anblick sein mußte. Denn, wenn man betrachtet, von was für einem hohen Gipfel der Ehre er (Pompejus) herabgefallen war, so schien es mehr, daß man ihn herabgestürzt hätte, als daß man hätte glauben sollen, er wäre von selbst heruntergestiegen. Gleichwie nun, glaub' ich, Appellis und Protogenes nicht ohne den größten Verdruß würden gesehen haben, jener, wenn seine Venus, dieser, wenn sein Jalysus mit Kot beworfen worden wäre, so habe auch ich nicht ohne die äußerste Kränkung diesen Mann, welchen ich mit so viel Fleiß und mit den schönsten Farben meiner Kunst abgemalt und ausgeschmückt habe, so plötzlich und so seltsam entstellt und verunstaltet sehen können.

tam insuetum contumeliae = so wenig gewöhnt, beschimpft zu werden

2) Der im Leben nur Lobenswertes getan, gesagt und empfunden hat.

3) Mummius war der erste, welcher, ohne aus einer alten Adelsfamilie zu sein, einen durch seine Tüchtigkeit verdienten Beinamen sich erwarb.

4) Das 10. Jahr nach der Absolution der Vestalischen Jungfrauen*), das 20. nach dem Brande des Kapitols.

*) Auf Grillparzers Frage: „Was ist das für ein absolutio virginum?" — ist zu antworten: „Näheres über dieses indicium, auf das sich Cicero auch im Brutus § 236 bezieht, ist nicht bekannt. Ein Incest der vestalischen Jungfrauen wurde als ein Prodigium betrachtet und jedesmal durch große Staatsopfer gesühnt.

5) Ich habe oft mit Entzücken Lady Hamilton die Schönheiten des Strandes von Neapel beschreiben hören und die Lage, in der sie sich befand, wenn sie während der Stille einer schönen mondhellen Nacht auf dem Admiralsschiff an der rechten Seite des Helden vom Nil saß und über die Wogen des Mittelmeers hin die Nationalhymne „Rule Britannia" sang, die die ganze Mannschaft aus dem Kopfe wiederholte. Morgan, Italien.

6) Aber was sollte aus mir werden, wenn des Tyrannen Same in meinem Schoße keimt und Frucht tragen sollte?

Aber, Hand aufs Herz, glaubt ihr — möge meine Seele das sinnliche Vergnügen des Ehebruchs auch noch sehr verabscheuen und möge die Vernunft auch nie in den Ehebruch willigen — glaubt ihr, die Sinnlichkeit und die Begierde wären in mir gar nicht erwacht und hätten sich, sei es auch nur für einen Augenblick, nicht dem Reiz des sinnlichen Vergnügens hingegeben? Nein, meine Sünde darf nicht straflos bleiben.

7) Josephus im 12. Kapitel seiner Geschichte spricht von einer durch einen berühmten Galiläer errichteten Sekte von Rigoristen. Sie verachten, so sagt er, die Leiden der Welt.

8) Geschichte der Religion der Juden.

9) Der Platz des enthaupteten Marino Faliert.

Zwölfter Band.

Dramatische Fragmente.
Pläne.

Inhalt.

Dramatische Fragmente.

Singspiele.

	Seite
Irenens Wiederkehr. Ein poetisches Gemälde . .	3— 11
Der Zauberwald. Eine komische Oper in drei Aufzügen	12— 14

Lustspiele.

Die Amazone	15— 17
Die Großen und die Kleinen	18

Satirische Spiele.

Le pèote sifflé	19— 28
Der Magier	29
Das Prius oder die Bekehrung	30— 38
Der wilde Jäger. Romantische Oper	38— 39
Prokrustes. Tragikomödie mit dem Chor in drei Aufzügen	40— 41
L'hermite en prison	41— 42
Der Zauberflöte zweiter Teil	42— 49
Die Vogelscheuche. Ein phantastisches Lustspiel in fünf Aufzügen	50— 54

Schauspiele.

Seelengröße. Schauspiel in vier Aufzügen. . . .	54— 61
Psyche	61— 64
Scylla	65— 66
Ulysses	67
Samson	67— 70
Hannibal	70— 74
Drahomira	75— 81
Friedrich der Streitbare	82— 97
Faust	97—100
Rosamunde	100—102
Die Pazzi. Trauerspiel	102—111
Rosamunde Clifford. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen	112—113
Lucretia Creinvill	114—119
Heinrich der Vierte	119—129
* * * (Um 1840)	130—133
Anmerkungen	134

Singspiele.

Irenens Wiederkehr.

Ein poetisches Gemälde.

(1807.)

Romantische Gegend, in der Mitte einige Hütten, vor ihnen ein großer Baum, im Hintergrund Berge. Sonnenaufgang.

Wanderer. Die Nacht entflieht,
Der Aufgang glüht,
Und heiter lacht,
Aufs neu erwacht,
Latonens Sohn
Vom strahlenden Thron.
Den erwachenden Wald
Harmonisch durchschallt
Mit Feierklang
Der Vögel Gesang,
Und alles freut sich und lächelt und lebt,
Vom Hauch der Ruhe sanft umwebt.
Ein Strom von Gefühlen
Durchwallt die Brust,
Und Götterlust
Fühl' ich um den heitern Busen spielen.
Das entfesselte Herz
Strebt himmelwärts
Und will an das liebende All sich schließen,
Im Meere der stillen Wonne zerfließen.
Aus der Luft
Voll Blütenduft,
Auf leise wehendem Gefieder,
Senkt lieblich der Geist der Eintracht sich nieder;
Von seiner Hand
Umschlingt ein Band
Die Wesen in Lüften und Feldern und Hainen
Und will das Getrennte mit Liebe vereinen;
Sein Band umzieht,
Was feindlich sich flieht,

Und was als geschieden starrt im Reiche der Sinnen,
Läßt lieblich in Eines sein Wort zerrinnen!
Und alles fühlet sein schaffendes Walten
Und strebt, sich mit liebender Lust zu entfalten.
Da liegt es vor mir, dieses Paradies,
Von reinem Himmelsglanze sanft umflossen,
Und über seine stillen Täler breitet,
Der Geist des Friedens seinen Fittich aus,
Und heißt die Lüfte freundlich, heiter wehn,
Der Sonne goldnes Antlitz segnend strahlen,
Und lockt der Erde reichgeschmückte Kinder
Zu schönem Leben in des Lichtes Räumen
Hervor aus ihrer Mutter dunkelm Schoß,
Und füllt mit Ruh und Lust des Menschen Busen,
Umflicht des Lebens rauhe Felsenstirne
Mit Götterblumen, die in schönern Zonen
Mit liebevoller Hand er hat gepflückt.
Das Gute mit dem Schönen lieblich gattend,
Schmückt er das dürft'ge Dasein köstlich aus,
Und in des Erdensohnes öde Brust
Führt er der Tugenden geweihten Kreis;
Er dämpft der Leidenschaften heißes Wogen
Und läßt an seines Lächelns Sonnenstrahlen
Der sanftern Triebe reine Blüten keimen,
Und wo die rohe Stärke nur gebot,
Der Tugend sanftes Scepter lieblich walten.
Das Tier in uns hat die Natur hervorgebracht,
Den Menschen schuf erst seine Göttermacht!
Vom Strahl der jungen Sonne weggeküßt,
Entflieht der Schlaf vom Auge der Erwachten;
Der Landmann regt die arbeitlust'gen Glieder,
Verläßt des wirtbarn Hauses niedres Dach
Und eilt hinaus aufs taubenetzte Feld,
Mit harter Mühen nimmerruhndem Fleiß
Der kargen Erde Spenden abzukämpfen.
Es mehret sich der Tätigen Gewühl,
Und heißer strahlt der Morgensonne Glut,
Das müde Haupt sehnt sich nach kühlem Schatten.
Dort an des Berges weit umschaundem Hang
Gelüstet mich's, im Hauch des Morgenwindes
Die heiße, tiefbewegte Brust zu kühlen!
(Lagert sich.)

Jüngling (kommt mit Köcher und Speer aus den Hütten).
Hinaus, hinaus
Aus engendem Haus,

In Wald und Flur,
Im Schoß der Natur,
Der ungemeßnen, ewig heitern,
Die stürmisch pochende Brust zu erweitern!
Mich treibt's mit Gewalt
Hinaus in den Wald,
Der Freiheit lustigen Aufenthalt!
Mich duldet's nicht hinter öden Wänden,
Beim stillen Tun von häuslichen Händen.
Das Herz, es ruft
Mich in freie Luft
Hinaus aus der Kammer dumpfigen Gruft,
Auf waldigten Höhen
Des Wildes flüchtige Spur zu erspähen!
Wenn auf hohem Roß
Mit schnellem Geschoß
Ich folge des Hirsches stürzendem Lauf,
Dann tut das Herz der Freude sich auf!
Und wenn's mir gelingt, den Leun zu packen!
Er wälzt sich im Blut
Mit sterbender Wut,
Mein Fuß auf seinem starren Nacken,
Der stolz und schrecklich Verderben gedroht:
Dann dünk' ich mich mehr als Mensch, ein Gott,
Hoch über die Erde fühl' ich mich gehoben
Und messe mich vergleichend mit jenen oben!
Beglückt ist des Weidmanns Los,
Fern von der Städte traurigem Schoß
Schwelgt er in der Schöpfung geöffneten Schätzen;
An der Hand der Natur
Folgt er der Freude Spur;
Sie reicht ihren Becher
Dem durstigen Zecher
Und heißt ihn die lechzenden Lippen netzen!
Wenn ihr Odem um mich spielt mit labendem Wehn,
Läßt sie Ungeschautes entschleiert mich sehn!

Wenn auf der Höh
Des Bergs ich steh',
Ein Äthermeer
Wallt um mich her,
Und niemand wacht
In stiller Nacht,
In Feld und Hain
Nur ich allein,

Und alles schweigt:
Da fällt und steigt
So ahndungsschwer,
Sich unbewußt,
Die volle Brust;
Zum Sternenchor
Strebt sie empor.
Wie Geisterruf
Schlägt's an mein Ohr,
Und liebe Gefühle schweben
Um mich wie Schatten aus besserem Leben!
Wenn dann in den unermeßlichen Raum
Tief von des Horizonts dunkelndem Saum
Der Sonne erster Flammenstrahl blickt,
Dann wallt im Busen das Herz entzückt!
Mit geöffnetem Sinn
Zu den Wolken hin,
Die flammen und glühn,
Erheben sich die Augen,
Das Ungemeßne einzusaugen;
Herzhebende Glut
Durchströmt das Blut,
Und aus dem Gewühle
Verworrner Gefühle
Umschleiert entfalten
Sich hoher Ahndungen Riesengestalten;
Entzückt und erfüllt mit Lust und Stärke,
Geh' ich zu des Tages neuem Werke! —
Es tönt das Horn,
Die Dogge kläfft,
Voll Gier, des Walds Bewohner zu erreichen;
Des Löwen Kraft,
Des Tigers Zorn
Drängt's mich zu bänd'gen mit mächtigen Streichen!

(Zieht vorüber.)

Wanderer. Rasch stürmt der Jüngling durch das Leben,
Verzehrend lodert seine Glut,
Nach Taten geht sein sehnend Streben,
Das All umspannt sein kecker Mut;
Verachtend sieht er auf den Wert des Kleinen;
Was ihm gefällt, muß ungeheuer scheinen.

Wohl, wohl dem Land, das ihn erzogen,
Wenn nur auf Tiger und auf Leun
Er schwingt den Speer und zieht den Bogen,
Nur diesen seine Waffen dräun,

Und nur dem Drang der jugendlichen Gluten
Der Wälder grausame Tyrannen bluten.

Doch wenn der schwarze Haß Bellonen
Lockt aus der schreckenvollen Gruft,
Zum blut'gen Spiel um Reich und Kronen
Den Krieger ihre Tube ruft:
Dann stürzen seine ungezähmten Flammen
Die halbe Welt in blut'gen Raub zusammen!

Der mut'ge Kämpfer wird zum Tiger,
Gen Himmel steigt der Hütten Glut,
Mit Lächeln badet sich der Sieger
Entmenscht in der Erschlagnen Blut.
Noch, stilles Tal, hast du dies nie erfahren;
O, möge Zeus dich ewig doch bewahren!

Pflüger (singend hinter seinem Gespann). Holde Weltenkönigin,
Bist erwacht?
Seh' dich glühn,
Seh' dich ziehn
Durch die hellen Wolken hin,
Schön in strahlenreicher Pracht!

Hehr am hohen Himmelszelt
Flammt dein Lauf
Und erhält
Saat und Feld,
Die durch dich beglückte Welt
Sieht mit Dank zu dir hinauf!

Reiche Segensfüll' entquillt
Deiner Spur,
Götterbild!
Hold gewillt,
Freundlich lächelnd, sanft und mild,
Heldin, sei auf meiner Flur!

Schwer und heiß
Rinnt der Schweiß,
Große Perlen hangen
Dicht an Stirn und Wangen.
Heiß entbrannt,
Glüht der Sand,
Und die Lüfte fluten,
Geschwängert mit der Sonne Gluten;
Wohl behaglich wird es tun,
Daheim unter schattichtem Dache zu ruhn.

Doch erfrischt die matten Glieder
Stärkend ein Gedanke wieder,
Der Gedanke an die Meinen,
An das holde Weib, die süßen Kleinen.
Hoch aufstrebt,
Neubelebt,
In verdoppelten Schlägen das Herz,
Verachtet den Kummer, verspottet den Schmerz:
Alle Müh
Nur für sie!
Ha, in dem Gedanken welch himmlische Wonne!
Verdopple dein Feuer, flammende Sonne,
Glühende Lüfte, weht glühender fort!
Kühlung hauch' zu mir das süße Wort:
Alle Müh
Für sie, für sie!
Mag meinen Schweiß die Erde trinken,
Das Bild der Teuren läßt mich nicht sinken!
(Vorüber.)

Wanderer. In bescheidenen Bezirken
Wirkt des Mannes tät'ge Kraft;
Früchtereicher ist sein Wirken,
Er zerstöret nicht, er schafft,
Und die Riesengröße der Gedanken
Fesseln nun des Hauses enge Schranken.

Er lebt in der Seinen Kreise,
Durch sich selber froh und reich,
Und in blumenvollem Gleise
Rollt das Leben sanft und gleich!
Innig fesselt ihn mit süßer Kette,
Gatten-, Vaterlieb' an eine Stätte.

Er geizt nicht nach eitlem Ruhme,
Freut sich nicht der blut'gen Schlacht,
Froh in kleinem Eigentume,
Wenn sein trautes Weib ihm lacht;
Wenn im engen Raum der armen Hütte
Froh er ruht in froher Kinder Mitte.

Raub ihm nimmer, holder Friede,
Was du freundlich ihm geschenkt,
Bis ob seinem Augenlide
Sich des Genius Fackel senkt;
Bis er, von des Lebens Schmerz und Harme
Frei, sinkt in des schönern Bruders Arme.

Mädchen (kommt, in sich versunken).
Der Weinstock sprosset, der Apfelbaum blüht,
Das Veilchen duftet, die Rose glüht,
Der Lenz senkt sich lächelnd hernieder;
Die Nachtigall flötet, die Wachtel ruft,
Die Lerche zwitschert in sonniger Luft,
Das häusliche Schwälbchen kehrt wieder!

Schon sechzehnmal sah ich den Apfelbaum blühn,
Das Veilchen sprossen, die Rose glühn,
Und feuriger strahlen die Sonne:
Da tanzt' ich so munter den Frühlingsreihn,
Da konnt' ich der jungen Natur mich erfreun,
Da fühlt' ich im Frühling nur Wonne.

Ach, nun ist's anders, doch nicht so gut!
Dahin, dahin ist mein fröhlicher Mut,
Ich kann nicht mehr lachen und scherzen!
Der Frühling erfüllt nicht mein Herz mit Lust;
Es atmet beklommen die junge Brust,
's ist mir so ängstlich im Herzen!

Im Busen wogt's wie ein wallendes Meer,
So fröhlich ist alles rings um mich her;
Doch ich fühl' ein traurig Sehnen:
Es freut sich so innig die ganze Natur,
Die Freude belebt jede Kreatur;
Ich Arme vergieße nur Tränen!

Ein unbekannt Etwas die Seele fühlt,
Das nimmer ruhend im Busen wühlt;
Es hat mir die Ruhe entrissen!
Und doch möcht' ich das Gefühl, das mich quält,
Um alle Schätze der ganzen Welt
Aus meinem Innern nicht missen!

Ich Arme, warum bin denn ich nur betrübt,
Da alles sich freuet und alles sich liebt?
Das Nachtigallweibchen im Schatten
Der düster belaubten Linde baut
Sein Nest und locket mit freudigem Laut
Den sorgsam helfenden Gatten.

Die Tauben schnäbeln im Rosengesträuch
Und girren so zärtlich, so innig, so weich;
Ich seh' sie mit tränenden Blicken.
Ich bin nicht so froh und glücklich wie ihr!
Ach flattert, ihr Täubchen, ach flattert zu mir,
Laßt mich an den Busen euch drücken!

Kommt, liebt mich! dann wär' ich wohl wieder so
Wie ehmals, würde so heiter und froh
Wie sonst die Tage verleben! —
Doch nein, eine innere Stimme spricht:
Was meinem fühlenden Herzen gebricht,
Kann ein fühlendes Herz mir nur geben!
(Setzt sich am Felsen und stützt das Haupt auf die Hand.)

Wanderer (singt hinter Felsen verborgen).
Es steigt ein Gott vom Himmel nieder,
Die Schöpfung ist ihm untertan,
Es tönen ihm der Vögel Lieder,
Ihm flammt die Sonn' auf lichter Bahn!
Die Erde fühlet seine Triebe;
Als kräft'ge Pflanze reißt sich los,
Was einst in ihrem kalten Schoß
Verhüllt sich barg als schwacher Same.
Liebe,
Liebe!
Ist des Belebers süßer Name!

Ha, Mädchen, fühlst du neues Leben,
Ergreift es dich mit holder Macht,
Fühlst du das Herz im Busen beben,
Ein unbekannt Gefühl erwacht,
Blickt tränennaß dein Auge trüber?
Spielt in der stürmisch wogenden Brust
Dir wechselnd Schmerz und Himmelslust?
Laß immer deine Seufzer schallen!
Liebe,
Liebe!
Fühlst du im jungen Herzen wallen!

Mädchen. Ha! — — — (Aufgerichtet.) Liebe? — Liebe?!
(Aufspringend, Blicke und Hände zum Himmel erhebend.)
Liebe!!!

Jüngling (erscheint auf dem Felsen).
Beglückt ist des Weidmanns Los,
Fern von der Städte traurigem Schoß
Schwelgt er in der Schöpfung geöffneten Schätzen.

Mädchen. Ha was! — — Er ist's! — er ist es! — Liebe! Liebe!!
Er wirft nach mir des Auges starren Blick.
Die Wange glüht! Fort, fort aus seiner Nähe!
(Entflieht.)

Wanderer. Mit ungezähmtem, starrem Willen
Tobt rastlos, nimmersatt der Mann,

Nichts kann der Wünsche Streben stillen;
Es sei die Erd' ihm untertan,
Und keck wünscht er zum Sternenkreis zu dringen,
Auch jene Welten in sein Joch zu zwingen.

Was widerstrebt, will er zerschmettern,
In seinem Arme liegt sein Recht.
Da schuf Natur zu seinen Rettern
Ein sanftres, weicheres Geschlecht,
Mit leiserm Fühlen, zartgebauten Sinnen,
Das, stark durch Schwäche, hold weiß zu gewinnen.

Sie goß in den gewölbten Busen
Die zarte jungfräuliche Scham;
Die Gunst der Grazien und Musen
Ward ihm, wie sie kein Mann bekam;
Statt Mut und Kraft gab sie ihm süße Tränen,
Macht' es zur Herrscherin im Reich des Schönen.

In seines Herzens Heiligtume
Bewahrt es rein und unentweiht
Der Liebe schöne Götterblume,
Sie schmückt der Unschuld Schwanenkleid;
Nur auf das Gute ist sein Sinn gerichtet,
Der Wünsche Streit in stiller Brust geschlichtet.

So wallt mit sanftem, gleichem Schritte
Das Weib durchs rauhe Leben hin,
Im Innern hegt sie reine Sitte,
Bescheidnen, unschuldsvollen Sinn;
Geschmücket mit der Gottheit schönsten Gaben,
Scheint über dieses Leben sie erhaben.

Weh, wenn in diesen Zartgeweben
Der Weiberbrust die Roheit wühlt,
Das rauhe ungestüme Leben
Mit ihrem leisen Fühlen spielt!
Vergänglich gleich der Lilie Silberstaube,
Wird dem Betaster dieser Reiz zum Raube.

Wenn aus des Krieges offnen Toren
Der Kämpfer Schar verheerend stürmt,
Dann ist dies schöne Gut verloren,
Das mild der Friede hat beschirmt;
Der Rauhen Fuß zerstört die flücht'ge Zierde,
Vergebens suchst du dann nach Frauenwürde!

Der Zauberwald.

Eine komische Oper in drei Aufzügen.

(Nach Shakespeares „Sommernachtstraum".)

Den 27. Mai 1808.

Personen:

Oberon, König der Feen.
Titania, seine Gemahlin.
Alzindor, Prinz von Trebisonde.
Ferolin, sein Begleiter.
Bella, Alzindors Geliebte.
Rosa, Ferolins Geliebte.
Merluzzo, Alzindors Knappe.
Silvia, ein Bauernmädchen.
Puk, Oberons Zwerg.
Razbaz, ein Riese.
Genien, Feen, Gefolge u. s. w.

Erster Aufzug.

Eine wilde, rauhe Waldgegend mit Felsen umschlossen. Nacht, Donner und Blitz.

Erster Auftritt.

Oberon. Titania. Puk. Chor der Genien und Feen.

Chor der Genien (zu Oberon). O König, ende doch den Zwist,
Bedenke, daß in dieser Fehde
Ein schwaches Weib dein Gegner ist,
Das in dem Eifer ihrer Rede
Nur allzuleicht vergißt,
Daß du ihr Gatte und ihr König bist.

Oberon (zu den Genien). Fort! ich befehl' es, ihr sollt schweigen!
Ich selber liebe Ruhe; doch
Soll euer Herr den Nacken beugen
Unter des Weibes niedres Joch?

Chor der Feen (zu Titania). O Kön'gin, ende doch den Zwist,
Bedenke, daß in dieser Fehde
Ein rauher Mann dein Gegner ist,
Der in dem Sturme seiner Rede
Nur allzusehr vergißt,
Daß du der Feen Kön'gin bist!

Titania (zu den Feen). Soll denn Titania immer weichen,
Soll ich des Mannes Sklavin sein!
Er mag die Hand zum Bund mir reichen,
Und gern und willig schlag ich ein.

Chor der Genien und Feen. Beherrscher, o versöhnet euch
Und kehrt zurück in euer Reich!

Oberon. Sie reiche mir die Hand zum Bunde,
Und gern verlaß' ich diesen Ort.

Titania. Nein, Oberon, aus meinem Munde
Erwarte nie ein bittend Wort!

Oberon. Entlaß die Mädchen aus dem Kerker
Und gern verzeihe ich dir.

Titania. Nun feßl' ich sie noch stärker
Und raube sie deiner Begier.

Oberon. Du trotzest; Schändliche, entferne
Auf ewig dich aus meinem Angesicht!

Titania. Was Ihr mir heißet, tu' ich gerne,
Denn Euer Anblick reizt mich nicht.

Oberon. Verachtest du die Güte, gut,
So zittre denn vor meiner Rache.

Titania. Herr König, sparet Eure Wut,
Ihr seht, daß ich der Drohung lache.

Chor der Genien und Feen. Auf, machet dem Zanke ein Ende
Und reichet euch friedlich die Hände.

Oberon. Gehorchen ist des Weibes Pflicht!

Titania. Ihr sehet, Herr König, ich zittre nicht!

Oberon. Entferne dich aus meinen Augen, Betrügrin! Lohnst du so meine Liebe! — Ich habe dich auf die Stufe gehoben, auf der du nun zu meiner Qual stehst; ich habe dir die Macht gegeben, die du itzt zu meinem Schaden gebrauchst! — Ist das deine Dankbarkeit, Schlange?

Titania. Ereifert Euch nicht so sehr, mein Gemahl, sonst könntet Ihr mich bewegen, Euch mit Euren eigenen Waffen zu schlagen! — Eure Dankbarkeit ist wohl so außerordentlich groß! Ihr gabt mir eine Krone, es ist wahr, und das ist viel, aber durch die Vermählung mit mir bekamt Ihr ein reizendes Weib, und bei allen Geistern der Luft, des Feuers, des Wassers und der Erde, das ist noch weit, weit mehr!

Oberon. Du spottest noch, Undankbare! Warum gab ich dir wohl die Macht, die ich dir leider nicht mehr nehmen kann; Menschen solltest du in Gemeinschaft mit mir beglücken, Menschenwohl solltest du befördern; denn dazu verlieh uns die Vorsicht unsere Gewalt über die Natur, und du wendest sie an, um deine unschuldigen Brüder zu verderben?

Titania. Ihr irrt, mein Gemahl, nicht Brüder, Schwestern wolltet Ihr sagen! Ha, ha, ha!

Oberon. Titania!

Titania. Je nu, ist's nicht so? — Was kann ich dafür, daß der König der Geister sich so tätig um das Wohl der Erdentöchter annimmt!

Oberon. Es ist meine Pflicht. Und weh dir, wenn du es wagst, mich in Ausübung dieser meiner großen, süßen Pflicht zu hindern!

Titania. Jawohl, eine süße Pflicht, Mädchen zu beglücken!

Oberon. Du treibst mich aufs Äußerste!

Titania. Man sehe doch!

Oberon. Entferne dich aus meinen Augen! Dein Scherz kleidet dich übel, denn er entspringt aus einem boshaften Herzen.

(Arie.)

Titania. Ei, seht doch, boshaft wäre ich,
Mein teurer Herr und König?
Gewiß wohl darum, weil ich mich
Nicht zahm und untertänig
In Eure Launen füge
Und meinen Hals nicht biege.
Nein, nein, mein feiner Herr,
Das tu' ich nimmermehr!
Ihr aber, treue Feen,
Ihr kommt und folget mir!

Chor der Feen. Dein Wille soll geschehen,
Wir folgen ewig dir.

(Titania mit den Feen ab.)

Zweiter Auftritt.

Oberon. Puk.

Lustspiele.

Die Amazone.

(1812).

Erster Akt.

Ländliche Gegend, links im Hintergrunde ein Wirtshaus, hinter demselben strömt ein Fluß.

Erster Auftritt.

(Man hört ein Posthorn.)

Wirt (kommt eilig aus dem Hause mit ein paar Jungen). Ein Posthorn! Hört ihr? Ein Posthorn! — Hohe Gäste! — Vielleicht gar ein russischer Graf wie vor drei Jahren. Mußtet ihr denn gerade den Dünger auf den Hof schütten! Und, hilf Himmel! die Passagierstube ist auch, seit Seine Excellenz abreisten, nicht gescheuert worden! Rührt euch! — Fegt, wascht, säubert! — Und wie ihr aussieht. Er wird mein Haus für eine Räuberhöhle halten, wenn ihr ihm so unter die Augen kommt! Eure Sonntagsröcke heraus! — Sagt der Frau, sie soll aus ihrer schmutzigen Jacke kriechen und das rote Mieder — doch laßt nur — sie mag tun, was sie will! Geht also und hübsch manierlich, nicht gegafft, nicht gezaudert! Vor drei Jahren hatt' ich andre Leute! flink, rasch! aber Seine Excellenz haben sie auch belohnt. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, Thomas hatte einen Dukaten weg, eh ihr euch umseht. — Marsch fort, also, und macht mir keine Schande!

Was doch das Posthorn so lieblich klingt, so herzerhebend, so — so —! Fürwahr, wenn ich ein großer Herr werden sollte, — und man hat heuzutage Beispiele von ganz anderen Schuften, die es geworden sind — ja, dann soll meine Kammermusik nur aus Posthörnern bestehen.

(Peitschengeknall, das Posthorn schweigt.)

Sie halten! Ein Offizier steigt aus! Blitz! wie das glänzt und flimmert. O weh, ohne Bagage! Etwa ein kahler Leutnant! — Jakob grüßt ihn! — Er nickt mit dem Kopfe, er zieht den Hut! — Er zieht den Hut! — Das muß bei meiner Treue ein General sein!

Zweiter Auftritt.

Baron Holder. Ludwig. Voriger.

Baron. Sind Sie der Wirt?

Wirt. Untertänigst aufzuwarten, Euer Excellenz!

Baron. Wie weit ist's noch von hier nach Rottenbusch?

Wirt. Ein gehorsamstes Viertelstündchen, Euer Excellenz!

Baron. Das ist mir lieb, so kann ich den Weg hinüber zu Fuße machen, die Überraschung wird desto größer sein.

Wirt. Sie gedenken also nicht hier zu übernachten? Delikate Betten, Euer Gnaden.

Baron. Ich danke Ihnen, doch ich habe Eile.

Wirt. So wünsch' ich viel Plaisier! (Setzt die Mütze auf und will gehen.)

Baron. Ein Wörtchen, Herr Wirt.

Wirt. Ich habe auch Eile! Das ganze Haus steckt voll nobler Gäste!

Ludwig. Sie stecken darinnen! Der Ausdruck ist nicht übel. Wenn ihrer mehr als drei sind, so könnten sie wohl leicht eine Partie Heringe um ihre Tonne beneiden.

Wirt. Mein guter Freund, ich habe russische Standespersonen beherbergt, die mehr Dukaten in der Tasche hatten, als Er Knöpfe an seinem Rocke und die mit den Viergroschenstücken nur so herumwarfen, als ob es Haselnüsse wären. Er muß nicht glauben, daß Er in eine lumpigte Dorfschenke gekommen ist! Ich war drei Vierteljahre Valetschamber bei Herrn Marktrichter in der nächsten Stadt. Man sehe doch! Man ist kein Bettelpack! On a servi, Monsieur! [1])

Erster Akt.

Freier Platz, im Hintergrunde ein Wirtshaus.

Erster Auftritt.

Der Wirt. Einige Bauernjungen hinter ihm.

Wirt. Nun, Jungen, nehmt euch zusammen! In zehn Minuten kann der hohe Passagier hier sein. Je, du lieber Himmel, wie war das alles anders vor sieben Jahren, als der vornehme russische Graf bei mir einkehrte. Was hatt' ich da für Leute! Aber wie wurden sie auch belohnt! Soll mich dieser und jener, wenn nicht Schulzens Jürgen, der mir gar ein manierlicher Junge war, ein blankes Achtgroschenstück von Seiner Excellenz erhielt, ein Achtgroschenstück bar auf die Hand. Und meine Frau, die wußte sich denn gar so um den guten Herrn umzutun, daß es nur eine Freude

zuzusehen war. Wie er nun schon im Begriffe war, in den Wagen zu steigen, da ergriff sie gar säuberlich seinen Rockzipfel und wollte ihm darauf einen Kuß versetzen; aber weiß der Himmel, wie es zuging, sie glitschte und hätte bald Seine Excellenz zu sich in den Kot gezogen. Bête![2]) riefen Seine Excellenz erschrocken. Elisabeth, Euer Gnaden, versetzte ich. Dieselben waren nämlich der deutschen Sprache nicht durchaus kundig und versprachen sich besonders beim Rufen manchmal. Elisabeth, sagte ich verbessernd. Da lächelten Seine Excellenz gnädig und warfen meiner Elisabeth einen Dukaten in die Schürze, den ihr noch heutigestages an ihrem Halse sehen könnt. Seht ihr! Wie man's treibt, so geht es; wie man sich bettet, so schläft man. Merkt euch das, und tut, was ich euch befohlen habe. Du, Bastian, geh und sag Liesen, sie soll die Putzstube fegen und die Fenster mit Papier verkleben. Hilf ihr die Erdäpfel und den Wagenteer hinausschaffen und macht Wacholderrauch; denn es riecht meiner Seele nicht am lieblichsten drin. Du, Steffen, hol ein Viertel Gerste vom Schulzen, der Fremde wird Pferde mitbringen, und du, Hansjürgen, sag meiner Frau, sie soll aus ihrer schmutzigen Jacke herauskriechen und ihren Sonntagsstaat antun. Ich schämte mich ja zu Tode. Geh — oder laß nur! Sie wird wohl selbst tun, was nötig ist. — So, jetzt fort. Und wascht und kämmt euch, ihr Lümmel, und daß mir keiner mit bloßen Füßen beim Servieren erscheint!

(Die Burschе ab.)

Muß man sich nicht plagen! Doch dafür mag der hohe Gast ankommen, wann es ihm beliebt, er soll bedient werden, wie Seine Excellenz vor sieben Jahren. — Da kömmt jemand auf mich zu! Sollte der etwa zur Dienerschaft gehören. Wie vertrackt der Kerl aussieht. Ob's wohl der Läufer ist, oder etwa gar eine Art von Hofnarr.

Zweiter Auftritt.

Rips. Wirt.

Rips (trägt einen kurzen Leibrock und Schlappstiefel, ein samtenes Barett auf dem Kopfe, eine Krause um den Hals, er geht, ohne den Wirt zu bemerken, auf das Haus zu).

Wirt. He da! Wo hinaus, guter Freund?

Rips. . . . .

Die Großen und die Kleinen.

Lustspiel.

(1812).

Ich will ein Lustspiel schreiben: Die Großen und die Kleinen, und darin beide Extreme durchziehn. Langeweile, Anglomanie, H. v. Wiesenthal soll hinein, die kindliche Poesie, die Genialität und zwar die universelle, das Imponieren, die Ehescheu, Wiesenthal der Jüngere.

(1812).

Personen des Lustspiels, die Großen und die Kleinen:

Der Graf. Ein aufgeklärter Mann, der von Freiheit des Willens spricht und seinen Sohn zur Heirat zwingt, von der Gleichheit aller Menschen und seine Bedienten mißhandelt, vom Unwerte des Adels und wenn's gilt, sich doch in die Brust wirft; gegen Geringere ist er liebevoll, wenn er mit ihnen allein ist, in Gesellschaft seinesgleichen aber wegwerfend stolz. Er ist Kunstkenner, ausschließend aber von Gemälden. Übrigens liebt er außer sich nur noch die Weiber, seine Gemahlin ausgenommen.

Die Gräfin. Ebenso stolz als ihr Gemahl, sie hält es aber nicht für der Mühe wert, ihren Stolz zu verbergen. Bigott, nicht aus Religion, sondern weil sie seit ihrer Jugend nun schon so im Train ist. Prachtliebend, verschwenderisch, sie achtet das Geld nicht, nicht aus hoher Denkungsart, sondern weil sie den Wert desselben nicht kennt. Sie verachtet alles, was nicht vom Adel ist, und würde lieber sterben, als ihre Geburt beflecken. Sie liebt ihren Mann nicht, seine Ausschweifungen sind ihr ganz gleichgültig, es ist ihr nie in den Sinn gekommen, sich durch etwas Ähnliches zu rächen, denn für alle Gefühle ist sie erstorben.

(1822).

In dem Lustspiele: Die Großen und die Kleinen hatte ich mir die Gräfin gedacht als einen ehemaligen Esprit fort[3]) aus der Schule der französischen Encyklopädie, die aber, nachdem sie gesehen, daß der Sturz der Religion auch das Sinken der Adelsrechte und der Privilegien nach sich gezogen hat, wieder à son bon Dieu[4]) zurückgekehrt ist, dessen Existenz für sie dadurch bejaht wird, daß sie sie nicht mehr verneint.

Satirische Spiele.

Le poète sifflé.[5]

Vater war in seiner Jugend ein großer Freund des Theaters. Genießt es noch, aber größtenteils in der Erinnerung.

Tochter liebt das Theater nicht. In Lustspielen mißfällt ihr die Verspottung. In Trauerspielen rettet sie sich vor der widerlichen Beängstigung durch Nicht-Glauben. Es verletzt sie, daß jemand (der tragische Dichter) seine heiligsten Gefühle vor dem rohen Haufen zur Schau legt. Schamhaftigkeit des Gemüts gegenüber der körperlichen. Sie hat den Wunsch, einen Dichter kennen zu lernen, als Rarität.

Der Dichter. Die Gefühle des Verfassers zur Zeit der Aufführung der Ahnfrau.

Weltdame ungefähr wie die gebildeten Jüdinnen zu Wien und Berlin.

Zweiter Akt. Einladungen von allen Seiten, die im vierten Akt wieder zurückgenommen werden.

Generalkontrolor.

Adele sitzt arbeitend an einem im Vorgrunde rechts stehenden Tische. Der Wirt kommt durch die Mitteltüre.

Wirt. Untertänigsten guten Morgen, wertgeschätzteste Mamsell. So früh schon gleichsam aus den Federn?

Adele. Wir sind das gewohnt vom Lande her.

Wirt. Weiß, weiß, weiß. Die Damen von dortherein sitzen schon in der Dämmerung auf, mit den Hühnern gleichsam, und früh wieder heraus, früh wieder heraus. Charmant! Erhält rote Bäcklein und macht — wie soll ich sagen — (mit Gebärde).

Adele. Schön, daß Sie mir recht geben, Herr Bontems. (Will ab.)

Wirt. Aber hier, in dem unruhigen Vorsaale, wo alles durchgeht und läuft und rennt und schreit und wettert.

Adele. Ich sehe gern Menschen, wenn ich in der Stadt bin. Auf dem Lande suche und finde ich die Einsamkeit.

Wirt. Menschen! Ja, du liebe Zeit! Menschen hier auf dem Vorsaale? Kellner höchstens. Und wie alles umherliegt. (Ein auf dem Stuhle links im Vorgrunde liegendes Tuch bemerkend.) Hier das Abwischtuch. (Er legt es auf den Tisch.) Und die Parkettbürste. (Er schleudert eine im Vorgrund am Boden liegende Bürste mit dem Fuße gegen die Türe zu.) Wenn ich nicht überall Hand anlege — verzeihen gütigst,

aber Sie wollten's selbst: Haben da drin schöne Fenster, die auf den Marktplatz gehen, wo Menschen niemals mangeln, wenn man ihrer sehen will, und begraben sich hier gleichsam.

Adele. Von dort bin ich vertrieben worden. Sie haben schlechte Nachbarschaft, Herr Bontems.

Wirt. Behüte.

Adele. Ein junger Herr lorgnierte mich aus dem Hause gegenüber so lange und so unverschämt, daß ich ihm endlich das Feld räumen mußte.

Wirt. Sieh, sieh, sieh: daß, daß, daß! Hat der auch schon die Witterung! Gratuliere, Mamsell, zu der Eroberung; Herr Robertot, der erste Elegant im Stadtviertel, wohnen gegenüber; zwölf Zimmer in der Reihe. Der Herr Vater haben viel Geld gewonnen mit Lieferungen an die Armee. Das ist in die Höhe gekommen von so klein. (Niedergebückt, mit der Hand gegen den Boden gestikulierend.) Haben's aber nun. Haben's, haben's. Können alle Tage ein Marquisat kaufen. Der Herr Sohn sind mein Kunde, nehmen Ihren Champagner von mir. (Leise hinter der Hand redend.) Kommen auch von Zeit zu Zeit herüber.

Adele. Herr Wirt.

Wirt. Wertgeschätzte Mamsell!

Adele. Sie haben dort erst Tuch und Gerät beiseite geräumt, weil Sie glaubten, es sei mir lästig.

Wirt. Freilich, freilich!

Adele. Legen Sie nur alles wieder an den vorigen Platz und gehen Sie dafür selbst. Derlei Rede ist unerträglich. Unverschämtheit ist lästiger als alles.

Wirt. Wertgeschätzte Mamsell, verzeihen huldreichst, wenn etwa — die Damen sind sonst sehr zufrieden von Herrn Robertot, loben das angenehme vis-à-vis. (Für sich.) Potz Landgänschen und kein Ende.

Adele (vor sich hin.) Eigentlich habe ich unrecht, mein Vater meint, das sei so die Art aller, die von der Laune des Haufens leben. — Herr Bontems.

Wirt. Mamsell.

Adele. Wir wollen unsern Frieden machen; denn ich habe Lust zu plaudern. Aber nichts mehr von Ihrer Nachbarschaft. — Was haben Sie für Gäste im Hause?

Wirt. Gäste? Da ist der Herzog —

Adele. Die Herzoge und Grafen haben Sie uns in der ersten Viertelstunde unserer Ankunft genannt. Aber sonst interessante Leute. Künstler, Gelehrte, Dichter etwa.

Wirt. O weh, befasse mich nicht mit derlei.

Adele. Und doch sagte mir Lisette —

Wirt. Dacht' ich's doch! Seit der Affaire mit dem Schauspieler ist der die Schwerenot im Leibe von den schönen Künsten!

Adele. Sie meinte, ein Dichter würde heute erwartet.

Wirt. Das wäre einer von denen, die die Verse auf den Wein machen und auf die Weibsleute!

Adele. Wenn auch nicht gerade ein solcher. Ein dramatischer Dichter vielmehr.

Wirt. Fürs Theater? verstehe! verstehe! Jammervolk! Jammervolk!

Adele. So wenig Achtung für Gelehrte, Herr Bontems?

Wirt. Gelehrte? Wie Sie das nur verstehen, Mamsell! Allen Respekt vor Gelehrten, vor denen nämlich, die die langweiligen Bücher schreiben. Ich habe mir das erklären lassen. So was wird gelesen, gekauft. Einer schafft das Buch an, weil er derselben Meinung mit dem Verfasser ist; der andere, weil er ein Stück Geld durch die Widerlegung verdienen will; ein dritter, weil er von Amts wegen alles lesen muß, was über diesen und jenen Gegenstand geschrieben wird; ein vierter, weil er mitreden will, wenn davon gesprochen wird; ein fünfter, weil er nun einmal eine Bibliothek hat, gleichsam der Garnitur wegen; ein sechster, weil er selbst ein Gelehrter ist, und die Herren es wie die Winzer halten, die nach der Lese den selbstgewonnenen Wein selbst ausschenken und wechselweise auf Abrechnung beieinander herumtrinken, bis am Ende keiner Wein und keiner Geld hat. Dann wird die ganze Büchergeschichte im verborgenen getrieben. Sie lesen das Buch auf dem Lande, meine Tochter liest es in der Stadt. Im Grunde hat es keiner von beiden sonderlich gefallen, aber bis sie sich einmal treffen und sich sagen: „Das Buch ist schlecht!" und eines durch die Zustimmung des andern Mut bekommen hat, verkauft sich das Buch immer fort und fort, der Autor hat das Geld in der Tasche und schlägt ein Schnippchen. Ja, das Sammeln der Stimmen und das Abzählen selber Stimmen soll manchmal so viel Zeit brauchen, daß einer als Gelehrter stirbt, und zehn Jahre nach seinem Tode kommt erst heraus, daß er eigentlich ein Dummkopf war. Dagegen ein Dichter, einer fürs Theater besonders. Du lieber Himmel! Das wird aufgeführt im Angesicht der ganzen Menschlichkeit. Erster Akt: Das Publikum klatscht. Zweiter Akt: Die Leute sehen sich einmal kurios in die Augen. Dritter Akt: Hier hustet einer, dort schnaubt sich ein zweiter, ein Scharren, ein Gehen, ein Kommen, die Logen genieren sich nicht im Gespräch. Vierter Akt: Jedermann ist im klaren. Fünfter Akt: Man pfeift, man pocht, man zischt. Der Vorhang fällt, das Stück fällt, vor nachts weiß es die ganze Stadt, morgen die ganze Welt, und der Gastwirt, der, in Hoffnung auf das Honorar, dem armen Teufel von Poeten,

Gott weiß wie lange, die Zeche geborgt, mag sich nur die Haare ausraufen. Ist das nicht kläglich?

Adele (zu sich). Und dann die albernen Urteile hinterher. Jedermann glaubt da mitsprechen zu können.

Wirt (lachend). Man macht sich lustig über den Autor.

Adele. Die dümmsten Leute.

Wirt. Hi, hi, hi, hi.

Adele. Ich sehe, wir verstehen uns, Herr Bontems.

Herr Merville kommt aus der Türe links, eine unangezündete Tabakspfeife in der Hand.

Merville. Ah, sieh da, Adele! Und in eifrigem Gespräch?

Adele. Ei, kommen Sie nur, lieber Vater! Sie finden hier eine furchtbare Allianz. Herr Bontems ist ein Feind des Theaters wie ich.

Merville. In der Tat?

Wirt. Des Theaters? Belieben mich mißzuverstehen, verehrte Mamsell. Kein Feind des Theaters, insofern das eine Art Notstall ist, wo die müßigen Leute drei Stunden des Abends zusammengepfercht werden und sich anständig verhalten müssen, sie mögen wollen oder nicht. Was würde die liebe Jugend beginnen, wenn der Zaum auch wegfiele? Und dann das Tagesgespräch? Staat und Kirche, Anstalten und Regierung müßten herhalten, wenn nicht der kleine Fuß der Mamsell X. und die klare Stimme der Mamsell Ygrek sich als Ableiter hergäben. Das hält vor von Abend bis Abend und das gemeine Wesen geht unterdessen seinen Gang fort, wie es mag und kann, zu geschweigen, daß, wenn die Leute sich in dem engen Raum gepreßt und gelangweilt haben, der Hunger in sie hineinschlägt mit Macht, und sie darauf in die Schüsseln fallen, daß dem Wirt das Herz im Leibe hüpft. Kein Feind des Theaters, Mamsell! Ich mokiere mich nur über die Leute, die den Spaß im Ernste für was Rechtes halten.

Merville. Herr Wirt.

Wirt. Zu Befehl.

Merville (auf die Uhr sehend). Es ist zehn Uhr; wollen Sie mir einen Wagen bis Mittag besorgen?

Wirt. Meine Schuldigkeit. Empfehle mich zu Gnaden. Gratuliere zugleich zur hochgeschätzten Mamsell Tochter. Habe schon ausgekostet gleichsam. Vortreffliche Qualitäten. Wollte, daß meine Lisette nur eines Tausendteils davon mächtig wäre. Aber, du liebe Zeit, wo das Publikum zuspricht, ist das Frauenzimmer gleichsam in immerwährendem Kreuzfeuer. Muß aber zufrieden sein. Immer besser arg als ärger. Empfehle mich zu hohen Gnaden, der ich verbleibe. (Ab durch die Mitteltüre.)

Merville. Wie magst du dich nur mit dem albernen Menschen in ein Gespräch einlassen.

Adele. Je nu, Vater! Seine Verkehrtheiten belustigen mich.

Merville. Und euer Thema war das Theater. Da ward denn wacker geschimpft von beiden Seiten?

Adele. Wie können Sie glauben, daß ich ein so vielen gemeinschaftliches Vergnügen schmähen werde, das zugleich das meines Vaters ist?

Merville. Ich kenne dich und sage dir nur kurz heraus, daß ich mir nicht länger ein altes Steckenpferd durch mein ungeratenes Kind verleiden lassen will.

Adele. Durch mich?

Merville. Durch dich. Wenn nicht mit Worten, doch mit Handlungen.

Adele. Was tue ich denn?

Merville. Nichts tust du, und das ist so recht die Art der verstockten Seelen. Daß eine lang gehegte Lust täglich in mir schwächer und schwächer wird, und ich mich vor meiner eigenen Tochter schäme, wenn das unterdrückte Kunstfeuer je und dann übermächtig wird und sich Luft macht.

Adele. Wollen wir nicht heute abends das neue Stück besuchen?

Merville. Ei ja, daß, wenn ich bei den schönsten Stellen deine Augen suche, ich sie in den Logen herumirrend finde, oder gar, wie einmal — o pfui, pfui, pfui, Adele — zu schlafen, wo andere weinen.

Adele. Ja, Vater! Wenn mir das Stück zu nahe tritt, muß ich wohl Gewalt mit Gewalt vertreiben.

Merville. Zu nahe tritt! Man höre doch! Das ist ja eben das Eigentliche der Sache. Das ist die Wahrheit.

Adele. Wahrheit, mein Vater, in der Lüge?

Merville. Ich gebe mich gefangen. Dir fehlt der Sinn dafür. Habe ich mich geplagt mit dem Mädchen, ihr Wahrheitsliebe gepredigt von Kindheit auf, und nun kommt sie mir damit in die Quere, wo es gar nicht hingehört.

Adele. Wahrheitsliebe, mein Vater, dächte ich, wäre überall an ihrer Stelle.

Merville. Und doch haben wir zusammen eine Übersetzung des Sophokles gelesen und du warst begeistert.

Adele. Das ist aber auch ein anderes! Die Alten lügen auch nicht, sie bringen uns nicht als Wahrheit auf, was bloße Erfindung ist. Wer könnte bei ihren Göttergestalten an die eigene Not und an die Not der Seinigen denken? Ödip hat mir nie den Gedanken erregt, daß mein Vater arm und blind werden könnte; höchstens Antigone den Wunsch, ihm hilfreich zu sein, es komme, was da wolle. Die Alten zwingen uns nicht, sie rufen und wir folgen. Aber diese Neuern, die die verborgensten Winkel der

nächstliegenden Schlechtigkeit durchstöbern, um uns zu erschrecken mit unserem eigenen Bilde, die das Gräßliche auf ebenen Boden neben uns hinstellen, damit der Scheinpfeil treffe als ein wirklicher — Bitte, bitte, Vater, aber Sie zwingen mich.

Merville. Du sprichst gegen die Poesie, also nur halb gegen das Theater.

Adele. Ich bin auch noch nicht fertig. Und kömmt nun vollends zu solchen Stücken die Darstellung dazu, die roh und derb bloß auf Täuschung ausgeht und, wo sie diese Täuschung nicht erreicht, erbärmlich wird, und wo sie sie erreicht, abscheulich; dazu die Schauspieler, die durch ihre handwerksmäßige Äußerlichkeit auf dem Theater und durch ihr leichtsinniges Betragen außer demselben jeden Rest der Erhebung zerstören, die etwa zu Hilfe kommen könnte. Ein Publikum, das zur Hälfte ins Theater geht, wie zu einer Partie Whist, wie zu einer gewöhnlichen Abendzerstreuung, zur Hälfte — und das sind die eigentlichen Theaterliebhaber —

Merville. O weh, nun geht's über uns.

Adele. Ich bin nun einmal im Zuge. Die eigentliche Theaterliebhaberei ist geradezu ein halb liederliches Vergnügen, die Weiber, die daran leiden, habe ich fast immer widerlich empfindsam gefunden und heimlich kokett, die Männer aber liederlich, in Gedanken wenigstens. Mit Ausnahme meines lieben Vaters, der aber doch auch zur Zeit, als die Liebhaberei auf dem höchsten Punkte stand (an dem Finger zeigend), so ein klein bißchen liederlich war, in Gedanken nämlich. Ich habe es wohl bemerkt: daß das Theater sich über die guten und heilsamen Beschränkungen des Lebens hinaussetzt, es mit den Sitten nicht so genau nimmt und daß die Schauspielerinnen so hübsch geputzt sind, manchmal gar in Mannstracht, und dabei zweideutige Dinge sagen, das macht einen Hauptteil dieses Vergnügens aus. O, ich könnte sie malen, diese Gewohnheitsbesucher der Theater! Wie sie sich in ihrer Jugend selbst mit höheren Dingen beschäftigten, endlich aber merkten, daß es damit nicht vorwärts wolle. Wie sie sich immer etwas Besonderes dünkten, und die andern es ihnen nicht glauben wollten. Wie ihnen darüber die Geschäfte verdrießlich wurden und sie zurückblieben hinter denen, die sie als Unbegabte geringschätzten. Wie sie dann verschlossen wurden und zurückgezogen, und weil es ihnen in ihrer Selbstheit unmöglich wurde, sich in die wirklichen Lagen und Menschen zu finden, es vorzogen, sich erträumten hinzugeben, die sie sich modeln konnten nach dem Bedürfnis ihrer eigenwilligen Brust. Nein, Sie sind kein Theaterliebhaber, nicht wahr, mein Vater?

Merville. Du malst Zerrbilder. Aber sie streifen, wenn sie auch nicht treffen.

Adele. Und nun vollends die Dichter, die heutigen nämlich. Lassen Sie uns wieder auf unser Pfui zurückkommen! Es gibt ein Schamgefühl des Gemüts, das noch heiliger sein sollte, als das des Körpers. Das Gebet gehört ins Kämmerlein, aber auch die Empfindung. Diese Menschen aber, wenn sie nicht bloß äußerlich sind, und also verächtlich an sich, stören in den besondersten Geheimnissen ihres Innern und legen ihr Selbst dem Pöbel dar — für Geld. Ich kann mir einen solchen denken, der ein Liebesverhältnis anknüpft, um die Ausbeute zu brauchen für sein nächstes Trauerspiel, der psychologische Experimente macht mit den Zuckungen eines durch ihn zerfleischten Herzens. (Mit der Faust drohend.) O, ich wollte einen solchen!

Merville. Du bist ja ganz verwechselt! Reich einmal den Puls! Mein frostiges Mädchen auf einmal in Feuer und Flammen!

Adele. Es ist auch schon wieder vorüber. Aber die Töchter unseres Gutsnachbarn mit ihrem Kunstgewäsch jagen mich in solche Hitze.

Merville. Du hast auch nicht ganz unrecht, und das ist das höchste, was man von euch Weibern sagen kann, wenn ihr streitet. Es gab eine Zeit, wo deine Schilderung mich ein wenig traf, und wirklich brachte die Heirat mit deiner Mutter meiner Kunstliebhaberei einen gewaltigen Stoß bei, sowie erst ihr Tod sie wieder erweckte.

Adele. So erfreuen Sie sich denn. Es steht Ihnen heute noch ein großer Genuß bevor. Man erwartet hier im Hause einen dramatischen Dichter aus der Provinz.

Merville. Wirklich? — Und du? — Wie ist mir denn? — Sonderbar bleibt's doch immer, daß du eben jetzt dein Zimmer verläßt und deine Werkstätte hier im Vorsaale aufschlägst!

Adele (zu ihrem Nähtisch tretend). O weh! Nun kömmt die Reihe zu schämen an mich!

Merville. Also doch? Nun, gute Götter! Nun macht, daß er kömmt und sie sich in ihn verliebt bis über die Ohren.

Adele. Mein Vater!

Merville. Bis über beide deine Ohren!

Adele. In den Versemann?

Merville. Du kennst diese Leute noch nicht!

Adele. In den Phrasendreher?

Merville. Die gehen dir die Chorden der Empfindung durch, wie ein Musiker die Saiten seiner Guitarre stimmt. Für jeden einen anderen Ton und immer den rechten.

Adele. Possierlich dacht' ich mir's vielmehr, ihn eintreten zu sehen mit so langen Schritten.

Merville. Warte du nur!

Adele. Die Nase parallel mit den Wolken. Und dann die Redensarten! — Tochter der Dienstbarkeit, bring mir den flüssigen Kristall, in dem ihr Antlitz baden die dem Grabe des Bettes Entstiegnen!

Merville. Ei ja, ei ja!

Adele. Knecht des Hauses, reinige den jung-rinderhäutigen Schuh von der Umklammerung des Staubes!

Merville. Ich hoffe, gerächt zu werden. Bleib du nur, ich gehe.

Der Wirt (von außen). Nein, sag' ich, nein und wieder nein!

(Er tritt auf.)

Merville. Was gibt's denn, Herr Bontems? Sie scheinen ganz erhitzt.

Wirt. Sieh doch, bringt mir jemand ins Haus, mit der Landkutsche angekommen, ein Mantelsack sein ganzes Gepäck. Und besteht darauf, hier zu wohnen.

Merville. Die Berühmtheit Ihres Hotels.

Wirt. Eben darum. Derlei Passagiers mögen in Kneipen ihre Unterkunft suchen.

Ein Kellner kommt, einen Mantelsack tragend.

Kellner. Er läßt sich nicht abweisen.

Wirt. Ich will ihn wohl abweisen, ich. Ist das sein Mantelsack? (Ihn befühlend.) Dünn! dünn! Dummkopf, der du ihn nahmst. Hier leg' ihn nieder, hier. (Der Kellner legt den Mantelsack nieder.)

Clairville tritt ein.

Wirt (ihm entgegen). Wer ist der Herr? Woher kommt man? Was will man? Wie wagt man? Weiß man?

Clairville. Ich bin hierher gewiesen worden.

Wirt. Hierher? In mein Hotel? Zur Stadt Paris? Das haben des Herren Feinde getan oder die meinigen. Wie kommt man auf die Idee?

Clairville. Ich bin ein Reisender!

Wirt. Das ist der Lieblingsausdruck, wenn sie von zwei Wegstunden außer dem Weichbilde hereinkommen. Reisender, mein lieber Freund, ist man nur, wenn man die Grenze passiert hat, mit Extrapost fährt, einen Paß, zahlbar auf Sicht, in der Tasche hat, und mit Geld, Maß und Gewicht des Landes unbekannt ist.

Clairville (in der Westentasche suchend, zum Kellner). Hier ist ein großer Taler, mein Freund! Nehm' Er nur den Mantelsack auf und zeig' Er mir einen anderen Gasthof.

Wirt (zum Kellner). Nicht angerührt! Du beschimpfst mein Haus!

Clairville. Wenn ich meiner Empörung nachgeben wollte! Man hat mir die Bewohner der Hauptstadt als höflich geschildert.

Wirt. Wir sind auch höflich, unter uns, und gegen Fremde von weit her. Kurz, es ist kein Platz hier.

Adele. Herr Bontems!

Wirt. Mamsell!

Adele. Da ist ja die Stube im zweiten Stocke. Mein Mädchen kann neben mir an schlafen.

Wirt. Behüte! daß ich hohe Herrschaften molestierte.

Merville. Dann die Zimmer hier links hinein.

Wirt. Sind bereits bestellt, Herr Robertot, hier gegenüber, für einen hochverehrlichen Freund.

Clairville (zum Kellner). Schaff' Er mir jemand, der mein Gepäck aufnimmt, und zu Ihrer Beschämung, Herr Wirt, mögen Sie nur wissen, daß eben Herr Robertot es ist, der mich hierher gewiesen hat.

Wirt. Wie wäre das?

Clairville (eine Karte herausziehend). Hier! Karl Robertot, Königsstraße.

Kellner. Er hat sich gleich am Tore auf ihn berufen.

Wirt. Und du sagst mir nichts davon? Dummkopf! Wie oft hab' ich euch gepredigt: Höflich gegen jedermann, ohne Unterschied des Standes!

Clairville. Ich gehe.

Wirt. Verzeihen dem albernen Dienstvolk. Fehlt ihm an Edukation, Sprachen. Hat nicht die Gabe, den Mann von Stand an den Airs zu erkennen. Man zahlt ihm Lohn wie dem besten, muß sich alles selbst tun. (Er nimmt den Mantelsack auf).

Clairville. Nicht doch.

Wirt. Werden nicht an mir die Fehler meiner Leute strafen. Herr Robertot. Drei Zimmer auf die Straße. Seit acht Tagen parat. Belieben großmütigst. Hier herein.

Clairville. Ein Etwas sagt mir, daß ich Ihrer Verlegenheit nicht so bald ein Ende machen sollte. Indes —

Wirt (gegen Merville gekehrt). Noble Denkungsart.

Clairville. Wer seinen Gewinn von jedermanns Tasche zieht, hat auch Pflichten gegen jedermann.

Wirt. Wahr, wahr! (Zum Kellner). Merk dir's, Schlingel!

Clairville. Übrigens ist leicht beleidigt zu sein fast ebenso albern als ohne Grund beleidigen.

Wirt. Charmant. Strömen über von Bonmots.

Clairville. Weisen Sie mir nun die Zimmer an.

Wirt. Jacques! voran! Werde die Ehre haben, zu folgen. Hier hinein, submissest aufzuwarten.

(Mit Clairville in die Türe links ab.)

Merville. Nun, Adele, wie hat er dir gefallen?

Adele. Wer? Der Fremde?

Merville. Ja, der Fremde, der Dichter.

Adele. Wie, Sie glauben?

Merville. Zweifelst du noch?

Adele. Der junge Mensch mit den schüchternen Mienen?

Merville. Derselbe.

Adele. Dem peinlich ängstlichen Benehmen?

Merville. Eben der. Und hast du die unsteten Augen bemerkt? Die blasse Farbe, die etwas vorgeneigte Haltung? Wie er dem Kellner einen großen Taler bot, statt eines Viergroschenstücks? Sich über die Grobheit des Wirtes unglücklich fühlte, statt ihm hinter die Ohren zu schlagen? Seine Empfindlichkeit augenblicklich aufgab und sich mit allgemeinen Sätzen tröstete? Es ist mein Dichter; und der dir nicht mißfiel.

Adele. Nicht mißfiel! Er hätte sein eigenes Gegenteil sein müssen, mir zu gefallen.

Merville. Das geht auch nicht so schnell. Das Verlieben kommt schon hinterher.

Adele. Mein Vater!

Merville. Kind, fühle dich nicht beleidigt, sonst muß ich glauben, was ich im Scherz vorausgesagt, sei auf dem Wege, im Ernst wahr zu werden. Wenigstens wird dir die eben jetzt gemachte Erfahrung gelehrt haben, daß du vorher zu schnell geurteilt und daß du nicht frei bist von dem, was aus der Gefühlswelt in die Verstandeswelt übertragen, euch Weiber im Leben so viel Schaden tut. Weißt du, was das ist?

Adele. Es wird wohl nichts Gutes sein!

Merville. Nichts Gutes, Adele! Einseitigkeit!

(Er klopft sie auf die Backen und geht.)

. . . Sehe eines das unempfindliche Mädchen!

Adele. Je nu! Im Lustspiele verspottet man die Menschen, und das kann mich nicht erfreuen; im Trauerspiele —

Merville. Nu, was da? Ist Mitleid, Mitgefühl nicht etwas Schönes?

Adele. Wohl noch mehr, mein Vater: es ist etwas *Gutes*, Mitleid mit wirklichen Leiden nämlich.

Merville. Aber als scheinbar beweinen wir sie eben. Das ist die Spitze des Ganzen —

Der Magier.

Zoroaster. Du aller Wesen Grund, du aller Welten Ahn,
Geliebt's dir, folge mir, so stößest dich nicht an!
Hom. Wenn alles gut ist sonst, all was ich hab' erschaffen,
Die Nacht doch nehm' ich aus, für jene, die nicht schlafen.
Man stößt sich links und rechts, kurzum 's ist eitel Nacht,
Und wenn ich's recht bedenk', wollt', hätt' sie nicht gemacht.
Zoroaster. Du ew'ges Licht.
Hom. Was Licht! Der Titel schwimmt im Seichten;
Ich wollt', ich wär' ein Licht, so könnt' ich jetzt uns leuchten!
Zoroaster. Urgrund des Grunds.
Hom. Ich bitt' dich, johl' nicht so!
Hast du vergessen denn, daß wir inkognito?
Zoroaster. Soll ohne Lob, dein Lob, mir ein Moment verstreichen?
Hom. Ihr nehmt uns, merk' ich wohl, zu sehr für euersgleichen,
Ihr reicht zur Speis' uns dar, was ihr gern selber speist,
Und lobt uns, weil ihr liebt, daß man euch selber preist.
Von einem Gott gleich mir, ließ' ich mich etwa loben,
Euch andre hab' ich längst der eiteln Müh enthoben.
Freund, was man nicht bedarf, macht wahrlich wenig Spaß;
Drum lieb' ich grad und kurz, mein Guter, merk dir das!

Zu brauchen in „dem Magier". Creuzer [Symbolik und Mythologie der alten Völker. 2. Ausg. 1820.] citiert im Gegensatz von der äußerlichen, leiblichen Darstellungsart Homers eine Stelle aus dem uralten Dichter Pamphos, der von Zeus auf würdige Art spricht.

Ferner in Gegensatz mit dem Bilde des Zeus von Phidias, die alte Statue zu Olympia mit drei Augen.

Das Prius oder die Bekehrung.

Ein rührendes Drama für Beamte.

(1821.)

Personen:

Der Präsident.
Kanzleidirektor Sauerbrunn.
Wilhelm Esel, Direktionssekretär.
Registrator Ka.
Seine Frau.
Katharina, seine Tochter.
Adam Fixlmüllner, Kanzleipraktikant.

Amtszimmer in der Registratur, ringsum Aktengestelle. Kanzleipraktikant Fixlmüllner auf der Leiter mit einer Aktengabel in verschiedenen Fächern herumsuchend. Direktionssekretär Wilhelm Esel öffnet die Türe und ruft im Eingange stehen bleibend.

Esel. Prius!

Fixlmüllner. Gleich! Gleich! Herr Direktionssekretär.

Esel. Nummer 748, 322, Wasserbaugegenstand, Referent Holzwurm!

Fixlmüllner (auf der Leiter ein Kompliment versuchend, ängstlich). Im Nu!

Esel (wie oben). De dato 2. April 1642.

Fixlmüllner (immer ängstlicher). Sogleich! Fast könnte ich sagen, daß ich es wirklich jetzt schon habe!

Esel. Haben Sie's.

Fixlmüllner. Eigentlich noch nicht.

Esel. Registratursnummer 432, Kamerale, Faszikel H.

Fixlmüllner (suchend). H, H.

Esel. Lachen Sie?

Fixlmüllner (halb weinend). Ach nein, ich suche littera H. — (weiter suchend) H. — H.

Esel (in dem vorigen Tone). Präsidial-Approbation de dato 2. April 1643.

(Er macht die Türe zu und geht.)

Fixlmüllner. Gleich! Gleich! — Kann ich doch den Quark — — (er sieht sich um) er ist schon fort! — Kann ich doch das

Hofdekret nicht finden. — Ja, du mein Gott, ich suche ja immer in Y! (suchend). Ja, H. — H. — Da hab' ich's! Vivat! Wenn er nur noch da wäre. (Er schreit:) Herr Kanzleidirektionssekretär Esel! Er hört mich nicht mehr. Ich will es aufbewahren, bis er wiederkömmt. (Er steigt von der Leiter herab.) Aber nur nicht wieder verlegen! — Ich bin im Grunde ein recht unglücklicher Mensch! Was ich angreife, mißlingt mir; was ich irgend hinlege, kann ich nicht wieder finden; was ich jetzt schreibe, mißfällt mir in der nächsten Stunde und die anderen Leute wollen auch nicht recht klug daraus werden. Der Herr Registrator meint zwar immer, es würde doch noch gehen; aber es geht nicht! Zu zerstreut! zu zerstreut! Andere Gedanken im Kopfe! Ja, wenn man die Register in Versen schriebe, oder Kathinka Registrator wäre! — Kathinka! — Aber fort! fort! — Habe ich mir nicht hundertmal vorgenommen, in den Amtsstunden nicht an sie zu denken! Doch da ist kein Ernst, keine Gewalt über sich selbst. Kein Eifer! — O, du mein Gott! —

(Seufzend.) Da will ich das Prius hinlegen. Aber was ist das? Ein einzelner Bogen und bloß weißes Papier! Ach ja, auf der andern Seite! Richtig! Resolution über den Wasserschaden anno 1630. Wozu sie das nur im Jahre 1821 brauchen mögen? Sie werden's wohl wissen! — Da lieg' und bleib', bis er wieder kommt. (Er legt das Prius auf den Tisch).

Ach, Kathinka! Sonst pflegte ich dich alle Tage mit einem Gedichte zu begrüßen; aber nun ist's nicht mehr möglich! Alle Nebenbeschäftigungen sind von Amts wegen neuerdings verboten worden, und ich habe mir fest vorgenommen, keine Verse mehr zu machen. Ich will ein ordentlicher Mensch werden, ein ordentlicher Beamter; sonst kannst du ja doch nie die Meine werden! Der Vater wäre wohl noch zu bewegen, aber die Mutter! o weh! die ist eine prosaische Natur! Hab' ich nicht neulich zusehen müssen, wie sie meiner süßen Kathinka eine Ohrfeige gab, weil sie sie über einem Kotzebueschen Familiengemälde überraschte; eine Ohrfeige (mit Emphase), daß die süßen Tränen über erdichtete fremde Leiden sich vermischten mit bittern über eigne, wirkliche, unverschuldete, unleidliche! — O Mordio!

(Mit der Faust an der Stirne.)

Ich hatte mir damals einige Verse ausgedacht, ein Gelegenheits-, ein Festgedicht; wie waren sie doch?

„Als du eigne Leiden —

Nicht doch!

„Als du fremde Leiden litteſt.

Richtig, fremde Leiden, der Kotzebueschen edlen Seelen, nämlich, wozu sich dann (mit einer Bewegung und einem Seufzer) die eignen mischten. Ich wollte, ich hätte das Ganze zu Papier gebracht.

Aber jetzt ist keine Zeit. Zur Arbeit! zur Arbeit! (Er fängt an zu arbeiten.) Numero 320, Gemeinde von Strohdorf — Ganz recht fremde Leiden! Der zweite Vers heißt dann: Littest du nicht eigne Leiden? — Himmel, da schreib' ich nun in den Registraturs-bogen den zweiten Vers meines Trostgedichtes! Verwünscht! Einen neuen Bogen! — Numero 320, Gemeinde von Leiden. — Da steht nun Leiden! Statt Strohdorf, Leiden! Die Verse summen mir im Kopf herum, ich mag anfangen, was ich will. Die muß ich mir erst vom Halse schaffen! Erst das Gedicht aufgeschrieben, dann zur Arbeit. Es soll aber, bei Gott, das letzte Mal sein, daß ich Verse mache in der Kanzlei. — Wo hab' ich denn nur mein Papier hingelegt. (Er zerrt unmutig die Papiere auf seinem Schreib-tisch auseinander.) Der verwünschte Amtsdiener! Alles wird ver-zettelt! — Da ist noch ein unbeschriebener Bogen. Schnell ans Werk! (Er schreibt.)

Trost gegen elterliche Tyrannei.

„Als du fremde Leiden littest,
Littest du nicht eigne Leiden?
So kann Phantasie umkleiden;
Wenn du ihren Beistand bittest,
Leidest du auch eigne Leiden
Nur als ob du fremde littest."

Schön! — Ganz spanisch! — Das leiden und litten und litten und leiden läßt einen nicht mehr aus. Das will ich ihr zustecken, meiner süßen Kathinka! Aber horch, ich glaube, man kömmt! Schnell hinein mit dir.

(Er steckt das Papier unter den Rock und knöpft sich darüber zu. Madame Ka und ihre Tochter, beide Marktkörbe am Arm, treten ein.)

Mad. Ka. Ist mein Mann da?

Firlmüllner (zeremoniös). Erlauben Sie vor allem, Madam —

Mad. Ka. Wo ist er denn sonst?

Firlmüllner. Wer?

Mad. Ka. Mein Mann.

Firlmüllner. Er ist hier.

Mad. Ka. Warum sagen Sie denn das nicht gleich?

Firlmüllner. Ich wollte nur vorher den besten guten Morgen —

Mad. Ka. Papperlapap. (Sie ruft gegen die Türe rechts.) Ka, komm heraus!

Registrator (inwendig). Gleich.

Mad. Ka. Dein: Gleich kenn' ich schon. Da sitzt nun der Mann von morgens bis abends und schreibt und schreibt. — Ohne ihn geschieht nichts, er ist des Präsidenten rechte Hand, aber was hat man davon? Von Schonung oder von Vermehrung des Gehalts will doch niemand was wissen. Man muß sich behelfen, indes

andere — du mein Gott, man weiß ja! — Da ist auch so ein Faulenzer (sieht sich nach Fixlmüllner um). Kathy!

Katharina. Mama!

Mad. Ka. Hierher komm! — Hierher, auf meine rechte Seite! Meinst du, ich sei blind? Meinst du, ich sähe nicht eure Blicke und Winke? Aber warte nur! Und Sie, Herr! Wenn Sie sich noch einmal beikommen lassen — die Briefe und Verslieder, die Sie meiner Tochter immer zustecken, habe ich heute verbrannt — Wenn Sie sich aber noch einmal was Ähnliches beikommen lassen, so — denken Sie an mich — so haben Sie am längsten hier in diesen Wänden gesessen. Mein Mann ist des Präsidenten rechte Hand, ein Wort von ihm und Sie haben Ihren Abschied. Sie sollen mir noch die Kameral- und Salinenregistratorin Ka kennen lernen! Element! Mein Mann arbeitet sich zu Tode, und der Patron da, statt sein Teil mitzutragen, verselt und skribelt und liebelt. — Aber Ka, wo bleibst du denn?

Registrator (von innen). Gleich! Gleich!

Mad. Ka. Ei was, gleich, gleich! Ich brauche Wachslichter in den Haushalt und Papier zu Haubenmustern und Tinte und Federn zum Küchenbuch und Bindfaden zum Bratenwender. Wofür wäre man eine Beamtensfrau, wenn man derlei Dinge auch noch kaufen müßte! Hörst du?

Registrator. Liegt schon alles bereit!

Mad. Ka. Ich muß nur selbst gehn und zusehen. Über die Gelehrten! — Auf jeden guten Beamten, den der Fürst bekömmt, kriegt ein Weib einen schlechten Ehemann. — (In ihres Mannes Zimmer gehend.) Du bist doch heute wieder unausstehlich, Ka! (Zurückrufend.) Komm herein, Kathy! (Ab.)

Katharina. Ja, Mama!

Fixlmüllner (der hinter seinem Arbeitstisch, am entgegengesetzten Ende steht). Du gehst, Kathinka!

Katharina. Muß ich nicht?

Fixlmüllner. Mußt du? Ach!

Katharina. Das Schicksal trennt uns.

Fixlmüllner. Der Tisch! (Er stößt mit dem Fuße daran.)

Katharina. Ach!

Fixlmüllner. Also alles verbrannt?

Katharina. Alles.

Fixlmüllner. Briefe?

Katharina. Alles.

Fixlmüllner. Lieder?

Katharina. Alles.

Fixlmüllner. Sonette?

Katharina. Alles! Alles!

Fixlmüllner. Oden?

Katharina. Frage mich nicht!
Firlmüllner. Und du vergißt mich nun?
Katharina. Wenn auch der Himmel uns, ich nie dich!
Firlmüllner. Darf ich's glauben?
Katharina. Die Götter kennen mein Herz!
Firlmüllner. Kathinka!
(Er fällt neben seinem Schreibtische auf die Kniee.)
Mad. Ka (aus der Tür heraustretend). Was gibt es denn da? — Was treiben Sie, Herr?
Firlmüllner (der sich, da es zu spät war unbemerkt aufzustehen, auch auf die Hände niedergelassen hat). Ich — ich suche etwas.
Mad. Ka. Auf allen vieren?
Registrator (der seiner Frau nachkömmt). Was gibt's denn?
Firlmüllner. Ich habe etwas verloren!
Registrator. Was denn?
Firlmüllner. Ein — ein Stück Geld.
Registrator. Das muß sich finden, wir sind lauter ehrliche Leute hier. (Er bückt sich und hilft suchen.)
Mad. Ka. Mann!
Registrator. Was denn?
Mad. Ka. Schämst du dich nicht?
Registrator. Ei was; er ist ein armer Mensch, der sein Geld nicht so mir nichts dir nichts verlieren kann!
Mad. Ka. Merkst du denn nicht, daß das Ganze eine Finte ist?
Registrator. Eine Finte, sein Geld zu verlieren?
Mad. Ka. Er hat es aber nicht verloren.
Registrator. Warum sucht er es dann?
Mad. Ka. Er sucht ganz was anderes.
Registrator. Gleichviel was immer, ich helf' ihm.
Mad. Ka. Deine Tochter sucht er.
Registrator. Unterm Tische?
Mad. Ka. Überall.
Registrator. Da steht sie ja.
Mad. Ka. Leider.
Registrator. Sollte sie nicht?
Mad. Ka. O, ihr Gelehrten, was seid ihr dumm!

Kanzleidiener. Hier kommen Se. Excellenz.
Katharina. Gott sei gelobt!
Kanzleidiener. Aber hier spricht er niemand; er geht nur durch.
Katharina. Ich muß.
Kanzleidiener. Wagen Sie's nicht. (Sich in Positur stellend). Da ist er.

Präsident kommt, schwarz gekleidet, aus der Seitentüre und geht quer durchs Zimmer.

Katharina. Ew. Excellenz!

Präsident (im Vorübergehn). Auf morgen bitt' ich, morgen.

Katharina. Heute oder nie! (Sie fällt auf die Kniee). Ew. Excellenz!

(Fixlmüllner kniet in einiger Entfernung nieder.)

Präsident. Was wollen Sie? Stehen Sie auf! Vor Gott kniet man, ich bin nur ein Mensch. Mich freut, wenn ich Ihnen dienen kann. (Zum Kanzleidiener halblaut.) Esel! was läßt Er mir die Leute herein? (Zu Katharina.) Stehen Sie auf! Sie auch dort! Gehören Sie zusammen? Desto besser, so tun wir's in einem ab. Was wünschen Sie? Eigentlich sollte man vor Ihnen knieen, nur die Schönen haben dies Vorrecht. Mädchen? Frau?

Katharina. Leider noch nicht Frau, Ew. Excellenz.

Präsident. Ich verstehe. Heirats-Lizenz? Gewährt!

Katharina. O nein, Ew. Excellenz.

Präsident. Gewährt, gewährt, ohne Anstand. Gehe es Ihnen wohl, machen Sie das Glück Ihres Gatten. Adieu.

Katharina. Ach, Ew. Excellenz, wenn es nur das wäre? Ich bitte nicht für mich, für jenen dort bitte ich, für den unglücklichsten von Ew. Excellenz Beamten.

Präsident. Ja so. Dienstangelegenheit?

Katharina. Ja, Ew. Excellenz.

Präsident. Und sind nicht seine Frau?

Katharina. Derzeit nur seine Freundin, Ew. Excellenz.

Präsident. Freundin? Ich verstehe, ich verstehe. Wie alt sind Sie?

Katharina. Er ist dreißig Jahre, Ew. Excellenz.

Präsident. Dreißig? — Ja so — Er. — Ja so — Gut. Gutes Alter — Dreißig Jahre. Und wie heißen Sie?

Katharina. Er heißt Adam Fixlmüllner.

Präsident. Wieder — Er? Ganz recht, Adam Fixlein.

Katharina. Fixlmüllner, Ew. Excellenz, Registratur-Praktikant.

Präsident. Richtig, Fixlmüllner. Sie sagen ganz recht. Ich weiß, Anton Fixlmüllner.

Katharina. Adam.

Präsident. Wie meinen Sie?

Katharina. Er heißt so, mein' ich; Adam Fixlmüllner.

Präsident. Ich weiß. Man hat mir davon gesagt. Adam — Herr — Adam — ich — ich weiß schon.

Katharina. Adam Fixlmüllner. Ein allerdings garstiger Name. Ich pflege ihn daher auch unter uns, zumal er auch Dichter ist, verschönernd Adolf Müllner zu nennen. —

Präsident. Adolf Müllner? Vielleicht ein Verwandter jenes in Weißenfels? Sublimer Poet! Auch Dichter? Schön, schön, freut mich.

Katharina. Verzeihen Ew. Excellenz. Ich nenne ihn nur zum Scherz so.

Präsident. Ja so, ja so. Adolf Müllner, gleichsam Lobriquet, Spitzname! Beißt er etwa auch, beißt er? Ha, ha ha. Gut. Ich bin mit Ihnen zufrieden. Und so leben Sie wohl! Auf Wiedersehn!

Katharina. Ew. Excellenz, unsere Bitte!

Präsident. Noch eine Bitte! Sprechen Sie frei, sie sei Ihnen gleichfalls gewährt.

Katharina. Ich komme erst eigentlich mit meiner Bitte.

Präsident. Kommen Sie immer, kommen Sie.

Katharina. So sprich doch du, Adolf, ich kann das nicht so erzählen.

Präsident. Gut, sprechen Sie! (Zum Kanzleidiener.) Was ist die Uhr, Steyrer?

Kanzleidiener (seine Uhr aus der Tasche ziehend). Zwölf vorüber.

Präsident. Teufel, so viel! (Seine Uhr aus der Tasche ziehend.) Meine Uhr steht. (Er hält sie ans Ohr.)

Fixlmüllner. Ew. Excellenz, ich bin der unglücklichste aller Menschen.

Präsident. Unglücklich, wie so? — Steyrer, hat Er keinen Uhrschlüssel bei sich?

Kanzleidiener. Hier, Ew. Excellenz.

Präsident. Unglücklich sagen Sie? (Er zieht die Uhr auf.)

Fixlmüllner. Ein wichtiges Prius ist in der Registratur verloren gegangen.

Präsident. Ein Prius? Hm! — Wieviel Minuten über zwölf?

Kanzleidiener. Vier, Ew. Excellenz.

Präsident (die Uhr richtend). Eins, zwei, drei, vier.

Fixlmüllner. Mir gibt man den Verlust desselben schuld.

Präsident. Höchst ungerecht. Waren Sie vielleicht eben damals zufällig in der Registratur zugegen?

Fixlmüllner. Ich diene in der Registratur.

Präsident. Ja so, das ändert die Sache. Hier ist Ihr Uhrschlüssel zurück — ja es ist Sein Uhrschlüssel, Steyrer — nehm' Er! Hier! — in der Registratur dienen Sie? Richtig, richtig. Sie sind ja der Registrant Wehrbruck?

Katharina. Er ist der Praktikant Fixlmüllner.

Präsident. Ich weiß, ich weiß! Sein Sie ruhig, ich nehme alles auf mich. Findet sich das Original-Prius wieder, gut; findet sich's nicht, so soll man eine Kopie davon nehmen, sie tut dieselben Dienste. Gehn Sie beruhigt, ich werde schon machen. Adieu.

Firlmüllner. Aber eine Kopie, wenn das Original verloren ist —

Präsident. Ich nehme alles auf mich. Gehen Sie beruhigt.

Katharina. In jedem Fall zählen wir auf Ew. Excellenz Schutz.

Präsident. Sie sind dessen sicher. Adieu.

Beide. Wir danken gehorsamst, Ew. Excellenz.

Ich bin nun überzeugt, sprach Firlmüllner, daß ich keine Anlage zum Dichter habe: Keine Originalität: wenn auch nicht gestohlne Ausdrücke, doch zusammengestoppelte Gedanken. Wenn Goethe, Schiller und Shakespeare über mich einen Konkurs eröffneten, ich müßte assenkahl dastehen. Hm! versetzte Hopmeier. Kannst du noch zweifeln? sprach Hanns Jakob Rousseau und setzte seine Konfessions also fort: Ich habe zu früh und zu viel gelesen. Ich habe mir mit köstlichen Speisen den jungen Magen überladen und muß sie nun, in Unrat verwandelt, von mir geben. Ich verspüre manchmal ein Defizit an Verstand und dennoch bin ich zu klug; verständig mag und muß der Dichter sein, aber ums Himmels willen nicht zu klug. Nur Kinder sollen an den Brüsten der Musen saugen, siehst du einen gemachten Kerl dran hängen, so denk immer zu, es sei einer, der die poetische Milchkur braucht gegen des Lebens Schwind- und Dürrsucht. Und wie viele Kinder gibt's? Ich aber sage euch, wer nicht wird wie diese, wird nicht ins Himmelreich der Poesie eingehen. Mit einem Worte, es ist vorbei, ich bin Gott sei Dank noch früh genug von dem poetischen Fieber, das noch dazu ein kaltes war, kuriert und rühre keine Feder mehr an. Wer nicht Adlersgefieder hat, stehe beizeiten ab; auf Gänsefedern hat sich noch niemand zur Unsterblichkeit aufgeschwungen! Hm, brummte Hopmeier. Du glaubst, ich scherze; aber bei mir selber schwör ich's, der ich ein Gott war wie du, ich will die Menschheit erlösen; von einem Dichter nämlich, und zwar von mir. Zeig mir einen originellen Gedanken, nur einen aus all meinen Schriften. Vielleicht wirst du anführen die Stelle, die dir einst so gefiel:

Entblättert ist des Daseins schöne Blume,
Es reift des Seins erhabne Himmelsfrucht.

F. will sich sehr oft erschießen, hat aber nie den Mut dazu. Hopmeier will Variationen übers Einmaleins herausgeben.

(1827).

Zu Fixlmüllners Charakteristik.

Ungefähr zwischen Hamann und Rousseau. Zwar versteht sich: tiefer als beide, aber in gleicher Entfernung von beiden; mitten inne war, als Mensch, sein Platz.

(1828).

(Fixlmüllner.) Von Natur war ihm eine gewisse mißmutige Redescheu angeboren, die er aber nach Willkür ablegen und beinahe das Gegenteil derselben bis zu einer vorlaut-naseweisen Redseligkeit steigern konnte. Doch war ihm letzterer Zustand ein äußerst widerlicher, und er warf sich ihm nur dann in die Arme, wenn er in Gesellschaft bei Aussicht auf höchste Langeweile in Gefahr war, ganz zu verstummen. Die ihm angeborene Rede- und Menschenscheu ward in seiner Jugend auch noch dadurch gehegt und verstärkt: Erstens, daß er einen Widerwillen gegen den Klang seines Namens hatte und in die größte Verlegenheit geraten konnte, wenn ihn jemand bei demselben nannte, oder wohl gar nach seinem Namen fragte. (Gedruckt hat er ihn noch lange nachher nicht sehen und lesen können.) Zweitens hatte er von seiner Mutter den ihrer Familie eigenen Fehler einer lispelnden Aussprache geerbt, dessen deutliches Bewußtsein ihm jedes Gespräch zur eigentlichsten Marter machte. Durch die größte Anstrengung aber (wobei ihm besonders das nach Demosthenes' Beispiel versuchte laute Sprechen mit kleinen Steinen im Munde den wesentlichsten Nutzen gewährte) gelang es ihm in der Folge, dieses Fehlers, beinahe bis auf die letzte Spur, Herr zu werden.

Der wilde Jäger.

Romantische Oper.

(1822.)

Waldschlucht. Finsternis, daß man seine Hand nicht sehen kann. Unaufhörlicher Donner. Mißtöne aller Art. Vier Teufel mit feurigen Augen hängen als Laternen an den Kulissen.

Sirocco der wilde Jäger tritt unter Donner und Blitz auf; er bleckt die Zähne und brummt gräßlich.

Sirocco. Uh — Uh — Uh — Uh — Uh.

(Donner.)

Sirocco (fährt fort). Mord, Tod, Gift, Dolch, Hölle, Teufel.

(Verstärkter Donner.)

Sirocco. Abrakadabra. Hokuspokus. Gottseibeiuns, erscheine!

(Vierzig Violons streichen in Unisono unaufhörlich.)

Erscheine!

(Zwanzig Pauken sekundieren.)

Erscheine!

(Entsetzlicher Donnerstreich.)

Er kommt nicht?

(Er erblickt den getreuen Eckart, der auf der Erde liegt.)

Ha, du bist schuld, daß mein Herr und Meister nicht erscheint!

(Er schlägt ihn mit einem Prügel sehr stark auf den Kopf. Eckart schreit entsetzlich.)

Doch ich rieche seine Annäherung.

(Ein unerträglicher Gestank verbreitet sich im Theater.)

Höre mich, Schrecklicher!

(Zehn wilde Stiere laufen übers Theater.)

Entsetzlich! Uh!

(Fünfzig Grenadiere treten auf, laden ihre Gewehre mit Kugeln, zielen damit aufs Publikum und setzen dadurch diejenigen, die sich noch nicht fürchten, in wirkliche Furcht. NB. vorher werden alle Ausgänge versperrt.)

Hiermit lästere ich Gott, verfluche mich selbst, ermorde mich, verdamme mich, alle, alles.

(Die letzte Galerie fällt unter entsetzlichem Gekrach ein, die Gequetschten schreien entsetzlich.)

Es ist vollbracht.

(Hinter der Kulisse bricht Feuer aus. Donnerschlag. Der Vorhang fällt.)

Prokrustes.

Tragikomödie mit dem Chor in drei Aufzügen.

(1824.)

Personen:

Prokrustes, König von Normalien.
Die Prinzessin, seine Tochter.
Muschard, Prinzipelminister.
Theseus.
Hanswurst, sein Diener.

Erster Aufzug.

Freie Gegend am Meere. Im Vordergrunde eine Quelle mit einem Rasensitz daneben.

Die Prinzessin kommt, weiß gekleidet, mit dem Cynosur, einem Schäferstabe in der Hand, der nach Art eines Maßstabes eingeteilt ist. Sie treibt eine Herde vor sich her, die aus sonderbar verkürzten und verlängerten Figuren besteht, die auf allen Vieren kriechen und mit Schafpelzen bekleidet sind.

Prinzessin (singt im Auftreten). Weide, weide, weide,
Kleine Herde, du!
Hast zwar wenig Freude,
Doch dafür auch Ruh!
Chor. Bäh! Bäh!
Prinzessin (fährt fort). Lust und Kummer machen,
Weide, Störung nur;
Lach drum, willst du lachen,
Nach dem Cynosur!
Chor. Bäh! Bäh!

Abgerissene Ideen dazu:

Prokrustes, König des Normallandes (er nennt sich selbst den Normalkönig), läßt alle Bewohner seines Staats, auch die Durchreisenden, nach seinem eigenen Maße, fünf Schuh zwei Zoll, zustutzen oder ausdehnen. Er ist übrigens ganz gutmütig und hat kein Arges bei seinem Verfahren. Sein Raisonnement dabei ist: Bin ich ein gutgewachsener Mann? — Ja. — Ist gegen meine

Größe, fünf Schuh zwei Zoll, etwas einzuwenden? — Nein! — Es ist also auch nichts dagegen einzuwenden, wenn ich die anderen von gleicher Größe zu haben wünsche. Ergo —

Theseus ist zu groß: er soll abgeschnitten werden; Hanswurst, sein Diener zu klein: er muß gedehnt werden. Umsonst wendet dieser ein: ein gedehnter Hanswurst sei die erbärmlichste Sache von der Welt. Der König bleibt bei seinem Sinn. Wenn ihn jemand von seinem Verfahren abbringen wollte, müßte er ihm beweisen können, daß es unrecht sei, fünf Schuh zwei Zoll zu haben: solange man das nicht kann, glaubt er völlig im Recht zu sein.

Er gibt dem Theseus die besten Worte, um ihn zu bewegen, sich gutwillig der Operation zu unterziehen. Er versichert, so geschickte Leute in seinem Reiche zu haben, daß das Abschneiden gar nicht schmerze; als dieser aber durchaus bei seinem Rechte beharrt, so groß zu sein, als ihm beliebe, hält er ihn für hartnäckig und sich für berechtigt, den Fremdling auch gegen dessen Willen zu seinem Besten zu zwingen.

Die Prinzessin hütet die Herde, die aus beschnittenen und gestreckten Autoren jeder Art besteht. Shakespeare, Calderon, Schiller, Goethe teils oben, teils unten, teils in der Mitte grotesk abgekürzt. Andere sind teils gedehnt worden: Holberg, Hafner, Kotzebue, teils haben sie sich selbst gestreckt: Tieck, beide Schlegel, Müllner, Houwald, und so gehen sie eines Schrittes miteinander; nur daß die gekürzten von ihren Tücken und Sprüngen nicht lassen wollen, jedesmal aber von der Prinzessin zurechtgewiesen und mit ihrem nach Art eines Maßstabes eingeteilten Schäferstabe, dem Cynosur, auf die Köpfe geklopft werden. Diese Herde bildet den Chor.

Dem tüchtigsten Schafbocke der Herde, Shakespeare, dem die abgeschnittenen Teile immer nachwachsen wollen, sind zwei Lämmer an die Seite gegeben, die ihn einengen und abhalten, die Erklärer Tieck und Franz Horn. Ebenso Calderonen die Übersetzer Gries und Malsburg. Eine Schar Nachahmer tun das übrige, sie unschädlich zu machen.

L'hermite en prison.[9]

(Februar 1826.)

Daffinger. Hm, hm, hm, hm, hm, hm, hm,
Hm, hm, hm, hm, hm, hm, hm, hm!
Tamino. Ich kann nichts tun als dich beklagen,
Weil ich zu schwach zu helfen bin.
Daffinger. Hm, hm, hm, hm!

Tamino. Ich kann nichts tun.
Daffinger. Hm, hm, hm, hm!
Tamino. Als dich beklagen,
Weil ich zu schwach zu helfen bin.
Arie. Drei Bengel tüchtig, derb und weise
Begleiten dich auf deiner Reise,
Sie werden deine Schützer sein:
Vertrau dich ihnen ganz allein.
Die drei Damen. Die Königin verzeihet dir;
Doch legt sie dir drei Fragen für:
Ist sie gerecht?
Daffinger. Hm, hm, hm, hm!
Damen. Gerecht und gnädig?
Daffinger. Hm, hm, hm!
Damen. Fühlst du dich glücklich?
Daffinger. Hm, hm, hm:
Hm, hm, hm, hm, hm, hm, hm, hm!
Chor der Eingeweihten. Bekämen doch die Sprecher alle
Ein solches Schloß vor ihren Mund:
In Milch verwandelt wär' die Galle,
Und tadellos der heil'ge Bund.

Der Zauberflöte zweiter Teil.

(1826.)

Erster Aufzug.

Kleines, ärmlich möbliertes Zimmer.

Sarastro allein in bürgerlicher Kleidung, er legt Fidibus zusammen und singt dabei.

In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht —

(Sprechend.)

Bei alledem aber, wenn ich dem verfluchten Monostatos eins versetzen könnte, sollte es mir doch nicht leid tun. Aber der Kerl ist verschanzt bis an die Ohren, und die Königin der Nacht beschützt ihn.

(Singt weiter.)

Und ist ein Mensch gefallen —

(Sprechend.)

Nun, wenn irgend ein Mensch tief gefallen ist, so bin ich's. Kaliph, Vorsteher der Eingeweihten, Besitzer des mächtigen Sonnen-

kreises und nun — Kanzleisekretär mit dreihundert Gulden Gehalt. Daß dich! daß dich! Sogar den Tabak habe ich mir abgewöhnen müssen, um nur das liebe Brot schaffen zu können. Zu angenehmer Erinnerung der Vergangenheit und als Vorrat für eine bessere Zukunft falte ich Fidibus und rauche dazu in der Imagination.

Pamina kommt mit einem Topfe und Semmel.

Sarastro. Guten Morgen, meine Tochter! Was bringst du mir da?

Pamina. Das Frühstück, lieber Vater!

Sarastro (gierig in das Gefäß blickend). Kaffee?

Pamina. Suppe.

Sarastro (kleinlaut). Setz immer hin! — O meine Tochter, welche Veränderung! Erinnerst du dich noch der Frühstücke von ehemals?

Pamina. Kaffee mit Milch!

Sarastro (seufzend). Gestopfte Pfeifen! — Und dann, so oft es Schmaus bei den Eingeweihten gab, der Abhub für die Familie. Rot und schwarze Hunde von eitel Gefrornem, rot und schwarze Mandeln. Die herrlichen Kapaunen aus Steiermark, die uns gebraten so wohl schmeckten, obgleich ich sie in der Folge wieder ersetzen mußte, in verkleinertem Maßstabe nämlich. Endlich die Feste an meinem Geburtstage. Weißt du? Morgen ist mein Geburtstag.

Pamina (verlegen). Morgen? wirklich?

Sarastro. Was liegt daran, wenn es auch vergessen wird. Die glänzendste Feier würde doch nur ein Schatten gegen die vergangenen Jahre sein. Familientafel der Eingeweihten, Punsch vom Sprecher, Quartett der drei Knaben. O Isis und Osiris!

Pamina. Seid ruhig, Vater! Das alles kann wieder kommen!

Sarastro. Wieder kommen? Hat nicht der abscheuliche Monostatos den Tempel der Weisheit, der Mäßigkeit und Tugend aufgehoben? Besitzt nicht die Königin der Nacht jetzt den mächtigen Sonnenkreis, der eigentlich nichts ist als ein künstlicher Apparat zum Anzünden der Tabakspfeifen. Bin ich nicht in ein Bureau gesteckt und muß nicht Tamino abschreiben im Kanzell? Ich habe mich für heute krank gemeldet zur Feier meines morgigen Geburtstages; aber was übermorgen und überübermorgen, und alle Tage meines kommenden Lebens? (Er weint.)

Pamina. Wenn ich den garstigen Mohren hätte erhören wollen.

Sarastro. Potz wenn und aber!

(Er singt.)

Ha, gebt dem Ehrenmann sogleich
Nur siebenundsiebzig Sohlenstreich'.

(Sprechend.)

Ihn erhören und mir nichts davon sagen wäre besser als ungeschehen davon sprechen und in der Misere stecken.

Pamina. Da kommt Tamino aus der Kanzlei.

Sarastro. Der wird eben auch nicht viel Kluges wissen. Seit er seine Zauberflöte verloren hat, tanzen Affen und Bären auf seiner Nase, statt nach seiner Pfeife.

Tamino kommt mit einem Pack Schriften, den er auf den Tisch wirft.

Tamino. Guten Morgen!

Sarastro. Ebenso viel!

Pamina. Wie hast du gelebt? Einziger! Geliebter!

Tamino. Gelebt? Mordio! Lieber zweimal durch Feuer und Wasser gehen, als einmal in die Kanzlei!

Sarastro. Das haben wir schon längst gewußt; wenn du keine größeren Neuigkeiten hast, so erspare dir die Mühe des Erzählens.

Tamino. Unser Feind Monostatos ist Oberaufseher und Direktor aller Licht- und Feuerlöschanstalten geworden.

Sarastro. Teufelskerl!

Tamino. Er ist geadelt worden mit dem Prädikat: Edler von Schneeweiß.

Sarastro. Der Kerl ist ja schwarz wie die Nacht.

Tamino. Wenn er weiß wäre, brauchte man den Leuten nicht erst zu befehlen, ihn dafür zu halten. Er ist der Liebling der Königin der Nacht.

Sarastro. Er lag immer mit ihr unter einer Decke.

Pamina. Pfui! Seht, wie ich rot werde!

Sarastro. Soll ich mich etwa auch noch im Reden genieren? Die Strafgelder sind aufgehoben. Wie ich sagte: Sie steckten immer beisammen.

Pamina. Ich gehe.

Sarastro. Den Henker auch! Ich denke an keine Zweideutigkeit, dein übermenschliches Zartgefühl verdreht mir die Worte im Munde.

Tamino. Wenn nur Papageno noch unter uns wäre. Er war ein anschlägiger Kopf, er wußte immer Auswege.

Sarastro. Er ist der einzige von meinen Söhnen, der von mir abgefallen ist im Unglück. Man hat ihn bestochen. Er ist, wie ich höre, Hofvögellieferant geworden.

Pamina. Nun ist's genug. Meine Ohren können solche Greuel nicht mit anhören. Tamino, ich erwarte dich am bewußten Orte, wo keine zuchtvergeßne Zunge unsere holde Vertraulichkeit stören soll. (Sie geht.)

Sarastro. Mord-Tausend-Sapperment! Eine solche Schamhaftigkeit macht sich selber die Zoten, über die sie dann errötet. Gib acht auf sie, mein Sohn, solche Tugenden stehen nicht immer

auf den festesten Beinen. Hast du nichts von den weiteren Schicksalen der Eingeweihten gehört?

Tamino. Weniges und unbestimmt. Die drei Knaben sind zu einem Tischler in die Lehre gegeben worden. Er soll nützliche Bürger aus ihnen bilden.

Sarastro. Nu, nu! Nicht aus jedem Klotz wird ein Merkur, aber aus jedem Merkur kann ein Klotz werden!

Tamino. Dem Sprecher ist Schweigen auferlegt worden.

Sarastro. Aber denken darf er doch, was er will?

Tamino. Darüber weiß man nichts Bestimmtes: doch glaub' ich, daß, wenn er von dem Gedachten nichts laut werden läßt —

Sarastro. Nu, also Gedankenfreiheit wenigstens!

Tamino. Das alte Weib verkauft an den Straßenecken Prozessionsordnungen und Firmungsstirnbänder.

Sarastro. So! so!

Tamino. Die Sklaven aus Sarastros Gefolge hat man bei ihrem bisherigen Zustande unverändert belassen.

Sarastro. Doch ein menschenfreundlicher Zug. Komm, mein Sohn, laß uns jetzt zu deiner Frau hinaufgehen.

Tamino. Verzeiht! Aber das kann nicht sein.

Sarastro. Warum nicht? Ich will hinauf.

Tamino. Nun denn! Sie ist beschäftigt. Habt Ihr denn auf den morgigen Tag vergessen?

Sarastro. Mein Geburtstag?

Tamino. Euer Geburtstag — und sie ist beschäftigt! — Merkt Ihr nun endlich?

Sarastro. Ah, eine Überraschung. Nun, ich will eure Freude nicht stören! Obgleich die früheren Geburtstage! die früheren Geburtstage. — Laß uns ins Freie, wir wollen von den alten Zeiten plaudern.

(Beide ab.)

Saal im Hause der Königin der Nacht.

Monostatos. Die drei Damen.

Erste Dame. Es ist nicht möglich, sage ich Ihnen!

Monostatos. Ich muß die Königin sprechen.

Zweite Dame. Sie schläft.

Monostatos. Sagt ihr, ich hätte wichtige Dinge zu melden.

Dritte Dame. Nun, auf Ihre Gefahr!

(Die drei Damen ab.)

Monostatos (hat sich in einen Sessel geworfen, jetzt springt er auf). So sei es! Keine Rast! Entweder diese Eingeweihten müssen zu Boden, oder ich! Soll jemand lustig sein, indes ich traurig bin?

Sollen sie die Nächte durchschwärmen, während ich an den Nägeln kaue? Und warum? Weil ich die Farbe eines schwarzen Gespenstes trage? Habe ich nicht das Prädikat: Edler von Schneeweiß gekauft? — Und dann: was ist denn weiß? Weiß! Weiß! Weißes Papier, leeres Papier! — Ich habe mich oft schon tagelang gewaschen, und kann diese verfluchte Farbe nicht von den Backen bringen! Ich will euch eure Weiße versalzen! — Pah! sind sie denn auch weiß? Der eine unter ihnen ist rot wie ein gesottener Krebs, und doch sieht er auf mich herunter und sagt, ich sei schwarz. Höll' und Teufel! Ihr sollt mich noch weiß finden, wie gefallenen Schnee.

Ruhe soll ich halten? Haltet denn ihr Ruhe? Ich habe sie überfallen, aufgehoben, mißhandelt, und doch fürchten sie sich nicht vor mir, verweigern mir sogar die schuldige Ehrerbietung. Wenn ich dem Tamino auf der Straße begegne, so grüßt er entweder gar nicht oder mit einem leichten Zucken des Hutes. (Er setzt seinen Hut auf und tritt vor den Spiegel.) So! — Nicht einmal! — So vielmehr! daß der Hinterkopf kaum zwei Zoll hoch entblößt wird und der Hut an die Stirne herabsinkt! — So! (Er macht Gebärden gegen den Spiegel.)

Mein Hemdkragen ist nicht weiß gewaschen. Die Halsbinde sitzt schief. (Er putzt sich.) Im Grunde bin ich so schwarz nicht; nur etwas brünett. Und doch mögen mich die Mädchen nicht leiden und schielen nach diesen Laffen, diesen Eingeweihten! Hol' euch der Teufel! Hätt' ich darum mich gefügt und geschmiegt, mir alles gefallen lassen, den guten Freundinnen entsagt, den Sittenrichter gespielt, um nun nicht einmal mein Ansehen, meine Macht genießen zu können? Ich will unerbittlich sein! Ich träumte neulich, Tamino gäbe mir eine Ohrfeige! Er soll nicht leben! — Ich will dich lehren, vor Männern von Einfluß den Hut tiefer abziehen!

(Er setzt wieder den Hut auf und macht Verbeugungen in den Spiegel.) Die Königin der Nacht tritt aus ihrem Zimmer und sieht ihm eine Weile zu; dann:

Königin. Was machen Sie da, Direktor?

Monostatos. Ich — ich — übe mich in der Höflichkeit.

Königin. Nicht notwendig. Die Schuldigkeit getan ohne Zeremonie. Schließen Sie die Balken, meine Augen können den Tag nicht vertragen.

Monostatos. Gnädige Fürstin —

Königin. Nun? warum schließen Sie nicht?

Monostatos. Ich dachte, weil ich zu lesen —

Königin (zornig). Lesen?

Monostatos. Was ich hier pro memoria aufgeschrieben.

Königin. Schreiben?

Monostatos. Verzeiht, es sind Akten!

Königin. Akten? Nun, dann mag's hingehen. Übermorgen gebt den Auftrag, daß man im Lande nur so viel Papier verfertige, als ich für meine Kanzleien bedarf.

Monostatos. Sehr wohl.

Königin. Beschäftigt meine Beamten mehr, denn ich höre — habt Ihr nicht Kölner Wasser? — ich höre, sie lesen. Schließt den Balken wenigstens zur Hälfte.

Monostatos (schließt den Fensterbalken).

Königin. Ich habe mir gestern zu Nacht mit Schinken den Magen verdorben. Verbietet jedermann, Schinken zu essen, mir bekommt er nicht wohl.

Monostatos. Wird geschehen.

Königin. Auch sollen die Leute auf den Promenaden nicht so schnell gehen; aber auch nicht zu langsam — führt einen gewissen Takt für das Spazierengehen ein. Eins, zwei; ein, zwei! So dächte ich, wär's für jedermann recht. So pflegte ich zu gehen, da ich noch in die freie Luft ging. Versucht's einmal.

Monostatos (spaziert im Zimmer herum).

Königin (zählt). Eins, zwei! — etwas schneller! — halt, zu rasch! — Eins, zwei! — Nicht so langsam! — Eins, zwei! — So, gut! — Ist dies nicht der bequemste Schritt?

Monostatos. Bei weitem. (Er trocknet sich den Schweiß.)

Königin. Ich war gestern im Theater. Die Bänke leer. Ich höre täglich von Freibilletten, laßt Zwangsbillette austeilen. Was wollen die Leute? Wenn ich mich ennuyiere, können sie's auch. Auch sollen die jungen Mädchen nur mit bedecktem Halse ausgehen. So was erregt Begierden.

Monostatos. Ah!

Königin. Warum seufzt Ihr? Eure Zeiten sind vorüber, Monostatos. Aber Ihr dient mir jetzt mit der Feder. Ich bin mit Euch zufrieden.

Monostatos. Allein was ist das gegen sonst.

Königin. Taisons.[7]) Was habt Ihr noch?

Monostatos. Die Eingeweihten —

Königin. Was, Eingeweihte! Gibt's denn noch Eingeweihte? Wissen Sie denn nicht, daß ich nicht will, daß sie existieren? Ich bin zu mild. Ich lasse niemand hinrichten, kaum wird noch je und dann einer eingesperrt auf lebenslang. Ich muß strenger werden. Was ist's mit den Eingeweihten?

Monostatos. Sie versammeln sich wieder!

Königin. Peste.

Monostatos. Bei verschlossenen Türen.

Königin. Ich will keine Türen in meinem Lande! Glastüren höchstens.

Monostatos. Ein Zimmer im zweiten Stocke von Sarastros Wohnung wird seit einiger Zeit verschlossen gehalten. Niemandem ist der Eintritt erlaubt, man trägt verdächtiges Geräte hinauf. Ich habe selbst von einem Fenster gegenüber zugesehen.

Königin. Gegenüber? Wer wohnt dort?

Monostatos. Es ist — es ist eine weitläuftige Verwandte. Eine geborene Kanal-Ratz.

Königin. Kanal-Ratz? Je ne connais pas cette famille. [8])

Monostatos. Erst schleppte man ein Bündel Stäbe hinauf, es schienen Pfeile.

Königin. Feilen.

Monostatos. Pfeile. (Er macht die Pantomime des Bogenspannens und Losschießens.)

Monostatos. Wachslichter.

Königin. Hm!

Monostatos. Ferner eine schwarz und rote Stange mit etwas Glänzendem an der Spitze; lanzenartig.

Königin. Ich schaudere.

Monostatos. Mehrere Beutel mit schwärzlichen, kleinen, nicht zu unterscheidenden Körperchen.

Königin. Gift?

Monostatos. Oder Schießpulver. Auch Feuer und Stahl. Zündschwamm!

Königin. Über die Mordbrenner!

Monostatos. Eine Lampe.

Königin. Lampe? Mir schmerzen die Augen vom Zuhören. Versammelt Eure Macht. Hebt sie auf. Inquiriert, justifiziert! Ich verlasse mich auf Euch. Adieu. (Sie geht.)

Monostatos. Vivat! (Er macht einen Rundsprung.) Aber man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist. Herein, ihr untertänigen Diener meiner Einfälle. Ihr Überläufer von Profession! Ihr Nacht- und Tagvögel, je nachdem man euch braucht und zahlt! Herein! und hört und wirkt und eilet.

Die Tiere aus der Zauberflöte treten ein, der Elefant an ihrer Spitze.

Monostatos. Meine Herren! Wichtige Dinge gehen vor. Die Eingeweihten versammeln sich wieder. Wir dürfen das nicht dulden. Wir dürfen gar nichts dulden. Wieviel sind unser?

Einer. Zehn Affen.

Zweiter. Elf Bären.

Dritter. Und ein Elefant.

Monostatos. Gut. Nehmen Sie noch aus Papagenos Käfig einige Galgen- und sonstige Vögel; die seither wieder geheilte Schlange nicht zu vergessen. Dreißig bis einunddreißig Kombat-

kanten werden hinreichen. (Zum Elefanten.) Ihnen, mein Herr, vertraue ich die Leitung des Ganzen. Ihre Gelenkigkeit und Delikatesse ist mir bekannt. Sie haben zu Schikaneders Zeiten Sarastron auf dem Rücken getragen, sind aber seitdem durch einen Wagen, von Gefangenen gezogen, verdrängt worden. Das Gefühl der Zurücksetzung wird Ihren Diensteifer verdoppeln. Überfallen Sie die Eingeweihten, durchsuchen Sie das Haus, nehmen Sie alles mit, was nicht niet- und nagelfest ist. Lassen Sie sich nicht von Ihrer feinen Empfindung hinreißen, mein Elefant, sondern seien Sie streng, ja grob. Ich verlasse mich auf Sie. Lohn und Ehre erwartet euch! (Er geht.)

Elefant (kommandiert). Halt! Richt Euch! Kopf zu, Taschen auf! Links um!

Sie marschieren ab und singen dabei folgenden Chor:

Brumm, Brumm!
Krumm, Dumm!
Schleicht und schnüffelt ringsherum.
Pflock, Block,
Haselstock!
Kriegt ein jeder 's Kreuz an Rock.
Im Dunkeln ist gut munkeln.
Ich bin müd, mein Schatz.
Ist nirgends ein besserer Platz?
Frau Gevatterin, leih mir d' Scher'.
Wo steht's leer?

Sie führen ein Ballett auf, das Kinderspiel: „Gevatterin, leih mir die Schere", nachahmend, wo einer den Platz des andern zu erhaschen sucht.

Der Vorhang fällt.

Die Vogelscheuche.

Ein phantastisches Lustspiel in fünf Aufzügen.

(1835.)

Personen:

Polymaster, ein Mechanikus.
Magister Ubique, Schulrektor.
Hannchen, seine Tochter.
Baldrian, Amtsschreiber.
Lebebrinna, ein Popanz.
Verschiedene Popanze und Phantome.

Erster Aufzug.

Angenehme Gegend, im Hintergrunde halb durch einen Fels geschlossen, neben dem man auf Wiesen und Saatfelder die Aussicht ins Ferne hat. Im Fels ein hohes Tor, zu einer Grotte führend.

Magister Ubique, Hannchen und Baldrian kommen.

Ubique. Ja, ja, der Sommer hat sein Schönes.

Hannchen. Die Wiesen, das Grün, die Felder!

Baldrian. Das Zwitschern, gleichsam noch unartikulierte Lallen der Vögel!

Ubique. Ja, hat sich lallen! Ihr denkt nur auf das dulce, wo bleibt aber das darunter zu miszierende utile? kalokagathon schöngutes (in schreiendem Doziertone:) Hai gar pronemenai.

Hannchen. Wie meint Ihr, Vater?

Ubique. Ja so. Ich meine, daß das Gezwitscher der Vögel wohl allerdings angenehm klingt, dafür aber die Nützlichkeit dieser Tiere (geflügelte Hunde nennt sie Äschylus) eine negative, ein me on; dagegen ihre Schädlichkeit ein Positives ist.

Hannchen. Schädlich? Die artigen Kleinen!

Ubique. Nicht für den Gelehrten, den sie in früher Morgenstunde, wenn sie nicht gar zu heftig schreien, ergötzen, ja begeistern (Hannchen am Kinn fassend), und du weißt, wie oft ich an deiner Seite bis zum lauten Preis des Schöpfers Demiurgos davon gerührt wurde; aber für den Landbauer, den Ackersmann!

Hannchen. Zu denen wir aber nicht gehören.

Ubique. Zu denen wir aber allerdings gehören! Du weißt nämlich, daß, nachdem ich die Erzeugnisse des Bodens so lange nur

als Konsument, als Leser gleichsam benutzt, mir die Lust gekommen, es auch mit der Produktion zu versuchen. Ich habe daher ein kleines Stück Land mit poetischen Kichererbsen, cicer poeticus, und laudanum soporiferum oder schlafmachendem Lobhudel besetzt. Die Saat gab auch schon die beste Hoffnung; da sind mir aber die Spottvögel und Lachtauben hineingekommen, ohne daß ich bei dem Zustande meiner physis oder vielmehr physe, physao, ich blase, Gebläse, imstande wäre, sie wieder herauszubringen.

Hannchen. Sie haben ja eine meiner Nachthauben auf einer Stange als Scheuche hineingestellt.

Ubique. Dein Nachtzeug scheint mir mehr anziehende als verscheuchende Kraft zu haben. Auch ist sie diese Nacht von Spitzbuben gestohlen worden.

Baldrian (heimlich die Haube aus der Tasche ziehend und küssend). Engel!

Ubique. Da habe ich denn beschlossen, meine Schritte hierher zu lenken, zu dieser Höhle, die seit einiger Zeit ein berühmter Mechanikus bewohnt, Polymaster genannt. Man weiß nicht, woher er gekommen ist. Einige halten ihn für einen griechischen Weisen, andere für einen Chaldäer, das Natürlichste dürfte sein, ihn für ein übernatürliches Wesen, einen Zauberer anzusprechen, von dem will ich mir eine abschreckende Vogelscheuche, ein miairon — miaino ich beflecke — verfertigen lassen.

Hannchen. Ist der Mann so geschickt?

Ubique. Über allen Glauben. Höchstens wirft man ihm vor, daß er in der Ausführung manchmal die Aufgabe überschreite, zu drastisch sei. Als er neulich zur Stillung eines Brandes mit seiner mechanischen Feuerspritze herbeieilte, stillte er allerdings den Brand, setzte aber die Gegend unter Wasser, und den etwas stupiden Sohn des Ministers machte er so überklug, daß er von der andern Seite wieder in die Dummheit hineinkam. In meinem Falle hat das aber keine Not. Wenn seine Scheuche die Vögel, statt sie bloß zu verjagen, gänzlich tötet, so speisen wir die Gebratenen (wie der Grieche sagt, eigentlich: speisen sie, nachdem wir sie gebraten haben) und sind um so besser daran. Dort ist die Höhle, in der er wohnt. Ich will hin und ihn vor der Türe etwas loben. Vielleicht kommt er heraus. (Er nähert sich der Höhle, am Boden herumblickend.) Da ist weder Schuhbürste noch Kratzeisen. (Er stäubt die Schuhe mit dem Schnupftuche ab.)

Baldrian (leise). Hannchen!

Hannchen. Nun?

Baldrian. Er wird herauskommen.

Hannchen. Wer?

Baldrian. Der Hexenmeister.

Ubique (an der Pforte). Großmächtigster, Unüberwindlichster, Gelehrtester, Besesenster. (Nachdem er eine Weile gehorcht.) Er muß nicht zu Hause sein.

Hannchen. Rufen Sie nur ein wenig lauter.

Baldrian. Damit er ja gewiß herauskomme.

Hannchen. Ich glaube gar, du wirst eifersüchtig?

Baldrian. Zum Rasen.

Hannchen. Du bist ein Narr!

Baldrian. Ich habe deine Nachthaube. (Sie halb hervorziehend.)

Hannchen. Spitzbube.

Baldrian. Hannchen!

Hannchen. Nun?

Baldrian. Ein Tröpflein Trost.

Hannchen. Siehst du denn nicht —?

Baldrian. Hannchen.

Hannchen. Nun denn! (Er küßt sie.)

Ubique (sich umwendend). Ich höre Gezwitscher. Sind uns etwa die verdammten Vögel bis hierher gefolgt.

Hannchen. Nur einer und er ist schon wieder fort. Sie pochen ja nicht?

Ubique. Ich fürchte ihn zu stören.

Hannchen. Wenn er aber nicht gestört wird, kommt er nicht heraus.

Ubique. Du hast recht. (Er nähert sich langsam der Pforte. Plötzlich stößt er aufs heftigste mit der Ferse dagegen, wobei er ausruft:) Lax!

Hannchen. Was fällt Ihnen ein.

Ubique (wie wütend den Stoß wiederholend). Lax!

Hannchen (die hingeeilt ist und ihn bei der Hand ergriffen hat). Um Gottes willen, Sie werden den Mann erzürnen!

Ubique (von Hannchen gegen den Vorgrund geführt). Lax! (Mit dem Fuß in die Luft stoßend.) So sagte der Grieche. Das heißt: mit der Fußsohle. Lax! (Dieselbe Bewegung.) Auf diese Art pochten sie im Zorn an die Haustüren ihrer Geliebten, und wenn sie ihren Gegner zu Boden geschlagen hatten, traten sie ihn mit Füßen. Lax! (Mit dem Fuße stoßend.)

Hannchen. Er ist von Sinnen, die klassische Begeisterung kommt über ihn.

Ubique. Ich fühle mich ermattet. (Setzt sich, von Hannchen geführt, auf einen Steinblock.) O, es war ein herrliches Volk, diese Griechen! Bei ihren Ergötzlichkeiten schlugen sie sich mit Fäusten, fielen vom Kutschbock unter die Wagenräder, wurden von Pferden geschlagen — Lax! (Er schlägt mit dem Fuße gegen den Stein.) Au weh! (Er greift mit der Hand nach dem Fuße.)

Hannchen. Das wird ihn wenigstens zu sich bringen. Sie sollten sich Erholung gönnen, mein Vater.

Ubique. Du hast recht. Wir wollen nach Hause. (Aufstehend.)

Hannchen. Sie vergessen aber, weshalb wir hergekommen sind.

Ubique. Weshalb sind wir denn hergekommen?

Hannchen. Wissen Sie nicht? Wegen der Vogelscheuche.

Ubique. Ja so. O elendes Zeitalter. Die Griechen stellten unzüchtige Figuren in ihre Felder. Zum Beispiel.

Hannchen. Ich bitte: ohne Beispiel.

Hier ein Ideenbutterfaß für dramatische Dichter. Man gießt die Milch der Idee in ganz flüssiger Gestalt hinein und quirlt so lang, bis sie Konsistenz gewinnt.

Hannchen. Und wird jederzeit Butter daraus?

Polymaster. Nicht immer, aber Klumpen gibt's doch meistens. (Auf eine Anzahl Fernröhre zeigend.) Hier die Kategorien, die ich zum Objektivmachen bekommen.

Ubique. Das muß schwer sein.

Polymaster. Leichter als man denkt. Es kommt nur darauf an, ob durchs Okular oder durchs Objektivglas gesehen wird. (Ubique durchs Perspektiv betrachtend und dabei dieses immer umwendend.) Subjekt, Objekt; Abbild, Urbild; schlechte Kopie, Original.

Ubique (die Hand auf die Brust gelegt und die Umstehenden anblickend). Ich?

Polymaster. Dort eine Staatsschulden-Tilgungsmaschine. Oben in diesen Trichter werden die Gläubiger hineingeschüttet, so fallen unten die Schulden getilgt heraus.

Ubique. Ah!

Polymaster. Hier ein Dampfkritiker.

Ubique (leise zu Hannchen). Ist schon dagewesen.

Polymaster (grob). Ist nicht dagewesen. Dieser kritisiert nur in ungefülltem Zustande, wenn man ihm einheizt, schweigt er stille.

(1836).

Polymaster. Ich fange mit dem Einfachsten an; was kann einfacher sein als Nichts? Ich sage also Nichts, der erste, einfachste, der Urbegriff. Und nun geben Sie acht. Was ist Nichts? Nebst dem, daß es gar nichts ist, ist es zugleich die Verneinung. Ich habe also schon die Negation erobert und operiere damit fort. Zuerst also negiere ich das Nichts; Nicht = Nichts. Nicht = Nichts ist Etwas. Sehen Sie das Samenkorn, aus dem die

Welt hervorgehen wird? Aber Geduld! Es soll schon besser kommen. Ich negiere weiter und maltraitiere nun das Etwas, ich negiere es. Nicht = Etwas. Wäre Nicht = Etwas vielleicht Nichts? Keineswegs! Das Etwas läßt sich nicht wegbringen, wenn es einmal da ist. Etwas kann nicht zu Nichts werden. Aber was ist Etwas? Etwas ist ein nicht Vieles, ein Beschränktes. Wenn ich daher das beschränkte Etwas negiere, und kann damit das Etwas nicht wegschaffen, was negiere ich denn? Die Beschränkung. Nicht = Etwas ist das unbeschränkte Etwas — das Alles. Alles ist die Welt. Ich habe somit die Welt erschaffen, wie Gott aus Nichts. Nehmt sie, geht darin spazieren, erholt euch, erquickt euch. Ihr habt die Welt, ich schenke sie euch.

Seelengröße.

Schauspiel in vier Aufzügen.

Samstag, den 28. Mai 1808.

Personen:

Graf Antonio Roccaforte.
Gianetta, seine Tochter.
Marchese Guido Vercelli.
Cavaliere Rinaldo Fiorini.
Walter von Haßly, ein schweizerischer Ritter.
Giulia, Gianettens Mädchen.
Benedetto, Vercellis Diener.

Erster Aufzug.

Ein Vorsaal im Schlosse des Marchese Vercelli.

Erster Auftritt.

Giulia (allein. Sie stürzt hastig herein und öffnet die Türe eines Kabinetts). Gräfin, Gräfin, — Gräfin Gianetta, Benedetto ist hier! — Botschaft vom Marchese! — Wo sie doch nur sein mag!

Zweiter Auftritt.

Benedetto. Giulia.

Giulia (stürzt ihm mit lautem Geschrei entgegen). Willkommen auf Vercelli, willkommen!

Benedetto. Willkommen, Giulia, wo ist die Gräfin?

Giulia. Weiß ich's? Sie sitzt wohl wieder im Pavillon am Hügel, singt den Bäumen ein munteres Liedchen vor und sieht in die Ferne nach Reitern und schwarzen Federbüschen.

Benedetto. Nach schwarzen Federbüschen?

Giulia. Nun ja, du weißt ja wohl, daß der Marchese einen solchen trug, als er abreiste. Da sitzt sie nun den langen lieben Morgen am Abhang des Berges und glaubt, jeder Mann mit schwarzem Federschmuck sei unser Herr.

Benedetto. Sie ist also noch immer wie zuvor dem Marchese zugetan? Fiel in unserer Abwesenheit nichts von Bedeutung vor?

(Er fixiert Giulien.)

Giulia. Nicht, daß ich wüßte!

Benedetto. Und die Gräfin liebt den Marchese noch wie zuvor?

Giulia. Sie ist zu dankbar, um ihn nicht zu lieben.

Benedetto. Hoho, Giulia, das verstehst du nicht! Dankbarkeit und Liebe sind nicht so genau verbunden, als du denkst, gutes Mädchen.

Giulia. Ja, und dann ist doch eine ziemliche Kluft zwischen 17 Jahren und —

(Sie hält sich den Mund zu.)

Benedetto. Warum schweigst du so plötzlich?

Giulia. Je nu, eine Dienerin darf nichts Böses von ihrem Herrn reden.

Benedetto. Sonderbar! Du glaubst also, daß es etwas Böses sei, 50 Jahre alt zu sein.

Giulia. Etwas Böses eben nicht! Aber für den Verlobten eines jungen Mädchens von 17 Jahren ist's doch recht fatal.

Benedetto. Denkt deine Gebietrin ebenso wie du?

Giulia. Gott behüte! Ich glaube, Gianetta hat noch nie daran gedacht, wie alt Signor Vercelli wohl sein möchte.

Benedetto. Das ist nicht gut!

Giulia. Für Gianetten freilich nicht, aber für den Marchese —

Benedetto. Was sprichst du da?

Giulia. Wie du mich doch erschreckt hast!

Benedetto. Du sprichst auch so albern!

(Wendet sich weg.)

Giulia. Albern? Man sehe doch! So albern war es doch nicht, was ich sagte, mein artiger Herr! Ich rede, wie ich fühle, und

ich fühle sehr deutlich, daß ich einen Mann von 50 Jahren, und wenn er auch so reich wäre wie der große Mogul und so gut wie San Carlo Borromeo, nicht heiraten würde.

Benedetto. Ich hoffe, deine Gräfin denkt klüger als du! — Übrigens rate ich dir: Laß deine Gedanken nicht laut werden; denn du möchtest dir den Signor eben nicht sehr gewogen dadurch machen.

Giulia. Ei, so klug ist Giulia wohl! — Aber Benedetto, sprich aufrichtig, ist es wohl ehrlich von dem Marchese gehandelt, daß er Gianetten so hintergeht?

Benedetto. Hintergehen? — Schweig, Mädchen, du weißt nicht, was du sprichst.

Giulia. Ei, sieh doch, Signor Benedetto ist sonst ein so strenger Sittenrichter, und hier allein will er das Ding nicht bei seinem wahren Namen nennen! Wenn der Marchese Gianetten heiratet! —

Benedetto. Wenn sie einwilligt, wer kann Vercelli einer Ungerechtigkeit zeihen?

Giulia. Betrügt der Kaufmann den unerfahrenen Käufer nicht, wenn er ihm, der nie einen Edelstein gesehen, Glaskorallen für Diamanten verkauft?

Benedetto. Von Glaskorallen ist hier nicht die Rede! Vercellis Herz ist der schönste Diamant.

Giulia. Was nützt mir der rohe Diamant; Brillanten sind der Weiber Sache!

Benedetto. Gianetta ist kein albernes Weib!

Giulia. Kein albernes Weib, aber doch ein Weib, und noch dazu ein junges, muntres, schönes Weib, und schöne Weiber schmücken sich nicht gern mit rohen Diamanten.

Benedetto. Wie sollte es denn also wohl nach deinem Sinne mein Herr anstellen, wenn er gerecht handeln wollte?

Giulia. Er führe seine Braut mit sich nach Florenz an den Hof des Großherzogs, mache dort ein glänzendes Haus, gebe Gesellschaften, bitte schöne feurige Edelleute zu sich, und wenn dann nach drei Monaten meine Gräfin ihm frei und ungezwungen die Hand reicht, dann nehme er sie mit reinem Gewissen an.

Benedetto. Wirklich?

Giulia. Da kennt nun aber die gute Gräfin keine Männerseele als deinen Herrn; hat sie denn da noch freie Wahl? — Von Jugend auf im Kloster erzogen; nun seit einigen Monden in dem Schlosse eines Mannes, den sie von Jugend auf als ihren Wohltäter ehren mußte, von dem man ihr täglich vorsagt, daß er ihr Gemahl werden würde, daß sie ihn lieben sollte, — wäre es da wohl ein Wunder, wenn das arme Mädchen, verwirrt, betäubt, unerfahren, ihre Hand dem Marchese reichte, da sie an den Ge-

danken, seine Frau zu werden, schon so gewöhnt ist, daß sie es für ein Verbrechen halten würde, anders zu denken?

Benedetto (reicht ihr die Hand). Du bist ein gutes Mädchen, Giulia, und du sprichst nicht ohne Grund! — Aber bedenke, wie sehr mein Herr Gianetten liebt! —

Giulia. Wie, er liebt sie, sagst du? —

Benedetto. Was anders!

Giulia. Nu, bei der Madonna von Loretto, er äußert wenigstens seine Liebe auf die seltsamste Art!

Benedetto. Eben sein Benehmen zeugt von einem vortrefflichen Herzen, von seinem Zartgefühl, von inniger Liebe. Glaubst du denn, Giulia, du allein bemerkest es, daß Vercelli sich den Jahren naht, wo man Liebe Torheit zu nennen pflegt? Er selbst fühlt es nur zu deutlich, daß er über die Zeit hinaus ist, in der man dem feurigen Blute Schwachheiten verzeiht! — Soll er sich verächtlich machen, soll er den schmachtenden Liebhaber spielen? —

Giulia. Du hast recht, aber —

Benedetto. Er ist ein Mann, Giulia, und der Mann spielt nichts; was er zu sein scheint, ist er auch! — Doch laß uns hievon abbrechen! Uns geziemt es nicht, die Handlungen unseres Gebieters zu untersuchen. Führe mich zu deiner Gräfin!

Giulia. Recht gern, wenn du mir dagegen versprichst, hernach noch ein halbes Stündchen hierüber zu schwätzen; denn du bist ja doch der einzige in diesem Schlosse, mit dem man vernünftig sprechen kann.

Benedetto. Großen Dank fürs Kompliment! Doch führe mich itzt zu der Gebieterin.

Giulia. Nun, so folge mir denn! Doch da kömmt sie selbst!

Dritter Auftritt.

Gianetta. Benedetto. Giulia.

Giulia. Gräfin, ein Bote!

Gianetta (eilt auf Benedetto zu). Benedetto! Benedetto!

Benedetto. Gott zum Gruß, gnädige Gräfin!

Gianetta. O, du bist gewiß ein Glücksbote! Kehrt der Marchese bald zurück?

Benedetto. Mein Drängen, eine Stunde früher als er zu kommen, kostet dem Marchese sein bestes Pferd.

Gianetta. Wie, er käme also wohl noch heute?

Benedetto. Nicht anders, Gräfin, in einer halben Stunde ist er hier!

Gianetta. O, wie ich mich freue! Komm, Giulia, komm, wir wollen die frohe Nachricht den Mädchen im Dorfe bringen!

Sie sollen sich schmücken und abends aufs Schloß kommen. Da sollen sie singen und tanzen und fröhlich sein! — Der Marchese erlaubt es doch, Benedetto?

Benedetto. Können Sie zweifeln, gnädige Gräfin?

Gianetta. Nun, so komm, Giulia, wir wollen Anstalten zum Feste machen, komm! — Aber der Marchese wird wohl müde sein!

Benedetto. Sehr! — Die weite Seereise!

Gianetta. Er ist doch nicht krank?

Benedetto. Das eben nicht! — Aber —

Gianetta. Heilige Jungfrau! was denn!

Benedetto. Er ist verwundet! (Gianetta blickt ihm mit dem Ausdruck des höchsten Schreckens ins Gesicht.) Nur leicht! — Hier im Arm! Anfangs schien es zwar gefährlich, nun ist es aber beinahe geheilt. Ein Türke schoß ihn durch den Arm, als er eben Signor Fiorini —

Gianetta. Fiorini! — Rinaldo Fiorini?

Benedetto. J, gnädige Gräfin, erinnern Sie sich denn noch auf den kleinen Junker, mit dem Sie so oft spielten?

Gianetta. O, der liebe kleine Junge!

Benedetto. Nu, so klein ist er eben nicht! Sechs Jahre ändern gar vieles! Er ist groß und männlich geworden! Er kömmt mit dem Marchese!

Gianetta. Hörst du, Giulia, Rinaldo kömmt, Rinaldo kömmt! O, so freue dich doch!

Giulia. Wie soll ich, ich kenne den Signor nicht!

Gianetta. Wie, du kennst ihn nicht! Du armes Mädchen, du kennst den muntern Rinaldo nicht, der immer tausend Sachen weiß und so possierliche Sprünge macht!

Benedetto. Possen sind nun seine Sache nicht mehr!

Gianetta. Nicht? o, das ist schade! Sie gefielen mir immer so gut!

Benedetto. Der Marchese hat ihm das Leben gerettet!

Gianetta. O, das war schön von dem Marchese! Ich bin ihm darum noch einmal so gut!

Benedetto. Die Türken hatten ihn gefangen —

Gianetta. O, die garstigen Menschen!

Benedetto. Da griff mein Herr ihr Schiff an, enterte, erstieg das Schiff, befreite den Gespielen Eurer Jugend und bekam dabei den Schuß in den Arm.

Gianetta. O, das ist prächtig!

Benedetto (fixiert sie). Signor Vercelli wurde verwundet!

Gianetta. Das wird ja wohl bald heil sein. Glaubst du nicht, Benedetto?

Benedetto (zuckt die Achseln).

Gianetta. O gewiß, gewiß! Ich habe Balsam von Mekka, das soll ihn schon heilen! — Sag mir doch, guter Benedetto, wie sieht denn Rinaldo ungefähr aus?

Benedetto. Man will behaupten, er sähe dem Marchese sehr ähnlich!

Gianetta (gedehnt). So?

Benedetto. Ist Euch das nicht angenehm?

Gianetta. Sieh einmal, Benedetto, den Marchese habe ich schon so oft gesehen und sehe ihn künftig auch alle Tage, und wenn nun Rinaldo dem Marchese gleicht, so —

Benedetto (gespannt). Was, gnädige Gräfin?

Gianetta. Ich muß dir's nur gestehen, ich wünschte wohl, daß Rinaldo anders aussehe als Vercelli!

Benedetto. Und warum gefällt Euch Guido nicht?

Gianetta. Ich habe ihn nie so recht darum angesehen, aber ich sehe ihn ja alle Tage, und da möchte ich denn doch, daß Rinaldo — ach, ich weiß selbst nicht, was ich möchte! — Sieh, es ist wohl recht kindisch, und ich schäme mich, es zu sagen: (leise) Ich dachte stets, wenn Rinaldo groß sein würde, gliche er gewiß dem jungen schlanken Ritter im großen Saale, hart an der Türe! (lebhaft) Giulia, du kennst ja das Bild!

Giulia. Sie haben mir's ja oft genug gezeigt!

Gianetta. So, dachte ich, mag Rinaldo aussehen! Schwarze Haare —

Benedetto. Fiorinis Haare sind schwarz!

Gianetta. Schwarz? — Ei, du belügst mich!

Benedetto. Wieso, Gräfin?

Gianetta. Sind seine Haare ganz gewiß schwarz?

Benedetto. Warum zweifeln Sie?

Gianetta. Gliche er dann wohl dem Marchese?

Benedetto. Des Marchese Alter, Gräfin! —

Gianetta. Sage mir doch einmal, Benedetto, wie alt ist denn wohl der Marchese?

Benedetto (verwirrt). Ich — ich weiß nicht so genau!

Gianetta. Er muß doch um vieles, vieles älter sein als ich und auch als Rinaldo; denn wir beide waren noch ganz klein und spielten noch, als er schon so groß war wie mein Vater. Ich weiß recht gut, er kam oft zu uns aufs Schloß! Er zankte immer mit Rinaldo und wußte immer etwas an ihm zu tadeln, zuletzt nahm er sogar Rinalden mit sich, und da mußte der arme Junge reiten, fechten, wer weiß was alles, vom Morgen bis zum späten Abend! — Dafür konnten wir ihn beide aber auch nicht ausstehen!

Benedetto. Und itzt liebt und schätzt Ihr ihn doch!

Gianetta. Ja, damals war ich noch ein kleines, einfältiges Mädchen und wußte noch nicht, was wahre Güte heiße, wie der

Marchese sagt; aber nun sehe ich wohl, daß mir der Marchese Gutes tut, daß er mich liebt, und daher bin ich ihm auch wieder gut. (Man hört von ferne lautes Geschrei.) Was ist das?

Giulia (eilt ans Fenster). Der Marchese, der Marchese! — soeben reitet er in den Schloßhof.

Gianetta (am Fenster). Er ist's, er ist's, und ein fremder Ritter mit ihm! — Es ist Rinaldo, er winkt mir! Hinab! Rinaldo! —

(Eilt schnell ab.)

Seelengröße.

I.

1. Giulia, Benedetto. Es wird erzählt.
2. Vorige, Gianetta. Ebenfalls.
3. Gianetta, Giulia. Sie freut sich über Guidos und Rinaldos Ankunft.
4. Gianetta. Erinnerung an Jugend mit Rinaldo.
5. Gianetta, Rinaldo, Guido, Walter. Liebe für Rinaldo. Ehrfurcht für Guido.
6. Guido, Walter. Erzählung von Gianetta und Rinaldo.

II.

1. Guido. Er bemerkt die Liebe für Rinaldo.
2. Guido, Benedetto. Letzterer sagt, daß beide im Garten sind.
3. Guido, Walter. Letzterer erklärt ihm das Bedenkliche seiner Lage.
4. Guido, Gianetta. Er erforscht sie; sie läßt Liebe blicken, lobt Rinaldo.
5. Gianetta. Wundert sich über Guidos Betragen.
6. Gianetta, Rinaldo. Liebe, doch nicht offenbar; bekömmt den Ring.
7. Rinaldo. Entzücken, Liebe für Gianetta.
8. Rinaldo, Walter. Tadelt Rinaldo, entdeckt ihm, daß er Liebe fühle. Rinaldo wird hitzig.

III.

1. Guido, Gianetta. Ersterer erklärt ihr, daß er ihre Liebe bemerkt habe, bittet sie, nicht so oft mit dem Rinaldo umzugehen.
2. Guido. Bedauert die beiden, will sich aufopfern; doch er hat geschworen; glaubt, die Liebe werde vergehen.

3. Guido, Rinaldo. Letzterer verlangt zu Gianetta, Guido hält den Rinaldo, beide hitzig, ziehen die Degen.
4. Rinaldo, Guido, Gianetta. Zeigt Besorgnis um Rinaldo, Guido will Gianetten entsagen.
5. Guido, Walter. Ersterer forscht, ob er unter Umständen Schwüre brechen dürfe; Walter sagt nein.
6. Vorige, Rinaldo. Beide stellen ihm vor, wieviel Unglück er allein bringe; er entschließt sich, abzureisen.
7. Antonio. Begrüßt sein Vaterland ꝛc.
8. Antonio. Rinaldo. Erkennt den ersten.
9. Vorige, Gianetta, Guido, Walter. Freude.

IV.

Im Garten.

1. Gianetta. Traurig und doch froh, daß ihr Vater hier ist.
2. Rinaldo, Gianetta. Treffen sich von ungefähr und gestehen sich Liebe.
3. Vorige, Guido. Guido behorcht sie, verspricht ihnen, sie zu schützen.
4. Guido. Entschließt sich ganz, Gianetten zu entsagen.
5. Guido, Antonio. Sucht Antonio zu bewegen, und es gelingt ihm halb.
6. Guido, Antonio, Rinaldo, Gianetta. Werfen sich zu des Alten Füßen, doch der Alte willigt nicht ein, da er Guidon sein Wort gegeben.
7. Antonio, Walter. Dieser sucht Antonion auch zu bewegen.
8. Benedetto, Rinaldo, Gianetta, Vorige. Benedetto bringt Brief.

Psyche.

Erster Akt.

Garten.

Erster Auftritt.

Psyche (allein. Sie kommt mit einem Wassergefäß und singt).

Die Stirn gestützt in die feuchte Hand,
Lag Leda, die Schönste der Schönen,
Gelagert an des Baches Rand,
Und mischte die Wellen mit Tränen.

Sie sah mit feuchtem, schwimmendem Blick
Empor zu den zitternden Sternen,
Als suchte sie ihr erträumtes Glück
In den unermeßlichen Fernen.

Ihr Busen wogt wie ein wallendes Meer,
Und Fieberglut rötet die Wangen;
Gestalten gaukeln rings um sie her,
Gewoben aus süßem Verlangen.

Da umrauscht sie ein mächtiger Flügelschlag,
Und ein Schwan mit Silbergefieder,
Hellglänzend wie der erwachende Tag,
Senkt zu ihren Füßen sich nieder.

Er schmiegt sich an sie; mit ahnender Lust
Streicht sie seinen schwellenden Rücken;
Sie drückt ihn fest an die pochende Brust
Und küßt ihn mit stummem Entzücken.

Da dehnt sich der Schwan mit Sturmesgewalt.
Und Flügel und Klau' sind verschwunden:
Ein Gott hält in reizender Jünglingsgestalt
Das stöhnende Mädchen umwunden.

Nun stützte sie nicht mehr die Stirn in die Hand,
Die glücklichste unter den Schönen;
Gelagert an des Baches Rand,
Vergoß sie süßere Tränen.

(Sie blickt gedankenvoll in die Ferne.)

Wie doch dies Lied, das ich kaum halb begreife,
Das Innerste des Herzens mir bewegt!
Der Vater meint, ich soll es nicht mehr singen,
Und gern gehorcht' ich ihm; doch unbewußt
Entschlüpft es immer wieder meinen Lippen,
So oft ich mich auch schon darum gescholten.
Ein dunkles, froh wehmütiges Gefühl ergreift
Mich bei den seltsam wunderbaren Tönen.
Doch es ist Morgen, und die heitre Sonne
Blickt schon durch dieser Zweige dichtes Gitter.
Die Würmchen summen lustig durch die Blätter,
Die Blümchen schließen ihre Augen auf
Und nicken freundlich ihren stillen Gruß:
Ich will euch tränken, meine kleine Herde!

Ha, trau' ich meinen Augen? Dieses Reis,
Das ich erst gestern abends eingesteckt,
Schon grünet es, schon hängen volle Knospen,
Ah, Rosen schwanken schon an seinen Zweigen.

Wie bin ich glücklich! Was ich immer wünsche
Und ängstlich kaum zu hoffen mich erkühne,
In herrlicher Erfüllung steht es da
Und spottet meiner engen Phantasie,
Die, höher stets und kühner fliegend, doch
Von dem Erfolg sich übertroffen sieht:
Ein dürres Reis, gepflanzt in harten Boden,
Blüht, eh ich fast die Hand zurückgezogen;
Ein Vogel singt, mein wünsch' ich ihn zu nennen,
Von seiner Kehle Zauberton entzückt,
Und ungelockt fliegt er auf meine Hand,
Die Freiheit mir zum frohen Opfer bringend.
Auf Fluren, wo der Schnitter ohne Kühlung
Den langen heißen Erntetag durchseufzt,
Seh' ich aus dürren Felsen Quellen rieseln,
Den Durstenden zu hochwillkommner Labung.
Und was der Mensch dem Glück nur mühsam abkämpft,
Das gießt es mir verschwendrisch in den Schoß!
Und das macht mich so selig, so entzückt.
Wenn ich dafür nur jemand danken könnte,
Dem ich dies alles, alles schuldig wäre,
Ich trüge leichter dieses Übermaß von Freude.
Jetzt preise ich die Sonne und bekränze
Des kleinen Baches sanft gehobne Wellen,
Den Lüften ruf' ich Schmeichelworte zu;
Doch will dem vollen Herzen das nicht genügen.
Und wieder manchmal wird mir sonderbar
Zu Mut! hör' ich, gelagert in der Laube,
Die süßen Melodieen durch die Lüfte
In wehmutsvollen, zarten Tönen säuseln:
Da füllt mit Wehmut sich die bange Brust,
Ein weicher Schauer fließt durch alle Glieder,
Das Herz will los sich reißen, Tränen fließen,
Und vor das Auge drängt sich wunderbar
Ein fremdes Land mit gleitenden Gestalten,
Die sich — ha —

(Leise süße Töne erklingen, die sich nach und nach in eine wehmütig klagende Melodie vereinigen, die aus der Entfernung herüber zu tönen scheint. Psyche sinkt auf eine Rasenbank und horcht mit geschloßnen Augen und halb offnen Lippen in einer halb liegenden Stellung den Tönen; dann richtet sie sich halb auf und spricht, während die Musik fortklingt:)

Holde Töne, schwebt ihr wieder
Leise girrend um mich her?
Ach, ich kenn' euch, süße Lieder,
Ihr verschwebet mir nicht mehr!

An mein Herz fühl' ich euch dringen,
O, mir sagt's sein lauter Schlag;
In des Busens Tiefen klingen
Gleichgestimmte Saiten nach.

O, tönt fort, laßt euch nicht stören
Durch dies tränennasse Aug;
Zwar der Schmerz vergießet Zähren,
Doch die Wonne kennt sie auch.

Fließet, fließet, süße Tränen,
Stille Zeugen banger Lust!
Ach, vielleicht stillt ihr dies Sehnen,
Zähmt den Aufruhr dieser Brust!

O, verhallt nicht, tönet, rauschet,
Übertobt des Herzens Drang. —
Ach, wie oft hab' ich gelauschet
Eurem reinen Himmelsklang!

Dunkle alte Bilder lebten
Auf dann mit erneutem Glanz,
Süße Ahndungen umschwebten
Mich in fremdem Zaubertanz.

Und vor meinen trunknen Blicken
Formte sich ein holdes Bild;
Könnt' ich an mein Herz es drücken,
Dieses Toben wär' gestillt.
(Die Töne verhallen nach und nach)

Aber schweiget, meine Klagen,
Folgenleer verhallt das Wort.
Und wie diese Töne tragen
Winde meine Seufzer fort.

(Sie sinkt zurück mit dem Gesicht auf die Rasenbank.)

Scylla.

Personen:

Nisus, König von Megara.
Scylla, seine Tochter.
Minos, König von Kreta.
Mirto.

Erster Akt.

Terrasse. Tagesanbruch.

Scylla. Mirto.

Mirto (auftretend). In dieser Hallen schaurig ödem Dunkel
Vom Unglück nur gesucht und von der Schuld,
Treff' ich dich wieder, Nisus' hohe Tochter.
Rief dich des Ortes Stille zum Gebet,
Wie, oder — und so ist's, dein Auge sagt's —
Trieb dich des Herzens unglückselger Drang,
Zu suchen, was du ewig fliehen solltest?
Des Kreterfürsten feindliche Gestalt. —
Du schweigst und schickst die Blicke in die Ferne,
Nach jenem Lager, das dem Vater dräut,
Nach ihm, der dir und uns lebt zum Verderben. —
Wirf die verbrecherische Leidenschaft
Mit Kraft weit von dir —

Scylla. Ist dies nicht sein Schritt?

Mirto. Färbt dir nicht Scham die hohe Fürstenstirne,
So deines Stammes Hoheit zu verleugnen
Und des Geschlechtes leicht befleckte Würde?

Scylla.

Personen:

Nisus, König von Megara.
Scylla, seine Tochter.
Minos, König von Kreta.
Rhode, Sklavin der Scylla.

Erster Akt.

Terrasse mit Aussicht auf das kretensische Lager, rechts im Hintergrunde der Anfang eines Säulenganges, der zum Tempel führt.

Erste Scene.

Scylla. Rhode. Chor von Jungfrauen.

Chor. Sei uns willkommen,
Dreimal willkommen,
Heiterer, seliger, himmlischer Tag,
Der du der Fürsten
Blutigen Hader
Friedlich endest durch frommen Vertrag!
Hier wird erscheinen
Minos der Hohe,
Furchtbar gewaltig an Waffen und Land;
Müde des Streites,
Reicht er zum Bunde
Willig dar die entwaffnete Hand.
Scylla (im Vordergrunde). Ich werd' ihn sehn,
Ihn, den Geliebten!
Faß' ich die Wonne, faß' ich das Glück?

Ulysses.

(1818).

Zweiter Aufzug.

Halle im königlichen Palaste mit Zubereitungen zum Mahle.

Erster Auftritt.

Penelope. Jungfrauen.

Chor. Immer seh' ich dich noch leiden,
Immer quält sich noch dein Herz;
Sind vergänglich doch die Freuden,
Soll denn ewig sein der Schmerz?

Penelope. Ihr wißt nicht, wie tief ich leide,
Nicht, wieviel verlor dies Herz.
Doch unendlich war die Freude;
Drum unendlich sei der Schmerz!

Samson.

(1829).

Erster Aufzug.

Halle zu Thimnath. Die rechte Seite der Bühne nimmt eine nach hinten zu laufende lange, schmale Tafel ein, an der schmausende Gäste liegen. Samson sitzt der vorderste rechts, Dilla liegt ihm zunächst. (Dalila als unverheiratet, nicht in der Gesellschaft der Männer.) Die linke Seite des Tisches ist nur bis zur Mitte derselben besetzt; der nach vorn gehende Teil derselben ist für die Aufwartenden frei gelassen. Der erste auf dieser Seite liegt Dillas Vater. An dem äußersten schmalen Ende des Tisches, eine prächtige Rücklehne hinter sich, der Oberpriester und ein Häuptling der Philister. Auf der linken Seite der Bühne Sänger und Sängerinnen mit Harfen. In den Zwischenräumen des Gesanges wird getanzt.

Gesang. Dagon, der Fürst der Schrecken,
Zieht einher im Grimme,
Der Erdkreis horchet seiner Stimme
Und zittert weit umher.

Chor. Dagons, Dagons, Dagons Macht
Sei das festliche Lied gebracht.
(Tanz.)
Samson (den vor ihm stehenden Becher wegschiebend).
Kann man auch ungestört den Becher leeren?
Gesang. Nicht nur bloß der Schrecken,
Auch der Fürst der Liebe,
Zweifach so besiegend
Israels Gott und Volk.
Chor. Dagons, Dagons, Dagons Macht —
Samson (aufstehend).
Halt ein! Laßt ab! Ist das bei euch hier Sitte,
Daß man die Fremden, arglos, unbefangen,
Zu sich lädt und als Gäste dann beschimpft?
(Zu Jarbal.)
Hast du zum Sohn, zum Eidam mich ersehn
Und wünschest du, daß ich geduld'gen Muts
Anhöre meines Volks und meines Gottes Schmach?

Samson, körperliches Bedürfnis zum Weibe.

Dalila, Eitelkeit. Sie ist die jüngere Schwester jener philistäischen Braut zu Thimnath, mit der Bewerbung um welche das Stück beginnt. Sie verrät, im Zimmer versteckt, das Geheimnis des Rätsels vom Löwen, aus dem Süßigkeit ging. Samson glaubt, seine Braut habe es verraten. Diese, in ihrem ruhigen, tiefen, aufrechten Wesen wiederholt nur immer: Ich habe es nicht getan.

Samson, von allen Seiten zur Befreiung seines Volkes aufgefordert, wie er es immer wieder über der Weiberliebe vergißt.

Die drei Gelübde des Vaters: der Sohn solle keinen Wein trinken, nichts Verbotenes (kein Heidenweib) berühren, nie die Haare scheren.

Die Philister übermütig, weichlich, die Israeliten in so harter Botmäßigkeit haltend, daß sie ihnen nicht einmal den Gebrauch der Waffen erlauben (Eselkinnbacken). Da sie der stumpfen Verstandeskräfte der Juden spotten, gibt ihnen Samson jenes Rätsel auf: „Vom Fresser aus ging Speis' und Süßigkeit vom Starken."

Samson, naive Derbheit. Im 1. Akt bis zur Lustigkeit gehend. Im 2. Akt patriarchalisch simpel. Im 3. Akt im Gefühle, daß er in seinem Beruf sei, ungeheuerlich, begeistert. Im 4. Akt das Bewußtsein, daß er von seinem Beruf abgewichen, in mürrisches Wesen verkleidend.

Dalila läßt ihn spinnen. Sie bindet ihn anfangs mit einem Faden des Gespinstes, dann mit Stricken, endlich schneidet sie ihm die Haarlocke ab. Als er erwacht und die Haare abgeschnitten findet,

wagt er nicht, sich den Feinden zu widersetzen, im Bewußtsein, den mit Gott gemachten Bund durch Verletzung seines Gelübdes gebrochen zu haben. (Seine moralische Kraft ist gebrochen, nicht so sehr seine physische, doch welche von beiden, in Zweifel gehalten.)

I. Als die Philister ihm die Auflösung des Rätsels sagen, entfernt er sich, ohne ein Wort zu sprechen. Da dringen die Philister in Thirzas Vater: Nun gib sie ihm nicht. Nun halten wir ihn, er ist in unserer Schuld um der zehn Kleider und der zehn Säckel Silber willen, die er an die Lösung des Rätsels verwettet. — Thirza. So soll ich nur die Fessel sein, die ihn euch hält? Wird er nicht glauben, daß ich das Geheimnis verraten? — Ein Diener kommt. — Herr, Samson ist unter die abreisenden Gäste und ihr Gefolge gefallen, er wirft sie zu Boden, die Seinen berauben sie. — Der Brautvater beratschlagt mit den Angehörigen, wie sie des Wütenden mächtig werden sollen. Zuletzt wird man einig, die Braut den Versuch machen zu lassen Da kommt Samson zurück, zwei Diener folgen mit Kleidern und Gold. — Samson. Ihr habt mein Rätsel erraten, ich bin euer Schuldner. Hier der übereingekommene Preis. — Vater. Das ist Betrug, du hast die Unsern beraubt, und gibst uns nun, was früher schon unser war. — Samson. Mit Trug habt ihr mein Geheimnis erlangt, ich zahle euch mit gleicher Münze. Oder vielmehr nicht euch, sondern dich (zu Thirza), die du dich bemüht für alle, die du das Geheimnis verraten, das ich dir vertraut. So zahle ich dies und kaufe mich zugleich los von dir.

Thirza schweigt.

Samson, nachdem er den Bund zerrissen, wendet sich zu seinem Oheim. Kommt, sagt er, uns ruft ein anderes Geschäft. Ich bin bereit. — Die Philister wollen ihn hindern, da tritt er unter sie, und sie lassen ihn ziehen.

Das Geheimnis hat eigentlich die jüngere Schwester Dalila verraten, die im Zimmer versteckt war, als Samson der ältern Schwester Thirza, seiner Braut, das Rätsel und seine Lösung entdeckte.

Dem Oberpriester ist im Grunde jede Meinung gleichgültig, seine Rede höhnisch, spaßhaft, borniert. Manchmal zwingt er sich zur Salbung. Der Häuptling ingrimmig, überall da Wolf, wo der andere höchstens Fuchs ist. (Hofrat Persa?) Sie treten immer mitsammen auf, und sobald die Angelegenheit eine wichtige Wendung nimmt, ergreift der Häuptling das Wort. Sie bilden gewissermaßen zusammen eine Person, den Hohn und Übermut der Gewalt.

Dillas Vater gemein, eigennützig, ohne feste Meinung, schnell von einer zu der andern überspringend. Etwa wie der Schauspieler Schwarz.

Dillas späterer Mann, wenn er ja zum Sprechen käme, unbedeutend, schweigselig, ein eigentlicher Philister im neueren Sinne.

Noch ein Verwandter Dillas, Judenbube.

Die Idee wäre, daß den Zweck seiner Sendung, die Befreiung seines Volkes, die während seines Lebens eine immer neu hervorbrechende Sinnlichkeit vereitelt, er nun sterbend durch den Einsturz des Tempels erfüllt, der die Mächtigsten der Feinde unter seinen Trümmern begräbt.

Hannibal.

(1835).

Hannibal. Dies also ist der Platz, den man ersehen
Zur Unterredung?
Mago. Dieser ist's, mein Feldherr.
Hannibal. So so. Nun, wir sind hier. Der Römer zaudert,
Er fühlt sich, scheint es, schon als Herrn.
Mago. Der Tor!
Kennt er den Hannibal und seinen Arm?
Hannibal. Und seinen Arm; das heißt: sein Heer! Wo ist das?
Allein auch so wird sich's wohl fügen, denk' ich.
Sieh dort: wie übermütig! Einen Teil
Des Römerheers, wie hingestellt zur Schau. —
Die Reiter dort, dort vorne bei dem Berge,
Die schneid' ich ab mit einer Handvoll Macht.
Ich will dich Reiter stellen lehren, Fant!
Denn Scipio sieht wie ein Varro aus,
Und Zama klingt viel anders nicht als Cannä.
Nun, nun, wir wollen sehn. Zwar sonst, fürwahr,
Die Ordnung nicht ganz übel! Gut! — Dort sieh!
Dort in der Mitte! — Wer hat ihn's gelehrt?
Er hat nicht gegen mich gedient. In Spanien
Wächst derlei an den Bäumen nicht. — Sehr gut! —
Mein Freund, das ist kein Varro; auch kein Fabius zwar;
Der hätte nimmermehr die Reiter hingestellt —
Kein Schild vielleicht, allein gewiß ein Schwert,
Und Hannibal allein, zu seiner Zeit,
War Schild und Schwert zugleich — zu seiner Zeit!

Mago. Ist doch die Zeit, wozu der Mann sie macht,
Und jede Zeit ist Hannibaln die seine.

Hannibal. Schreib dir das auf und sag es deinen Kindern,
Das hört sich fein und macht zum Anfang Mut,
Das Ende findet sich ja doch zuletzt von selbst. —
Ja, wie gesagt, bis auf die Reiter dort
Und bis auf das, daß er mich warten läßt —
Ein rechter Mann ehrt sich in andern auch;
Das hätte nimmer Hannibal getan.

Mago. Dort sprengt ein Mann, weithin vor den Begleitern —
's ist Scipio!

Hannibal. Nun endlich, endlich denn!
Gält's nicht mein Vaterland, beim Herkules,
Er fände sich allein, wie ich mich früher.

Scipio, der rasch auftritt, zu Mago.

Scipio. Verzeih, mein Feldherr, wenn ich zögerte —

Mago (auf Hannibal zeigend). Der dort ist Hannibal.

Scipio. Der dort?

Hannibal. Ich bin's.
So glaubtest du den Hannibal so jung?

Scipio. Weil Hannibal den Scipio sprechen wollte,
Und dieser mir entgegenkam, indes
Du selbst dich ab von meinem Anschaun wandtest,
Hielt ich den Suchenden, für den, der mich gesucht.
Sei mir willkommen denn!

Hannibal. Und du!

Scipio. Dein Wunsch?
Mich sprechen wolltest du: sieh mich bereit.

Hannibal. Teils eigner Antrieb, teils Karthagos Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergossnen Bluts —

Scipio. Fühlt' es das Mitleid auch bei Cannä schon?
Am Trasimen und —? Doch verzeih die Unterbrechung.

Hannibal. Teils eigner Wille, teils Karthagos Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergossnen Bluts,
Bestimmt mich, dich zu sehn, mit dir zu sprechen,
Eh noch der Schlag geschehn, den wir bereitet.
Die Welt hat Krieg und braucht den Frieden,
Der Pflug will auch sein Recht, nicht bloß das Schwert.
Rom und Karthago haben sich gemessen
Und beiderseits zu stark gefunden; drum
Laß uns die Kämpfer trennen, eh der Atem,
Im Streit entgehend, beide niederstreckt.
Will Rom den Frieden, wohl, so sprech' es nun.

Scipio. Den Anbot tut sonst, wer die Ware bietet.
Es ist der Friede gut, und Gutes nimmt man
Wohl auch aus Feindes Hand. Sag an den Preis!
Hannibal. Der Zufall, der denn auch sein Recht verlangt,
Und feiger Menschen Rat und — was weiß ich! —
Genug, es hat für einen Augenblick
Gewendet sich des Krieges Los und Glück,
Und, wie einst Hannibal im Römerland,
So stehet jetzt, nur minder vorbedacht
Und minder nachbedacht und nachgesichert auch,
Vom Ostwind hergeweht, ein Römerheer
An Afrikas zu spät verschloßner Pforte.
Scipio. Sprich immer zu, ich bin nicht eitel! Nun?
Hannibal. Da gält' es nun, die Türe zuzuschlagen,
Dem Feinde zuzusperren vor den Augen;
Allein, wie du gehört, um Blut zu schonen,
Hat man den Weg der Güte fürgewählt,
Und weil ihr für den Augenblick im Vorteil,
Ist's billig, daß ein Fried' euch Vorteil gönnt.
Italien sei geräumt, und Asdrubal zieht ab.
Scipio. Und das gewährt ihr uns? Zieht jener ab,
So schenken wir Karthago den Gefangnen,
Den Eingeschlossnen, den Vernichteten.
Hannibal. Wer sagt das?
Scipio. Ich! Und du weißt, ob ich irre!
Hannibal. Sizilien sei Roms. Mäht ab die Ernten,
Die römisch und karthagisch Blut gedüngt.
Der Punier holt sich Korn auch anders her.
Scipio. Du gibst uns unser Eigentum!
Hannibal. Noch habt
Ihr Hannibaln den Kaufpreis nicht gelöst.
Scipio. Wozu der Streit? Nun gut, ihr gebt Sizilien!
Hannibal. Doch Spanien bleibt unser, bleibt Karthagos,
Und Tod dem Römer, die im Handelsschiff,
Der sich aus Gallien schleicht in unser Land!
Das laß uns unterzeichnen, und dann gut.
Scipio. Sprichst du im Ernst?
Hannibal. Mit Römern scherzt' ich nie.
Scipio. Spricht so Karthago?
Hannibal. So spricht Hannibal.
Es ist mein Land, mir dankt es, was es ist.
Da ist kein Berg, an dem ich nicht gesiegt,
Da ist kein Strom, der nicht mein Heer getragen,
Kein Feld, das meiner Sorge Spur entbehrt,
Kein Mensch, der zitternd oder hoffend mich nicht kennt.

Hispanien war meines Geistes Wiege,
Von dort her zog ich aus, um Rom zu fällen,
Dort dacht' ich meine Siege, meinen Ruhm.
Hispanien muß bleiben, wem es ist.

Scipio. Denkt auch Karthago so?

Hannibal (auf die Brust schlagend). Hier ist Karthago.

Scipio (auf seine Brust zeigend). Hier ist nicht Rom, sonst gönnte Scipio wohl
Dem alten Helden, was ihm Rom verweigert
Hispanien ist unser, oder Krieg!

Hannibal. So sei's! Geh zu den Deinen.

Scipio. Lebe wohl!

Hannibal. Du gehst? Du gehst so ruhig? Junger Mann,
Dünkt Hannibal dir denn so wenig,
Daß du mit Ruhe gehst zum Streit gen ihn?

Scipio. Nicht Hannibal so wenig — Rom so viel!

Hannibal. Und doch hat er dein Rom so oft besiegt.

Scipio. Er — Rom? Der Römer Feldherrn doch wohl nur!

Hannibal. Die Männer machen doch, so scheint's, die Stadt!

Scipio. Die Männer; nicht der Mann, der einzelne!
Du schlugst den Varro und erschlugest Römer,
Doch Rom blieb auch bei Cannä unbesiegt.
Hat es sich dir gebeugt, dir Wort gegönnt?
Wenn nicht, so rühme keines Siegs dich über sie.

Hannibal. Doch war's ja Rom, das jene Feldherrn wählte.
Und also seine Besten fielen mir.

Scipio. Roms Beste glaubst du jene Feldherrn? Kaum!
Zum mindesten die besten Krieger nicht.
Sie waren Konsuln, und zu anderm noch,
Als bloß zum Fechten, waren die erwählt.
Vom Wechsel frei und unaufhaltsam, wie
Der Wesen Kreis im Umschwung der Natur,
Geht unsers Staates immer kreisend Rad;
Das Einzelne wird wohl erwägt, das Ganze —
Wie Winter sich und Sommer, Herbst und Lenz
Mit Sturm und Sonne, Frucht und Blüte folgen —
Bleibt sich in ewig gleichen Bahnen gleich!
Auch schwache Führer liebt mein Staat zu haben,
Damit der starke nicht zum stärksten werde,
Und lieber sei ein Varro selbst besiegt,
Als daß ein Konsul mit der Siegerfaust
An seinen Busen schlag' und rufe: Hier ist Rom!—
Leb wohl!

Hannibal. Bleib noch und laß uns weiter sehen!

Scipio. Die Römer hättest du besiegt? Das waren —
Die du besiegt, sie waren keine Römer,
Selbstsüchtig eitle Toren waren sie,
Nach Kränzen trachtend für ihr eigen Haupt.
Ein Römer aber sieht in sich nur Rom,
Rom will er heben, Rom verherrlichen,
Rom dienen, sterben nur für Rom;
Als einen solchen siehst du mich; ein solcher
Bin ich des Siegs für morgen so gewiß,
Als diese Hand gewiß ist meinem Arm.
Und wär's, daß ich erläge — sieh, ich glaub's nicht,
Wenn ich auch wollte, kann ich es nicht denken —
Wenn ich erläge, wird ein andrer Römer
Vollenden, was der erstere begann.
Wenn Hannibal erliegt, erliegt Karthago —
Wenn Scipio fällt, doch triumphieret Rom!

Hannibal. Ich seh', daß du ein Mann; daß du ein Feldherr,
Hat mir die Stellung deines Heers gezeigt.

Scipio. Siehst du, das ist's! Du glaubst das Scipios Werk?
Roms Werk allein nur ist es, Roms Verdienst,
So stellte Rom sein Heer in ältster Zeit:
Hier die Hastaten, dort die Legion,
Die Schleudrer vorn, die Reiter an den Flügeln
Und in der Nachhut die Triarier,
Die noch gewinnen selbst nach dem Verlust.
So stellte schon Posthumius seine Krieger
Im ersten Keime unsrer Republik,
Camillus so, als er den Gallier
Mit schwerem Eisen zahlte, statt mit Gold.
Am Trasimen und am Ticin, beim blut'gen Cannä
Ging töricht man von alter Übung ab,
Und schnell war auch der alte Sieg entwandt.
Ich habe hergestellt und nicht erfunden —
Nicht mich hast du gelobt, du lobtest Rom!

(1835).

Ein Liebhaber, ein Krieger, dessen Ehrgefühl durch die Vorwürfe seiner Geliebten rege geworden, und der hinzieht mit Hannibal zu kämpfen, nimmt begeistert Abschied von dem Mädchen durch einen Kuß auf ihren Busen!

Drahomira.

(1809—1810.)

Erster Akt.

Heide. Im Hintergrunde fließt die Moldau, in deren Mitte sich eine mit Bäumen bewachsene Insel zeigt. Nacht, Sturm und Donner.

Drahomira, schwarz gekleidet, mit bloßen Füßen. Ihr aufgelöstes Haar flattert im Winde.

Die Stunde drängt und die Entscheidung naht!
Noch ruht die Nacht auf diesen Hügeln,
Die Mutter nächtlich schwarzer Tat,
Und deckt mit ausgespannten Drachenflügeln
Die junge, kaum dem Ei entschlüpfte Brut,
Die fern sie von der Sonne Gleisen
In ihres Dunkel zauberischen Kreisen
Mit Leichen nähret und mit Blut;
Bis sie der Mutterpfleg' entnommen,
Erwachsen vor das Aug des Tages kommen!
Drum schnell ans Werk, die Zeit verrinnt!
Damit's vollendet, eh der Tag beginnt!

(Beschwörend.)

Die ihr mit des Gedankens Schnelle
Der weit.. Erde Ball umkreist,
Und dienstbar dem verworfnen Geist,
Aufhorchend liegt an dunkler Schwelle;
Mit denen ich in jener Mitternacht,
Als ich von Irdischen und Überird'schen ausgestoßen,
Die Zuflucht nahm zur unterird'schen Macht,
Den furchtbar bindenden Vertrag geschlossen,
Der mir euch machte untertan,
Euch ruf' ich an!
Ihr, die ihr ew'ge Feinde dessen, was gedeiht,
Zu jedem Keime des Verderbens Samen streut;
Die ihr des Menschen kindlich reinem Streben
So schlau versteht ein andres Ziel zu geben;
Die ihr den Ort, wo in der Schöpfung Zier,
Der Halbgott sich verknüpfet mit dem Tier,
Das Ird'sche sich und Überird'sche küßt,
Mit feinem Stachel wohl zu treffen wißt;
Die ihr des Menschen Brust zu Haß entflammet,

In seine Seele schleudert der Begierde Blitz,
Daß er zu Hunger im Genusse selbst verdammet,
Für eignen Mangel hält des Nachbarfreunds Besitz;
Die ihr nach seines Bruders Eigentume
Die Hände auszustrecken ihn versucht,
Und an der Liebe Himmelsblume
Die Dornen knüpft der Eifersucht;
Der Menschen Herrn, der Leidenschaften Meister,
Euch ruf' ich an, gewalt'ge Geister!
Zum Bunde vereint,
Erscheint, erscheint!
Aus wallender Flut,
Aus flammender Glut,
Aus der Erde Kluft,
Aus wehender Luft;
Drahomira ruft!

(Donnerschlag. Die Erde bebt, der Sturm heult, die Moldau schäumt auf, Blitze durchzucken die Luft; aus Wasser und Feuer, durch die Luft und aus der Erde erscheinen Geister, die sich um Drahomiren gruppieren.)

Ihr schwebt um mich! — Habt ihr den alten Ruf erkannt?
Gehorsam seh' ich euch erscheinen,
Und wieder nenn' ich euch die Meinen,
Wie ich in frohern Zeiten euch genannt.
Mit Wonne seh' ich mich von euch umgeben,
Ihr bringt mit euch die alte Zeit!
Und doch erfüllt mich ein geheimes Beben,
Es rollt sich vor mir auf mein ganzes Leben,
Was war, das ist, und Gestern wird zu Heut;
Zugleich mit euren luft'gen Reihn umschweben
Mich die Gestalten der Vergangenheit,
Und es erstehn, gleich blut'gen Schatten,
Vergangne Leiden und begangne Taten! —
Doch immerhin! Die Zukunft lacht,
Hab' ich nicht euch, die Bürgen meiner Macht
Ich fühl' in jeder Fiber neues Leben,
Und Drahomira ist sich wieder selbst gegeben! —
Staunt ihr, mich wieder hier zu finden
In diesen schwer verlaßnen Gründen,
Aus denen mich vertrieb ein strenger Spruch,
Methudius', des Christenpriesters, Fluch?
Er ist nicht mehr, der hochgewalt'ge Mann,
Und jener schwere, unglücksvolle Bann,
Er ist zernichtet und gebrochen
Zugleich mit dem, der ihn gesprochen.
Seitdem Methudius ruht in Grabes Schoß,

Ist Drahomira ihrer Bande los.
Ja, sie ist frei! Du sollst's erfahren,
Verhaßte Brut, die mich verstieß,
Durch eine Ewigkeit von fünfzehn langen Jahren
Der Heimat süßes Land mich fliehen hieß.
Gezückt ist oder eurem Haupt der Rache Schwert;
Denn Drahomira ist zurückgekehrt.
Jetzt auf, ihr schnellen Diener meiner Rache,
Der langen Ruhe Fesseln sind gesprengt,
Es gilt ein großes Werk, es gilt der Götter Sache,
Die frech ein fremder Glaube hat verdrängt;
Gebt der verhaßten Schar die blut'ge Lehre,
Wie man die Götter, wie man Mütter ehre!
Denn an den beiden Söhnen,
Die ich empfing in keuscher Lust,
Die ich gebar in Schmerz und Tränen,
Die ich gesäugt an dieser Brust,
Um welche beide jetzt noch diese Augen weinen,
Für welche beide jetzt noch spricht dies Mutterherz —
Brecht auf, ihr Adern! Tobe, Schmerz!
Es ist vorbei! ich habe nur noch einen!
Den ich zuerst gebar dem Licht,
Dem ich zuerst gelobte Mutterpflicht,
Er hat verwirkt, was werdend er erworben;
Er ist, wenn gleich dem Leben nicht,
Doch seiner Mutter Angesicht,
Doch seiner Mutter Brust gestorben.
Mit meinen Feinden hat er sich verbündet,
Mit denen, die mich hassen, hat er sich vereint,
Als meinen Feind hat er sich laut verkündet —
So sei es denn! Du bist mein Feind!
Und alles, was für dich einst hier geschlagen,
Der Mutterliebe ganze Glut,
Die einst so sonnenmild auf dir geruht,
Auf deinen Bruder ist sie übertragen.
Erzogen in dem düstern Wald,
Fern von der Menschen Aufenthalt,
Und groß gewachsen unter wilden Tieren,
Kennt er wohl noch der Triebe Allgewalt,
Die unter Menschen sich so schnell verlieren;
Dort, wo der Bär, der in den Klüften wohnt,
Den niederwürgt, der ihn beleidigt,
Den unbewehrten Wanderer verschont;
Das Reh ihr Junges bis zum Tod verteidigt;
Um jeden Baum, der frech gen Himmel stürmt,

Sich hilfeflehend Reb' und Efeu ranken;
Der Blumen Dach die Silberquelle schirmt;
Auf allen Zweigen Vogelnester schwanken:
Umringt von dieser bunten, wildbewegten Welt,
Wo immer wechselnd Tod und Leben kehren,
Die durch denselben Trieb sich stets erhält,
Da man geglaubt, er müsse sie zerstören,
Dort hat er wohl das große Wort gefaßt,
Das die Natur auf jedes Blatt geschrieben,
Und hat gelernt, zu hassen, wer ihn haßt,
Und wer ihm wohltut, den zu lieben.
Er ist mein Sohn, sein Herz ist mir verbürgt,
Und sein sei dieses Landes Krone;
Es steige Wenzeslav herab vom Throne,
Den er durch seinen Undank hat verwirkt.
Was soll ein Unterschied von wenig Jahren!
Und sprichst du an der Väter Recht,
So sei auch, wie die Väter waren!
Der Sinn nur macht den Herrscher, macht den Knecht!
Ja, Boleslav sei Herr! und wiederkehren
Wird alter Zeiten Heil und Glück.
Er führt die heim'schen Götter uns zurück
Zu den entweihten, den geschändeten Altären,
Und hell in Böhmens altem Heiligtum
Wird ihn umstrahlen Böhmens alter Ruhm!
Bald wird der Vielgeliebte hier erscheinen,
Ob dem mein Aug mit banger Sorgfalt wacht.
Ihn festzuhalten sollen sich vereinen
Des Zaubers und der Mutterliebe Macht!
Drum schnell! Auf jener kahlen Insel,
Die dort der Moldau Lauf mit Liebesarm umfaßt,
Erhebe sich ein strahlender Palast.
Was je des Bildners Hand, des Malers Pinsel,
Des Dichters Phantasie gebildet und erdacht,
Vereine sich in übertroffner Pracht.
Gestützt auf schlanker Säulen leichte Glieder,
Erhebe sich der königliche Bau,
Von Gold und Purpur strahlen seine Wände wider.
Und durch die Kuppola mit ernstem Blau
Schau' unbewölkt der Himmel nieder,
Von Pappelbäumen ein bewegtes Meer
Umwoge das Gebäude ringsumher! —
Ihr zögert? Habt ihr nicht vernommen
Was eure Meisterin gebot?
So wär' es denn dahin gekommen,

Daß ihr nicht bebt, wenn Drahomira droht?
Was schaust du mich aus falschen Augen an,
Mit höhnisch grinsendem Bedauern?
Als wolltst du sagen: bald ist's abgetan:
Nicht lang wird deine Macht mehr dauern?
Willst du mich mahnen, daß von heut in dreien Nächten
Erloschen ist des Bundes Frist,
Den ich geschlossen mit des Abgrunds Mächten?
So ist's. Allein, verwegne Sklaven, wißt,
Erneute Frist ward mir gegeben,
Die nur sich endet mit dem Leben,
Wenn ich zerbreche dieses Landes Joch:
Der eingedrungne Christenglaube
Morsch und zertrümmert liegt im Staube,
Aus dem er schlangenähnlich kroch,
Und auf der Kirche hingestürzten Trümmern
Die Tempel unsrer alten Götter schimmern!
Jetzt fort, ans Werk! Der Tag erwacht!
Triumph! Das Unnennbare ist vollbracht.

(Ab. Die Geister verschwinden, die Gewitterwolken verziehen sich und der Tag bricht an.)

Boleslav tritt auf.

Seid mir willkommen, freundlich helle Wogen!
Ihr, meine Leiter durch des Waldes Nacht,
Vertrauensvoll bin ich euch nachgezogen,
Und treulich habt ihr mich hierher gebracht.
Ihr sollt mich leiten zu den Toren
Von meiner Väter fürstlich hohen Stadt;
So oft irrt' ich im düstern Hain verloren,
Und immer wiest ihr mich zurück zum rechten Pfad;
Wie durch die Gaukelspiele meiner Träume,
In denen wechselnd Bild an Bild sich flicht,
Doch stets hindurch strahlt jenes Engelsangesicht,
Das mir gefolgt durch ferne Räume,
Verstecken euch wohl manchmal düstre Bäume,
Doch ganz entziehen können sie euch nicht! —
Wie schön die ganze Schöpfung sich erheitert,
Verweht ist des Gewitters letzte Spur,
Es fühlt das Aug', es fühlt der Busen sich erweitert
Und gibt sich hin dem Andrang der Natur,
Und aller Sinne leicht erregter Chor,
Gleich schwer Belagerten, die kurz zuvor
Der Feinde Drang mit Furcht und Graus umfangen,
Sie öffnen jauchzend jedes Tor,
Die siegenden Befreier zu empfangen!

(Höhle, Nacht. Boleslav liegt schlafend auf einem Felsensitz.)

Drahomira (tritt ein). Noch deckt die Nacht mit dunkelm Drachenfittich
Die stillen Räume der entschlafnen Erde,
Und brütet über schwarzen Greueltaten,
Die sie, entschlüpft dem mütterlichen Ei,
Mit Blut nährt und mit Fleisch von Menschenleichen.
Auf! schnell ans große Werk, eh noch der Tag
Die goldnen Pfeile sendet nach den Schatten,
Die dienend sie, als Herrscherin umschweben.

Und wie, du irrst noch in den Wüsten
Der alten, blinden Heidenwelt,
Es ist dir fremd, das heil'ge Wort der Christen,
Das mild den ganzen Erdenkreis erhellt?
Du kennst ihn nicht, den mächt'gen HErrn der Sonnen,
Der ewig war und ewig ist,
Der e i n Quell, aus dem dreigeröhrten Bronnen
Das ganze All mit Segen übergießt?

I.

Drahomira, Geister. Wenn du Böhmen uns unterwirfst, sonst —
Boleslav.
Derselbe, Elisa.
Elisa. Oberster Gott Peron.
Dieselbe, Wenzeslav. Donnergott.
Boleslav.
Derselbe, Drahomira.

II.

Elisa.
Dieselbe, Wlasta (Weib).
Dieselben, Wenzeslav.
Elisa, Wenzeslav, Boleslav, Wlasta (Mann).
Elisa, Boleslav.
Dieselben, Wenzeslav (es tritt ein altes Weib mich an.)
Wenzeslav, Drahomira, als altes Weib, wirft den Mantel weg.

III.

Boleslav, Wlasta (Mann).
Boleslav.
Derselbe, Elisa.

Boleslav.
Derselbe, Drahomira.
Wenzeslav, Elisa, Große. (Verlobung.)
Dieselben, Boleslav. (Rechenschaft fordernd.)
Dieselben, Drahomira. (Ohnmacht sinkt Boleslav.)

IV.

Boleslav.
Derselbe, Wenzeslav, tötet ihn, hier entdeckt er, daß Drahomira den Vater ermordet.

(Spätherbst 1819.)

Pubitschka, Geschichte von Böhmen II. Band.

Borzitwoi — Ludmilla.

Spitignäw.
Wratislaw — Drahomira.
† 920.

Wenzeslaw, 908 oder 909.
Boleslaw.
Przibislawa.

Wenzeslaw in Budecz erzogen.
Spitignäw † 915.

Nach Wratislaws Tode übernimmt nach dessen letztem Willen Ludmilla die Erziehung beider Söhne (auch die Regierung?).

Tritt die Erziehung an Drahomiren ab. Drahomira läßt durch Tummia und Gommo Ludmillen zu Tetin ermorden. Sie sollen, Gastfreundschaft begehrend, von Ludmillen aufgenommen, sie des Nachts überfallen und erwürgt haben. II, S. 181 Pubitschka.

Drahomira bemächtigt sich der Regierung. Wütet gegen die Christen, besonders durch den Blutrichter Palholg, S. 190.

Vier Jahre dauert Drahomirens Herrschaft, S. 197.

Wenzeslaw ist 18 Jahre alt beim Antritt seiner Regierung. Spaltungen zwischen seiner und Drahomirens Partei.

Wenzeslaw treibt seine Mutter auf eine sehr beschimpfende Art aus dem Herzogtum. Worte des Christannus, S. 199.

Einige sagen, sie sei zum Boleslaw nach Bunzlau, andere nach ihrem Witwensitze Stochow, andere in ihr Vaterland Stodor gegangen.

Friedrich der Streitbare,

Herzog in Oesterreich.

(1818. 1821.)

Erster Akt.

(Portenau.)

Schloßgarten mit einer Laube. Tagesanbruch. Jerindo Frangipani liegt schlummernd in der Laube, das Haupt auf eine Rasenbank gelegt. Bernhard Preißl tritt auf.

Preißl. Der Morgen schimmert schon von jenen Bergen,
Die Sonne steigt empor. Ist's doch, als ob ihr Strahl,
Indem er die Umgebungen erleuchtet,
Zugleich des Menschen Inneres erhellte.
Was uns bei Nacht auf schlummerlosem Lager
In marternder Verwirrung ängstigte,
Es schlichtet sich beim ersten Blick des Tages,
Und Klarheit kehrt und Ruh zur Brust zurück. —
So schön beginnt der Tag, der, ach, vielleicht
So traurig enden wird. Des Zwistes Funke,
Der lange in der Fürsten Busen glimmte,
Wie fürcht' ich, daß der raschen Rede Hauch,
Die ihn verlöschen soll, zu hellen Flammen,
Zu unheilvoller Brunst ihn wird erwecken.
Doch ist der Bruch denn unvermeidlich! Wohl,
So sei's. Die gegenwärtige Gefahr
Ist lange noch der Feinde schlimmster nicht;
Ein edelmüt'ger Gegner, tritt sie auf
Und wirft den Fehdehandschuh offen hin.
Da mag der Mensch sich rüsten und erwägen,
Was er zu tun. Allein der Zweifel, der
An hundert Orten droht und nirgends schlägt,
Bis er den unbewehrten Punkt erspäht:
Das ist der fürchterlichste Widersacher,
Mit dem mißt sich nicht gern ein rechter Mann.
Doch wer ruht dort in jener Laube Dunkel,
Wenn Ruhe ja zu nennen ist der Schlaf,
Der diese wildgekrampften Glieder fesselt.
Wie, Frangipani? —

(Er schüttelt ihn.)

He, Jerindo, auf!

Frangipani (auftaumelnd; schlaftrunken). Mir Herzog! Mir!
Preißl. Was führet Euch hierher?
Wißt Ihr nicht, daß der ganze Hof sich rüstet,
Des Kaisers Hoheit würdig zu empfahn?
Was treibt Euch an, fern von der Burg Gemächern,
Hier seltsam eine Ruhestatt zu suchen,
Aus der Gefährten Kreis euch auszuschließen?
Frangipani. Mich auszuschließen? Ich, der Ausgeschlossene!
Preißl. Wohl ausgeschlossen, aber durch Euch selbst!
Das ist ein seltsam unheilvolles Streben,
Das also fliehn Euch heißt der Menschen Nähe.
Ein Tor nur gibt sich einem jeden hin;
Doch weh dem Menschen, dreimal wehe, der
In keines Menschen gleichgeschaffnem Busen
Die Stimme findet, die ihm Antwort gäbe
Auf seines eignen Herzens Ton.

Wolfgang. Das beste war, daß Ihr gleich schwiegt, es hätt' ein Unglück entstehen können.
Frangipani. Schweig, Ungeheuer!

Wolfgang. Kunigunde.

Wolfgang. Wie sah er dich an?
Kunigunde. Wie? Er senkte den Kopf, und seine Augen blitzten.
Wolfgang. Senkte den Kopf und blickte scharf über die Augenwimpern weg?

Kunigunde spricht von andern Dingen, von ihren Eltern, Jugendjahren u. s. w. Wolfgang, statt zu antworten, frägt immer nach den Symptomen der Neigung des Herzogs.

Scene, wo Wolfgang Jerindon durch vorsätzliches Mißverstehen gegen den Herzog aufbringt.

Wie wenig doch begreifet Ihr und alle,
Die um den Herzog sind, sein wahres Wesen!
Da steht ihr um ihn her mit klugem Lächeln,
Wie Kinder um ein tiefgedachtes Buch,
Und glaubt, ihr hättet seinen Sinn verstanden,
Weil euch die Lettern doch geläufig sind.
Ihr Toren! Was ihr auf der Oberfläche seht,
Ist nur sein Abbild auf des Wassers Spiegel:
Er selbst liegt tiefer, als ihr Fischlein gründet!
Weil er so ißt und trinkt und geht und schläft

Und wohl auch manchmal nach den Dirnen blickt,
Wie ihr, glaubt ihr, er sei auch euresgleichen;
Wenn ihr dann seht, daß, was er tut gelingt,
Daß ihm sich stets die ungeheure Kluft,
Die zwischen Tun und Wollen sonst sich dehnt,
Fast feenhaft mit Brücken überbaut:
Da stehet ihr und staunt und schreit: Welch Glück,
Das alte österreichsche Glück! — Ihr Toren!
Ein schlichter, grader Sinn, ein rechtes Wollen,
Das kettet den Erfolg fest an die Tat,
Und das ist's, was der Pöbel Glück benennt,
Das ist das alte österreichische Glück.

Ferindo. Glaubt Ihr denn, daß ich seinen Wert verkenne?
O, wüßtet Ihr, welch innige Bewundrung,
Welch hohe Achtung meine Brust erfüllt,
Wie ich selbst dann noch, wenn ich Gleiches einst getan —

Preißl. Hm, Gleiches, Gleiches. Das spricht sich wohl leicht
Und ist so schwer auch nicht. Doch, lieber Freund,
Man kann ganz Gleiches tun und doch ein andrer sein.

Friedrich der Streitbare.

Der erste Akt spielt in Portenau, wohin sich Kaiser Friedrich begab, um seine Zwistigkeiten mit dem Herzog von Östreich auszugleichen, da dieser zufolge der seinem Hause zustehenden Privilegien sich weigerte, auf einem Hoftag außer seinen Landen zu erscheinen. Dem Kaiser lag außerordentlich viel daran, den Herzog zu gewinnen, da eben damals seine Zwistigkeiten mit den Lombarden und dem Papste Gregor IX. den höchsten Punkt erreicht hatten, und letzterer bereits mehrere Versuche gemacht hatte, den mächtigen Herzog, der durch die seiner Schwester Margarete und Schwager Heinrich zugefügte Unbild gereizt war, auf seine Seite zu bringen. Auf dem Wege nach Portenau traf der Kaiser Agnes von Meran, die Braut des Herzogs, die diesem eben zugeführt werden sollte, und, um einen desto angenehmeren Eindruck auf den Herzog zu machen und ihn sich zu verpflichten, geleitet er sie selbst nach Portenau, verbietet aber zugleich, dem Herzog ihre Ankunft vorher zu melden, um diesen in einem günstigen Augenblicke zu überraschen. — Hier beginnt das Stück.

1. Auftritt. Bernhard Preußl. Ferindo Frangipani. B. Preußl ist der älteste und vertrauteste Freund des Herzogs. Ein offener, gerader Mann, hellblickend, obschon ohne wissenschaftliche Bildung, streng gegen sich selbst und gegen andere

und vielleicht zu sehr gegen Frangipani, dessen schlimme Seite er durchschaut, ohne die nicht so schlimmen Ursachen davon aufzufassen.

Frangipani, Jüngling von 19 Jahren, voll Hoffnung und Anlagen, die aber durch vernachlässigte Erziehung und eine mehr nach innen gehende, ich möchte sagen, beschauliche, dem tatkräftigen Zeitalter widersprechende Richtung zu ebensovielen Fehlern werden.

Zu den Waffen durch Stand und selbst durch Neigung bestimmt, findet hier seine Ehrbegier nur eine beschränkte Bahn, da es ihm viele an Körperkraft und selbst an Geschicklichkeit zuvortun. Des geistigen Strebens in sich ist er sich nur dunkel bewußt, nur so viel, um seine gepriesenen Gefährten unter sich zu erblicken und seine Zurücksetzung bitter zu fühlen. Der ritterliche Herzog ist ihm Muster und Vorbild. Er sieht nicht ein, daß so verschiedene Menschen, wie sie beide, auch verschiedene Wege einschlagen sollten, und da er auf dem einmal betretenen immer zurückbleibt, sich aber doch seines Wertes und Strebens bewußt ist, fängt er an, die Schuld auf ein feindseliges Schicksal, auf feindselige Menschen zu schieben, und verliert sich in Mißtrauen und Brüten über sich selbst. Solche mit sich selbst zerfallene, an sich selbst verzweifelnde Menschen vermag kaum etwas anderes aufzurichten als der entschieden ausgesprochene Beifall eines Mannes, dessen Stimme gilt und entscheidet, oder eine Tat, die ihnen über den eigenen Wert keinen Zweifel übrig läßt. Es sucht daher, ohne bestimmt zu wissen warum, Frangipani Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und drängt sich an den Herzog, um dessen Beifall ihm abzunötigen. Aber gerade dieses sichtbare Streben entfernt jenen nur immer mehr von ihm. Der gerade, zwar sonst scharfsehende, aber durchaus praktische Mann hält für Selbstsucht Frangipanis Selbstbewußtsein, für Neid dessen Zudrängen, für Schmeichelei seine innige Anhänglichkeit, für Streben andere zu verdrängen, was nur Bemühen, sich selbst bemerkt zu machen, ist. Aber auch Frangipani täuscht sich über seine Gefühle gegen den Herzog. In seine Achtung für den Helden schleicht sich das Gefühl erlittenen Unrechts ihm selbst unbewußt ein. Je eifriger sein Streben, ihm zu gefallen, ist, desto tiefer fühlt er sich zurückgestoßen. Es liegt eine bittere Empfindung im Innern seiner Seele, die er sich nicht zu gestehen wagt, und die ausbricht, sobald ein gewaltsamer Stoß ihn aus seinem widernatürlichen Zustande reißt. Dieser Stoß geschieht durch Agnesens Erscheinen.

Preußl findet Frangipani auf einer Rasenbank schlafend. Er weckt ihn und stellt ihn zur Rede über seine Absonderung von den übrigen Edelknechten. Dieser äußert in seinen Antworten ganz den Mißmut, das düstere Brüten, das sein Inneres verzehrt. Preußl hält das ganz für Selbstsucht und Neid, obschon er einiges davon ziemlich scharf durchsieht. Nach einigen Versuchen, Jerindon über sich selbst aufzuklären, sucht er in demselben endlich die Überzeugung

von seiner Verkehrtheit zu erwecken, was denn natürlich mißlingt. und Jerindo wirft sich endlich schmerzvoll vor ihm nieder, ausrufend: „Und warum stoßt Ihr mir nicht das Schwert durch die Brust, wenn Ihr mich für ein solches Ungeheuer haltet?" Und Preußl geht, indem er sagt: „Mein Mitleid hat Euch schon zu Boden gedrückt, was würde erst meine Verachtung!"

Jerindo bleibt in seiner knieenden Stellung, die Ellbogen aufs Knie gestützt und das Gesicht in die flachen Hände gelegt. — Pause.

2. Agnes tritt auf mit Peter von Weingarten und Gefolge. Man hat sie durch eine Hinterpforte eingeführt, um ihre Anwesenheit zu verbergen und den Herzog zu überraschen. Sie tritt auf, einige Worte an ihr Gefolge richtend, und indem sie über die Bühne geht, stößt sie auf Frangipani, der noch immer mit dem Gesicht auf den Händen liegt. Bei ihrem Hinzutreten hebt er das Haupt und starrt sie unbeweglich an. Erschrocken und Vereitelung der Überraschung befürchtend, geht sie mit ihrem Gefolge schnell ab.

3. Jerindo: Was war das?

4. Preußl kehrt zurück, Frangipani, der in Gefahr steht, bei dem Empfang des Kaisers zu fehlen, abzuholen. Dieser erzählt ihm, was er gesehen, ohne zu wissen, wer die Gesehene war. Auf jede Ermahnung Preußls, zu eilen, beschreibt er die Reize der Frau, die ihm erschienen, was er gefühlt u. s. w.

5. Des Kaisers Gemach. Der Kaiser. Große. Hans Ennenkel. Peter von Weingarten. Peter erzählt, daß die Herzogin angekommen. Der Kaiser hofft, daß dies ihm bei der allgemein bekannten Weiberliebe des Herzogs sehr förderlich sein werde; Ennenkel, vom Kaiser als Späher an des Herzogs Hof bestellt, erzählt, was in den letzten Zeiten geschehen, Beschreibung von Östreich, Regierungsantritt des Herzogs, Fehde mit dem Kuenringer. Wie der Herzog den Ritterschlag empfing. Seine erste Ehe mit Gertruden.

6. Herzog, Gefolge, Vorige. Es freut ihn, den Kaiser hier zu sehen.

Kaiser. Er müsse wohl ihn besuchen, da der Herzog es verweigert. Privilegium der östreichischen Herzoge, auf keinem Tage außer ihrem Lande zu erscheinen. Forderung des Kaisers, den Brautschatz seiner Schwester Margareta zu zahlen, Friede mit den Nachbarn zu halten, gelinde zu regieren und die Rechte des Adels nicht zu schmälern, die Verbindung mit dem Papst und den Mailändern abzubrechen.

Herzog antwortet (von Papst und Mailändern): Wie, mein Herr und Kaiser, Ihr glaubt mich im Einverständnis mit Euern und des Reichs Feinden? — Diese Idee rührt ihn, je mehr er

ihr nachgeht. Er wird nachgiebiger (ich glaube, das malt den Charakter hinlänglich). Doch je mehr er nachgibt, je höher spannt der Kaiser seine Forderung. Endlich, empört, daß man aus seiner Rührung Vorteil ziehen will, bricht der Herzog kurz ab und stellt nun auch seine Forderung. Der Kaiser möge seine Schwester freilassen, nicht seine Nachbarn und eigenen Untertanen gegen ihn aufhetzen. Beide werden heftiger. Endlich besinnt sich der Kaiser und: So möge denn diese statt meiner sprechen!

7. Agnes, Vorige. Agnes eilt dem Herzog entgegen. Dieser sieht in der ganzen Sache nur Verabredung, und was nur List des Kaisers ist, hält er für List von beiden Seiten. Die Freundschaft von Agnesens Vater mit dem Kaiser fällt ihm ein. Er glaubt in Agnes eine Späherin in des Kaisers Interesse zu finden. Kalt empfängt er sie und entläßt auf der Stelle den Hauptmann, der sie hergeleiten sollte, des Dienstes, weil er sie gegen den Befehl den Leuten des Kaisers übergeben. Agnes schmerzlich gerührt. Der Kaiser aufgebracht. Der Kaiser wiederholt seine Forderungen, die Friedrich kalt verwirft. Man trennt sich gespannt. Frangipanis Erschrecken bei Agnesens Wiedersehen und da er erfährt, wer sie ist.

II.

1. Vorgemach. Brunhilde von Pottendorf. Zwei Hoffräulein. Gespräch über künftige Gattenwahl. Brunhilde erklärt, ihr Gatte müsse dem Herzog gleichen, sie beschreibt ihn mit lebhaften Farben.

2. Der Herzog tritt unbemerkt herein und hört sein Lob. Er tritt zu der erschrockenen Brunhilde und spricht mit ihr, wie man mit einem naiven Kinde spricht. Angst und Verlegenheit. Wie sie heiße? — Pottendorf. — Das war mir von je ein gefährliches Geschlecht. Es soll mich freuen, Euch den Schaden zu vergüten, den ich Euch durch Verbannung Eures Bruders unwillkürlich getan. — Ab ins Zimmer der Herzogin.

3. Die Fräulein entfernen sich. Brunhilde allein. Wie glücklich die Herzogin sei, den Mann zu besitzen, und doch scheine sie sich nicht genug des zu freuen. Der Herzogin zurückgezogenes Betragen, ihre Kälte gegen den Herzog.

4. Die beiden Fräulein führen den verkleideten Wolfgang von Pottendorf ein, der mit Brunhilden zu sprechen begehrte. — Wer er sei? — Er habe allein mit ihr zu sprechen. Sie geht mit ihm in den Garten.

5. Herzog und Herzogin, aus der letztern Gemächern heraustretend.

Sie. Welche denn von ihren Dienerinnen die sei, welche dem Herzog so gefallen? Es befänden sich gar viele holde Dirnen in ihrem Gefolge, aber eine von so mächtiger Anziehungskraft sei ihr nicht bekannt.

Er. Es sei begreiflich, daß die Herzogin sie übersehen. Nicht hohe Bildung und vorzügliche Geisteseigenschaften hätte er an dieser bemerkt, aber eine holde Natürlichkeit und Einfalt. Wie sie seiner ersten Gattin, Gertrud von Braunschweig, gleiche. Erzählung, wie er und Gertrud vermählt wurden, da sie noch beinahe Kinder waren. Wie Gertrude gern kindisch war und ihn auch gern in ihr kindisches Treiben hineinzog. Wie sie auf seinem Schoße saß, ihm lustige Streiche spielte, fürchtete, von seinem Vater geschmäht zu werden. Ihr Tod. Die Anwesenheit der Herzogin vergessend, setzt er hinzu: er werde nie wieder finden, was er in ihr verlor. Die Herzogin nimmt schnell Abschied, um ihre Kränkung zu verbergen. Herzog ab.

6. Garten. Wolfgang. Brunhilde. Wer er sei? — Wolfgang gibt sich als ihr Bruder zu erkennen. Wie er Hadmar von Kuen . . .

(1821.)

Bei Friedrich dem Streitbaren war die Idee, den Herzog darzustellen als eingeschlossen in der Neustadt, von der Reichsarmee unter dem Grafen Eberstein belagert. Wie seine Gattin, eine Verwandte des Eberstein, in ihren Gemahl dringt, nachzugeben, die angebotenen Bedingungen anzunehmen. Er aber weigert sich und verbietet ihr, wozu sie ihm Lust zu haben scheint, für sich selbst einen Schritt zur gütlichen Ausgleichung gegen den kaiserlichen Statthalter zu tun. Traurig gehorcht sie. Doch endlich, unterrichtet von der Gefahr, in der die belagerte Stadt schwebt, faßt sie einen raschen Entschluß und geht, nur von einem ihrer Mädchen und ihrem Stallmeister begleitet, heimlich, nachts, ins feindliche Lager. Ein Diener Ebersteins, der sie erkennt, läßt sie in seines Herrn Zelt. Eintretend, hört sie, wie jemand, der mit Eberstein bei einer düstern Lampe allein sich unterredet, die Worte sagt: „Gebt mir das Versprechen und ich liefere den Herzog in Eure Hand.“ Ihr Entsetzen verrät sie. Der Fremde, nach einem flüchtigen Umblick, greift schnell nach einem ihm zur Seite liegenden großen roten Mantel und schlägt ihn um sich, so daß Gestalt und Gesicht davon verhüllt werden. Eberstein geht ihr entgegen. Ob sie den Mann erkannt habe? Sie konnte es bei seiner Eile nicht. Der Fremde entfernt sich. Eberstein verlangt einen Eid, daß wenn sie auch nur eine Vermutung hätte, wer der Weggegangene gewesen,

sie das Geheimnis bewahren wolle. Sie verspricht es. Nun beschwört sie ihren Oheim, nichts Gewalttätiges gegen ihren Gatten vorzunehmen. Sie versichert ihn, der hauptsächlich dem Herzog wegen seines Benehmens gegen seine Gemahlin, die eigene Nichte, zürnt, daß alle Gerüchte von ihrer schlimmen Ehe erdichtet seien, sie fühle sich glücklich. Der Graf ist besänftigt, erweicht. Schon erklärt er sich bereit zum Nachgeben; da ertönt Geschrei im Lager. Der Herzog hat einen Ausfall gemacht, die Wachen im Schlaf überfallen, das Lager erobert, und als Eberstein mit seiner Nichte das Zelt verlassen will, tritt Friedrich an der Spitze seiner Hauptleute herein. Hier folgt die Trennung der Gatten.

Obschon die Herzogin den Verräter in Ebersteins Zelt nicht erkannt hat, so schwebt ihr doch dunkel vor, ihn öfter im Gefolge des Herzogs gesehen zu haben. Die Idee, an der Seite ihres Gatten einen zu wissen, der ihn verraten will, läßt ihr keine Ruhe und quält sie Tag und Nacht. Eben als der Herzog in die Schlacht an der Leitha ziehen will, überwindet sie sich und geht in sein Lager, um ihn zu warnen vor Feinden in seinem eigenen Heer. Der Herzog empfängt sie kalt und will auf ihre Besorgnisse klare Beweise, Namen und Tatsachen oder Stillschweigen. Eben als sie sich durch ihren Eid und durch Mangel an nähern Kennzeichen des Schuldigen vergebens abmartert, tritt Pottendorf ein, denselben roten Mantel um sich geschlagen, den er damals in Ebersteins Zelt trug. Sie erkennt ihn und schreit auf.

März 1226 vermählt mit Gertrud von Braunschweig, Heinrich des Löwen Enkelin und 19. April desselben Jahres stirbt sie, in Heiligenkreuz begraben.

Herzog Leopold geht nach Italien, um den Papst und Kaiser auszusöhnen. Heinrich von Kuenring Statthalter. Feinde. Wenzel Ottokar von Böhmen; Andreas und Bela von Ungarn. Heinrich und Hadmar von Kuenring genannt die Hunde von Kuenring. Aggstein und Dürrenstein des einen, Weitra des andern Feste. Sie bemächtigen sich des Städtchens Zwettl. Lassen sich mehrere Vergünstigungen ausfertigen, die sie mit dem herzoglichen Siegel bezeichnen. Lassen des Herzogs Schatz wegführen, als ob es auf sein Geheiß wäre.

Friedrich vermählt sich mit Sophien, Tochter des Kaisers Theodor Laskaris, und Schwester der Maria, Belas Gattin, die dieser auf Befehl seines Vaters Andreas verstoßen, durch Beistand Leopold des Glorreichen Schutz aber wieder aufgenommen. Bela, erzürnt, verwüstet im Bund mit den Böh-

men das Land von der Taja bis ans linke Donauufer. Die Kuenringer stehen ihm bei. Sie plündern das Land. Krems und Stein werden von ihnen eingeäschert.

Ein großer Teil des Adels verläßt den Herzog. Dieser zieht sich in die Berge zurück. Nach fünf Wochen geht Wenzel zurück, die Ungarn saßen überhaupt still. Friedrich geht auf Kuenringer los. Zwettl genommen und geschleift. Die Gefangenen, Ritter und Knechte an Bäumen aufgehängt. Aggstein durch List erobert. Ein Kaufmann auf Friedrichs Befehl rüstet ein Schiff in Regensburg aus. Als er bei Aggstein ankömmt, kommt Hadmar von Kuenring ins Schiff, es zu berauben. Da brechen versteckte Kriegsleute hervor und nehmen ihn gefangen. Der Herzog erobert und zerstört Dürrenstein und Aggstein. Auch Heinrich geht nach Wien und beide Kuenringe bitten um Gnade. Der Herzog verzeiht ihnen und läßt sogar Heinrich in seinem Amte als Kanzler. Hadmar stirbt bald darauf, auf seiner Reise nach Passau. Österreich beruhigt. Nunmehr in einem Alter von zwanzig Jahren läßt sich der Herzog feierlich das Schwert umgürten, 1232 zu Lichtmeß. In der Schottenkirche am Grabe seines Urgroßvaters Heinrich Jasomirgott gürtet ihm Bischof Gebhard von Passau das Schwert um. Der Herzog schlägt zu gleicher Zeit 200 Edle zu Rittern und nimmt die Devise, die Leopold der Tugendhafte vor Ptolomais erhielt, den roten Schild mit dem weißen Querstreifen zum Wappen an, das vorher ein einfacher Adler war, alle gleich gekleidet. Rotes Wams, Beinkleider und Barett, weiße Schärpe und Hermelinmantel. Nach der Feierlichkeit Turnier in Penzing. (Hans Ennenkel von Wien hat diese Feierlichkeit beschrieben.) (Gregor IX. setzt dem römischen Recht des Kaisers Friedrich II., seine dekretale Sammlung, eine Fortsetzung der des Grazian entgegen.)

Schon 1231 während der Böhmisch-Kuenringschen Fehde hatte König Heinrich das Heiratsgut seiner Gattin Margarete, Friedrichs Schwester, durch den Abt von St. Gallen in Wien begehren lassen. Der Herzog entschuldigte sich mit den unruhvollen Zeiten und warf dem Könige sein liebloses Betragen gegen seine Gattin vor. Der Kaiser fordert den Herzog auf die Hoftage zu Ravenna und Aquileja. Der Herzog erscheint nicht, wegen der Unruhen in seinem Lande und dem Privilegium der Herzoge von Österreich. Endlich 1232 kommt der Kaiser in des Herzogs Erblande nach Portenau. Ohne Erfolg. Bald darauf ließ sich der Herzog mit dem römischen König und den Lombarden in ein Bündnis gegen den Kaiser ein.

1233 nennt sich Friedrich schon Herzog in Östreich, Steiermark und Herr von Krain. Schon Leopold der Glorreiche erhielt, als Heinrich von Andechs, Markgraf von Istrien und sein Bruder Bischof Ekbert von Bamberg als Mitschuldige des Kaisermordes von Otto von Wittelsbach in die Acht erklärt wurden, all ihre Lehen in Krain. (1229 scheidet sich Herzog von Gattin Sophie und ehelicht 1230 Agnes von Meran, eine Nichte des Markgraf Heinrich und Bischof Ekbert, und Erbin beträchtlicher Güter in Krain, Isterreich und Friaul.)

Der Sohn seines Bruders Heinrich, Herzog Heinrich von Mödling, stirbt und die Apanage desselben, Mödling, Neudorf, Sollenau, Traiskirchen 2c. fallen Friedrichen zu.

Seine Gewalt im eigenen Lande ist so klein, daß er das prächtige Beilager seiner Schwester Konstanzia mit Heinrich, dem Markgrafen von Meißen, nicht in Wien feiern kann, sondern zu Stadelau im Marchfelde halten muß. Es fanden sich dabei ein: Wenzel Ottokar von Böhmen, Andreas und Bela von Ungarn, Erzbischof Eberhard von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Freising, Passau und Sekau, die Herzoge von Sachsen und Kärnten.

Um den Beistand, den Böhmen den Kuenringern geleistet, zu rächen, belagert der Herzog das Räubernest Vettau an der Taja und erobert es, der Böhmenkönig flieht.

Feindschaft mit Ungarns Königen, die zum Vorwand die Scheidung Friedrichs von seiner zweiten Gattin, der griechischen Sophie, Belas Schwägerin, nehmen, obschon auch des Herzogs dritte Gattin mit ihnen verwandt, nämlich eine Nichte von Andreas' ermordeter Gemahlin und Belas Mutter Gertrud war.

Die Ungarn fallen in die Steiermark, der Patriarch Berthold von Aglay begünstigt sie. Raub und Brand. Das steirische Landvolk sammelt sich zum Widerstand, wird aber, da es nach erfochtenem Siege zu hitzig nachsetzt, beinahe aufgerieben.

Im November fallen die Ungarn über die Leitha. Zwischen Höflein und Bruck an der Leitha zwingt sie der Herzog zum Treffen und schlägt sie. Die Ungarn zünden auf Rückzug Theben an. Zusammenkunft in Neustadt. Die Ungarn ziehen ab und geben die Beute heraus.

König Heinrich, vom Papst und den Lombarden aufgehetzt, steht gegen seinen Vater auf. Herzog Otto von Bayern widersetzt sich seinen Entwürfen. Heinrich fällt in Bayern ein und fordert auch den Herzog Friedrich dazu auf. Dieser schickt seinen Hauptmann im Land ob der Enns,

Erchanger von Uesen, der das Land verwüstet, die Mönche aus dem Kloster Formbach jagt und es mit Soldaten besetzt. Herzog Otto sucht die Vermittelung des Erzbischofs von Salzburg. Der Kaiser mahnt seinen Sohn ab. Von diesem befreit, fällt Herzog Otto in Östreich ein. Flecken und Kloster Lambach verbrannt. Stillstand durch Vermittelung der Bischöfe von Salzburg und Passau.

Hier ist, wie es scheint, ein Widerspruch in der Erzählung Hormayrs. pag. 95 spricht er von einer Zusammenkunft des Kaisers mit dem Herzog in Portenau anno 1231, als ob sie die erste gewesen wäre, hier pag. 108 von einer andern zu Neumark in Steier im Jahre 1230. Sollten diese beiden Zusammenkünfte nicht eine und dieselbe sein? Überhaupt wird hier Hormayrs Erzählung durch das immerwährende Vorgreifen auf später erfolgte Ereignisse sehr verwirrend.

1230. Zusammenkunft mit dem Kaiser in Neumark. Hier zerfallen sie förmlich. Der Kaiser fordert das Heiratsgut Margaretens und setzt gebieterisch dem Herzog einen Zahlungstermin von einem Jahr und drei Tagen. Der Herzog beklagt sich über die Beunruhigungen von seiten Böhmens und Ungarns und verlangt Hilfe gegen sie in Mannschaft oder Geld nach dem Freiheitsbriefe Heinrichs IV. Dann im Freiheitsbrief Friedrichs I., der von Heinrich Jasomirgott durch Abtretung Bayerns erkauft ward. Der Kaiser zieht gegen König Heinrich. Dieser ergibt sich am 2. Juli 1235 zu Worms. Er zögert, die Bedingnisse des hier eingegangenen Vergleichs zu erfüllen, besonders das Schloß Trifels mit den Reichskleinodien zu übergeben. Da schickt ihn der Kaiser samt Weib und Kind als Gefangenen nach Apulien, wo er 1242 starb.

1231. Reichstag in Ravenna. Vergeblich. Der lombardische Bund wird zu Bologna erneuert, um sich dem Einmarsch der Deutschen zu widersetzen. Der Reichstag wird erst 1232 gehalten. Der Kaiser kömmt mit seinem Sohn in Aquileja zusammen. Ezzelin erklärt sich für den Kaiser. Aufruhr in Sizilien. Gedämpft. Gregor IX. arbeitet an Vergleich zwischen dem Kaiser und den lombardischen Städten.

1234. Die Römer vertreiben den Papst. Kaiser nimmt sich seiner an. Demungeachtet schreibt der Papst heimlich den Lombarden, daß er ihre Sache nicht aufgebe. Heinrich erregt Unruhen gegen seinen Vater; erläßt Dekrete in eigenem Namen, besonders nachdem der ihm zur Seite gegebene

Herzog von Bayern durch Meuchelmörder getötet worden ist. Der Papst

p. 173. bestärkt ihn unter der Hand. Die Mailänder huldigen ihm und bieten ihm die eiserne Krone an. Auf dem Reichstage zu Boppert zeigt sich die erste entschiedene Spur.

1235. Der Kaiser schifft sich, bloß von seiner Leibwache begleitet, in Rimini ein, landet unvermutet in Aquileja. Das Schrecken bringt alle Anhänger Heinrichs zum Abfall. Dieser geht ins Lager des Kaisers und ergibt sich. Der Kaiser läßt ihn nach Worms führen und dort die Fesseln abnehmen. Man glaubt, Heinrich habe einen Versuch gemacht, den Kaiser zu vergiften. Er wird nochmals gefangen und nach St. Felice in Apulien geschickt, wo er nach sieben Jahren stirbt. Der Kaiser heiratet zum drittenmal Isabellen, die Schwester König Heinrichs III. von England. Prächtige Hochzeit zu Worms am 20. Juli. (Die Gemahlin bekömmt unter dem übrigen Hofstaat auch maurische Verschnittene zur Bedienung.) Reichstag in Mainz. Heinrich wird der königlichen Würde entsetzt. Verordnung wegen Landfrieden. Gregor IX. ermahnt den Kaiser zu neuem Kreuzzug, behält aber die Beisteuer der Christen für sich. Er verbindet sich immer fester mit den Lombarden. Die Mailänder nehmen, dem Kaiser zum Schimpf, einen Transport seltener Tiere weg, die dieser der Stadt Cremona geschickt hatte.

1236. Hoftag zu Augsburg. Friedrich der Streitbare wird wegen seiner Fehde mit dem Herzog von Trier, den Königen von Ungarn und Böhmen vorgeladen, erscheint aber nicht und wird in die Acht erklärt.

Die Unterhandlungen mit den Lombarden zerschlagen sich. Der Kaiser bricht mit 3000 Reitern nach der Lombardei auf. Der Kaiser erobert Vicenza. Mitten im Lauf der Siege, als er eben Trevigio belagerte, rufen ihn die Unruhen des Herzogs von Östreich nach Deutschland zurück. Friedrich der Streitbare hatte die kaiserliche Exekutionsarmee nicht nur aus seiner Stadt vertrieben, sondern war auch in die seiner Feinde eingefallen. Der Kaiser zieht die Macht der umliegenden Prälaten, dann der Herzöge von Bayern, Kärnten und des Landgraf von Thüringen an sich, zu denen sich noch viele östreichische Ritter schlagen, und nimmt dem Herzog sein Land bis auf einige Schlösser. Wien öffnet die Tore und wird zur Reichsstadt erklärt. Das Land regiert der Reichsvikar. Reichstag zu Speier. Des Kaisers Sohn Konrad zum römischen König gewählt. Der Kaiser geht nach Italien, wo Ezzelino Padua und Trevigio ge-

nommen hat. Der Papst befiehlt dem Kaiser, die Lombarden in Ruhe zu lassen. Seine Legaten vertreiben des Kaisers Partei aus Piacenza. Mantua ergibt sich. (Sarazenen bei seiner Armee.) Treffen am Oglio. Die Lombarden geschlagen, die Carroccio der Mailänder erbeutet (26. und 27. November). Er schenkt die Carroccio den Römern. Die Lombardei unterwirft sich. Auch Mailand erbietet sich. Der Kaiser aber fordert unbedingte Unterwerfung. Fehlgeschlagene Belagerung von Mailand und Brescia.

1239. Der Papst tut am Palmsonntage den Kaiser in Bann. Beweggründe. Besitznahme von Sardinien für seinen Sohn Enzius. Daß der Kaiser Unruhen in Rom erregt habe, die Geistlichen vor weltliche Gerichte ziehe, den Johannitern und Tempelherren ihre Güter vorenthalte, den Klöstern Schatzungen auflege, daß er den König von Tunis, der sich taufen lassen wollte, davon abgehalten.

Er läßt Manifeste gegen den Papst ergehen und belagert und erobert das Kloster Monte Cassino, von wo aus man den Bann in seinen eigenen Ländern bekannt gemacht hatte. Geringe Wirkung des Bannes. Der Papst bietet dem Bruder des heiligen Ludwig, Robert von Anjou, das Scepter des Reichs an. Der Kaiser setzt den Bemühungen des Papstes die des vormaligen Obern der Minoriten, Bruder Helias, entgegen, der das Land durchzieht und gegen den Papst predigt.

Venedig und Genua treten auf die Seite des Papstes. Unruhen in Neapel durch Mönche veranlaßt. Der Kaiser verbannt die Unruhstifter und hebt allen Verkehr zwischen den Geistlichen dieses Landes und dem Papst auf. Doppelzüngigkeit Ezzelinos. Sein Bruder empört sich mit seinem Vorwissen. Er bringt den Markgrafen von Este durch List zum Abfall. Mehrere Städte folgen dem Beispiel. Durch Ezzelino wird der Kaiser zu mancher Härte bewogen, Ravenna von den Feinden erobert. An der Spitze der Mailänder steht der päpstliche Legat. Der Kaiser muß von Mailand abziehen. Der Papst gewinnt den Peter de Vineis. Der Papst läßt das Kreuz gegen den Kaiser predigen.

1240. Stillstand zwischen dem Kaiser und Papst. Entschluß, eine Kirchenversammlung zusammen zu rufen. Der Kaiser durchblickt die Absicht des Papstes, läßt Rom durch seinen Sohn Enzius einschließen, und den zum Konzilium ziehenden Prälaten den Weg versperren. Bei der Belagerung von Faenza gibt er ledernes Geld aus, das aber in der Folge wieder eingelöst wird.

Einfall der Tataren. 1241 Schlacht und Sieg bei Liegnitz gegen die Herzoge von Polen und Schlesien und den deutschen Orden unter ihrem Anführer Batu. Sie fallen in Ungarn ein, Bela zieht sich zurück und flieht auf die Inseln des Adriatischen Meeres. Bela wendet sich an den Papst und Kaiser. Der Papst sprengt aus, die Nachricht vom Einfall der Tataren sei bloß eine Erfindung des Kaisers. Der Kaiser schickt seinen Sohn Konrad nach Östreich. 50 Ritter verteidigen Neustadt. Die Tataren ziehen ab, nachdem sie eine teilweise Niederlage erlitten. Der Kaiser läßt die Prälaten ersuchen, zu Lande nach Rom zu gehen, um sie vorher noch sprechen zu können. Sie gehen aber auf einer genuesischen Flotte dahin ab. Des Kaisers Sohn Enzius unter Beistand der Pisaner greift die Flotte am Meerbusen von Livorno an und nimmt 22 Galeeren voll Prälaten gefangen, die er nach Neapel bringen läßt.

1241. Gregor IX. stirbt auf die Nachricht, daß der Kaiser das Schloß seines Nepoten erobert und zerstört habe.

Cölestin IV. wird gewählt, stirbt aber nach wenigen Wochen.

1242. Des Kaisers Gattin Isabella stirbt. Der gefangene König Heinrich ebenfalls.

Der Kaiser wird beschuldigt, daß er die Papstwahl hindere, obschon er sie wünscht, um vom Banne losgesprochen zu werden.

1243. Der Kaiser schließt Rom ein, um die Kardinäle zur Wahl zu zwingen und legt diesen Soldaten auf ihre Güter ein. Endlich wird am 25. Juni Sinibald Fiesko von Lavagna gewählt, der den Namen Innocenz IV. annimmt. Dieser bestätigt beim Regierungsantritt den Bann gegen den Kaiser. Viterbo geht durch Verräterei über. Ein falsches Gerücht, als ob er gefallen sei, macht des Kaisers Heer fliehen. Nun steht alles auf und tritt auf die Seite des Papstes.

1244. Der Kaiser schickt eine feierliche Gesandtschaft nach Rom, Innocenz stellt sich zu einem Vergleich geneigt, spannt aber, je mehr der Kaiser sich nähert, seine Forderung immer höher, und als endlich der Kaiser Rom einschließt, entflieht er nachts verkleidet und erreicht mit Hilfe einer genuesischen Flotte Genua und von hier aus Lyon.

1245. Innocenz tut den Kaiser von neuem in den Bann. Kirchenversammlung in Lyon. Der Kaiser schickt Gesandte hin. Der Papst hält selbst eine Predigt, worin er den Kaiser des Kirchenraubs, der Ketzerei und des Meineids anklagt. Unter den Beschuldigungen waren: daß der Kaiser den Mohammedanern (in Neapel?) eine eigene Stadt gebaut

und mohammedanische Beischläferinnen gehabt habe, daß er mit dem Sultan von Ägypten ein Bündnis geschlossen habe, daß er ein Ketzer sei. Thadäus von Sessa spricht für den Kaiser. Überall wird das Gerücht, der Kaiser sei im Bann, ausgestreut. (Eine Prinzessin von Östreich, deren Hand der Kaiser begehrte, soll auf diese Nachricht ihr bereits gegebenes Wort zurückgenommen haben.) Der Papst spricht im Beisein des Konziliums, bei brennenden Kerzen den Bannfluch über den Kaiser aus, den er auch auf jene ausdehnt, die dem Verbannten beistehen werden. Er entbindet die Völker ihres Eides, berechtigt die deutschen Fürsten, zu einer neuen Kaiserwahl zu schreiten, und behält sich selbst vor, einen neuen König von Sizilien zu ernennen.

Ezzelino nähert sich dem Papst. Der Kaiser hält ein sogenanntes Parlament in Verona, wo sich nebst seinen Treuen aus der Lombardei sein Sohn, König Konrad, die Herzoge von Kärnten und Östreich und der Markgraf von Mähren einfanden. Ezzelino weist dem Kaiser und allen übrigen Deutschen Quartiere außer der Stadt an, den einzigen Herzog von Östreich nahm er in Verona auf. Doch auch dieser entfernt sich im ersten Unmut wegen eines Streites, der zwischen seinen Leuten und den Bürgern ausgebrochen war.

Als der Kaiser seinen Bann erfährt, rechtfertigt er sich sogleich in einem Schreiben an alle Souveräne Europas, er erhebt in seinem Staate ein Drittel der Einkünfte aller Geistlichen, und unterwirft diese allen Abgaben, die sonst nur den Laien oblagen.

Die Erzbischöfe Konrad von Köln und Siegfried von Mainz arbeiten heimlich gegen den Kaiser. Der Papst fordert Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, auf, nach der deutschen Krone zu streben. Die Mailänder bieten ihm die der Lombardei an. Der Kaiser schlägt das Heer der Mailänder unter dem Legaten. König Ludwig von Frankreich sucht vergeblich den Papst auf einer Unterredung zu Clugny zur Aussöhnung mit dem Kaiser zu bewegen.

Verschwörung gegen den Kaiser (NB.) Jakob und Gottfried von Morra, die Häuser della Fasanella (Pandulf) und St. Severino (Thomas, Theobald, Wilhelm) beschließen, ihn zu töten. Der Graf von Caserta entdeckt den Plan aus Reue und Furcht. Empörung in Neapel. Gedämpft. Der Kaiser erobert ihren letzten Zufluchtsort Capoccio, wo er die Bulle des Papstes, wodurch er zur Empörung aufmunterte, findet.

Allgemeines Mißvergnügen gegen den Papst. Der Versuch des Königs Ludwig zur Aussöhnung scheitert an dem Starrsinn des Papstes. Heinrich Raspe von Thüringen wird zu Hochheim bei Frankfurt am Himmelfahrtstage zum König von Deutschland durch die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln gewählt und bald darauf in Aachen gekrönt. Kein weltlicher Fürst nahm daran teil. Heinrich ward mit dem Spottnamen Pfaffenkönig belegt. Heinrich wirbt mit dem Gelde des Papstes Truppen. Bei Frankfurt trifft er mit dem römischen König Konrad zusammen. Gleich bei Anfang des Treffens gehen zwei von Konrads Lehensmännern zu Heinrich über. Die Frankfurter fallen aus den Toren. Verwirrung, Flucht. Peter de Vineis, der schon an der Verschwörung des Grafen St. Severino teilgenommen, besticht, vom Papst gewonnen, den Leibarzt des Kaisers, ihn zu vergiften (?). Es wird entdeckt, Peter de Vineis gehenkt.

(Sollte nicht Friedrich der Streitbare jemand vor seinem Ende diese Unglücksfälle des Kaisers erzählen?)

Friedrich der Streitbare von Östreich stirbt.

Geschichte Friedrich II. Zülichau und Freistadt 1792.

(Peter de Vineis soll das Buch de tribus compostoribus verfaßt haben.)

Faust

(1814.)

Waldgegend.

Mephistopheles. Muß doch ein wenig spionieren,
Wo mein vertrackter Doktor ist,
Der nach Rousseau auf allen Vieren
Hier unter dieses Waldes Tieren
Des Glücks, ein Mensch zu sein, genießt
Und Wasser saust und Eicheln frißt.
Mein' Seel'! Es hätt' mich baß verdrossen,
Wär' mir der Tintenfisch entwischt,
Den ich so superfein gefischt.
Doch er hat schon zu viel genossen.
Ei, wer den Kelch der Weltlust nie versucht,

Der weist vielleicht ihn von den trocknen Lippen;
Doch wem's einmal gelang, daran zu nippen,
Der ist zum ew'gen Trinken auch verflucht.
Schwatzt nur von Reu', ihr Pfaffenzungen,
Die das verirrte Schaf der Mutter wiederbringt;
Wer nur den Köder 'mal verschlingt,
Der hat die Angel mit verschlungen!
Schon mancher, fühlt' er meine Hand am Kragen,
Bekehrte sich! Da ward gebetet und gejohlt,
Doch sein an Fleisch gewohnter Magen
Konnt' euch die Klostersuppe nicht vertragen;
Hätt' ich nicht ihn, er hätte mich geholt.
Doch seht, kömmt nicht mein Doktor dort?
Jetzt darf er mich nicht sehn! Husch fort!
(Verbirgt sich.)

Faust (kommt). O Einsamkeit, wie hast du mich betrogen,
Als ich an deinen stillen Busen floh,
Du hast mir Ruh und Friede vorgelogen,
Und ach, nun find' ich dich nicht so!
Vor dem Orkane meines wilden Lebens
Floh ich in deinen aufgetanen Port,
Und suchte sichern Ankergrund; vergebens,
Auch hier reißt mich die Welle mit sich fort.
Ich seh' das schöne Land voll stiller Wonne,
Das mir in Jugendträumen vorgeschwebt,
Beleuchtet von der Unschuld milder Sonne,
In der ein ew'ger Frühling grünend lebt,
Wo unter blühnder Rosensträuche Schatten
Der Friede ruht, von Götterreiz umweht,
Wo auf den grünen, reichbeblümten Matten
Die Freude unter Lämmern spielend geht.
Ich seh' wie Hunderten von meinesgleichen
Verzeihung dort die Myrtenkrone flicht;
Mein Auge kann das Himmelsland erreichen,
Doch, weh mir, weh! Mein Fuß vermag es nicht!

Mephistopheles. Der hat die Wahrheit scheint's noch nicht gefunden,
Daß Einsamkeit 'ne derbe Speise beut,
Die ganz vortrefflich dem Gesunden,
Allein dem Kranken herzlich schlecht gedeiht.

(1811).

Meines Wissens hat noch niemand einen jungen Menschen beim Erwachen der Leidenschaft geschildert. Er müßte gemalt werden, wie er Tag und Nacht von üppigen Bildern umlagert ist, wie er

glühend eine gewisse Gelegenheit sucht, und wenn sie kommt, nicht etwa bloß zu scheu ist, sie zu benützen, sondern nicht einmal merkt, daß sie da ist. Ich kann mir sehr wohl denken, daß, besonders, wenn er kurzsichtig ist und in jemanden verliebt ist, er nicht einmal die Person, in die er es ist, auf der Gasse wieder erkennt; denn wir lieben in der Zeit nur das Bild, das unsere Phantasie malt; das Mädchen, das wir zu lieben glauben, ist nichts als die Leinwand, auf welche jene die Farben aufträgt. Ich hörte einmal von jemand sagen (oder war ich es selbst?), er sei verliebt, er wisse aber noch nicht in wen. Ich habe nie etwas gehört, was wahrer und den Jüngling charakterisierender wäre. Ich habe mir einst vorgenommen, ein solches Bild in einer projektierten Fortsetzung von Goethes Faust zu zeichnen, aber der Plan ruht mit vielen anderen. Beaumarchais Cherubin in Figaros Hochzeit ist bei weitem nicht alles, was man in der Hinsicht verlangen kann, nichtsdestoweniger ist er aber, besonders mit Mozarts Seelenmusik hinreißend.

(1822).

Ich hatte, es sind wohl jetzt schon zehn Jahre, die Idee, Goethes Faust fortzusetzen und bis zum Ende zu führen. Ich erinnere mich von meinem damaligen Ideengange nur noch so viel, daß ich nach Gretchens entsetzlicher Katastrophe Fausten in sich zurückkehren und nun finden lassen wollte, worin er es versehen, worin eigentlich das Glück besteht: in Selbstbegrenzung und Seelenfrieden. Wie er nun den Teufel aller Verbindlichkeiten entläßt, ihn verabschiedet und nur Ruhe will für die noch übrigen Tage seines Lebens. Er senkt sich nun mit Liebe ein in all die kleinen Verhältnisse des menschlichen Lebens, fängt an zu schmecken, was sie Süßes enthalten für den, der sich ihnen ganz hinzugeben vermag. Ich wollte ihn zusammentreffen lassen mit einem Knaben im ersten Erwachen, dessen Lehrer und Freund er wird: ich wollte ihn in die Familie eines wackern Hausvaters eintreten lassen, wo sich ihm das Glück der häuslichen Liebe kundtut, wo die Tochter, Gretchen ähnlich von Gestalt und einfacher Güte, sich innig an ihn anschließt, anfangs mit kindlicher, dann mit Liebe der Geliebten. Wie Faust begierig alles ergreift, auf Augenblicke eingeht in den Genuß all des unschuldigen Glücks, aber immer wieder zurückgeworfen wird durch das Bewußtsein seiner vorausgegangenen Handlungen, seiner frühern Verworfenheit. Mephistopheles, statt seine Genüsse zu stören, sucht sie vielmehr immer zu erhöhen, wohl wissend, daß jener unfähig ist, sich ihrer zu freuen, und gewiß, ihn so am sichersten zur Verzweiflung zu bringen. Das geschieht auch. Die Liebe, das Vertrauen der Menschen wird Fausten beim Bewußt-

sein seines Unwerts peinigender als vorher ihr Haß. Zuletzt von der Liebe des Mädchens aufs Äußerste gebracht, da sie sich selbst durch das Geständnis, wer er sei, nicht mehr abhalten lassen will, ihm zu folgen auf der Flucht, die er ergriffen, um sich ihr, die er gleichwohl auch liebt, zu entziehen, ruft er selbst den Teufel und läßt ihn den Vertrag vollziehen noch vor der Zeit.

Ich hatte mir theatralisch die letzte Scene gedacht, daß Faust, während das Mädchen ihn umklammert, den Feind ruft, und als dieser erscheint, geht Faust mit ihm in einen Fels, der sich öffnet unter Donner und Blitz. Das Mädchen und alle Angehörigen haben sich versammelt mit heißem Gebet für den Unglücklichen. Da geht die Höhle von neuem auf und Faust tritt mit Mephistopheles auf, schneebleich im Gesicht, beide ganz gleich in schwarze Mäntel gehüllt mit schwarzen Federhüten auf dem Kopf. Sie sprechen, ohne sich um die Umstehenden zu kümmern, mitsammen: Wo sind die Pferde? — Draußen schnauben sie am Gittertor. — Laß uns eilen! — Der Weg ist weit. — Indes die andern beten: Herr, erbarme dich seiner. Gretchen eilt ihm entgegen. Faust sieht sie an und fragt Mephistopheles: Wer ist die? — Gretchen ist's. — So! so! Laß und eilen, der Weg ist weit. So gehen sie. Die Eltern eilen auf das Mädchen zu und fragen sie. Laßt uns gut sein, erwidert sie, und recht tun; der dort ist keiner mehr von den Unsern. Das Ganze gäbe ein eigenes Stück, bei dem das Goethische vorausgesetzt würde.

Rosamunde.

(1808.)

Erster Aufzug.

Platz in Verona. Vom Vorgrunde bis in die Mitte des Theaters eine Halle, die sich daselbst mit Säulen schließt. Im Hintergrunde die Stadt mit der Kathedrale. Tagesanbruch.

Helmichild (hereinstürzend).

Ich bin am Ziel, das sind Veronas Mauern!
Sei mir gegrüßt, du herrlich hohe Stadt,
Mit tausend, tausend Flüchen mir gegrüßt!
Schaust du so stolz von deinen grauen Zinnen,
Und rufst dem Wanderer, der frägt nach deinem Ruhm,
So bäurisch-vornehm deinen Namen zu?

Zu heißen statt zu sein, ein schlimmer Tausch,
So schlimm als Bettlerslumpen für 'ne Krone!
Hörst du denn nicht die frechen Sieger jauchzen
An deiner Töchter jungfräulicher Brust,
Berauschen sich im Wein von deinen Bergen
Und in der Trunkenheit vorlautem Mut
Das stolze Schwert an deinen Steinen wetzen?
Auf, schüttle deine mächt'gen Riesenglieder,
Stürz deiner Türme wolkennahe Gipfel
Auf dieser Wilden freche Häupter nieder
Und gib den Deinen Rache, wenn nicht Schutz!

Denina.

(Ueber die Revolution Italiens. Venedig 1779.)

Ma se l'Eunuco Narsete fosse o no richiamato dal suo governo in seguito a tutto questo; e se egli irritato per questa novità del suo onor vilipeso invitasse i Langobardi in Italia, per far due vendette contro l'orgogliosa Sofia, niuno è finora, che abbia argomento sufficiente per accertarlo . . . . i Longobardi non molti mesi dopo morto Narsete, gettatisi in questa bella parte d'Italia.[9])

Die Langobarden, eine deutsche Nation, wahrscheinlich aus Skandinavien und gotischen Ursprungs, waren schon seit 517 in Pannonien unter Anführung ihres Königs Audoin. Früher hatten sie schon Streit mit den Herulern in Mähren, dann mit den Gepiden.

Schlacht zwischen den Langobarden und Gepiden. Alboin tötet den Torismond, Sohn des Gepidenkönigs Torisend. Die Langobarden verlangen für ihn die Ehre, an der Tafel des Vaters zu speisen, dieser weist ihr Verlangen zurück, bis Alboin die Waffen eines Königs erbeutet. Alboin am Hofe des Torisend. Er sitzt an der Seite des Königs. Dieser äußert den Schmerz über den Tod des Sohnes und die Nähe des Mörders. Neckereien. Die Langobarden werden von einem Gepiden wegen ihrer umwundenen Beine mit Stuten verglichen. Streit. Zank. Ehrenvolle Entlassung Alboins. Alboin heiratet Klotswinda, Tochter des fränkischen Königs Klotar. Neuer Krieg. Kunemond bleibt. Seine Hirnschale ein Trinkgeschirr. Rosamunde gefangen. Reiche Beute. Alboin überläßt den Hunnen und Avaren, seinen Bundesgenossen, einen Teil von Pannonien. Kaiser Justinian ruft ihn gegen die Goten zu Hilfe. Nach dem Sturz des Tottila und Tod des Narses bricht er in Italien ein.

Er zieht mehrere deutsche Nationen an sich. Er erobert Venedig und Monselice und setzt seinen Verwandten Gisulf als lehnpflichtigen Fürsten von Venedig ein. Alboin erobert Mailand und wird von seinem Volke (569) als König von Italien ausgerufen, obschon er weder Rom noch Ravenna, noch Pavia besaß. Nach dreijähriger Belagerung erobert er Pavia. Diese Eroberung wird durch ein Bankett zu Verona gefeiert. Hirnschädel des Königs Kunemond als Becher. Rosamunde ermordet ihn mit Hilfe Helmichildes. Sein Nachfolger ist Klefis.

I Langobardi con quelle barbe lunghe e quelle ciocche di capegli àvvilluppate intorno alla fronte, e colla parte posterior della testa pelata e rasa: e dall' altro lato le stesse donne, alle quali; nell andar a marito, si tagliavano i capelli . . .[10])

Strenge Gesetze gegen den Ehebruch. Tutela perpetua der Weiber.

Die Langobarden waren bei ihrem Einfall in Italien Arianer.

Gisulf Neffe des Alboin.

Chunimund. Gepiden.

Die Pazzi.

Trauerspiel.

Den 17. Dezember 1812.

Personen:

Giuliano } von Medici.
Lorenzo }

. . . .

Erster Akt.

Platz vor dem Palast der Medici in Florenz mit einer Warte.

Ein Haufen Bürger.

Schuster. Schau, Michieli, siehst du noch nicht Staub aufsteigen?

Wächter auf der Warte. Ich sehe noch nichts, die Sonne blendet mich.

Schuster. Wo sie doch bleiben? (Den Kopf schüttelnd.) Ei, ei, ich will nicht prophezeien, aber wer ein wenig Grütze hier hat und die Lage der Sachen kennt, der möchte schier fürchten —

Waffenschmied. Was gackelt Ihr da! Ist nicht Medici mit ihnen. Die Medici haben das Glück geheiratet, es ist ihnen untertan.

Marco. Man hört auch manchmal von Ehescheidungen.

Waffenschmied. Schweigt nur, weiß man doch warum Ihr so sprecht. Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe! Ihr seid ein Diener Herrn Jakobs von Pazzi. Ihr schimpft die Medici ums liebe Brot.

Marco. Über Eure Medici!

Waffenschmied. Nicht geräsonniert, sag' ich Euch, und die Medici nicht schimpfiert, sonst setzt's Hiebe. Unter uns ist keiner, der nicht mit Freuden ein paar Püffe für das erlauchte Haus hinnähme.

Schuster. Wollen das Beste hoffen, aber — aber. Als ich heute morgens dem Herrn Gonfalonier seine Schuhe brachte, da verzog er sein gestrenges Gesicht gar erbärmlich und sagte: Meister, der Schuh drückt mich, und dabei gebärdete er sich, als ob er das Bauchgrimmen hätte; wenn ich das, was mir gestern mein Vetter, der Küchenträger bei Herrn Giuliano Medici, entdeckte, dagegenhalte, so kömmt das Facit heraus —

Waffenschmied. Daß Eure Schuhe zu eng, und Euer Vetter ein Esel ist.

Schneider. Jawohl. Wer sollte denn auch so großmächtigen, spendablen Herrn was anhaben! Das sind mir doch noch Edelleute! An den neuen Livreen ihrer Bedienten kennst du kaum, von welcher Farbe sie sind, so beblecht mit Gold und Silber sind sie! Und großmütig! Neulich nähte ich Herrn Lorenzo einen abgesprungenen Knopf ans Beinkleid, soll mich der und jener, wenn er mir nicht bare zwei Groschen dafür bezahlt hat.

Färber. Und bei aller Grobheit doch so herablassend, so freundlich. Unsere andern Edelleute danken kaum der tiefsten Reverenz; aber wenn Lorenzo an mir vorübergeht und ich ziehe die Mütz' ab, so zuckt er am Federhut und spricht liebreich: Guten Morgen, Meister, oder je nachdem es an der Tageszeit ist: Habt guten Abend, oder: Seid freundlich gegrüßt, oder mit andern zierlichen Worten.

Wächter von der Warte. Ich sehe Waffen blinken im Strahl der Sonne! Sie kommen, sie kommen!

Waffenschmied. Heida! Ist einer unter euch, der heute lieber Kaiser von Trapezunt als ein Bürger von Florenz wäre?

Viele. Keiner, keiner. Florenz hoch!

Schneider. Wenn man so eine Weile sich müd gekämpft und alle Fährlichkeiten des Krieges ausgestanden, dann behagt die Freude des Sieges.

Waffenschmied. Es ist wahr, wir haben viel getan, dem mächtigen Herzog von Mailand gestanden und nicht unterlegen.

Schuster. Ja, wir Florentiner haben Arme.

Waffenschmied. Und Schwerter.

Schneider. Und Mut.

Marco. Und Zungen.

Wächter. Da sprengt einer voraus.

Färber. Das ist sicher mein Schwestersohn. Er dient im Heere, ein Teufelsjunge. Überall voran, war immer sein Wahlspruch.

Wächter. Ein Reiter in prächtiger Rüstung führt den Zug.

Färber. In prächtiger Rüstung? Das ist mein Schwestersohn. Hat mir nicht der Bube meinen Sparpfennig auf eine polierte Rüstung abgeschwatzt.

Wächter. Nun kömmt einer mit einer eroberten Fahne.

Färber. Da habt ihr den Teufelsjungen. Der mit der Fahne ist er, mein Schwestersohn. Vetter, sagte er mir bei seinem Abschiede, entweder Ihr seht mich nie wieder, oder mit einer feindlichen Fahne.

Wächter. Herr Lorenzo von Medici hoch zu Roß!

Viele. Vivat Medici!

Wächter. Sein Schwert blitzt in der Sonne.

Waffenschmied. Hört ihr, sein Schwert blitzt. Das Schwert hab' ich geschmiedet. So was habt ihr nie gesehen. Scharf wie ein Schermesser und hart wie ein Diamant. Mit dem Schwert konnte er freilich die Feinde schlagen.

Wächter. Sie kommen, sie kommen.

Ein Ritter kommt.

Ritter. Freut euch, Freunde, der Feind ist geschlagen. Der Adler von Florenz, der edle Lorenzo, hat ihn vernichtet. Der Herzog von Mailand wird so bald eure Ruhe nicht wieder stören. Platz da, Platz für die Sieger!

Unter kriegerischer Musik tritt Lorenzo von Medici auf mit Soldaten und Fahnen. Ihm zur Seite geht Francesco Pazzi und andere Hauptleute.

Volk. Heil, Florenz, Heil Medici!

Andere. Der Besieger des Herzogs von Mailand!

Viele. Der Vater des Vaterlands.

Alle. Vivat Medici!

Lorenzo. Jetzt erst fang' ich an, meinen Sieg zu schätzen. Selbst die erste Freude des Vollbringens dieser Waffentat war nicht so groß als mein jetziges Entzücken, sie so wohl von euch aufgenommen zu sehn.

Waffenschmied. Hört ihr, wie er uns respektiert?

Schuster. Die Freude, aufgenommen zu werden, das war recht respektierlich.

Waffenschmied. Er muß wohl, denn sind nicht wir vom Volk sein Souverän und Herr?

Lorenzo. Überhaupt seh' ich dabei nichts Großes. Eine Niederlage mußte mir wohl Schande, ein Sieg aber kann mir keinen Ruhm bringen. Um mit einem Heer Florentiner zu siegen, braucht man kein großer General zu sein.

Volk. Vivat Medici! Lorenzo hoch!

Färber. Hört ihr, wie tapfer wir sind?

Waffenschmied (zu Marco). Nun spotte uns noch einmal, wenn du alle Zähne im Halse haben willst.

Schneider. Ja, er hat recht, wir haben eigentlich den Sieg erfochten. Wir waren sozusagen die Arme.

Lorenzo. Jeder Florentiner war an dem Tage ein Held, ich konnte nichts tun, als jedem einen schicklichen Platz zu seinen Taten anweisen.

Färber. Zu seinen Taten! Damit spielt er auf meinen Schwestersohn an.

Schneider. Einen schicklichen Platz, das war gut gesagt.

Schuster. Und anweisen. Das klingt gar nicht befehlsmäßig.

Lorenzo. Kehrt nun ruhig heim in eure Häuser; die Mailänder werden euch nicht mehr stören. Ich denke, wir haben ihnen gezeigt, was Florenz vermag. Ohne Furcht könnt ihr wieder eure Villas und Weinberge vor der Stadt beziehen, die Sorgen der mühevollen Woche in den Hainen von Fiesole am Sonntage abwerfen, und damit die allgemeine Freude kein trüber Gedanke vergifte, so läßt euch die Signoria durch mich verkünden, daß von heute an der Zoll auf den Wein aufgehoben ist.

Volk. Heil Florenz! Heil Medici!

Lorenzo. Ein Unbekannter hat sich erklärt, daß er der Staatskasse ersetzen wolle, was sie durch Aufhebung dieses Zolles verliert.

Einige. Uns ist der Wohltäter nicht unbekannt.

Andere. Wir kennen ihn recht gut!

Waffenschmied. Den Großmütigen, Erlauchten.

Ein Weinschenk. Den Vater des Vaterlands.

Waffenschmied. Jeden Tropfen Wein, der meine Zunge näßt, soll ein Segen für den Helden begleiten.

Marco. Auf die Art wird er mit Segen überschüttet werden.

Volk. Heil dem großen Lorenzo von Medici!

Eine Deputation der Signoria kömmt mit dem Gonfalonier an der Spitze durchs Volk, das ehrerbietig Platz macht.

Lorenzo. Will man mich denn heute durch Scham töten?

Gonfalonier. Die Signoria sandte uns wenige ab, dir den Dank aller zu überbringen, edler Lorenzo! Gebeugt nahen wir dir, bittend, du mögest die geringen Zeichen des großen Dankes, den wir dir schuldig sind, aus unsern vor Freude zitternden Händen

gütig annehmen. Du hast dich unserer Not erbarmt und wardst unser Retter, du hast für uns gehandelt, wir können nichts als danken, aber sieh mit huldreichem Blick —

Francesco Pazzi. Führt ihr die Sprache der Signoria, Herr, oder Eure eigene?

Lorenzo. Mit Recht tadelt der edle Pazzi Eure Sprache, Gonfalonier. So spricht nicht der Herrscher zu seinem Diener. Die Dankbarkeit in ihrer ersten Freude hascht zwar nicht nach geziemenden Worten, aber dennoch muß ich beinahe Eure Rede für Spott nehmen. Ich würde nicht dulden, das der Geringste in Florenz mir gebeugt nahte, am wenigsten die Gesandten einer erlauchten Versammlung, deren Wink mir Befehl ist. Sprecht also, was befiehlt die hohe Signoria?

Gonfalonier. Mit Lorbeeren krönte das alte Hellas seine Edelsten, mit Lorbeeren befahl mir die Signoria Euch zu krönen, den Miltiades des italienischen Athens.

(Er reicht Lorenzon einen Lorbeerkranz.)

Färber. Pfui Teufel, heißt das belohnen? Die paar armseligen Blätter! Wenn sie ihm noch ein paar Dutzend Dukaten gegeben hätten!

Schneider. Was meint der Gonfalonier mit seinen Milcides?

Waffenschmied. Merkst du's nicht, damit spielt er auf die Stadtmiliz an.

Lorenzo. Ich bin verwirrt, beschämt. Wenn ihr kleine Dienste so belohnt, was bleibt übrig, um große zu vergelten? Spart diese Zeichen eurer Dankbarkeit auf Fälle, wo ihr sie nötig habt. Für meine Tat und für mein Herz war der frohe Blick, der warme Händedruck eines Florentiners genug Lohn.

Volk. Behalt den Kranz! Behalt ihn!

Lorenzo. Für jeden Fall hat die hohe Signoria, wenn ich mich's zu sagen erkühnen darf, nicht gut getan. Entweder mußte sie keinen Lorbeer geben, oder so viele Kränze, als Krieger im Heere sind; da sie aber dadurch wahrscheinlich nicht den Glücklichsten, sondern den Tapfersten belohnen wollte, so sei der Kranz dein, Francesco de Pazzi, du hast tapfer gestritten.

Francesco. Ich den Kranz aus Medicis Händen? (Zurücktretend.)

Lorenzo. Nicht von mir. Im Gewühle der Schlacht haben ihn dir deine Taten gewunden, er war schon früher dein, ehe man ihn mir übergab; ich setze ihn dir nur aufs Haupt, Francesco. Nimm ihn, und Heil dem tapfern Francesco Pazzi!

Volk. Heil Lorenzo! Medici hoch!

(Francesco reißt ergrimmt den Kranz auseinander.)

Lorenzo. Ha!

Gonfalonier. Was tut Ihr, Francesco?

Francesco. Ich will Lohn austeilen wie Medici. He, Benedetto!

Benedetto (tritt vor). Was gebietet Ihr?

Francesco. Als das Fußvolk schon wich, und die Mailänder ein Siegsgeschrei erhoben, sprengte ich mit der Reiterei in die siegstrunkenen Feinde, und — sie jubelten nicht mehr. Ehe ich noch mit dem Feinde zusammentraf, ward mein Roß von einem Pfeilschuß getötet, die Mailänder umringten mich. Florentiner, ihr wart geschlagen, wenn nicht dieser Knappe mich unter dem Pferde hervorzog. Er half mir empor und mit mir dem Sieg. Ihm die eine Hälfte des Kranzes.

Gemurmel unter dem Volke. Wie verächtlich! Den Kranz zu zerreißen. Recht wie ein Pazzi gehandelt, der Übermütige!

Francesco. Die andere Hälfte leg' ich in eure Hände zurück. Gebt sie dem, der im Streite mir am nächsten kam. Pazzi ficht nicht um Lohn!

Lorenzo. Recht geurteilt, Pazzi, obwohl man sonst nicht die Faust, sondern den Kopf des Siegers mit Kränzen schmückt. Jetzt aber laßt uns alles entfernen, was uns noch auf jene unruhvolle Zeit erinnern könnte. Ganz Florenz ist heute bei Medici geladen! Wir wollen mit der Zeit Rechnung halten, und die Freuden, die uns so oft der Tag neidisch vorenthielt, von der kargen Nacht uns reichlich bezahlen lassen. Kommt alle, es fängt schon an, dunkel zu werden, und die Kerzen in Medicis Hause flammen. Bis an den Morgen währe der fröhliche Tanz, und die Sonne soll eifersüchtig erstaunen, bei ihrem Erscheinen schon einen glänzenden Tag anzutreffen.

Gonfalonier. Sogleich soll der Adel —

Lorenzo. Warum gerade Adel? Ganz Florenz ist geladen. Reicher bin ich wohl als der Lastträger, der meinen Wein zum Keller schrotet, aber nicht mehr. Wir beide sind freie Bürger von Florenz. Der Eintritt des Herzogs von Mailand würde mein Haus nicht so ehren, als die Versammlung florentinischer Bürger! Kommt, kommt alle!

(Geht ab mit Gefolge.)

Volk. Medici hoch! (Strömt nach).

Francesco. Das zu erleben. Ein elendes Stäubchen, das an den Schuhen des Übermütigen klebt. He, Giustiniani!

Ein Edelmann aus dem Haufen, der Lorenzon folgt, sieht sich auf den Zuruf um, aber geht fort, als ob er nichts gehört hätte.

Francesco. Hörte er mich nicht, oder? — Procero!

Ein Ritter. Was willst du, Pazzi?

Francesco. Komm her!

Ein Ritter (näher kommend). Hier bin ich.

Lorenzo (ruft). Procero!

Der Ritter. Wer ruft?

Einer aus dem Gefolge. Herr Lorenzo verlangt nach Euch!

Ritter. Ich komme!

Francesco. Du willst fort?

Ritter. Hörtest du nicht, daß Lorenzo rief?

Francesco. Ich habe dich gerufen.

Ritter. Laß mich!

Francesco. Sklavenseele!

(Der Ritter reißt sich los und eilt Lorenzon nach.)

Einige Bürger, die geblieben sind.

Erster Bürger. Kommt, wir wollen auch zu Medicis Feste.

Zweiter Bürger. Seht ihr, wie schon alle Fenster erleuchtet sind?

(Musik im Palaste der Medici.)

Erster Bürger. Hört ihr, es beginnt schon.

Zweiter Bürger. Die Medici sind mir wackre Leute. Seht nur dort den Pazzi in die Ecke gedrückt, neidisch über den Ruhm seiner Feinde!

Dritter Bürger. Wollen ihn ärgern. Ruft: Heil den Medici!

Alle. Heil Medici! Medici hoch!

Erster Bürger. Vivat die Stützen unsrer Freiheit!

Zweiter Bürger. Untergang ihren Feinden!

Francesco. Packt euch, verworfnes Gesindel! Wenn ich einmal um eine Benennung für einen Dummkopf verlegen bin, will ich ihn Florentiner nennen. Über die scharfsinnigen Wichte! Ihre Freiheit küßt die Medici wie der Dieb den Scharfrichter, der ihn hängen wird. Fort, liederliches Gepack, fort!

Erster Bürger. Wir sind freie Bürger von Florenz und können tun, was uns beliebt, und jetzt beliebt uns zu lärmen. Vivat Medici!

Alle. Medici hoch!

Francesco (jagt sie mit gezogenem Degen auseinander). Ihr Schurken, ich will euch zeigen, was eure Freiheit vermag.

(Bürger ab.)

Francesco. Himmel und Hölle, ist es soweit gekommen, daß der Name Pazzi ein Schimpfwort geworden ist, mit dem sich die Gassenbuben schmähen? Meine Väter hätten mit ihren Großtaten nichts getan, als das allverschlingende Tier Medici gemästet, das nun ihre Enkel in den Kot trampelt! Nichts zu sein, nichts! Ein Pazzi, und nichts. In meinen Adern zischt's und siedet's; wie das Gift der lernäischen Schlange brennt mich der Name Medici. So zermalmt, so zernichtet zu sein, und von wem? Von einem glatten Buben, der, als ich noch ein Knabe war, meinen Händedruck nicht aushalten konnte, der tanzte, während ich focht, der schwatzte, während ich handelte, und sich auf weichem Flaum wälzte,

während ich im Felde die Erde zur harten Lagerstätte mir wählte. So dazustehen in der Welt voll lachender Anhöhen und vor jeder ein donnerndes Halt zu hören, und alle schon besetzt zu sehen von dem, den ich hasse! Größe ist Tand: sie verachtend von sich weisen ist seliger als sie besitzen; aber sie nicht erreichen können, ist Höllenmarter. Wie ich dastehe, ein Zerrbild der florentinischen Erbärmlichkeit, und mich winde gegen die Nadel, an die er einen Schmetterling nach dem andern spießt. Mein Leben ist hohl geworden, seinen Gehalt hat dieser listige Marder ausgesogen, wie man ein Ei ausschlürft und die Schalen ins Auskehricht wirft. Himmel und Hölle! Ich wäre zur Blechmünze herabgesunken, die nur gilt, wenn er seinen Stempel darauf geschlagen hat; ich wäre nichts als ein träumender Narr gewesen, wenn ich in heiligen Mitternächten Riesengestalten künftiger Taten vor meine Seele zauberte; wo ich gekämpft, sollte er siegen, aus der Saat meines Blutes sollte ihm eine Krone keimen? Nimmermehr! Ich will meine Freiheit wieder haben, und sollte ich mit diesem Schwerte den Schrein erbrechen, der sie räuberisch verschließt.

Ein Diener kömmt.

Diener. Find' ich Euch endlich hier, gnädiger Herr!

Francesco. Was soll's?

Diener. Die Diener der Medici suchen Euch überall auf, um Euch zum Feste ihrer Herrn zu laden.

Francesco. Geh!

Diener. Ihr kommt doch?

Francesco. Geh!

Diener. Das Gastmahl soll herrlich sein!

Francesco. Das glaub' ich wohl. Er versteht sein Handwerk. Er hat das köstliche Wild erbeutet, nun muß er wohl auch das Jagdrecht üben und uns als seinen treuen Hunden den Abgang preisgeben.

Diener. Darf ich also melden?

Francesco. Daß ich — Geh!

Diener. Ihr kommt!

Francesco. Nein.

Diener. Signora Camilla läßt Euch doch bitten. —

Francesco. Camilla? Wo ist Camilla?

Diener. Bei Medici.

Francesco. Sie?

Diener. Mit ihrer Mutter.

Francesco. Wir wollen auch hin. Nimm eine Fackel und geh voran.

(Beide ab.)

Saal bei Medici.

(Musik und Tanz.)

Lorenzo. Nicht gefeiert, ihr Herren! Schnell erneuere sich der wirbelnde Tanz. Laßt uns die Sorgen als unwillkommene Gäste mit den Füßen von uns stoßen. Laßt mehr Leute herein. Wer eintreten will, ist willkommen. Der Name Florentiner ist die einzige Eintrittskarte bei Medici! Heda, Musik, Musik!

Eine Maske. Du bist Salviati!

Zweite Maske. Ich bin's.

Erste. Was sagst du zu dem allem?

Zweite. Die ehrwürdige Matrone Florenz ist kindisch geworden und tanzt nach der Pfeife dieses Buben.

Erste. Er stellt es fein genug an.

Dritte. Nicht sehr! Aber zu schlechtem Zeug braucht man keiner feineren Nadel.

Erste. Ist Francesco schon hier?

Dritte. Nein. Ich fürchte, er bleibt weg.

Zweite. Er kommt.

Dritte. Woher weißt du?

Zweite. Er kommt.

Erste. Wir müssen sehen, an ihn zu kommen.

Zweite. Ich nehme ihn auf mich.

Francesco Pazzi kömmt.

Lorenzo (ihm entgegen). Willkommen, edler Pazzi, willkommen bei Medici!

Francesco ist von seinem Vater sehr streng erzogen worden, oft ward er mißhandelt, nie gestraft. Damals schon beneidete er Lorenzon, der der vollkommensten Freiheit genoß. Bei heftigen Menschen, die sich im Innern jeder niedrigen Leidenschaft schämen, nimmt der Neid bald das Gewand des Hasses an. Schon als Kind haßte er also Lorenzon, und diese Leidenschaft ward noch durch eine Nacheiferung, in der Lorenzos Biegsamkeit und Bildsamkeit über die starre Leidenschaftlichkeit Francescos siegte, verstärkt. Eine in der Familie Pazzi eingewurzelte Eifersucht gegen die Medici gab diesem Hasse stets Nahrung. Endlich stirbt Francescos Vater, und er tritt öffentlich auf auf der Bühne des Staates, wo Lorenzo, der früher sie betrat, beträchtliche Fortschritte vor ihm gemacht hat. Die Liebe des Volks für die Medici, Lorenzos gefälliges Betragen hebt diesen hoch über den finsteren Francesco. Dieser fühlt nunmehr keine andere Begierde, als die, seinen verhaßten Nebenbuhler zu demütigen. Er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, sich mit ihm zu messen, aber Lorenzos Glück, sein ruhiger Verstand

behalten stets das Übergewicht. Das steigert Francescos Eifersucht zu einer giftigen Wut. Als Bürger sieht er sich überall von jenem besiegt, es fehlt nichts mehr, als daß ihm sein Feind auch noch als Mensch den Rang abläuft. Von frühester Kindheit an liebt Francesco Camillen mit aller Heftigkeit seines Charakters und glaubt sich wieder geliebt. Nie hat er sich diese Leidenschaft zu entdecken gewagt, mit zerrissenem Herzen, mit haderndem Grimm gegen die Natur, seine wenige Liebenswürdigkeit, die geringen Vorzüge seines Äußern erkennend. (Überhaupt hat dies demütigende Gefühl, verbunden mit einer sklavischen Erziehung, den ersten Grund zur Menschenscheue und Unzufriedenheit mit sich selbst und der Welt bei dem ehrsüchtigen Jüngling, in allem gewohnt, nach dem Höchsten zu streben, erregt. Weil er in der Gesellschaft nicht glänzen konnte, hatte er sie geflohen.) Seiner innern Vorzüge und einer bei seinem Charakter an Raserei grenzenden Liebe gegen Camillen bewußt, hatte er sich stets geschmeichelt, in dem Herzen dieses Mädchens gleiche Empfindungen zu erregen. Mit ihr erzogen, war es ihm in manchen Stunden leicht, die schwesterliche Liebe Camillens für mehr zu halten; aber überzeugt, wie wenig er von dem besitze, was Weiber anzieht, ist er zugleich äußerst eifersüchtig. Eben als er ergrimmt über die Ehrenbezeigung, die das Volk für eine Tat, die er getan zu haben glaubt, an Lorenzon verschwendet, macht er die Entdeckung, daß dieser Camillen liebt und wohl von ihr auch geliebt wird.

Rosamunde Clifford.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

(1807.)

Personen:

Heinrich II., König von England.
Eleonore von Guienne.
Rosamunde Clifford.
Gottfried, Richard, } ihre Söhne.
Der Graf von Boulogne.
Raoul von Blois, ein französischer Ritter.
Sir Walter Herefort.
Robert, Eleonorens Stallmeister.

Das Stück spielt um und in dem Walde bei Woodstock.

Erster Aufzug.

Zimmer zu Woodstock.

Erster Auftritt.

Eleonore (stürzt hastig aus einem Nebenzimmer).

Er ist's, er ist's, kann mich mein Auge trügen!
Gibt's wohl in dieser Erde weitem Kreise
Ein einzig Wesen, das dem Helden gliche?
(Sie öffnet das Fenster; freudig:)
Wohl mir! Mein Auge trog mich nicht! Er ist's!
Da schwebt sie hin, die majestätische Gestalt,
So groß und stolz, ein Maler wählte ihn
Zum Muster eines Herkules, wenn nicht
Des Rosenmundes zauberisches Lächeln,
Der schlanken Glieder griechisch Ebenmaß,
Der langen Locken Gold, der sanfte Blick
Des blauen Augs im rauhen Löwenfelle
Den schlau versteckten Liebesgott verrieten!
O, wie sie gaffend um ihn stehn, die Rohen,
Und spöttisch seines Kleides Fältchen mustern;
Wie ihr echt brittischer Verstand es nicht

Begreifen kann, wie denn ein Ritter anders
Als sie, bis an die Zähne eingehüllt
Ins rauhe Mantelkleid auf offner Gasse
Vor aller Menschen Augen gehen könne!
Wie er so stolz in ihrer Mitte steht,
Ein Gott, umringt von schwachen Sterblichen.
Er spricht, er fragt, und schnell drängt alles sich,
Dem flücht'gen Wurf der Augen zu begegnen.
Er blickt herauf, er sieht mich, zieht den Hut,
Ha, sollten wohl die Unvorsichtigen! —
Doch nein, er weiß noch nichts, er kennt mich nicht.
Zu leicht und unbedeutend war sein Gruß.
Nun grüßt er noch einmal und geht; und geht,
Vielleicht auf ewig, nimmer kehrt er wieder;
Doch nein, das soll er nicht, ich will es nicht!
Mit unzerreißbarn Banden will ich ihn
An diese rauhen, öden Fluren ketten!
Nur er kann mir das herbe Los versüßen,
Des rauhen Englands Königin zu sein.
In seinem Arm will ich die Lust genießen,
An seiner Brust mich ganz der Liebe weihn;
Die Liebe ist mein Stolz, und frei vom Throne
Sei mir ein Myrtenkranz die schönste Krone!

Lucretia Creinwill.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Donnerstag, den 14. Mai 1807.

Personen:

Olivier Cromwell, Protektor von England.
Heinrich, sein Sohn.
Ireton, sein Schwiegersohn.
Lucretia Creinwill.
Herzog Franz von Bukingham.
Sir Heinrich Vane.
Lord Wentworth, Heinrichs Freund.
White, Pride, } Oberste Cromwells.
Robert, Marie, } in Lucretiens Diensten.
Offiziere, Wache.

Erster Aufzug.

Vorsaal in Cromwells Palaste zu London.

Erster Auftritt.

White. Pride.

Pride (hereinstürzend). Soeben kam ein Bote mit der Nachricht,
Daß Heinrich und der Herzog Bukingham
Mit ihren Truppen sich der Hauptstadt nähern.
White. Was sagst du? Herzog Franz von Bukingham?
Der nämliche, der bei Droghedas Sturm
Im Heere der Empörer wütend stritt
Und den Protektor selbst vom Pferde rannte?
Pride. Der nämliche.
White. Der, wenn nicht unsre Leute,
Den Feldherrn rettend, ihn zurückgetrieben,
Dem Staat und uns das teure Leben Cromwells
Entrissen hätte?
Pride. Ja, der Herzog Franz
Von Bukingham.

White. Er naht sich dieser Stadt?
Der Stadt, in der sein Feind allmächtig herrscht?
Erzähle solche Märchen Kindern!
Pride. Wie?
So weißt du also nicht, daß, als das Heer
Der wütenden Rebellen sich ergab,
Zum Teile Spaniens und Frankreichs Fahnen,
Zum Teile des Protektors Banner folgte,
Auch Bukingham in unsere Dienste trat?
„Der Bürger Blut soll länger nicht mehr fließen,"
Sprach er und gab an Cromwells Offizier
Den Degen, den er einst so wacker führte,
„Der Friede blühe nun dem Vaterlande,
Und Cromwell herrsche! — Zwar ist's schön und herrlich,
Zu leben unterm Schutze wackrer Fürsten,
Vom Stamm der alten Könige entsprossen,
Die jeder Winkel ihres weiten Reiches
An der erlauchten Ahnen Ruhm erinnert;
Die glauben, das Gedächtnis ihrer Väter
Zu ehren, wenn sie ihre Bürger lieben;
Die in dem Sturm des Unglücks Gut und Herz
Mit jedem ihrer Untertanen teilen;
Und dieses Gut erkauft man nicht zu teuer
Durch so viel wackrer Bürger wertes Blut! —
Zwar wird mich nie die Frucht des Baums erfreun,
Der nur auf blutgedüngten Fluren sproßt,
Nie werd' ich, um die süße Frucht zu pflücken,
Den teuren Bruder unnatürlich schlachten!
Doch ist es Pflicht, für unsers Königs Wohl
Das eigne Blut mit Freuden zu verspritzen;
Solange noch ein Strahl von Hoffnung winkt,
Als braver Mann zu kämpfen und zu sterben;
Doch wider das Geschick kämpft nur der Tor!
Laßt ab vom blut'gen Kampfe, wackre Brüder,
Und senket Eure tapfern Schwerter nieder!
Als alles ihn verließ in der Gefahr,
Habt ihr für euren Fürsten brav gestritten!
Doch itzt genug! — Zu klein ist eure Schar,
Und zahllos ist die Heeresmacht der Britten;
Drum reicht die Waffen euren Siegern dar
Und kehret friedlich heim in eure Hütten!"
White. Und der gepriesne Tugendheld ficht doch
Im Dienst der Feinde seines Vaterlandes?
Pride. Du irrest, Freund! Ich hasse Bukingham,
Denn er ist Cromwells Feind und also auch
Der meinige; doch muß ich dir gestehn,

Bewundrung fühlt mein Herz für diesen Mann.
Dann erst ergab er sich, als alles schon
Verloren war, um, seines Wohls vergessend,
Das Leben seiner Krieger nur zu retten.
Und nur auf Bitten Heinrichs, seines Freundes,
Entschloß er sich in des Protektors Heere,
Doch gegen äußre Feinde nur zu dienen.
Nun kehret er mit unserm jungen Heinrich
Aus Irland, wo ihn Cromwell hingesendet,
Mit seinem Ansehn die Rebellion
Zu dämpfen, die im Lande flammend wütet.

White. Dazu schickt Cromwell Francis, seinen Feind?

Pride. Er hat sein Wort gegeben, treu zu bleiben,
Und nie bricht Herzog Bukingham sein Wort.

White. Doch er — selbst ein Rebell — will Aufruhr stillen?

Pride. Er nur allein vermag es, denn ihn liebt
Mit schwärmerischer Glut das ganze Volk;
Darum verschont' ihn Cromwell auch bis itzt.

White. Ei, ei, mein Freund, du sprichst so ziemlich warm
Für des Protektors Feinde und die deinen?

Pride. Genug des Streites, White, was gibt es Neues?
Wo hast du dich bis itzt herumgetrieben?

White. In allen Teilen der bekannten Welt,
In Irland, Schottland, Spanien, Frankreich, Deutschland,
Und wie die Länder alle heißen mögen,
Die ich seit achtzehn Monaten durchstrichen.

Pride. Und hat der stolze Sieger aller Herzen
In allen diesen weiten, großen Reichen
Denn keine Schöne für sein Herz gefunden?

White. Nichts, daß ich wüßte! — Nichts — Hm, Kleinigkeiten,
Die man so nimmt, wie sie der Zufall beut!
Ein einzig Mädchen machte tiefern Eindruck
Auf meine Augen, und fast möcht' ich sagen,
Auch auf mein Herz!

Pride. Ei, sieh doch, sieh doch! und
Wer ist denn die allmächt'ge Schöne, die
Den Unbesiegbarn Liebe lehren konnte?

White. Ich schäme mich beinah, dir's zu gestehen,
Was ich empfind', ich selbst begreif' es nicht,
Wie dieses schnell entstandene Gefühl,
Des kurzen Augenblicks unreife Frucht,
Bis itzt in meinem Herzen sich erhielt,
Auf allen Reisen mich begleitete,
Und wie mit unsichtbaren Banden an
Mein Ich gekettet und fast eins mit ihm,

Mein ganzes Denken, Fühlen, Wollen, Handeln
Auf einen einz'gen Gegenstand nur richtet.

Pride. Freund White, o nenne mir doch schnell den Namen
Der mächt'gen Zauberin, die Londons Schöne
An dir gerächt, wo ist sie und wo sahst
Du sie zum erstenmal?

White. Auf meiner Reise
Durch Irland sah ich eines Abends sie
Bei einem schreckenvollen Ungewitter
An dem Dubliner Wege, wo er sich
Am hohen Meeresufer schwindelnd schlängelt,
Mit einer alten Dame, die, wie ich hernach
Erfahren habe, ihre Tante war,
Allein und hilflos, denn zerbrochen lag
Ihr Wagen zwischen scharfgezackten Klippen,
Und unterm Huf der Pferde tot der Kutscher.
Sie eilte flehend mir entgegen und
Bat, auf der Tante nahgelegnes Schloß
Sie zu geleiten. Ich bot ihr mein Roß
Und ihrer Tante, die vor Schrecken bebte,
Den sanften Klepper meines Knappen an,
Und ich und Cuno leiteten die Rosse.
Bei jedem Blitze, jedem Donnerschlag,
Der in den Felsen gräßlich widerhallte,
Erzitterte mein Mädchen und gedrang
Mit schwanenweißen Armen schlang sie sich
Halbtot vor Furcht und Angst um meinen Nacken.

Pride. Und du?

White. Je nun, ich fand es ganz behaglich,
In dieser Stellung und zu dieser Zeit
Allein mit einem schönen Weib zu traben,
Und um ja ganz allein zu sein, gab ich
Dem treuen Knappen einen stummen Wink,
Und unbemerkt — denn Finsternis und Angst
Umflorte schwarz der beiden Weiber Auge —
Sprengʼ ich auf dunkeln Nebenwegen fort,
Das bange Mädchen vor mir auf dem Rosse,
Indes die alte Tante wohlgemut
Auf meines Knappen Gaul gen Dublin reitet.

Pride. Nun, und das Ende von dem allen?

White. O!
Erinnere mich nicht an dies! — Ha, Heinrich,
Wenn ich dir nicht vergelte — tausendfach,
So will ich dir —

Pride. Freund, Freund, besinne dich!
Wer ist der Heinrich, gegen den du wütest?
White. Wer anders, als der weiche, zarte Bube,
Unsers Protektors mißgeschaffnes Söhnchen,
Der sich auf weichen Eiderdunen wälzte
Und spielt' und sang und mit den Weibern koste,
Indes auf harter, eisbedeckter Erde,
Von eines Zeltes luft'gem Dach bedeckt,
Nie sicher vor des Feindes Überfall,
Des Winters lange Nächte wir durchwachten —
Der nun nach ein'gen Monden, zugebracht
In Spiel und Scherz bei Irlands Wein und Mädchen,
Als Sieger der Rebellen wiederkehrt,
Wenn anders wahr ist, was du mir verkündet!
Pride. Die Nachricht hab' ich von dem Boten, der
Sie dem Protektor eben überbrachte;
Doch wie kömmt der in deine Liebeshändel?
White. Ich bitte dich, erlaß mir die Erzählung!
Doch nein, du sollst sie hören, und mit Haß
Und Durst nach Rache soll dein Herz sich füllen!
Wie schnöde mich behandelt! — O vergehn,
In Schand und Ärgernis vergehen möcht' ich!
Pride. Laß doch das tolle Wüten und erzähle!
White. So will ich denn erzählen! Hör: Allein
War ich nunmehr mit meiner schönen Beute;
Die Wut des Ungewitters war gewichen,
Der Regen plätscherte nicht mehr, und jenseits
Des Meeres rollte nur noch schwach der Donner
Aus den zerrißnen Wolken trat der Mond
Und warf sein bleiches Licht auf unsre Straße.
Zugleich mit dem Gewitter schwand die Furcht
Des Mädchens, und der unbekannte Weg,
Mein freieres Betragen, meine Rede
Verrieten nur zu bald ihr meine Absicht.
Sie bat, sie weinte, jammerte, doch ich
Ließ mich durch nichts erweichen, als wir plötzlich
Vom nahen Feld her Fackelschein vernahmen.
Mein Mädchen reißt sich los und flieht feldeinwärts,
Ich eile fluchend nach und hasche sie,
Als sie sich eben bleich und atemlos
Zu Heinrich Cromwells Füßen niederwirft!
Pride. Verdammt, und Heinrich?
White. Heinrich hob sie auf,
Sprach viel von Buben und verfolgter Unschuld
Und auch von Schönheit und von Reiz gar vieles,

Und mich (knirschend). Freund, mich schien er nicht zu bemerken,
Nicht zu bemerken! Hörst du's wohl? O, hätte
Er mir den Degen in die Brust gestoßen,
Ich hätte ihm vielleicht verziehen, aber
Nicht zu bemerken — o, das fordert Rache! —

Pride. Vielleicht kannt' er dich nicht?

White. O, nur zu wohl!
Denn als er fortritt mit dem Mädchen, sprach er
Zu seinen Leuten, die mit drohnden Blicken
Um uns im Kreise standen: Wag' es keiner,
An diesem wackern Mann sich zu vergreifen;
Denn unter meines Vaters Offizieren
Behauptet rühmlich er den ersten Platz.
Sprach's, zog den Hut und jagte schnell davon.
Nun denke selbst, ob ich nicht —

Pride. Still, man kömmt!

Heinrich der Vierte.

Kralitz, den 3. September 1813.

Personen:

Heinrich IV., König von Frankreich.
Mornay.
Gabriele d'Estrées.
Don Eusebio de Mazzamoro, ein spanischer Ritter.
Don Garcia, sein Leutnant.
Bastian, ein Bauer.
Margot, seine Geliebte.
Jaqueline, Gabrielens Mädchen.

Die Szene ist zu Estrées.

Erster Akt.

Platz vor dem Schlosse zu Estrées. Wald. Tagesanbruch.

Erster Auftritt.

Heinrich. Mornay.

Heinrich (auftretend). Der Morgen bricht an und wir sind hier. So, nun lebt wohl!

Mornay. Ich bitt' Euch, laßt mich hier bleiben, gnädiger Herr!

Heinrich. Nicht doch! Jeder, wohin er gehört, der Krieger Mornay ins Lager, und der Liebhaber Heinrich zur Geliebten.

Mornay. Und der König Heinrich?

Heinrich. Ich bitte dich, Lieber, laß mich zufrieden. Ich weiß wohl, daß dich diese Verhältnisse ärgern, aber was kann das helfen. Bei meinem Werden gefiel es nun einmal der Natur, weichern Stoff in die Mischung zu nehmen, und bei Gott, ich bin ihr darob nicht gram. Meine Freunde haben gesehen, meine Feinde gefühlt, daß ich ernst sein kann, wo Ernst not tut; aber weder du noch die ganze Welt sollen mich glauben machen, mein Stand fordre, sauer drein zu sehen, wenn mir ein schönes Mädchen den Mund zum Kusse bietet.

Mornay. Aber die Gefahren?

Heinrich. Gefahren in der Liebe sind Salz zur Suppe; und wo sind die Gefahren, die du siehst?

Mornay. Die Feinde streifen allenthalben.

Heinrich. Ich dächte, Mornay sollte seinem Heinrich wohl zutrauen, daß er nicht wie ein Knabe, dem die Liebe zugleich mit dem ersten Bart gekommen, blind in die Welt laufen werde. Charlot, den ich aussandte, die Gegend zu durchspähen, versicherte mich, auf drei Meilen in der Runde sei kein Spanier zu sehen, und du weißt wohl, daß zwischen ihnen und diesem Schlosse mein Heer steht. Übrigens sichert mich noch diese Vermummung, die ich freilich hauptsächlich darum genommen, um dieses Verhältnis den Spähern meines eigenen Hofes zu entziehen.

Mornay. Laßt mich wenigstens bei Euch bleiben, wenn Ihr Beistand —

Heinrich. Großen Dank! Da, wo ich hingehe, hoffe ich wohl allein fertig zu werden. Du weißt, Mornay, daß du mir wert bist, aber wenn zwei Liebende zusammen kommen, ist jeder dritte überflüssig, es müßte denn Amor sein. Obwohl ich dir den Anblick ihrer Liebenswürdigkeit einmal gönnte. Wenn sie vor dir stünde, Reiz in jeder Bewegung, auf der süßen Grenze zwischen Kind und Jungfrau. Ein Dichter würde ihren Hals Elfenbein, ihr Haar Gold, sie selbst eine Göttin nennen und nicht merken, daß er eine Plattheit gesagt, sie geschmäht habe. Ich habe hundertmal ein größeres Auge, feineren Wuchs, zartere Hände gesehen, aber den Reiz, der über alles gegossen ist, diese Harmonie des Ganzen, die selbst Makel zu Schönheiten verklärt, besitzt sie einzig. Ich war tausendmal in Versuchung, ein braunes Fleckchen auf ihrem Halse für die größte ihrer Schönheiten zu halten.

Mornay. Alles gut, obwohl ich eigentlich schlimm sagen sollte. Doch wie soll das alles enden?

Heinrich. Gut, hoff' ich.

Mornay. Ihr hofft!

Heinrich. Wo lebt der Mann, der die Saat der Hoffnung betrachten und sagen kann: dies Korn wird aufgehen, und jenes nicht. Laß mich! Eine frohe Hoffnung ist mehr wert, als zehn trockene Wirklichkeiten.

Mornay. Man sucht sonst das zu erheben, was man liebt; will Heinrich seine Liebe erniedrigen?

Heinrich. Mornay!

Mornay. Ich ehre diesen Ton, aber ich scheue ihn nicht. Was ist Euch Gabriele?

Heinrich. Meine Geliebte, meine Freude, meine Seligkeit.

Mornay. Und was soll sie werden?

Heinrich. Nichts, sie soll bleiben, was sie ist.

Mornay. Eure —

Heinrich. Schweig', ich bitte dich. Das Schicksal schüttelt seine ungeheuren Würfel, wer weiß, was für Nummern fallen! Es wäre nicht das erste Mal, daß sich die Myrtenkrone in eine goldene umgewandelt.

Mornay. Ihr wolltet? —

Heinrich. Ich gebe mir alle Mühe, nichts zu wollen. Ich liebe, dem Augenblick nicht vorzugreifen, aber ich werde ihn festhalten, wenn er sich zeigt.

Mornay. Und Frankreich? —

Heinrich. Wird mit seinem König lieben, was liebenswert ist.

Mornay. Und Eure mächtigen Vasallen? —

Heinrich. Sind meine Vasallen. Doch nun genug, oder schon zu viel. Verlaß mich jetzt. Ich will Gabrielen in diesem Anzuge überraschen, zürnen soll sie, wenn sie des Unbekannten Kuß auf ihren Wangen fühlt, und schelten, schmollen, verzeihen, wenn sie den Räuber erkennt.

Mornay. Ihr wollt also nicht?

Heinrich. Nein, Lieber, noch einmal! Um dich zu beruhigen, magst du mit jenen, die mich hierher geleiteten, dort in jenem Dickicht meiner harren; wenn du Langeweile hast, so schreib dir's immer selbst zu. Leb wohl!

Mornay. Gott geleit' Euch, gnädiger Herr!

(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Guter Mann, du gehörst auch zu der Zahl derjenigen, die den Wein abschwören, weil sie einmal einen Narren trunken gesehen! Gott bewahre mich vor eurer Weisheit, die ihr im Treibhause der Schule beim Mondenlichte eurer entlehnten Bücher-

gelehrsamkeit aufgekünstelt, die eh verdorrt als reif wird und jedem gesunden Magen Ekel macht Mein Charakter ist aufgewachsen unter Bearns mildem Himmel und ist geworden wie er; wenn ihn auch manchmal finstre Wolken bedecken, das freundliche Blau schimmert doch gleich wieder hervor. Alles zu seiner Zeit, so will ich's halten, solang es für mich noch Zeit und Etwas gibt; mutig und froh bis ans Ende; und gibt mir auch Mutter Natur manchmal ein bitteres Tränkchen zu verschlucken, so wird sie doch auch nicht schelten, wenn ich, den Nachgeschmack zu vertreiben, mir eine kleine Leckerei aus ihrer Zauberschachtel stehle. Gerade jetzt hat mir die gute Frau verzweifelt eingegossen, drum schnell ein Zuckerplätzchen! (Er geht aufs Schloß zu.) Wie sie erschrecken wird! Sie erschrickt so schön! — Doch wer kömmt dort! Ein Bauer mit einem Briefe. Er nähert sich. Mit einem Briefe? Für mich? Sollte! — Doch nein. Für Gabrielen? — Ich will doch sehen.

(Er zieht sich zurück.)

Dritter Auftritt.

Bastian mit einem Briefe. Heinrich.

Bastian. Da bin ich schön in die Tinte gekommen. Kommt heute nachts des Königs Kämmerer, Herr Charlot, meine gnädige Grundobrigkeit, und befiehlt mir, den Brief da hierher zu bestellen. Was tun? Gehen oder bleiben? Ich fürchte die Feinde, aber ich fürchte auch den Amtsboten mit seinem Stocke, der eben auch kein Freund ist. Ich zauderte. Aber die Feinde sind fern, wie mein gnädiger Herr sagte, der Amtsbote stand nahe, wie ich selbst sah, daher empfahl ich meine Seele Gott und ging, und nun bin ich da. Es ist hier so unheimlich, so einsam, so schauerlich, es weht ein wahres Galgenlüftchen. Wenn ich doch nur meine Margot nicht weggeschickt hätte, so ganz allein ist's denn doch — Aber behüte Gott, wenn sie einem der spanischen Höllenbrände in die Hände gefallen wäre, ich hätte noch ein Kuckucksei in mein Nest bringen können. — Ich will nur hinein! — Wenn Spanier darinnen liegen, dann gute Nacht, Margot, gute Nacht. Einen Stoß, dann ist's vorbei! — Aber halt! Meines Vaters Sohn ist nicht dumm! Ich lege den Brief auf die Erde, poche an das Tor und dann davon, was die Füße vermögen.

Heinrich (hervortretend). Heda!

Bastian. Um Gottes willen, er faßt mich an! — Gnade, gestrenger Herr Spitzbube, Gnade! — Geld hab' ich nicht bei mir! Nehmt mir alles, was ich habe, laßt mir nur meine Kleider und mein Leben!

Heinrich. Bist du toll?

Bastian. Ich bin, was Ihr befehlt, Herr Spanier.

Heinrich. Sei klug, ich bin kein Spanier.

Bastian. Nicht? Laßt Euch betrachten! Gott sei Dank, Ihr seid keiner, Ihr seht aus wie andre Christenmenschen.

Heinrich. Hast du etwa Spanier hier in der Nähe bemerkt?

Bastian. Das eben nicht.

Heinrich. Was fürchtest du also? Sei ruhig, unser Heer steht in der Nähe, man hat hier nichts zu fürchten.

Bastian. Ei ja wohl, nicht fürchten! Die Kerls stehen beim Teufel gut angeschrieben, der hilft ihnen, wo er kann und mag. Aber wahr ist's, mit rechten Dingen kommen sie nicht her; denn wißt, bei des Königs Heerbann dient mein Vetter, Veltens Jakob, das ist Euch ein Bursche!

Heinrich. Sag mir nur —

Bastian. Ja, Herr, wenn wir zu Hause spielten, versteht Ihr, als Kinder, um Nüsse und dergleichen, und es traf sich, daß er verlor, da hättet Ihr sehen sollen, wie mein Jakob drein schlug.

Heinrich. Schweig doch —

Bastian. Und jüngst erst, wenn Ihr gehört hättet, wie er in der Schenke gedisputiert hat von Krieg und Spaniern und Mohren und Heiden, und wie er da mit der Faust in den Tisch geschlagen, daß die Fenster zitterten, und wie er sagte, er und noch zehn wie er wollten die Spanier mit Besenstielen aus dem Lande jagen.

Heinrich. Ärgerlicher Schwätzer! Wem bringst du diesen Brief?

Bastian. Ja, Herr, das weiß ich nicht.

Heinrich. Laß sehen! Wo ist die Adresse?

Bastian. Ich habe nichts davon weggenommen.

Heinrich. Ohne Adresse, das ist sonderbar, besinne dich, sagte man dir nicht, wem du den Brief übergeben solltest?

Bastian. Halt! — Ritter Mor— Mori—

Heinrich. Etwa Morand! Ich weiß, er kennt Gabrielen. Sollte wohl! — Gib mir den Brief, ich will ihn bestellen.

Bastian. Tausend Dank, bester Herr! Ich habe eben nichts bei mir, aber wenn Ihr einmal durch jenes Tal zieht, so sprecht bei Pachters Bastian ein, und Ihr sollt Käse und Brot haben, daß Euch das Herz im Leibe lachen soll. Noch einmal schönen Dank! Nun fort in den Busch zu Margot. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Heinrich (auf und nieder gehend). Unmöglich! — Es ist nicht! Ich will eher glauben, daß mich alle meine Sinne betrogen haben als sie. — — Bin ich nicht ein Tor? Quäle mich mit Möglichkeiten, und kann mich so leicht überzeugen! Ich will mich überzeugen.

(Er pocht an das Tor.)

Fünfter Auftritt.

Don Garcia. Wache. Heinrich.

Heinrich (zurückprallend). Was ist das?

Garcia. Was wollt Ihr?

Heinrich. Euren Farben nach seid Ihr Kastilier.

Garcia. Wir sind's. Zur Sache!

Heinrich. In schweren Krankheitsnöten gelobte ich dem heiligen Jakob eine Wallfahrt nach Kompostell; ich bin die Nacht hindurch gegangen und bitte um Herberge und kleine Erquickung.

Garcia. Hier wird niemand beherbergt.

Heinrich. So will ich denn in Gottes Namen meinen Weg weiter fortsetzen.

Garcia. Nichts da! Soldaten, packt ihn! Er würde unser Hiersein verraten.

Heinrich. Ha, wer wagt —! Ich bin übermannt. Unbesonnener Tor, der ich war! Mornay, du sprachst recht.

Garcia. Fort, nicht gezaudert. Soldaten, führt ihn fort!

Heinrich. Halt, ich — Ist nicht das Fräulein d'Estrées Besitzerin dieses Schlosses?

Garcia. Sie war es. Jetzt gehört es als rechte Beute unserem Gebieter Señor de Mazzamoro.

Heinrich (für sich). Mazzamoro, so ungefähr nannte der Bauer — (Laut.) Mazzamoro sagt Ihr?

Garcia. Ja doch. Aber wozu das Zaudern. Fort!

Heinrich. Man kennt mich hier nicht. Ich will's versuchen. (Laut.) Führt mich zu Eurem Herrn.

Garcia. Wozu kann das helfen?

Heinrich. Ich habe ihm wichtige Briefe zu übergeben.

Garcia. Leere Ausflüchte.

Heinrich (den Brief zeigend). Hier!

Garcia. Von wem?

Heinrich. Das ist Geheimnis; darum wollte ich mich auch

zuvor gewiß überzeugen, ob ihr Mazzamoros Leute wärt. Führt mich zu Eurem Herrn.

Garcia. Nun denn folgt mir.

Heinrich. Nun mag der Witz wieder gut machen, was die Klugheit versehen hat. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Don Eusebio de Mazzamoro. (Er watschelt herum, eine Fliegenklatsche in der Hand.) Patsch! — Da liegt die Bestie. (Er stampft mit dem Fuße auf die erschlagene Fliege.) Ich kann das Geschmeiß nicht ausstehen; das schwärmt den ganzen Tag herum und macht sich eine Lust daraus, einem matten Helden, der auf seinen Lorbeeren schlafen will, auf die Nase zu hofieren. — Patsch! — Habt ihr so wenig Respekt für einen verwundeten Krieger. (Er befühlt sich die Nase.) Das Ding schmerzt noch. Mußte der Schurke von Trompeter bei meinem Einzuge in das Schloß so teufelmäßig blasen, daß die Mauern sich schüttelten und ein Stein mir gerade auf die Nase fiel; beim Bart des Miramolin! wär' er größer gewesen, er hätte mir ein tüchtiges Loch in den Kopf geschlagen. Aber in Gottes Namen, im Kriege gibt's große Gefahren, aber dafür auch viel Ruhm. Wenn ich nach Hause komme, will ich diese ganze Geschichte malen lassen. Mich soll man vorstellen auf meinem Schimmel, wie ich eben durchs Tor einreite, und der Ziegelstein mir auf die Nase fällt, ganz geharnischt, voll Blut, mit so einer Miene. — Doch nein, lieber so! — Wart, so soll er mich malen, so daß Strenge und Tapferkeit und Güte und Majestät und Liebenswürdigkeit und Schrecklichkeit und Sieg und mein Stammbaum auf meinem Gesichte zu lesen sind. Auf dem Harnisch den Ordensstern, doch nein, unter den Harnisch soll er mir ihn malen, das deutet auf eine feine Weise an, ich trage den Orden noch nicht vor den Augen der Welt, aber verdient habe ich ihn durch diese Tat. Aus meinem Munde geht ein Zettel, darauf steht: Ich bin Don Eusebio de Mazzamoro y Brontamiento y Merluzzodoro y Cavalleros, Herzog von Estrées; denn ich habe mich entschlossen, mich nach dieser meiner Eroberung zu nennen. Vor mir auf den Knieen liegt die Besatzung — Wer da?

Siebenter Auftritt.

Garcia. Heinrich. Wache. Eusebio.

Garcia. Ich bin's, Señor, ich habe hier einen Menschen angehalten, der mir verdächtig scheint.

Eusebio. Hm! — Hört, Freund, Ihr scheint mir verdächtig.

Heinrich. Wie so, gnädiger Herr?

Eusebio. Wie so? — Das ist eine verfängliche Frage.

Heinrich. Euer Gnaden Weisheit wird sich nicht gegen mich einnehmen lassen, ich bin ein ehrlicher Mann.

Eusebio. Meine Weisheit! (Zu Garcia.) Warum inkommodiert Ihr den ehrlichen Mann. — Tretet näher!

Heinrich. Erlaubt mir, Euch in einer ehrerbietigen Ferne zu bewundern.

Eusebio. In einer fernen Ehrerbietung, das ist sehr gut gesagt. Tretet immerhin näher, ich erlaub' es Euch.

Heinrich. Nicht jedes Aug' kann in die Sonne schauen.

Eusebio. Die Sonne? Wendet das Gesicht vom Fenster ab, so habt Ihr sie im Rücken.

Heinrich. Verzeiht, ich verglich Eure Herrlichkeit mit der Sonne. (Für sich.) Die Sache fängt an, mich zu belustigen.

Eusebio. Ah, eine Vergleichung. Gut gegeben! Ich und die Sonne, man hat in der Tat schon öfters zwischen uns beiden einige Ähnlichkeit in den Hauptzügen bemerken wollen. Die Sonne meiner Herrlichkeit; das ist eine äußerst zierliche Redensart. Mein Freund, Ihr habt Eure Rhetorik wohl inne.

Ein Soldat. Er sprach von einem Briefe.

Eusebio. Wer hat hier zu sprechen? Ihr oder ich? Ihr gemeinen Dummköpfe, ich bin der Größte unter euch, ich entscheide. — Ihr bringt einen Brief?

Heinrich. Ich? — Ja, gnädiger Herr.

Eusebio (zierlich). Wollt Ihr ihn meinen Händen überliefern, Señor?

Heinrich (für sich). Nun gilt's Kühnheit und List. (Laut.) Wenn wir allein —

Eusebio. Ich sehe, Ihr seid ein kluger Mann. Laßt uns allein —

Heinrich. Ich fasse neue Hoffnung, die Albernheit dieses Kerls macht mir Mut, jetzt mag der muntre Bearner dem schwerfälligen König von Frankreich aus der Klemme helfen.

Achter Auftritt.

Heinrich. Don Eusebio.

Eusebio. Nun also, Freund, zum Briefe!

Heinrich. Ja doch — Hier ist er.

Eusebio. Die Beschwerlichkeiten des Feldzugs haben mein Gesicht geschwächt. Ruft jemand, der das Ding da vorlese. Oder könnt Ihr lesen?

Heinrich. Wenn Euer Herrlichkeit erlauben, ja!

Eusebio. Wenn ich erlaube! Gut! Ich erlaube es. Lest!

Heinrich (liest). Mein würdiger Freund!

Eusebio. Würdiger Freund! Würdig! Ich bin ein Edelmann, der König ist kein besserer. Würdig mag ein bürgerlicher Lump sein, ich bin hochgeboren. Wie? He? Würdig! Würdiger Freund! — Weiter.

Heinrich. Ich eile, Euch über eine wichtige Sache zu unterrichten.

Eusebio. Unterrichten? Mich unterrichten? Don Eusebio de Mazzamoro y Brontamiento y Merluzzodoro y Cavalleros unterrichten? Das fehlte noch! Ich will dich beunterrichten.

Heinrich. Habt ein wachsames Auge auf jeden Fremden, der sich Eurem Schlosse naht.

Eusebio. Das hab' ich, Herr Naseweis, ohne daß es Eurer Ermahnung bedarf.

Heinrich. Denn unter ihnen befindet sich verkleidet —

Eusebio. Verkleidet? Nu wart, du Spitzbube, du kömmst mir eben recht! Ich will dich auskleiden, dich! Heda!

Heinrich. Beim Himmel, was wollt Ihr!

Neunter Auftritt.

Garcia kommt.

Eusebio. Man soll hinaus vors Schloß und jeden verkleideten Menschen anhalten.

Garcia. Wohl! (Zu Heinrich.) So komm denn du zuerst mit.

Eusebio. Was soll's mit dem?

Garcia. Ihr befehlt doch, alle verkleidete Personen anzuhalten.

Eusebio. Alle verkleideten sprach ich?

Heinrich. Aber, gnädiger Herr, bin ich denn verkleidet?

Eusebio. Recht. (Zu Garcia.) Ist denn aber dieser Ehrenmann verkleidet?

Garcia. Seine Pilgertracht.

Heinrich. Ich bin ein Pilger.

Eusebio. Er ist ein Pilger, und nun frage ich Euch, wenn ein Pilger in einer Pilgerkutte einhergeht, ist er verkleidet? Mein Freund, Ihr seid gewaltig vorlaut! Geht, das Ei muß nicht klüger sein wollen, als die Henne.

Garcia. Aber, wenn ich wagen darf zu fragen: Wen suchen wir denn eigentlich unter der Verkleidung?

Eusebio. Eine possierliche Frage? Wen wir suchen? Wir — (Zu Heinrich.) Wie war's doch? Wie heißt der vertrackte Kerl, dem wir da auflauern sollen?

Heinrich. Wir — wir sind noch nicht so weit im Briefe gekommen.

Eusebio (zu Garcia). Wir sind noch gar nicht so weit im

Briefe gekommen, und da kömmt schon der vorlaute junge Herr und frägt und gackelt. Schert Euch zur Tür hinaus, mein Herr Naseweis, die Sache muß erst genau überlegt werden. Geht, man wird Euch rufen lassen.

Zehnter Auftritt.

Eusebio. Heinrich.

Eusebio. Ich kann den Burschen nicht ausstehen! Wenn so ein Jüngelchen von der Universität kömmt, so meint er, er könne die ganze Welt mustern; und ich weiß ja wohl, wie das geht; was wußte denn ich, als ich vom Cornelium Nepos, dem Einmaleins und dergleichen metaphysischen Spitzfindigkeiten ins Regiment kam? Gibt Gott ein Amt, gibt er auch Verstand, so sagte Doña Richenza, meine selige Base, und beim Bart des Miramolin, sie hatte recht. Ich kann Euch im Vertrauen versichern, als Junker war ich ein dummer Junker, was man dumm nennt. Mein Vater hielt viel auf die Methode, vom Körper auf den Geist und vom Rücken auf den Kopf zu wirken; aber Doña Richenza sprach: Laßt den Junker; gibt Gott ein Amt, gibt er auch Verstand. Wie gesagt, so geschehen. Ich habe ein Amt, und mit meinem Verstand bin ich eben auch zufrieden — aber nun kommt wieder zu unserem Briefe. Wo blieben wir?

Heinrich. Ich — besinne mich kaum.

Eusebio. Bei dem Namen des Spitzbuben, der sich verkleidet hat, und hier stehlen will.

Heinrich. Denn unter ihnen befindet sich verkleidet — Der Name ist so undeutlich geschrieben! Aber was tut das zur Sache.

Eusebio. Ich wäre doch neugierig. Heda! Ich will den Garcia rufen lassen, der kann lesen, vielleicht daß er —

Heinrich. Halt! — Unter ihnen befindet sich verkleidet — der König von Frankreich.

Eusebio. Tausendsapperment. Der König von Frankreich! Den lass' ich hängen! Hol' mich der und jener, der muß baumeln! He, so kommen wir hier zusammen! Don Garcia!

Elfter Auftritt.

Garcia. Vorige.

Eusebio. Nehmt alle meine Leute, verteilt sie im Walde, und wenn Ihr einen verkleideten König findet, so bringt ihn zu mir.

Garcia. Einen verkleideten König!

Eusebio. Das ist Euch zu hoch? Geht nur und tut, was ich Euch befahl.

Garcia. Obwohl ich die Sache nicht ganz begreife, so sehe ich doch, daß es sich darum handelt, eine wichtige Person, die sich verkleidet in der Gegend befindet, einzufangen.

Eusebio. Merkt Ihr denn doch einmal!

Garcia. Ich sehe nicht ein, warum wir in der Ferne suchen sollen, was mir so nah zu sein scheint.

Eusebio. In der Ferne, in der Nähe, was heißt der Schnickschnack?

Garcia. Ich sagte Euch schon vorhin, daß mir dieser Mensch verdächtig ist. Wer er ist, weiß ich nicht; aber daß er nicht das ist, wofür er sich ausgibt, davon bin ich überzeugt. Seine Miene, sein Gang, sein Erschrecken, als ich ihn an der Pforte traf.

Eusebio. Habt Ihr je gehört, daß ein König zu Fuße nach Kompostell ging!

Garcia. Wie so?

Eusebio. Wie so? Wie so? Dieser ehrliche Mann geht gerades Weges nach Kompostell, und das läßt der König von Frankreich wohl bleiben. Ja, wenn's zu einem hübschen Mädchen wäre! Geht und tut, was Eures Amtes ist, für das übrige laßt mich sorgen.

(Garcia achselzuckend ab.)

Zwölfter Auftritt.

Eusebio. Heinrich.

Eusebio. So, nun lest weiter.

Heinrich. Befindet sich verkleidet der König von Frankreich. Er ist in — in —

Eusebio. Nun?

Heinrich. Er ist in — Bauerntracht vermummt, und wird bald nach Tagesanbruch nach Estrées kommen, um die Besitzerin des Schlosses, die er liebt, zu sehen.

Eusebio. Die er liebt! Seht einmal, der Höllenbrand hat keinen übeln Geschmack! Gabriele! He Garcia!

Heinrich. Was wollt Ihr?

Eusebio. Man soll Stricke bereit halten. Ich will ihn binden, und in das finstere Loch, hart an der Küche, werfen lassen.

Heinrich . . .

---

* * *

(Um 1840.)

Gotisches Zimmer mit einer Mittel- und zwei Seitentüren. Früher Morgen. Das Theater ist leer.

(An der Türe des Haupteingangs wird gepocht.)

Nise (aus der Seitentüre rechts tretend und auf der Schwelle stehen bleibend und zurücksprechend).

Entfernt euch! Schnell! Man pocht. Zieht an die Tür,
Daß sie unkenntlich eingreift ins Getäfel.
Die Leiste ragt noch vor. Nur schnell. Man kommt.

(Es wird noch einmal gepocht. Nise tritt aus der Seitentüre, sie zuziehend.)

Bin ich erschrocken nicht? Wer pocht so früh?
Und so gewaltig? als in seinem Recht.

(An der Türe links horchend.)

Hier ist noch alles still. Das Fräulein ruht.

(Das Geräusch am Haupteingang wiederholt sich.)

Nise (hingehend). Wer pocht?

Von außen. Macht auf!

Nise. Wer aber —?

Außen. Oeffnet, sag' ich!

Nise öffnet. Alvaro Lancia tritt ein, verstört, einen offenen Brief in der Hand.

Nise. Herr Konnetabel, wie? so früh? und hier?

Alvaro. So früh? So spät vielmehr! Vielleicht zu spät.

Nise (die Augen reibend Verzeiht, ich spreche meiner Augen Sprache,
Die, noch voll Schlaf, den Morgen nennen früh.
Allein Ihr wißt wohl nicht, daß diese Zimmer
Die Wohnung sind der Tochter meines Herrn?

Alvaro (an der Türe links). Ich weiß, ich weiß. Hier ist ein Ausgang noch.

Nise (sich vorstellend). Ein Eingang, Herr! Zu meiner Frau Gemach.

Alvaro (an der Seitentüre rechts). Und hier noch eine andre Tür. Ei ja!

(Er stößt sie mit dem Fuße auf.)

Nise. Was will er nur?

Alvaro. Ein fürstlich Prunkgemach,
Tief dunkelrot wie Blut, mit goldnen Leisten,
So öd, so leer.

(Er tritt hinein.)

Nise. Hab Dank, du guter Gott,
Daß meine Vorsicht noch zur rechten Zeit —

(Sich der Türe nähernd.)

Er merkt doch nicht die Fugen jener Tür —?

Alvaro (zurückkommend). Wes ist das Bild, das in der Mitte hängt?

Nise. Des Ahnherrn unsres königlichen Hauses.
Alvaro. Desselben, ja, wutschnaubend, hoch zu Roß
Hinsetzend über ein zertretnes Volk
Wie ob dem Recht der Enkel frührer Fürsten,
Die machtlos in der Ahnen Heimatland
Die eigne Schmach in eignen Händen halten,
Sie so zerknitternd; wär's doch auch ihr Selbst!
(Er wirft sich, einen in der Hand haltenden Brief zerdrückend, in den rechts im Vorgrund stehenden Lehnstuhl.)
Nise. Wie werd' ich seiner los? Was fang' ich an?
Alvaro. Und nun verhöhnt, verlacht, der Diener Spott!
(Wieder aufstehend.)
Du weißt es, ja! die Freundin, die Vertraute!
Wohl Mittelsmännin gar? Nicht wahr? so ist's.
So soll denn auch, zur Stelle, hier, zur Stund,
Was diese toten Zeilen halb nur stammeln,
Ergänzen voll und lebend mir dein Mund,
Der holde, kleine, lügenvolle Mund,
(den Dolch ziehend)
Den solch ein Mittel wohl die Wahrheit lehrt.

Gotisches Zimmer mit einer Mittel- und zwei Seitentüren.
Früher Morgen. An dem Haupteingang wird gepocht.

Nise (steht an der Seitentüre, hineinsprechend).
Entfernt Euch! Schnell! Man pocht. Zieht an die Türe!
Daß sie unkenntlich eingreift ins Getäfel.
Die Leiste ragt noch vor. Nur schnell. Man kommt.
(Es wird noch einmal gepocht. Nise, die Seitentüre zuziehend.)
Bin ich erschrocken nicht? Wer pocht so früh?
Und so gewaltig, als in seinem Recht?
(An der Türe links horchend.)
Hier ist noch alles still. Die Herrin ruht.
(Das Geräusch an der Mitteltüre wiederholt sich.)
Nise (hingehend). Wer pocht?
Von außen. Macht auf!
Nise. Wer aber —?
Außen. Oeffnet, sag' ich!
(Nise öffnet. Alvaro Lancia tritt ein, verstört, einen offenen Brief in der Hand.)
Nise. Herr Konnetabel, wie? So früh? und hier?
Alvaro. So früh? So spät. Vielleicht zu spät wohl gar.
Nise. Verzeiht: ich spreche meiner Augen Sprache,
Die, noch voll Schlaf, den Morgen nennen früh.
Allein, Ihr wißt wohl nicht, daß diese Zimmer
Die Wohnung sind der Tochter meines Herrn?

Alvaro (an der Türe links). Ich weiß, ich weiß! Hier ist ein Ausgang noch.
Nise (sich davorstellend) Ein Eingang, Herr! Zu meiner Frau Gemach.
Alvaro (an die Seitentüre rechts tretend). Und hier noch eine andre Tür. Ei ja!
(Er stößt sie mit dem Fuße auf.)
Nise. Was will er nur?
Alvaro. Ein fürstlich Prunkgemach,
Mit Purpur ausgeschlagen seine Wände.
Ich kenne dich, verhängnisvoller Raum!
Hier wurden einstens Greuel viel verübt
In jener Zeit, als meines Hauses Ahnen
Die Krone trugen in Sizilien;
Ein uralt milder, väterlicher Stamm,
Verdrängt sich sah von jenem Blutgeschlecht,
Das nun das Scepter führt mit Panzerhänden.

Dort prangt es ja inmitten des Gemachs,
Das Bild des Ersten jener Räuberschar,
Das Schwert hoch in der Faust, des Rosses Hufe
Gesetzt auf Väter, deren späte Söhne
Die Milde preisen, die ihr Leben schont,
(den Brief in seiner Hand bezeichnend)
Die eigne Schmach in eignen Händen haltend,
Machtlos verschließen in der Brust den Grimm,
Der Knecht wie sie, weil keine Tat ihn adelt.
(Er hat sich in einen Armstuhl geworfen.)
Nise. Zum Glück entging ihm die verborgne Tür.
Alvaro (aufspringend). Und doch blieb eins, der Erbe frührer Macht,
Des Ruhmes überlebend Kind, die Ehre.
An die sollt ihr nicht tasten, nicht an sie!
Und wagt ihr's, lös' ich ein das Pfand mit Blut,
Gleichviel, ob fremdes, oder ob's mein eigen.
(Er hat den Dolch gezogen.)
Du weißt's! Du kannst mir deuten diese Schrift,
Die halb enthüllt nur eine ganze Schmach.
Du trägst das Wort des Rätsels in der Brust,
Und dieser Schlüssel, denk' ich, soll es lösen.

Gesteh nur, was du weißt! Wer ist der Mann,
Der in des Dunkels Hut sich schleicht ins Schloß
Und Zwiesprach hält mit deiner frommen Herrin?
Glaub, du entkommst mir nicht!
Nise. Ich fürcht' Euch nicht,
Noch irgend jemand, der mit Unfug droht.

Alvaro (ihre Hand ergreifend. Ich aber halte dich, und so den Dolch!
Um Tod und Leben spielt Gestehn und Leugnen.
Siffredi kommt durch die Mitteltüre.
Siffredi. Was geht hier vor?
Nise (die Alvaro losgelassen hat). Ihr kommt zur rechten Zeit,
Wenn nicht für mich, als Mahner doch für andre.
Alvaro hat das Blatt fallen gelassen und sich wieder in den Stuhl geworfen.
Siffredi. Was war also?
(Zu Nise.)
Heb auf das Blatt!
(Da Nise, die es aufgehoben hat, einen Blick hineinwirft).
Und gib!
(Er liest.)
Ein Unbekannter warnt Euch, doch ein Freund:
Siffredis Tochter —
(Zu Nise.)
Geh!
Alvaro (aufstehend). Sie sollte gehn?
In deren Brust, in deren Aug, ich seh's,
Erläut'rung steht für unsern dunkeln Text,
Die deuten kann, was hier nur angedeutet.
Siffredi. Wo meine Tochter ward genannt, ich selber,
Braucht's Deuter und vor allem Diener nicht;
Wir wahren uns und warnen uns gern selbst.
(Zu Nise, die im Begriff ist zu gehen.)
Wohin?
Nise. In meiner Fraun Gemach.
Siffredi. Geh immer!
(Nise durch die Seitentüre links ab.)
Siffredi. Was also soll's? Wer gab Euch dieses Blatt?
Alvaro. Ein Unbekannter.
Siffredi. So? Ein Unbekannter?
Wer seinen Namen birgt, wenn er beschuldigt,
Nennt statt des Namens seines Namens Wert,
Und nennt Verräter sich, Verleumder, Schurk,
Je nach dem Band, an dem er tückisch frevelt.

(1840.)

Wenn dieser Seneschall zugleich ein Abkömmling der alten Könige von Sizilien ist und daher ein murrender Feind gegen die neue normännische Dynastie.

Ehre in der trockenen Bedeutung des Wortes sein Abgott.
In diesem Land, wo meine Ahnen herrschten.

Eifersucht bloß aus Ehrbegriff.

Anmerkungen:

1) Man hat auch gedient, mein Herr.

2) Dummes Tier! — Wortspiel mit dem folgenden Namen Elisabeth.

3) Freigeist.

4) Zu ihrem guten Gott.

5) Der ausgezischte Dichter.

6) Der Eremit in Gefangenschaft.

7) Still!

8) Ich kenne diese Familie nicht.

9) Aber möge nach all diesem der Eunuch Narses von seiner Regierung zurückgerufen worden sein oder nicht; und möge er, hierdurch in seiner Ehre gekränkt, die Longobarden nach Italien haben rufen wollen, um doppelte Rache an der hochmütigen Sophia zu nehmen, — bis jetzt gibt es niemand, der dies mit voller Sicherheit behaupten könnte ..... Die Longobarden brachen einige Monate nach Narses' Tode in diesen schönen Teil Italiens ein.

10) Die Longobarden, mit ihren langen Bärten, ihrem die Stirn bedeckenden wirren Haupthaar und ihren kahlrasierten Hinterköpfen; anderseits die Frauen (selbst), denen man die Haare abschnitt, wenn sie zum Ehemanne gingen ...

Dreizehnter Band.

Stoffe und Charaktere.

Philosophie. — Religion. — Geschichte

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung . . . . . 3— 11
Stoffe und Charaktere . . . . . 13— 59
Philosophie . . . . . 60— 94
Vernunft — Verstand — Gefühl . . . 60— 68
Unsterblichkeit der Seele . . . . . 69— 70
Gott . . . . . 70— 72
Mensch und Menschheit . . . . . 72— 79
Bildung — Gelehrsamkeit — Wissenschaften 80— 82
Philosophische Systeme . . . . . 82— 94
Religion . . . . . 95—110
Geschichte . . . . . 111—165
Altertum . . . . . 111—116
Die Jahrhunderte der Kreuzzüge . . . 116—130
Historische Charaktere . . . . . 131—165
Ueber die Nationen . . . . . 166—175
Staatslehre . . . . . 176—187
Presse und Preßfreiheit . . . . . 188—198
Anmerkungen . . . . . 199—200

Einleitung.

Die Lektüre der „Stoffe und Charaktere" bildet eine interessante Vorstudie zur Würdigung des Historikers Grillparzer, und hier ist der Ort, einige Mitteilungen des Dichters nachzutragen, aus denen seine Art, sich mit historischen Stoffen zu beschäftigen und historische Stoffe zu beurteilen, klarer und deutlicher ersichtlich wird, als durch die vereinzelten Andeutungen dieser Gruppe. Ich entnehme diese Mitteilungen der wertvollen Schrift: „Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben" von Adolf Foglar, in welcher dieser seine Gespräche mit Grillparzer wiedergibt:

„Durch Raumers Geschichte der Hohenstaufen kann man ebenso begeistert werden, als durch Raupach, der sie in Fragen und Antworten gebracht hat. Begeistert kann man durch Wissenschaft auch werden. Ein mathematischer Satz, wenn man ihn durchdrungen hat, kann begeistern. — Aber man darf der Geschichte nicht die Poesie zum Opfer bringen. Shakespeares Geist gehört zu einem historischen Drama. Und selbst im Heinrich IV. (dessen erster Teil noch von der halben Welt dem Shakespeare abgesprochen wird) interessiert uns wohl mehr das Komische als das Historische, so viel auch Tieck darüber predigt. Tieck ist ein sehr geistreicher Mann, aber er konnte doch selbst in seinen Dramen keine Vereinigung nach dem Mittelpunkt treffen. Auch sind es ja nicht die historischen Schauspiele, welche Shakespeare den großen Ruhm verschafften, sondern mehr Lear, Hamlet, Macbeth 2c., wo er sich den Henker um die Geschichte kümmerte! — In Goethes Egmont bildet wohl der große Befreiungskampf den Hintergrund; aber wie schön tritt der Held in der Episode mit Klärchen hervor! — So schimmert durch

Schillers Wilhelm Tell auch die Befreiung der Schweiz; aber Tell ist doch eigentümlich und individualisiert und der Mittel- und Haltpunkt des Ganzen. — Und wer weiß, ob Wallenstein nicht noch gewonnen hätte, wenn der Dichter bloß den letzten Teil, Wallensteins Tod, bearbeitet hätte, was auch, wie viele behaupten, die ihn persönlich kannten, sein Plan gewesen sein soll.

Die nordische und böhmische Geschichte hat noch viele Helden, die nicht bearbeitet wurden. — Karl XII. ist zwar in gewisser Hinsicht ein großer Charakter, doch auch wieder so voll Launenhaftigkeit und Starrsinn bis zur Verzerrtheit, daß ich fürchte, es würde zu wenig Gefühl und Teilnahme hineinkommen.

„Das Historische gehört für spätere Jahre, wo man des Stoffes Herr werden kann. Ein Anfänger aber wird nicht früher sein Glück machen, als bis er einen Stoff findet, worin er seine Subjektivität aussprechen kann. So haben es Schiller und Goethe gemacht, freilich jeder nach seinem Temperament. Ich weiß wohl, man ist jetzt für das Historische sehr eingenommen. Aber selbst Shakespeares Heinrich IV. kann nur Engländer interessieren, und nur Shakespeare konnte sich so vieles erlauben, weil er einen so bewunderungswürdigen Geist darüber zu verbreiten wußte. Aber das können wir nicht — die wie — wir sind. — Das italienische Mittelalter ist auch reich an schönen Stoffen, und zugleich kann man da wegen der damals schon blühenden Kultur neue Ideen und Ansichten hineinweben. Aber am Ende erfinde man sich einen Stoff! denn Geschichte ist Wirklichkeit, und Wirklichkeit ist Prosa. Schillers Wallenstein ist auch historisch; aber der Dichter hat die Thekla und den Max erfunden. So fand Goethe in der Geschichte einen Egmont mit elf Kindern. Was konnte er damit anfangen? Er nahm ihn unverheiratet an und erfand ihm das Klärchen.

Goethe sagt selbst recht bezeichnend: „Was macht Ihr die Welt? Sie ist schon gemacht!"

Der Tod Albrecht I. wäre ebenfalls ein schöner Vorwurf, aber warum sollte man etwas bearbeiten, wenn man voraus weiß, daß man sich damit nur Verdrießlichkeiten zuziehen würde?"

In Grillparzer einen sich der Poet und der Historiker in seltener Vollendung. Das gründliche historische Fachwissen, das wir in seinen Fragmenten und Plänen niedergelegt finden und das in den Einzelheiten der „Stoffe und Charaktere" allerorten durchblickt, gestaltet sich in seinen Betrachtungen über Geschichte zu tiefsinnigen, geistvollen Ausführungen, die in ihrer lapidaren Sprachgewalt nicht ihresgleichen haben. Grillparzer, der Dichter und Historiker, hat die ganze Geschichte Oesterreichs durchmessen, „Libussa" führt uns in die Sagenwelt, die die Kindheit des märchenschönen Prag umschwebt. Wir sind Zeugen vom siegreichen Einzug Rudolfs von Habsburg in Oesterreich. Im „Bruderzwist von Habsburg" zeigt er sich als intimer Kenner der Familienverhältnisse der österreichischen Dynastie. Seine vaterländischen Gedichte sind die Herzensergüsse eines Patrioten, der am Schicksal seines Vaterlandes krankt, seine Charakteristiken von Charakteren österreichischer Geschichte sind wunderbar treffend, und seine Betrachtungen über das Jahr 1848, die manchem damals wohl ins Gehege fahren mochten, haben Recht behalten. Seine historischen Studien haben ihm einen richtigen Blick für die Verhältnisse der Gegenwart vermittelt, der oftmals, trotz aller Taubheit seiner Zeitgenossen und trotz allen Spottens seiner Gegner, sich von geradezu prophetischer Weise erwiesen hat. „Ihm ist Oesterreich kein abstrakter Begriff," schreibt Anton Bettelheim in seiner vorzüglichen Studie „Anzengruber und Grillparzer", „seinem Dichterherzen sind alle Kinder der Heimat gegenwärtig; seinem Dichterauge sind die Adeligen und Bürgerlichen seiner Tage Urbilder gewesen für seine Phantasiewelt. Die Magnaten im „Treuen Diener seines Herrn", die Wladiken der „Libussa", die Reichsfürsten, die Steirer und Niederösterreicher im „Ottokar" und „Bruderzwist", sie alle hat er in leibhaftigen Doppelgängern unter seinen Zeitgenossen in den Straßen der Vaterstadt gesehen. Für die „Hero" und „Sappho" standen Wienerinnen Modell. Im Leon von „Weh dem, der lügt", wirkt Witz und Mutterwitz des Vollblutwieners Wunder. Sein Gregor von Tours hat eine vielleicht zufällige Aehnlichkeit mit dem Fürsterzbischof Milde. Der Haman der

„Esther" trägt Züge des Staatskanzlers. Und selbst sein Rudolf von Habsburg ist „halb Kaiser Franz, halb heiliger Florian." Vom Begründer der Dynastie bis zum Bettelmusikanten der Gärtnergasse, vom barbarischen Schlemmer Kattwald bis zum Märchenhelden in „Traum ein Leben" verleugnet kaum eine der Gestalten Grillparzers ihre Zugehörigkeit zu heimischer Art. In seinen Dichtungen tritt der Oesterreicher hin vor jeden, trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden. Die Psychologie des österreichischen Volkscharakters, ein gutes Stück Philosophie der österreichischen Geschichte liegt in Grillparzers Dichterwelt offen zu Tage. — In seinem ganzen Denken der Mitwelt stets voraus, bleibt Grillparzer auch als Politiker einer der bedeutendsten Köpfe Oesterreichs. Wir bewundern die Geschlossenheit und Größe, die Wahrheit und Klarheit seiner Grundansichten, die gar zu oft von den Besten verkannt wurden. In Wahrheit ist, war und blieb Grillparzers Ideal immer nur der Ausbau Oesterreichs auf den von Maria Theresia und Joseph gegebenen Grundlagen. Die Habsburger als Träger deutscher Gesittung, die Herrscher Oesterreichs und zugleich die führende Dynastie in Deutschland: das war sein Glaubensbekenntnis als Bürger. Im Dienste dieser Ideen erwuchs der Urösterreicher, der Schwarzgelbe zu einem der bedeutendsten Kulturdeutschen. Vielleicht wären auch Grillparzers politische, großdeutsche Ziele erreichbar geblieben, wenn unter den Staatsmännern seiner Zeit sich Talente gefunden hätten, die so zäh, so redlich, so charakterfest, wie Grillparzer als Poet, die deutschen Aufgaben Oesterreichs als Minister und Diplomaten erfaßt und bewältigt hätten. Es bleibt der ungelöste Zwiespalt seines Lebens, daß er im Vormärz und Nachmärz alle Frevel, alle Mißgriffe der Machthaber sah, auch in ihren Folgen übersah und doch immer wieder in der höchsten Not, wie der Leon in „Weh dem, der lügt", felsenfest auf ein rettendes Wunder baute. In dem unerschütterlichen Vertrauen auf den endlichen Durchbruch der theresianischen und josephinischen Ueberlieferungen hat er bis zum Jahre 1848 alle Plagen despotischen Polizeidruckes getragen: mochte sein eigenes Glück zu Grunde gehen, wie das Glück des „treuen Dieners

seines Herrn", wenn nur dem ganzen Vaterland neues Glück erblühte. Aus den gleichen Gesinnungen erklärt sich seine Haltung im Jahre 1848, seine herzhafte Ermutigung maßvoller Reform, sein tiefer Ingrimm gegen Studenten-, Straßen- und Pöbelherrschaft. Aus der gleichen Quelle bricht seine Erbitterung gegen die Reaktion der 50er Jahre hervor. Als hernach die weltpolitische Abrechnung seine Voraussicht bekräftigte, als im Prager Frieden Oesterreichs Ausschluß aus Deutschland vollzogen wurde, war es vorbei mit Fassung und Ergebung. Unvergessen haftet die Knabenerinnerung in mir, wie 1867 im akademischen Gymnasium auf Anregung des Direktors zum Geburtstag Grillparzers ein Redeakt veranstaltet wurde und ein Sohn der Frau von Littrow mit andern Kameraden den Auftrag erhielt, den Sechsundsiebzigjährigen zum Besuch dieser Schülerfeier zu laden. Frau von Littrow hatte uns angemeldet. Die Magd ließ uns sofort in das kleine, oft beschriebene Vorgemach mit den fünf grün verhangenen Bücherschränken. Wir mußten wiederholt laut klopfen, bis das Herein antwortete. Grillparzer erhob sich aus seiner halbliegenden Stellung von dem schmalen Ruhebett, ein schwer beweglicher, gebrechlicher, uralter Mann, der das Haupt müde zur Seite geneigt. Als ihm der junge Littrow das Programm der Feier überreichte, schlug er das Auge auf, ein strahlendes Jünglingsauge, das keiner vergessen wird, der es je geschaut. Dann sprach er wenige Worte des Dankes, bewegte Worte des Schmerzes über die Schlacht von Königgrätz; Worte väterlicher Mahnung an uns Bürger der Zukunft, treu festzuhalten an Oesterreich. Wer den Ton dieser Klage über die Not des Vaterlandes vernommen, müßte nicht erst aus Grillparzers Nachlaß erfahren, daß kein Lebensschmerz Grillparzer jemals härter getroffen, als die Katastrophe von 1866. Das edelste, unheilbar verwundete Opfer des Kampfes um die Hegemonie, hat er sich in die neue Ordnung der Dinge nicht mehr gefunden, nicht mehr finden können."

Einige interessante Nachträge zu Grillparzers Geschichtsstudien finden sich in den schon erwähnten Reminiszenzen von Adolf Foglar.

„Ich habe die letzte Rede Portalis' nicht gelesen; wohl aber bin ich auf die Eröffnung des englischen Parlaments sehr gespannt. Das wird eines der interessantesten in der Politik werden. Ueberhaupt kümmert mich in der Politik nur was geschieht, der Effekt. Was geredet wird, ist gleichgiltig, und nur in der Kunst, in der Poesie hat es Bedeutung. Die Leute aber, besonders die Deutschen, machen es gerade umgekehrt: in der Kunst sehen sie nur, was praktisch anwendbar ist, und in der Politik begnügen sie sich mit schönen Reden; sie sind ganz glücklich, wenn sie eine Assoziation oder Protestation gehalten haben — ob es fruchtet? oder nicht? — I nu! so lassen wir's gehen. Wir werden's nicht ändern." —

„Als Teil des Ganzen kann man sich über keine Zeit beklagen; wenn man sie aber in ihrer Konkretion betrachtet, und daß wir darin leben müssen, und wenn man aus der Geschichte weiß, daß es tausend so miserable Zeiten gegeben hat, so kann man sich doch nicht *freuen* darüber! Niemand wird die byzantinische Zeit gut nennen, aber vielleicht war sie notwendig zum Ganzen."

„An dem jetzigen Zeitgeist gehen unsere zwei begabtesten deutschen Fürsten unter. Der baierische König, der so viel Kunstsinn unzweifelhaft besitzt, kann doch nicht ohne Anlagen des Verstandes und Gemütes sein; aber er ist andererseits wieder so wie der König von Preußen, dessen Unglück das größte ist, das man sich denken kann: als Mensch zu billigen, was er als König verwerfen muß."

„Ich bin nicht jung genug, um mich ganz der Freude zu überlassen. Ich sehe trüb. Die Slaven werden auf dem Reichstag die Majorität bilden, und so lieb es mir ist, daß der Stoß von Oesterreich ausging, hätte ich doch gewünscht, daß es von Preußen aus geschehen wäre, denn dort gab es schon einen Uebergang zur Freiheit. Wir hätten nachfolgen *müssen*, und es wären uns die Nachteile einer Revolution erspart geblieben." —

„Als ich in den Märztagen am Burgplatze stand, rief neben mir ein Franzose, in Bewunderung der kürzlich noch so stürmisch erregten und jetzt dankbar jubelnden Menge: „Quel peuple!"

— Ja, unser Volk ist gut! — Aber Ludwig XVI. hat man auch die Pferde ausgespannt und nach wenigen Jahren haben dieselben Pariser ihn guillotiniert."

„Es ist als ob alles wetteiferte, den Staat zu zerstören. Das Ministerium und das Volk machen dumme Streiche, der dümmste ist der Anschluß an Deutschland. Mir kommt das vor, wie wenn jemand eigene Menage führt und in fremde Kost geht. Wie werden die Ungarn einem König gehorchen, der in seinem eigenen Lande nicht Herr ist? Und den Böhmen haben die Wiener am 15. Mai bei der Sturmpetition ein formelles Recht gegeben, eine provisorische Regierung zu errichten. Die Polen aber haben sich, wie die Juden, unmöglich gemacht. Ich war und bin noch für die Emanzipation der Juden; aber jetzt ist nicht Zeit dazu. Sie müssen sich erst rehabilitieren. Die Wiener haben sich hinreißen lassen. Was sie zu einem guten Publikum im Theater macht, dasselbe macht sie zu schlechten Politikern. Man spricht von Volksweisheit. Das Volk ist und war und wird dumm bleiben, außer wir haben einmal 80 oder 100 Jahre eine Konstitution. Ich bin schon vermöge meiner Profession ein Freund von allem, was Elevation heißt; aber man muß in dieser miserablen Welt — miserabel, weil die Menschen miserabel sind — ein Stück Prosa im Hinterhalt haben; man darf die Poesie nie ins Leben hineinziehen; sie ist etwas viel zu Erhabenes. Mir war immer dieses — Gesindel, das ins Theater geht und aus dem ich erst durch mein Stück ein Publikum machte, das liebste und sein Urteil hat mich immer gefreut. —

„Ueberhaupt ist mir die ganze Revolution so durch die Finger gelaufen. Privatunglück hat mich fortgesetzt zerstreut. Auch habe ich mich seit je nur mit dem Reinen der Kunst und Wissenschaft beschäftigt; ich verstehe nichts von Politik und wüßte nichts Schlagendes zu sagen. Ich habe wohl mehrere Aufsätze angefangen, aber ehe sie beendigt sind, überkommt mich der Ekel über unsere Zustände. So lange ich die Nationalgarde, statt mit gesenktem Haupte, stolz herumgehen sehe, als ob sie Heldentaten verübt hätte, kann ich mich nicht freuen. Wir brauchen vor allem Ruhe. Konstitution heißt Feststellung. Ich

fürchte für unseren Reichstag. — Ich weiß, ich gelte für einen Schwarzgelben. Ich bin es auch; aber ein Schwarzgelber nach dem 15. Mai, nicht vor dem 13. März."

„Aber alles das darf man nicht sagen; niemand glaubt es. Alles Lob den jungen Leuten, welche die Erhebung hervorgerufen haben, aber das Regieren sollen sie anderen überlassen. Knaben wollen die schwierigsten Fragen lösen, daran man in Frankreich, wo es doch gewiß nicht an gescheiten Männern fehlt, gescheitert ist. Bis jetzt ist die Nationalgarde mehr noch ein Spiel. Gegen die Brüder Arbeiter hat sie Mut, weil sie weiß, daß die Krampen und Schaufeln nicht losgehen. Wie wäre es denn, wenn der Soldat auch 25 Kreuzer täglich verlangen würde? Er verdiente es doch mehr; er muß für fünf Kreuzer sein Leben preisgeben. Ich habe mein Vaterland und meine Landsleute so lieb; darum schmerzt es mich so sehr zu sehen, wie das Reich schmählich zerfällt." —

„Das war die ärgste Unverschämtheit! Aber endlich werden die Leute doch erkennen, daß die Napoleons eine korsische Banditenfamilie sind."

„Als Deutscher muß ich mich über den Erfolg dieses Krieges (gegen Frankreich) freuen, aber ich fürchte die Präponderanz Preußens fast noch mehr als die Frankreichs. Bismarck wird nun nach allen Ländern, wo noch ein deutsches Wort gesprochen wird, seine Hand ausstrecken."

„Die Polen und Czechen wird man nie befriedigen. Je mehr man ihnen gibt, um so mehr werden sie verlangen. Sie haben Recht! Man hat den Ungarn auch alles bewilligt! — Wir brauchten fünf Jahre einen Bismarck — der würde schon mit ihnen fertig werden!"

Zu den Gruppen „Philosophie" und „Religion" entnehme ich dieser Schrift folgenden interessanten Ausspruch Grillparzers:

„Da die Freiheit des Menschen zu den unentschiedenen Fragen gehört, so sollen wir über uns wachen, als ob wir frei wären, und die andern entschuldigen, als ob sie es nicht wären."

„Hier in Wien haben die Leute doch noch einige Empfänglichkeit; aber draußen, in Preußen, Sachsen und diesen anderen

negativen Staaten ist alles durch die Deutschtümelei und durch Hegel verdorben."

„Ueberhaupt ekelt mich das Treiben der Deutschen an, nicht nur in der Kunst, auch in Philosophie und Politik. An alldem ist Hegel schuld, der sie wieder in die alte Gottschedsche Scharnier brachte, aus welcher Goethe und Schiller sie kaum gerissen hatten. Und sie rühmen sich, Goethe und Schiller überwunden zu haben! Ja wohl haben sie sie überwunden! — Und wenn man nichts tut, so muß man auch nicht schreien."

„Der Protestantismus ist in der Moral rein; aber Luther verfuhr zu willkürlich in der Wahl der Glaubensartikel, da er alles nach dem Nicäischen Konzilium Verordnete verwarf, und außer der heiligen Schrift auch die Apostel annahm, für die ihm niemand garantieren kann, und die, so wie er, inspiriert waren." —

„Der Papst könnte froh sein, wenn die Katholiken nur halb soviel glaubten wie die Protestanten. Aber in Oesterreich gilt er noch, weil Damen, welche aus Langeweile, wie andere Weiber vor dem Spiegel sich putzen, auch ihre moralischen Locken kräuseln, weil diese, sage ich, zufällig in ihrer Bigotterie und Dummheit und Macht übereinstimmen."

Ich bemerke zum Schlusse noch, daß in dieser Ausgabe die einzelnen Gruppen eine völlig neue und selbständige Anordnung erhalten haben. W. Eichner.

Dramatische Stoffe und Charaktere.

1808—1860.

(1824).

Stoffe.

Libussa.
Die ersten Habsburger (Kaiser Albrechts Tod).
Weh dem, der lügt! (Küchenjunge Leon).
Zwei gute Hornbläser in Böhmen (der blinde Jaromir).
Krösus.
Die Weißen und die Schwarzen.
Hero und Leander.
Faust (zweiter Teil).
Ein treuer Diener seines Herrn (der Palatin Bancbanus).
Die Jüdin von Toledo.
Der Ring des Gyges (Selbstvertrauen).
Ruth. Die Pazzi. Antonius und Kleopatra.
Ein Bruderzwist in Habsburg (Rudolf II.).
Der Traum ein Leben.
Die Nazaräer (Christus, Judas, Magdalena).
Die letzten Könige von Juda (Herodes, Mariamne).
Marino Falieri.
Catilina.
Marius und Sylla.
Die Glücklichen (Apries, Amasis, Polykrates).
Drahomira.
Spartakus.
Friedrich der Streitbare.
Die Spinnerin am Kreuz.
Die drei Krebse von St. Helena.

Lustspiele.
Die Wolken.
Die Sylphen.
Das Prius.
Der Nebenbuhler seiner selbst.
Le poète sifflé.
Prokrustes.
Hans kommt durch seine Dummheit fort.
Jenes Fabliau von Aristoteles.

(1822).

Drei Stücke einer leichtern Gattung sollen hintereinander gemacht werden. Als sfogo[1]) der üblen Laune, zur Unterhaltung: Die schöne Melusine; Drahomira; des Lebens Schattenbild. —

(1819).

Es müßten sich dramatische Stoffe die Fülle finden, wenn man die menschlichen Leidenschaften und Fehler der Reihe nach durchginge. Der Neid, Judas. — Selbstvertrauen, Gyges. — Hypochondrische Scheelsucht, Saul. — Selbstquälender Ehrgeiz, Franz Pazzi. — Uebermut und sein Fall, König Ottokar.

(1817).

Tragische Subjekte. (Lessings Kollektaneen, 2. Bd. S. 410).

„1. In Gothia meridionali spectantur duo tumuli, ingentibus saxis, cippurum loco, imposita habentes duorum fratrum corpora, quibus ab auspice in prima adolescentia praedictum fuerat, fore, ut mutuis vulneribus conciderent. Factum declinaturi peregrinationem ad remotissimas contrarias orbis partes suscepere. In extrema senectu demum in patriam reversi, cum quisque fratrem jam pridem mortem obiisse speraret, non procul ab oppido Jonaco sibi invicem occurrunt ignoti, et salute ultro citroque dicta et accepta sub pinu proxima quieverunt. Mox rixantibus eorum canibus, ipsi quoque ad jurgia primum, inde ad vulnera mutua proruperunt, animamque trahentes et fratres se agnoscentes, in mutuis amplexibus expirarunt. Olaus de Ritibus septembr. c. 31.[2])

3. Tragische Subjekte, die ich zum Teil entworfen, zum Teil schon auszuarbeiten angefangen habe, sind: Faust, Kleonnis, Alcibiades, Nero.

4. Mathildis, eine Schwester Edgars, Königs von Schottland, hatte sich dem Klosterleben gewidmet. Heinrich I. verlangt sie zur Gemahlin. Sie weigert sich. Endlich wird sie von ihrem Bruder dazu gezwungen. Als sie sah, daß sie ihr Gelübde der Keuschheit brechen mußte, verwünschte sie alle ihre zu zeugenden Kinder. Und die Geschichte sagt, daß dieser Wunsch eingetroffen sei. Zwing. Theatrum Vitae p. 188.

7. Drahomira, Gemahlin des Königs Bratislaus von Böhmen, würde eine gute tragische Heldin sein. Ihr Haß gegen das Christentum und ihren ältesten Sohn, weil er zu guter Christ war; die Ermordung dieses Sohnes von seinem Bruder Boleslav, die auf ihr Anstiften geschah; die Tradition, daß sie in Prag lebendig von der Erde sei verschlungen worden, sind lauter Umstände, die Quellen des Schreckens (Schreckens? Siehe Hamburgische Dramaturgie) und des Mitleids werden könnten. Sie lebte um 916.

9. Cinnabon, ein guter Spartaner, und dessen Verschwörung gegen die Ephoren, aus bloßem Ehrgeize, keinen über sich zu wissen. Aristot. Politica L. V. c. 7. Xenoph. Hellen. L. III."

Eigene tragische Stoffe. Alfred, Katilina, die Pazzi, Drahomira, Friedrich der Streitbare von Oesterreich, Antigone, Spartakus, die Longobarden (Alboin und Rosamunde).

Lustspiele. Die Amazone; die Großen und die Kleinen; Heinrich IV. Wo zwei streiten, lacht der dritte.

Charaktere.

(1808).

Wenn ein alter Geschäftsmann in einem Lustspiel aufgeführt würde, müßte er immer sehr leise sprechen und auf den Zehen gehen, wie er es immer auf der Kanzlei tat, um niemanden zu stören.

(1811).

Ein Lustspiel, dessen Hauptperson ein Parvenu ist.

Ein heutiger Universalkopf möchte in einem Lustspiele nicht übel angebracht sein.

Der Charakter eines Aengstlichen in einem Lustspiele, der sich zum Beispiel vor jedem Hunde fürchtete, weil es möglich wäre, daß er toll sei.

Ein guter Charakter für eine Komödie ist der, der alles zu fein versteht, weil er kein gutes Gewissen hat, und alles deutet und zu seinem Schaden nutzt.

Lichtenbergs vermischte Schriften, 2. Band p. 329.

(1812).

In einem Lustspiele einen Menschen aufzuführen, der eben nicht der schlimmste ist, aber sich selbst nichts zutraut, und daher immer scheu ist.

(1809).

Ein Possenspiel in Reimen, dessen Personen die menschlichen Tugenden und Laster, oder überhaupt alle seine Leidenschaften bilden.

(1818).

Ein Lustspiel: Die Verliebten. Der blöde Liebhaber (von der poetischen Seite dargestellt), der stürmende, der prosaische Liebhaber.

Ein anderes Lustspiel: Die Schriftsteller.

Zwei Gefährten in einem Lustspiele aufzustellen, der eine voll Vorsicht und Klugheit, der gerade durch allzuviel Sondieren und Lavieren ewig das Ziel verfehlt, der andere offen, lustig, wohl auch unbesonnen — ein Glückskind. Wie ist's denn mit Fortunatus' Wünschhütlein? Man sollte das Ding lesen.

Einen Disputier- und Streitsüchtigen in einem Lustspiele, der z. B., nachdem er seinen Sohn, der eine ihm angetragene Partie ausschlägt, ausgescholten und ihm die Vorzüge der bestimmten Braut aufgezählt, nach der Entfernung des Sohnes ebenso eifrig über einen Freund herfällt, der das Betragen des jungen Menschen töricht schilt und auch die Braut herausstreichen will. —

(1819).

Merke die Erzählung im ersten Band der Fabliaux, herausgegeben von Legrand, wo Aristoteles, der Alexanders Liebe zu einem Mädchen tadelte, von dieser letzteren so sehr verliebt gemacht wird, daß er sich einen Zaum ins Maul legen und das Mädchen auf sich reiten läßt.

In einem Lustspiel einen Charakter aufzustellen, gleich dem der Franzosen der letzten Zeit und ihrem Betragen gegen fremde Völker? Der Mensch wäre höflich und zuvorkommend im gewöhnlichen Umgange, weil er sich selbst achtet, und gewalttätig und hart, wenn es zum Handeln kommt, weil er die anderen nicht achtet.

Lustspiele: Die Sündflut. Die Wolken.

(1822).

In einem Lustspiele einen Bedienten aufzuführen, der einem liederlichen Herrn dient, und, indem er sich als Handlanger aller schlechten Handlungen desselben gebrauchen läßt, sich zugleich, so oft er allein ist, hypochondrische Vorwürfe über diese Bereitwilligkeit macht. Ja, er wirft sich dieselben schon im voraus vor, indem er z. B. sagt: „Nun wird der Verruchte *dies* tun und wird dabei von mir das verlangen, und ich werde nicht das Herz haben, es ihm abzuschlagen. Schlechter Kerl, der ich bin!" u. s. w.

Einer, der, indem er etwas unternimmt, was nach der gemeinen Meinung eine Verbindung mit dem bösen Geiste zur Folge hat, nunmehr überzeugt ist, daß er in einer solchen Verbindung stehe, und dem sich, kraft dieser festen Ueberzeugung, nun auch alles so formt und darstellt, als ob eine solche übernatürliche Kraft mit im Spiele wäre.

(1818).

Zwei Geschwister, Bruder und Schwester, 18 und 16 Jahre alt. Beide sehr schön, beide *ein* Herz und *ein* Sinn. Was eines sagt, bekräftigt das andere; was eines will, will auch das andere. Beide unbekannt mit der Welt und voll holder Einfalt. In den *Sylphen* zu gebrauchen.

(1822).

Die Geschichte jenes Geistlichen von Salamanka und des Schwarzkünstlers als Lustspiel. — Köchin, steck nur ein Rebhuhn an den Spieß!

Wie Schuberth zu glauben, daß Homer an dem Hofe eines der Nachkömmlinge des Aeneas gelebt, und in seinen beiden Epopöen eigentlich die Troer habe verherrlichen wollen, ist doch einmal gar zu absurd.

Dieser Schuberth mit seiner breiten Altklugheit wäre kein übler Lustspielcharakter.

Einen Beichtvater anzuführen, der einem vornehmen, schweren Verbrecher mit großer Strenge — seine kleinen Nebenvergehen vorhält.

In einem Lustspiel einen deutschen Dichter aufzuführen, der sich bitter über die Beschwerlichkeit in seinem Handwerk beklagt, immer dem Geschmack der Leser zu folgen. Bei Hexametern und horazischen Versmaßen aufgezogen, kostete es ihm unendliche Mühe, seine Vorräte wieder zu spanischen Trochäen abzuraspeln. Ehe er sich aber noch in all der südlichen Süßigkeit recht festsetzen konnte, mußte er, wie aus einem warmen Bade in den kalten Fluß, sich in ein hochnordisch-nibelungisch-urdeutsches, minnesingerlich-altdeutsches Wesen über Hals und Kopf hineinstürzen. Er schmiß den Meistersänger Ovidius und den Herzog Cäsar ins Feuer und meinte nun auf immer „Land" gewonnen zu haben, denn das Deutsche müßte denn doch, wenn es sich einmal emporgearbeitet, in Deutschland Bestand haben! Nun sieht er sich aber auf einmal wieder aus dem sicher geglaubten Besitze emporgeschreckt. Die Blumen wenden sich der neu aufgehenden Sonne aus Osten zu, und der arme Mann ist schon zu alt, um noch hoffen zu können, Arabisch und Persisch zu lernen.

(1823).

Die Geschichte des Küchenjungen Leon, der sich in dem Haus als Sklave verkaufen läßt, wo Atalus, der Neffe seines Herrn, des Bischof von Langers, als Geisel zurückbehalten wurde und die Pferde hüten mußte. Wie er sich durch seine Kochkunst die Gnade ihres gemeinschaftlichen Herrn erwirbt und endlich mit Atalus entflieht und ihn glücklich wieder in die Arme seines Oheims zurückbringt. III, 15.

(1820).

Wenn du je das Lustspiel: „Die Fremden in Italien" ausführen solltest, so vergiß nicht, den neulich bei Piquot gesehenen preußischen Baron anzubringen, der eben von seiner Reise nach dem Orient zurückkam. Wie er sich in einemfort einen Reisenden, einen Mann, der auf seinen Reisen sich an alles gewöhnt hätte, nannte, und höchst naiv gestand, das Reisen selbst wäre eben kein Vergnügen, aber „wenn man zurückgekommen, könne man mit Lust davon reden". Wie er hoffte, daß die Naturalien, die er dem Berliner Kabinett zugeschickt, Interesse erwecken und ihm eine förmliche Belobung zuwege bringen würden. Zuletzt erkundigte er sich um den besten Tuchladen in Wien, er wolle sich ein extrafeines Kleid machen lassen, er liebe es, wenn man zu Hause so was bewundere und (hierbei strich er selbst mit der Hand über seinen Aermel) frage: von wo haben Sie doch das herrliche Tuch mitgebracht?

Wenn man das Angenehme und Schlimme in dem Charakter der Italiener, oder vielmehr in ihrem Benehmen gegen Fremde, mit einem Worte bezeichnen wollte, so müßte man sie mit Gastwirten vergleichen; und das sind sie ja auch! die Gastwirte des ganzen reisenden Europa.

(1823).

Die Erzählung von dem zerrissenen Briefe (oder Gedicht) aus dem Zadig einmal für ein Lustspiel zu benützen.

Eine Posse, deren Hauptperson durch Zauberkraft die Macht bekommt, alles abzuändern, was ihr in der Welt nicht gefällt. Versteht sich, ein Unzufriedener, der dann zuletzt froh ist, alles wieder in die vorige Gestalt zurückbringen zu können.

(1824).

Sehr lustig und ganz für eine Lustspielscene geeignet ist jenes Abenteuer Bassompierres (Mémoires I, 185), wo er eines Abends, da er bei dem Grand Ecuyer Le Grand gespeist hat, zu seiner Geliebten D'Entragues schleichen will, und, da es sehr regnet, einen Mantel Le Grands überwirft, ohne daran zu denken, daß das Kreuz des h. Geistordens darauf befestigt ist. Der Herzog von Guise, eifersüchtig auf sein Verständnis, läßt durch zwei Kammerdiener das Haus des Entragues bewachen, die des Morgens zu ihrem Herrn kommen und ihm erzählen,

ein junger Ritter des h. Geistes habe die Nacht bei jener Schönen zugebracht. Es war damals kein junger Ritter dieses Ordens in Paris, als Le Grand, weshalb der Herzog in diesem einen neuen und zwar den begünstigten Nebenbuhler erblickt. Er geht des Morgens zu Le Grand, wird aber abgewiesen, weil, wie es heißt, der Oberstallmeister vor Zahnweh die ganze Nacht nicht geschlafen habe, und nun eben schlummere. Nun erst ist er in seiner Vermutung gewiß, und er geht zu Bassompierre, dem er das gemeinschaftliche Unglück erzählt. Bassompierre glaubt anfangs, er sei erkannt worden, bis man des Umstands mit dem besternten Mantel gedenkt, der noch von gestern abend her über einen Stuhl gefaltet hängt und durch sein leuchtendes Ordenszeichen, das Bassompierre jetzt erst bemerkt, ihm die ganze Verwechslung klar macht. Der Herzog hat in seinem Eifer das verräterische Kleidungsstück, das beinahe vor seinen Augen liegt, noch gar nicht bemerkt, und höchst komisch ist nun, wie Bassompierre alles anwendet, dasselbe den Augen des Getäuschten zu entziehen; wie er sich zum Stuhl hindrückt und sich auf das Ordenszeichen setzt, bis er seinem Diener einen heimlichen Wink gegeben und dieser den Mantel unbemerkt entfernt.

(1834).

Hans kommt durch seine Dummheit fort. Er kann etwas, das der andere nicht kann, eine Kleinigkeit, aber die man eben braucht. Er ist geschmeidig, wo der andere bestimmt ist, bereit und schnell eine Ueberzeugung aufzugeben, die der andere festhält. Er merkt nichts, wo der andere merkt. Was er tut, gerät, er hat Glück. Wo der andere aus Verstand zweifelt und zögert, greift er täppisch aber förderlich zu. Man braucht sich vor ihm nicht zu genieren. Er ist immer der Meinung der andern Leute; bereit anzustaunen und zu bewundern. Alles ist ihm recht. Man fühlt sich in seiner Gegenwart. Man traut ihm, indes man den andern für versteckt hält. Ein guter Ehemann, mutmaßlich ein vortrefflicher Diener. Zu gewissen Geschäften will man niemand, der klüger ist als gerade nötig. Er tut nie mehr, als man verlangte. — Mitleid angenehmer als Bewunderung.

(1847).

Er beklagt sich, daß seine Uhr immer genau um zwölf Stunden zu spät gehe.

(1855).

Ein Mädchen, das für dumm gilt, weil die Nähe einer übergebildeten Schwester sie auf alle Art eingeschüchtert, die aber, da ein ihr bestimmter Bräutigam sich ihrer Schwester zuwendet, aus ihrer Dumpfheit herausgeht, sich zusehends entwickelt und endlich durch natürlichen Verstand und Gutmütigkeit den Sieg davonträgt.

(1811).

Viele Bediente, besonders die faulen, wiederholen, wenn man ihnen etwas befiehlt, ihr Ja sehr oft.

(1812).

Wenn jemand einem andern etwas zu sagen hat, was er sich ihm zu sagen scheut, so tut er es meistens, wenn er sich endlich Mut dazu nimmt, mit einer Insolenz, die desto derber wird, je größer seine Furcht ist.

Wenn wir in Gesellschaft eines Furchtsamen sind, haben wir in kleinen Verlegenheiten mehr Mut als wir allein gehabt hätten, in großen Gefahren aber weniger.

(1831).

So einen Londoner Fashionable, ungefähr wie ihn die Briefe eines Verstorbenen zeichnen, als Person eines Lustspiels zu brauchen, besonders folgende Züge: ungestraft so ungeschliffen als möglich aufzutreten, ja selbst seine Höflichkeiten so einzurichten, daß sie der Beleidigung nahe sind . . . sich jeder gêne der Schicklichkeit entledigen zu dürfen, das Verhältnis mit den Frauen dahin umzukehren, daß diese als der angreifende und er nur als der duldende Teil erscheint. — Ist es ihm gelungen, irgend eine Törin zu verführen, die albern genug war, sich der Mode zu opfern und Mann und Kind seinetwegen zu verlassen, so erhält seine Reputation einen noch höhern Nimbus.

(1832).

Wie, wenn man in einem Lustspiele ein eifersüchtiges Paar, Geliebter und Geliebte, oder Mann und Frau einführte, beide

eifersüchtig und vielleicht beide wechselweise nicht ganz ohne Grund? Das gäbe ganz artige Scenen.

Stoff zu einem burlesken Stück, etwa für Raimund. Daß einer die Gabe erhält, sich in die Person jedes ihm beliebigen wirklichen Menschen zu verwandeln und diesen andern eben dadurch in seine eigene. Der Spaß wäre nun, daß bei jeder Verwandlung der Schauspieler, in dessen Person er sich verwandelt, so viel als möglich seine Eigentümlichkeit, Charakter, Sprache annehmen müßte, indes er selbst ebenso diesen andern nachahmen müßte, z. B. er verwandelt sich in ein Mädchen. Nun ist diese Schauspielerin, indem sie wie natürlich ihre Gestalt behält, in ihrem Innern und dessen Ausdruck Raimund, indes in Raimunds Körper des Mädchens Geist und Willen waltet.

(1817).

Zwei Liebende, die in dem unschuldvollsten Verhältnisse leben, ohne fast ihre Leidenschaft zu ahnen. Einmal sprechen sie durch eine Glastüre, die Scheidewand macht sie kühner. Das Mädchen neigt den Kopf gegen das Glas, und ihre Lippen ruhen darauf. Er küßt sie durch's Glas. Und mit der unbefangenen Bewußtlosigkeit ist's vorbei.

(1812).

Wenn ich einen falschen, heimtückischen Menschen zu schildern hätte, würde ich immer der Worte des Tacitus vom Tiberius gedenken: Tiberioque etiam in rebus, quas non occuleret, seu natura, sive adsuetudine, suspensa semper et obscura verba: tunc vero nitenti, ut sensus suos penitus abderet, in incertum et ambiguum magis implicabantur.

Annalium liber I, 11.[3])

(1808—1810).

Bei einem unvorhergesehenen heftigen Schlage, der beide gleich stark trifft, werden selbst die heftigsten Feinde vertraut und sagen sich wechselseitig ihre Besorgnisse, ja selbst die geheimsten Gedanken, die sie sonst um alles in der Welt nicht geäußert hätten. Das ist nicht bloß Wirkung der Ueberraschung.

(1819).

Wenn du irgend einmal einen Sklaven zu schildern hast, so halte dir den Diener des indianischen Jongleurs gegenwärtig, der jetzt seine Kunststücke hier macht. Das gelbbraune erstorbene Gesicht mit den großen schwarzen, aber glanzlosen Augen; das Freudlose, Melancholische, beinah Stumpfe in jedem Zuge und in jeder Bewegung. Nur bei den Hauptspäßen seines Herrn schwebte ein fast kaum zu merkendes Lächeln augenblicklich um seinen Mund, aber er lächelte mehr über das Lachen der Menge als über den Spaß, den er heute wohl zum tausendstenmal hörte. Ich habe die besten Kunststücke des Gauklers übersehen über der Betrachtung seines Dieners.

Wie sie trotzig war den ganzen Abend und höhnisch fast und unhöflich, beim Fortgehen aber das Licht auf den Boden setzte und sprach: ich muß Dich küssen, und mich nun umfing und an sich drückte mit all der verzehrenden Glut der Leidenschaft und des Verlangens. Studiere diesen Charakter genau. Dem Dichter kommt nicht leicht ein interessanterer vor.

Wenn du irgend einmal einen Seemann (besonders der gemeinen Art) zu schildern hast, so erinnere dich des Schiffspatrons auf der Ueberfahrt nach Venedig. Aeußerst höflich vor der Einschiffung und nach der Ausschiffung, war er brutal während der ganzen Ueberfahrt. So wenig gleichgiltig ihm die buona mano war, um die er hernach sogar kriechend bettelte, so konnte ihm doch selbst diese Aussicht keine Höflichkeit während der Fahrt abnötigen.

Erinnere dich immer des verstorbenen Zaas: dieses widerwärtige, zurückstoßende Aeußere; diese Menschenfeindlichkeit, entsprungen aus übertriebener Selbstschätzung und Bewußtsein der Nichtanerkennung von Seite der andern; diese mannigfaltigen Talente ohne Brennpunkt; dieser Hohn gegen jedermann; dieser Spott ohne Witz; diese rein teuflische Freude am Zerstören fremder Freude. Dazu entschiedene Vorliebe für die französische Literatur und Eitelkeit jeder Art bei sorgfältigst gehaltenem Cynismus.

Die hübsche E . . ., ohne überflüssigen Geist, aber jung und blühend an einen bejahrten, fast widerlichen Mann verheiratet, der ihr aber an Bildung überlegen ist und sie durch

Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten aller Art an sich zu fesseln oder vielmehr zu gewöhnen weiß. Durch ihn in größere Zirkel eingeführt, in denen sie ihrer Langenweile los wird, und mit Bequemlichkeiten umgeben, die ihren rein körperlichen Ansprüchen an das Leben, wenn auch nicht völlig genug tun, doch wenigstens sie beschwichtigen, sieht sie ihren Mann als den Schöpfer dieses behaglichen Daseins an und ist ihm darum recht aufrichtig gut. Sie findet offenbar Wohlgefallen an manchen Männern, besonders an solchen von hübscher Außenseite, aber ihr Wunsch wird nie zum Verlangen, und selbst der Wunsch geht nie so weit, daß sie dächte: O wäre doch ein solcher mein Mann! sondern höchstens: O wäre doch mein Mann ein solcher! Schon ihre Liebe zum Gewohnten und Bequemen hält sie von jeder Untreue zurück, und die Unruhe einer Liebesintrigue könnte ihr nicht durch alle möglichen Reize derselben aufgewogen werden.

(1820).

Er war von Natur kleinmütig und verzagt. Im Kriege verbarg er seine Furchtsamkeit noch durch sein Glück, weil ihm alle seine Unternehmungen nach Wunsch gelangen, zu Hause aber usw. Plutarch in Nicia. Kann ein Verzagter anhaltendes Glück im Kriege haben? — Was ist Glück?

Die Geschichte von jenem Mädchen, das ihren Geliebten im Walde besucht und dort von einer alten Frau empfangen wird, die, mit des Mädchens Jugend und Schönheit Mitleid tragend, ihr entdeckt, daß ihr Geliebter ein Räuber sei, und im Sinne habe, sie umzubringen. Kaum hat sie geendet, so hört man den Lärm der heimkehrenden Räuber. Die Alte versteckt das Mädchen in den Keller hinter ein Faß. Die Räuber kommen mit einer Frau, vornehm aussehend und reich gekleidet, die sie geraubt haben (das Märchen nennt sie des Mädchens Großmutter). Sie schleppen ihr Opfer in den Keller, wo jene versteckt lag; töten die Jammernde, ziehen ihr die Ringe ab bis auf einen, der zu fest saß. Um auch diesen zu bekommen, hauen sie den Finger von der Hand und von der Gewalt des Streiches springt der Finger weit weg, bis hinter das Faß, wo das Mädchen lag. Nach vergebenem Suchen legen sich die Räuber hin und schlafen. Mit Hilfe der guten Alten kriecht das Mädchen aus ihrem Versteck hervor und flieht nach Hause. Bald stellt sich der verräterische Bräutigam ein. Er fragt, warum sie, ihrem Versprechen gemäß, nicht gekommen? Es habe sie ein starker Schlaf

überfallen, sagt sie, und so sei die Stunde versäumt worden. Der Liebhaber will üble Schlüsse auf die Heftigkeit ihrer Leidenschaft für ihn ziehen. Sie habe ja doch von ihm geträumt, spricht sie. — Und Gutes? — Nicht eben sehr. Nun erzählt sie die Begebenheit, deren Zeuge sie war; fast ohne Besinnung stottert der Räuber: Und wo fiel der Finger hin, den sie suchten? — Hinter das Faß, wo ich lag, und hier hab' ich ihn noch! und wirft den Finger auf den Tisch. Dem Räuber geschieht sein Recht.

Der letzte Zug müßte, wenn auch nicht gerade mit derselben Fabel verwebt, von großer dramatischer Wirksamkeit sein; versteht sich statt des Fingers z. B. ein Ring.

(1821).

Auffallendes an Spielern: Scheinbare, tiefe Ruhe von außen (Ruhe aus Grundsätzen möchte ich sie nennen) bei der heftigsten innern Bewegung. Das scharfe Anblicken jedes, der sich dem Tische naht. Ihr langsames, forschendes Aufnehmen der Karten (Gustieren), indes ungeübte Spieler ungeduldig und rasch zugreifen. — Erinnere dich immer des Croupiers an der Pharaobank in Neapel!

(1822).

Projektmacher, die sich mit geheimnisvollen Planen beschäftigen, sprechen selten in zusammenhängenden Sätzen, sondern meistens abgebrochen, herausgestoßen, so daß oft das Zeitwort, fast immer die Verbindungswörter fehlen. Gebärden, vorzüglich Mienen, ersetzen das Abgehende. Ich habe das heute wieder an einem vom Opernorchester abgedankten Musiker bemerkt, der über den Verlust seiner Anstellung nicht sehr betrübt schien, weil er, wie er sagte, dadurch Zeit gewänne, sich ausschließend der Chemie zu widmen, durch deren Hilfe er dahin zu gelangen hoffe, ein unverbrennbares Oel zu erfinden.

(1823).

Ist schon irgend in einem Stück der Charakter eines Menschen vorgekommen, der sich bemüht, hart zu sein, um nicht immer von seiner Weichheit überrascht zu werden?

(1824).

Bei einem Verbrechen ist das, was die Welt das Verbrechen nennt, selten das, was die Strafe verdient, sondern da liegt es, wo unter der langen Reihe von Handlungen, womit es sich gleichsam als mit Wurzeln in unser Leben hinein erstreckt, diejenige ist, die am meisten von unserm Willen abhing, und die wir am leichtesten nicht hätten tun können. Lichtenberg I, 192. Herrlicher Stoff zu einem Trauerspiele!

Die Spinnerin am Kreuz. Die Geschichte jenes Soldaten beim Francisci (Höllischer Proteus, LXI), der sich dem Teufel für hundert Taler verschreibt, durch deren Wiederbezahlung er aber des Vertrages wieder ledig werden soll. Er versucht alles, die Summe zusammenzubringen, erlaubte und unerlaubte Mittel, oft bringt er sie auch beinahe zusammen, aber immer fehlt ein Taler an dem vollen Betrage. In der höchsten Not bringt ihm nun seine Frau diesen letzten Taler, den sie Pfennig bei Pfennig ersponnen, und so wird er gerettet. An dem Orte, wo jetzt die Spinnerin am Kreuze steht, stand damals ein uralter Baum, unter dem eben der Böse sein Spiel trieb. Hier rief der Frevler dessen Hilfe an, hier fand er das Geld, hier soll es zurückgezahlt werden, und unter den Zweigen desselben sitzend, erspann die Frau den rettenden Taler, nachdem die Hütte abgebrannt ist, die der Mann unvorsichtig selbst in Brand steckte, als er mit der Lampe nach Gegenständen zum Verkauf suchte, um den letzten Taler seines Leihgeldes voll zu machen. Am Schlusse läßt die Frau von dem Gelde, das der Böse nicht mehr zurücknimmt, an die Stelle des Baumes jene Säule setzen, die noch jetzt steht. Der letzte Akt soll eine Vision bilden, wo beide Gatten, vor Ermattung eingeschlafen, den heutigen Zustand der Gegend im Traume sehen.

(1830).

Zu versuchen, in einem zu schreibenden Stücke die Charaktere der Personen sich unter dem Bilde von verschiedenen Tieren gegenwärtig zu halten: Löwe, Tiger, Fuchs, Wolf.

(1824).

Die Geschichte der Brüder Sinatus und Sinorix, zweier Könige der Galater, die Valvasor erzählt IV, 36; (sie soll auch bei Livius stehen liber 38?). Sinatus hat eine herrliche Jungfrau Namens Camma geehlicht. Sein Bruder Sinorix verliebt

sich in sie und tötet ihren Gatten. Camma, unfähig, auf eine andere Art dessen Tod zu rächen, stellt sich, als ob sie des Sinorix Bewerbungen annähme. Es kommt bis zur Vermählung. Camma spendet den Göttern und reicht die Schale, nachdem sie selbst getrunken, dem Bräutigam. Der Trank war vergiftet. Alle Versuche zur Rettung sind vergeblich und Camma stirbt freudig, da sie den Mörder ihres Gatten tot zu ihren Füßen sieht.

(1819).

Wenn Boas der moabitisch heidnischen Ruth die Lehren der jüdischen Religion beibringen will und ihr sagt: Es ist nur ein Gott; so sieht sie schnell vom Boden empor, blickt ihn an und sagt: Nur einer! Fahre fort! Ich fühle das.

(1822).

Die Geschichte des Sesostris, gegen den, als er auf seinen Feldzügen abwesend war, sich sein Bruder empörte. Als er zurückkömmt, läßt er sich bald von dem Verräter versöhnen. Dieser zündet das Zelt an, in dem er mit seinem Bruder das Versöhnungsfest feiert. Auf den Rat seiner Gattin legt Sesostris zwei seiner Kinder über die brennenden Balken, findet so den Ausweg und straft den treulosen Bruder. Alt geworden, verliert er das Augenlicht und tötet sich zuletzt selbst.

Die Geschichte jener Zarina beim Diodor, die ihr Volk, die Saker, vom Joch der benachbarten Barbaren befreit und nun ihre Königin wird. In Krieg mit dem Mederkönig Astibaras (dem Kyaxares des Herodot) verwickelt, besiegt sie dessen Feldherrn Stryangäus, nachdem sie selbst tapfer in der Schlacht gefochten. Stryangäus, der Tochtermann des Astibaras, begegnet ihr selbst in einzelnem Gefecht. Mit Mühe nur wirft er den unbekannten Krieger vom Pferde, und erst als er ihm die Waffen entreißt, ihn zu töten, erkennt er in ihm ein Mädchen. Stryangäus läßt sie entfliehen. Er vermittelt Friede. Hartnäckig verweigert sich aber Zarina den Werbungen des von Liebe für sie Entzündeten, der aus Verzweiflung den Tod wählt. Sein letzter Brief an Zarina: „Du lebst, von mir gerettet, und ich sterbe durch Dich."

Lies nach vom Pindar, wie er zugleich mit der schönen Korinna von der Dichterin Myrtis in der Poesie unterrichtet wird. Wie er darauf mit beiden einen Wettkampf eingeht und

die Myrtis zwar überwindet, von der Korinna aber fünfmal besiegt wird, und von ihr noch eine spöttische Behandlung erdulden muß. Wie er, dadurch aufgereizt, Theben verläßt, sein Streben verdoppelt und bald so sehr die Bewunderung Griechenlands wird, daß man ihm nach einem Orakel des Gottes einen eisernen Thron in den Tempel von Delphi setzt, von dem herab er das Lob der Götter anstimmt.

(1819).

Schön ist die Entstehung der Freundschaft des Theseus und Pirithoos, wie sie Plutarch in Theseo erzählt. Pirithoos hatte von Theseus' Ruhm gehört. Um sich selbst von der Grundhältigkeit des Gerüchtes zu überzeugen, trieb er des Theseus Rinder von Marathon weg, und da Theseus den Räuber gewaffnet verfolgte, kehrte er um und stellte sich ihm. Wie sie nun einander gegenüber standen, war jeder über die Schönheit und Unerschrockenheit des andern so erstaunt, daß keiner den Kampf beginnen mochte. Pirithoos reichte zuerst dem Theseus die Hand und erbot sich zu jener Entschädigung, die er, der Beraubte, selbst aussprechen würde. Theseus aber entließ ihn jeder Genugtuung, und sie schworen sich ewige Waffenbrüderschaft und Freundschaft.

(1820).

Die lakedämonische Chilonis, die, als ihr Gatte Kleombrotus ihren Vater Leonidas vertrieb, zu diesem in den Tempel floh, in den er sich gerettet hatte, und bei ihm blieb, bis er, verbannt, sein Vaterland verließ; die auch dann nur mit Widerwillen in das Haus ihres Gatten zurückkehrte, und während der ganzen Abwesenheit ihres Vaters die Trauer nicht ablegte. Als dieser aber, von einer Partei zurückgerufen, nach Sparta kehrte, folgte sie nun auch der Flucht ihres Mannes. Setzte sich an seine Seite in dem Tempel, erbat sein Leben von dem erzürnten Vater, und obgleich dieser sie, als ihr Gatte verbannt wurde, zurückhalten wollte, ging sie doch mit Gatten und Kindern lieber ins Elend. (Sieh den Agis des Plutarch).

Lies im Herodot nach die Geschichte des Periander von Korinth, wie er in einem Anfall von Eifersucht seine Gemahlin Melissa tötet, und nun in Gram und Trübsinn tyrannisch gegen seine Untertanen wird. Sein ältester Sohn ist blödsinnig. Sein

jüngster, Lykophron, hört von seinem Großvater, daß sein eigener Vater der Mörder seiner Mutter gewesen sei. Von dem Augenblicke an faßt er einen unversöhnlichen Haß gegen diesen, er flieht seinen Anblick, und Bitten und Vorstellungen sind fruchtlos. Da weist ihn endlich der erzürnte Vater aus dem Hause und verbietet bei Geldstrafe allen Bürgern, ihn aufzunehmen oder nur mit ihm zu reden. Der Jüngling flüchtet in die öffentlichen Hallen und bleibt dort. Vorübergehend sieht ihn dort der Vater. Sein Zorn weicht der Liebe; er geht auf ihn los und spricht ihn freundlich an. Der Sohn aber hält ihn mit der Hand ab und ruft: Du hast Dein Gesetz übertreten und bist in die Geldstrafe verfallen. Da verbannt er ihn nach Korcyra, das ihm gleichfalls untersteht. Endlich gebeugt, vom Alter entkräftet, ruft er ihn zurück, der Jüngling weigert sich zu kommen. Er geht zu Schiffe, ihn zu holen, da haben die Korcyräer aus Furcht vor dem Vater den Sohn ermordet. Er wütet gegen die Mörder, nimmt ihnen ihre Kinder weg, die aber durch einen Zufall wieder in ihre Heimat zurückkommen. Endlich stirbt er einsam und verlassen in einem Alter von 80 Jahren.

(1822).

Lies nach über Sophonisbe.

(1819).

Vielleicht hat niemand, der nicht eben böse war, die natürlichen Empfindungen so sehr für nichts geachtet, als der ältere Cato. Er verkaufte seine Sklaven, die ihm ihr Leben lang gedient hatten, wenn sie alt wurden und anfingen, weniger brauchbar zu sein. Er rühmte sich noch, daß er ein Pferd, dessen er sich aus seinen Feldzügen als Konsul bedient, in Spanien zurückgelassen habe, um nicht dem Staate das Frachtgeld dafür anrechnen zu müssen.

Eine der besten Darstellungen Plutarchs ist das Leben des ältern Cato. Mir dünkt, ich sehe den Mann mit seinen rötlichen Haaren und blauen, scharfen, aber glanzlosen Augen. Von ihm kann man nicht sagen, daß er das Gute liebte, sondern er achtete es, und zwar nicht als das Gute, sondern als das Gehörige, das Zweckmäßige. Die Gesetzgebung des Rechts war ihm nur schätzbar als Gesetzgebung des Verstandes, und alles, was ihm die Folgerichtigkeit und Klarheit dieses Verstandes zu beeinträchtigen

schien, suchte er rücksichtslos von sich zu entfernen. Daher sein Cynismus, mit dem er sich über alle Gefühle wegsetzte, die sonst dem Menschen ehrwürdig sind, ihm aber Irrlichter schienen, die das Auge hindern, das Ziel fest im Auge zu behalten. Daher das Gesucht-Sonderbare in seinen Meinungen, dessen Plutarch erwähnt, und das gewiß nur aus dem Streben entstand, sein Urteil von den Vorurteilen der Menge freizumachen. Diesen Vorurteilen spürte er bis auf die Wurzeln nach, und, ohne zu bedenken, daß das Falsche sich doch notwendig zuletzt auf etwas gründen müsse, das nicht falsch, sondern wovon es nur die falsche Anwendung ist, wollte er auch die Wurzeln des menschlichen Irrens ausreißen und zerstörte dadurch in sich den Keim der edelsten Gefühle. Seine Tugend war daher auch ohne Erhebung und er erlaubte sich ohne Anstand Grausamkeiten gegen seine Sklaven, ja selbst Wuchergeschäfte, weil dadurch der Uebereinstimmung des Verstandes mit sich selbst, die ihm für Tugend galt, nicht geschadet zu werden schien. Das verkehrte Treiben der andern war ihm verächtlich; aber desto achtenswerter schien ihm sein eigenes Streben, und dies Gefühl äußerte sich bei seinem Cynismus als Selbstlob und als Geringschätzung der besten seiner Zeit, deren Tugenden ihm (wie den ersten Christen die Tugenden der Heiden) nur glänzende Laster schienen, weil sie aus einer andern Quelle flossen, als die er für die richtige erkannte. Köstlich ist das Geschichtchen, wie der Cyniker sich als alter Witwer eine junge Sklavin beilegt, die er aber, aus einem Restchen althergebrachter Scheu, doch nur des Nachts sich heimlich in sein Bett schleichen läßt und wie er nun, da es bemerkt wird, um sich, der Sklavin, seinem Sohne, der ganzen Gentry von Rom und der Meinung der ganzen Welt etwas anzutun, die Tochter eines Schreibers heiratet, die er vielleicht in seinem Leben nie gesehen hat. — Alle diese Eigenheiten waren aber nebstdem noch durch seinen Bürgersinn als Römer modifiziert, so daß die Erhaltung und Verherrlichung Roms unbedingt in die Reihe der vernünftigen Zwecke mit aufgenommen, oder vielmehr als Grundsatz, der sich von selbst versteht, allem seinem Handeln vorausgesetzt wurde.

So schön die Biographien Plutarchs sind, so leuchtet doch häufig eine derbe Pedanterie durch. Nebstdem, daß er in den Geist der Sagengeschichte durchaus nicht einzugehen vermag, leuchtet dieser Fehler am deutlichsten aus den den Lebensbeschreibungen beigefügten Vergleichungen hervor. Das Gewöhnliche läßt sich wohl und leicht vergleichen, aber große Männer interessieren gerade durch ihre Eigentümlichkeit, und man tötet gar zu leicht den Geist ihrer Handlungen, wenn man die Leiber der-

selben nach Zoll und Fuß messen und gegeneinander abschätzen will. Dann, welche Zusammenstellung! Damit nur immer richtig neben jedem Griechen ein Römer stehe, setzt er dem Solon den Publicola, dem Perikles den Fabius Cunctator, dem Timoleon den Aemilius Paullus entgegen; dem herrlichen Timoleon, dem letzten der Heroen, den trockenen, förmlichen, steifen Aemilius Paullus! und noch dazu gibt er offenbar (ungeachtet seiner sonstigen Neigung, die Griechen zu begünstigen) dem Aemilius den Vorzug vor Timoleon. Hier liegt eben die Pedanterie. Es ist dem Plutarch ebensoviel, fast mehr, um das Aeußerliche der Tugend zu tun, als um das Innere. Aemilius benahm sich immer so, wie es die Philosophen von dem Tugendhaften fordern. Seine Söhne starben, er bleibt gelassen; man bietet ihm Geschenke, er schlägt sie aus und fährt als ein Weiser auf dem Triumphwagen, hinter dem man den besiegten Perseus mit seinen unglücklichen Kindern herschleppt. Timoleon aber nimmt ein Landgut an, das ihm die geretteten Syrakusaner anbieten, damit er unter ihnen weile, der Vater unter seinen Kindern, der Retter unter den Geretteten. Vorzüglich aber tadelt Plutarch an ihm, daß er, nachdem er seinen Bruder, den Tyrannen, töten lassen, von Zweifeln über diese Tat gepeinigt, 20 Jahre lang sich allen Geschäften entzogen habe. Ein solcher Zweifel sei des Weisen unwürdig gewesen. Sei immerhin kein Weiser, Timoleon, vielleicht bist du nur um desto größer, und die Menschheit macht andere Vergleichungen als Plutarch.

Fabius Maximus wurde in der Kindheit wegen seines sanftmütigen und schwerfälligen Wesens gewöhnlich Ovicula, das Schäfchen, genannt. Denn seine Stille, sein beständiges Schweigen, seine Schüchternheit bei kindischen Vergnügungen, sein langsames, viele Anstrengung erforderndes Lernen, sowie seine Willfährigkeit und Folgsamkeit gegen Freunde, galten bei denen, die ihn nicht näher kannten, für Anzeichen von Blödsinn und Einfalt, und es waren nur wenige, die die tief verborgene Festigkeit, die Seelengröße und den Löwenmut in seinem Charakter entdeckten.

Plutarch in Fabio Maximo.

Jene Stelle des Tacitus (Annal. IV, 18): „Nam beneficia eo usque laeta sunt, dum videntur exsolvi posse: ubi multum antevenere, pro gratia odium reditur“[4]) als Gegenstand eines Trauerspiels.

(1824).

Als der entthronte Kaiser Justinian II. sich einschifft, um den Fürsten der Bulgaren um Beistand anzuflehen, überfällt ihn ein heftiger Sturm. Seine erschrockenen Begleiter ermahnen ihn, zur Besänftigung der Gottheit, seinen Rachegedanken zu entsagen. Da antwortet er: Möge Gott diesen Augenblick in den Wellen mich begraben, wenn ich daran denke, das Leben eines einzigen meiner Feinde zu verschonen. Er hielt in der Folge Wort, und er war es, der, bevor er den gefangenen Kaiser Tiberius und dessen Bruder Heraklius in der Rennbahn während der Spiele hinrichten ließ, vorher seine Füße auf ihren Nacken setzte, indes das Volk die Worte des Psalmisten wiederholte: Auf Nattern und Basilisken wirst du treten und auf Löwen und Drachen deinen Fuß setzen. Feßler, Geschichte der Ungarn, I, p. 87. 88.

(1860).

Senecae epistola LXXXI. Si gratum esse non licebit, nisi ut videar ingratus; si reddere beneficium non aliter quam per speciem injuriae potero: aequissimo animo ad honestum consilium, per mediam infamiam, tendam. Nemo mihi videtur pluris aestimare virtutem, nemo illi magis esse devotus, quam qui boni viri famam perdidit, ne conscientiam perderet.[5]) Das wäre eine schöne dramatische Aufgabe.

(1817).

Die erste Novelle in der zweiten Dekade der Hekatomythi des Cynthio Giraldi, von der spanischen Caritea und dem Mörder ihres Geliebten, Diego, könnte mit den nötigen Aenderungen, wobei besonders die äußerst läppische Entwicklung mit einer tragischen vertauscht werden müßte, vielleicht Stoff zu einem interessanten Trauerspiele geben. Ich würde sie wenigstens hierzu viel lieber wählen, als die erste der dritten Dekade, die der berühmte Sallustio Piccolomini für so geeignet zur tragischen Bearbeitung hielt, was sie aber in der Tat nicht ist.

(1820).

Schauerlich und wohl einer Bearbeitung wert ist die Geschichte des Bettelweibes von Locarno, die bei schlechtem Wetter von einer Edelfrau ins Schloß aufgenommen und in einem leeren Saale auf Stroh gebettet, von dem heimkehrenden Schloßbesitzer,

der sein Jagdgewehr in den Winkel stellen will, den die Arme einnahm, weggewiesen und rauh geheißen wird, hinter den Ofen zu kriechen. Wie sie sich mühsam an den Krücken aufrafft, auf dem Stroh ausglitscht und schwer verletzt am Ofen niedersinkt und den Geist aufgibt. Ein Gast, dem man bald darauf eine Schlafstätte in demselben Zimmer anweist, erwacht zur Mitternachtsstunde, seltsam erschreckt, und hört ein Geräusch durch's Zimmer gehen, wie von stapfenden Krücken und Füßen, die über Stroh gleiten. Zuletzt Stöhnen und Aechzen. Beim Schein der Lampe niemand gewahrend, springt er entsetzt auf und, hinabgeeilt, erzählt er schwer atmend seinen Wirten das schauderhafte Ereignis. Das Gerücht davon verbreitet sich bald; das Schloß wird verrufen und weder Gesinde will darin aushalten, noch ein Käufer sich finden, der die beunruhigten Besitzer der Last des ihnen zur Marter gewordenen Besitztums enthöbe. Der Graf, halb ungläubig, halb erbost, schließt sich selbst eine Nacht in das spukhafte Zimmer ein, und auch er muß am andern Morgen seiner Gattin bekennen, ein solches Geräusch vernommen zu haben. Sich selbst mißtrauend aber, und vielleicht einen Teil des Vernommenen auf Schlaftrunkenheit oder die natürlichen Schauer der Einsamkeit schiebend, beschließt er die Nachtwache noch einmal zu unternehmen, und seine Gattin leistet ihm diesmal Gesellschaft. Ein Hund, der Gräfin zu folgen gewohnt und, da man ihn ausschließt, an der Türe kratzend, wird zuletzt auch mit eingelassen und so harren sie der Mitternachtsstunde, der Graf den Degen in der Hand, die Gräfin betend, zu ihren Füßen der Hund. Elf Uhr ist längst vorüber, da schlägt plötzlich der Hund an, und mit dem ersten Glockenstreich der eben vom Schloßturme herabschallenden zwölften Stunde entsteht im dunkelsten Winkel des zweiten Zimmers ein Geräusch wie von Krücken und schleppenden Fußtritten, ein Rascheln wie von Stroh. Der Hund springt auf; bellend, als eine vor ihm hinwandelnde Gestalt verfolgend, weicht er aus der Ecke, der er beim ersten Geräusch zugeeilt ist, schrittweise, scheu und winselnd zurück. Jetzt hat er rückgehend den Ofen erreicht, an dem Graf und Gräfin sitzen und jetzt heult er auf, indes unter Stöhnen und Röcheln das unsichtbare Etwas hart bei den Füßen des starrenden Paares am Ofen niedersinkt. Auf die Klinke der Tür stürzt die Gräfin, vorbei an ihrem Gatten, der das Licht in einer Hand, den Degen in der andern, halb wahnsinnig um sich haut. Im Schloßhof angelangt, schreit sie um Hilfe und weist dem herbeiströmenden Dienstgesinde auf ihre Fragen sprachlos nach den Fenstern des Spukzimmers, die, allein noch im ganzen Schlosse erleuchtet, mit jedem Augenblicke heller und heller werden. Erst spät begreift man, was sie will. Man eilt hin; aber Flammen schlagen

aus der offenen Türe den Andringenden entgegen. Kaum retten sie sich selber, kaum die Gräfin aus dem schon von allen Seiten brennenden, in Schutt und Trümmer einsinkenden Schlosse. Der Graf ward nicht mehr gesehen.

(1823).

König Theodebert hatte sich zu Chiavenna in die Frau eines dortigen Einwohners, Deuteria, verliebt und sie in der Folge geheiratet, obgleich er schon mit Wisigarden verlobt war. Deuteria hatte eine Tochter aus erster Ehe; diese, als sie groß und schön geworden war, ließ, aus Furcht, daß der König ihrer begehren werde, die Mutter von wilden Stieren schleifen und ins Wasser werfen. Bald darauf verstieß auf Andringen seines Volkes Theodebert die Deuteria und heiratete Wisigarden. III, 26. 27.

(1819).

Aripert, König der Langobarden, stirbt und teilt sein Reich unter seine Söhne Partarit und Gundibert. Gundibert möchte allein herrschen und sendet Garibald, Herzog von Turin, nach Benevent zum dortigen Herzog Grimoald mit der Bitte, ihn gegen den Bruder zu unterstützen; die Hand von des Königs Schwester wird als der Preis der Hilfe bestimmt. Grimoald willigt ein und zieht mit einem Heer nach Pavia. Gundibert schickt ihm von Piacenza aus den verräterischen Garibald entgegen, der Grimoalden vor dem König warnt. Die böse Absicht des letzteren möge der Herzog daraus erkennen, daß jener bei der nächst bevorstehenden Zusammenkunft unter den königlichen Kleidern geharnischt sein werde. Auf ähnliche Weise macht er den König gegen Grimoald mißtrauisch und beredet ihn wirklich, zur Unterredung mit dem Panzer unter dem Kleide zu erscheinen. Sie kommen zusammen. Als sie sich umarmen, fühlt Grimoald den Panzer des Königs. Sich verraten glaubend, zieht er das Schwert und durchbohrt den Unglücklichen. Grimoald wird König, heiratet in der Folge auch Gundiberts Schwester. Partarit entflieht zu den Avaren.

(1829).

Nachzulesen von jener Julia Gonzaga, Gemahlin Vespasiano Colonnas, einer Schwester der Königin Johanna, einer berühmten Schönheit, um derentwillen Chaireddin Barbarossa zu Fondi landet und die Stadt nächtlich überfällt (anno 1534).

Sie aber entkommt, indem sie sich im Hemde auf ein Pferd wirft, von einem einzigen Ritter begleitet, den sie in der Folge ermorden ließ, vielleicht, weil er die schöne Gelegenheit zu sehr benützt. Hammer, Geschichte der Osmanen, III, 169.

(1819).

Adelchisa, Gattin Sicardo V., Herzogs von Benevent, läßt mehrere vornehme Frauen nackt zur Schau stellen, weil sie selbst zufällig entkleidet von einem Beneventaner überrascht worden war. Giannone.

(1812—1813).

Sicon wird nach der Ermordung Grimoalds II. zum Herzog von Benevent erwählt. Einer seiner Verwandten, Theodor, ist Herzog von Neapel, mit Hilfe desselben sucht sich Sicon dieser Stadt zu bemächtigen. Das Volk gewahrt es und verjagt Theodorn, der nach Benevent flieht. Die Neapolitaner erwählen einen Stephan zum Herzog. Sicon zieht gegen Neapel, schon ist Bresche gemacht und die Lombarden rüsten sich zum Sturm, da erscheint ein Bote von Stephan mit der Bitte, Sicon möge noch den Tag die Stadt verschonen, bei Anbruch der Sonne werde er selbst sie ihm übergeben. Um ihn sicher zu machen, sendet er ihm Weib und Kinder als Geiseln. Sicon zieht sich zurück, aber nun tritt Stephan in die Volksversammlung, erzählt sein Versprechen, muntert aber doch die Einwohner zur Verteidigung auf; er will sein Wort nicht brechen, und liefert sich selbst dem Sicon aus. Dieser läßt ihn vor einer Kirche der heiligen Stephanie erstechen. Die Nacht verstreicht und Sicon will stürmen, doch die Bürger hatten die Zeit benutzt, da ist keine Bresche mehr, alles ist ausgefüllt, und Sicon muß abziehen.

Sismondi, Gesch. d. ital. Freistaaten I. Bd. S. 312.

(1821).

Brantôme 87.

Gerard Carapo San Pietro ist der Neffe Ezzelin des Stammlers, Herrn der Trabisanischen Mark. Gerard wollte sich mit einer reichen Paduanerin, Cäcilia Bajonna, vermählen und teilte den Heiratskontrakt seinem Oheim mit. Dieser sah die reiche Mitgabe und ließ gewaltsam Cäcilien entführen, die er mit seinem Sohne, Ezzelin dem Mönch, vermählte. Gerard dachte auf Rache. Er erfährt, daß Cäcilia in die Bäder von Apona

gehen wolle. Im Hinterhalt mit seinen Freunden versteckt, überfällt er ihre Begleitung, zerstreut sie, und — nicht aus Sinnenlust — im Gefühl der Rache schändet er das Weib auf der offenen Landstraße. Ezzelin nahm bald darauf, da er die Geschändete verstoßen hatte, eine zweite Gattin, von der er den berüchtigten Ezzelino da Romano bekam, der sein lebelang wegen jener Begebenheit einen Haß gegen Padua trug.

(1819).

Ein Mensch, der einen andern grimmig haßt, weil er, voll Ehrgeiz und Stolz, sich in allem von jenem übertroffen sieht. Auch in der Liebe muß er ihm nachstehen. Da tötet er ihn. Von dieser Idee ging ich aus bei Entwerfung des Planes der Pazzi. So war Francesco Pazzi gegen Lorenzo Medici gestellt. Aber wohlbemerkt, daß der Begünstigte den Nebenbuhler nicht etwa bloß an Glücksgaben übertreffen muß, nein, selbst an Eigenschaften, an Talenten, an Liebenswürdigkeit muß er ihm vorgehen, so daß der Unglückliche, den ein fortwährendes Mißlingen und Zurückstehen störrisch und rauh macht, selbst von Seite des Innern nur die Tiefe für sich hat.

(1822).

Lies etwas nach über die Malatestas, Herren von Rimini; außer jener Franzeska des Dante scheinen noch mehrere interessante Charaktere und Begebenheiten da zu finden zu sein, z. B. jener, dem die Italiener die Erfindung der Bomben zuschreiben.

(1816).

Gleich im Anfange der Regierung Alfons I. (von Ferrara) trug sich eine äußerst tragische Begebenheit zu. Außer dem Kardinal Hippolyt hatte Alfons noch einen natürlichen Bruder Julius. Beide, der Kardinal und Julius, verliebten sich in eine weitläuftige Verwandte von vorzüglicher Schönheit, die in Ferrara wohnte. Sie gab dem letztern den Vorzug und verweilte, indem sie dies dem Hippolyt selbst gestand, mit besonderem Wohlgefallen bei dem Lobe der schönen Augen ihres Julius. Der erbitterte Kardinal beschloß sich zu rächen, und als sie einst auf der Jagd waren, hieß er ihn vom Pferde steigen und sah ihm mit einer teuflischen Freude die Augen ausstechen.

Roscoe, Leben Leo X. I. Bd. p. 410.

(1812).

Gibbon gibt eine sehr gute Ursache von Maximins Grausamkeit an, Bewußtsein seiner zurückstoßenden Gemütsart, seiner niedern Geburt, seines Mangels an Kenntnissen und daraus entspringende Furcht, verachtet zu werden. (Pazzi).

(1823).

Petrarkas sämtliche Werke aus der k. Bibliothek lesen; zum Behuf des Lustspiels.

(1821).

Zum Petrarka. Er beschreibt in einem Sonett an Lauren die blonden Haare seiner Geliebten, und ist ebenso ungehalten als verwundert, als sein Freund ihn aufmerksam macht, daß sie schwarze Haare habe, weil dieser veränderte Umstand ihm mit dem übrigen des Gedichtes nicht so gut harmonieren will.

(1823).

Die Geschichte der Beatrix Laskaris, Frau des Philipp Maria Visconti, die ihr Mann, Verdacht an ihrer Treue vorgebend, hinrichten läßt, um sich von ihr zu befreien.

(1830).

Was ist das für ein Alonso Piccolomini, der, nachdem er des Großherzogs von Florenz Günstling gewesen, in dessen Ungnade fällt, so daß der Großherzog und auf seinen Antrieb Venedig und mehrere italienische Staaten Preise auf seinen Kopf setzen. Worauf er sich den Banditen beigesellt, und ihr Anführer wird. (Khevenhüller, Annales Ferdinand. III, 838). In der Folge wird er von den Seinen verraten, ausgeliefert und zu Florenz hingerichtet.

(1817).

Kleine Bibliothek ins Strickkörbchen.

Die Familie Moscoso von Altariva.

Don Lope Moscoso, Graf von Altariva, der letzte der älteren Linie seines Hauses, hat von seiner Gemahlin Pelaja zwei Kinder, Manuel und Gaiora. Arm und dürftig setzt er

seine einzige Hoffnung auf seinen Vatersbruder Don Jago, der in Amerika ein großes Vermögen erworben hat. Dieser stirbt und macht sein Vermögen zum Fideikommiß für den Mannsstamm seines Hauses, so daß es nach dem Absterben des Mannsstamms der älteren Linie an den der jüngeren, von der nur ein Sprosse, Don Antonio, übrig ist, fallen soll. Bald nach dem Tode des Oheims werden Lopes beide Kinder von Pocken befallen und nur der Sohn stirbt. Die Eltern, um das Fideikommiß zu erhalten, geben vor, die Tochter sei gestorben, und erziehn Galoren in Mannskleidern als ihren Sohn Manuel. Das ging um so leichter, als Galora immer männliche Neigungen zeigte, und selbst in ihrem Aeußern etwas Männliches zeigte.

Von dem Geheimnisse wußte niemand als eine Duenna, ein Kammerdiener und der erstern Tochter. Galorens Eltern sterben. Der vertraute Kammerdiener, der wohl merkt, wie viel Galoren fehlt, um in der Welt als Mann auftreten zu können, überredet sie, einen Gesellschafter zu sich zu nehmen, von dem sie das Fehlende in ihrem Benehmen lernen könne. Hierzu erbietet sich der junge Antonio Moscoso, der durch Auflösung des Regimentes, in dem er diente, in Verlegenheit gesetzt ist. Um aber seines Namens Ehre zu schonen, gibt er bei seinem Eintritt in die Dienste des vorgeblichen Grafen, der ihn nicht kennt, den Namen Don Alonso Noya.

Alonso wird bald der Günstling des Grafen. Ihm zu Gefallen bezähmt dieser öfter seine stürmische Gemütsart. Er gibt die Jagd auf, die er sonst leidenschaftlich liebte, weil sie Alonson mißfällt. In allen Streitigkeiten ist immer der starrsinnige Graf derjenige, der zuerst nachgibt. Er lernt Singen, Guitarrespielen, ja sogar Lesen.

Im Schlosse befindet sich eine Cousine Galorens, Rosa. Vor Alonsos Ankunft war der Graf immer auffallend freundlich mit Rosen gewesen, so daß diese und jedermann an eine Neigung zwischen ihnen dachte. Rosa, wegen Armut zum Kloster bestimmt, ließ sich des Grafen Annäherung gefallen, da sie doch lieber seine Gattin als Nonne geworden wäre. Alonsos Ankunft verändert alles. Galora und Rosa verlieben sich in ihn. Rosa bemerkt mit dem Auge der Eifersucht das Benehmen des Grafen gegen Alonson. Seine Zärtlichkeit, sein Schmachten, seine Eifersucht auf alle andern Mädchen, die Alonson nahe kommen, Seufzer, Tränen. Kurz sie errät, der Graf sei ein Mädchen. Ist Alonso in das Geheimnis eingeweiht? Dagegen spricht dessen Erstaunen über des Grafen Zärtlichkeit. Ebenso betroffen ist Alonso. Galora vor Eifersucht verzehrt. Bald will sie Rosen ins Kloster schicken, bald beide töten. Die Du-

enna rät ihr, das ganze Geheimnis Alonson zu entdecken. Galora läßt sich von Rosens Mädchen eines von den Kleidern ihrer Gebieterin geben, und geht so nachts vor Alonsos Bett. Sie entdeckt sich ihm. Sie erfährt, daß er Moscoso ist. Alonso, in Rosen verliebt, will mit Galoren, als Schwester, sein Vermögen teilen, doch sie schlägt es aus und geht ins Kloster.

(1819).

Buondelmonte in Florenz.

Die Mutter soll den Buondelmonte dadurch aufbringen, daß sie und die ganze Stadt zu glauben vorgibt, daß er von den Verwandten der Amidei mit dem Degen in der Faust zur Verlobung gezwungen worden sei.

Als sie ihm — im Zimmer, wo auch ihre Tochter ist — zuerst diese Vermutung sagt, nimmt er trotzig seinen Hut und sagt: „Wenn ihr so von mir denken könnt, so lebt wohl," und geht. Eine kurze Scene zwischen Mutter und Tochter und Buondelmonte kommt zurück. Schon an der Türe fährt er fort: „Wie könnt ihr, wie kann jemand in Florenz glauben, daß Buondelmonte sich zwingen läßt?"

Ich wollte ihn als den Abgott der Stadt halten: edel, stolz, vornehm; durch allseitiges Entgegenkommen verwöhnt, daher an keinen Anstoß denkend und bei jedem vorkommenden, wie über eine kaum gedenkbare Sache, stutzig. Aufrichtig, weil er nie nötig gehabt, versteckt zu handeln, gutmütig aus Naturell und um sich nicht aus seinem behaglichen Gleichgewicht zu bringen, wohltätig, um sich unangenehme Eindrücke zu ersparen und vom Halse zu schaffen. Tapfer, doch nicht waghalsig ohne Not; zum Worthalten durch kein anderes Gefühl als durch das der äußern Ehre getrieben.

In Florenz sind die ersten Familien die Uberti und Buondelmonti, nach ihnen im Range kommen die Donati und Amidei. Nun hatte eine Witwe aus den Donati den Plan gemacht, ihre Tochter mit dem jungen Buondelmonte zu verheiraten, der der Abgott der Stadt und der erste des Adels war. Nur weil sie auf die Liebe des Paares rechnete, oder sie noch für zu jung haltend, verschob sie die Verlobung. Indes fällt dem fröhlichen Buondelmonte eine junge Amidei in die Augen. Er umschwärmt sie Tag und Nacht, belagert ihr Haus, gibt ihr Nachtmusiken, so daß das Gerücht davon ganz Florenz

durchläuft. Bertuccio Amidei, einer der Verwandten des Mädchens, spricht ihn deshalb an und fordert Erklärung über seine Absichten. Halb verliebt, halb von Seite der Ehre angegriffen, gibt er ernsthafte vor. Bald ist der Vater davon unterrichtet, seine Einwilligung gegeben, Anstalten zur Hochzeit werden gemacht. Die Witwe Donati hört davon und beschließt die Heirat zu hintertreiben. Sie erwartet den Bräutigam vor ihrem Hause mit ihrer Tochter und spricht ihn an. Sie wünscht ihm viel Glück in seiner neuen Verbindung, sie habe ihm ihre Tochter bestimmt gehabt, ihr tue leid, daß ihre liebsten Plane so traurig zerstört seien. Buondelmonte sieht das Mädchen, ihre Schönheit; er folgt ihr ins Haus; bald ist er täglich bei ihr. Anfangs widersteht er seiner Leidenschaft. Er stellt sich selbst vor, wie lange er die Liebe gar nicht gekannt, wie er ihre Macht verspottet; er sagt sich alles, was die Ehre in seinem Falle befiehlt und verbietet; umsonst! die Leidenschaft wird zuletzt so übermächtig in ihm, daß er ohne Entschuldigung, ohne Vorbereitung die neue Geliebte ehlicht und die alte dem Gerede der Stadt, dem Gespötte der Menge preisgibt. Bertuccio Amidei schnaubt Rache gegen den Frevler an der Ehre seiner Muhme und seines ganzen Hauses. Er sammelt mehrere junge Leute aus den ersten Häusern, einen Mosca Lamberti, einen Stratta Uberti, einen Uberigni Fisanti und lauert Buondelmonten auf, der täglich in die Kirche St. Stephan reitet. In der Nähe des ponte vecchio an einer Statue des Mars stürzen sie auf ihn los, reißen ihn vom Pferde und ermorden ihn mit unzähligen Stichen — die ganze Stadt kommt in Bewegung, überläßt aber bald den Familien, allein ihren Zwist auszumachen, dessen Ende ist, daß die Buondelmontis aus Florenz vertrieben werden.

(1811).

Zu Mailand hielt sich damals (1476) ein gewisser Cola, von Geburt ein Mantuaner, auf, der die Kinder der vornehmsten Häuser in der lateinischen Sprache unterrichtete. Dieser gelehrte aber ehrgeizige Mann sprach oft mit Wärme von dem Unglück der Staaten, welche böse Regenten hätten, und von dem Glücke derjenigen, die der Himmel als Bürger einer Republik hätte geboren werden lassen. Unter seinen Schülern waren drei vornehme junge Mailänder, Johannes Andreas Lampugnani, Karl Visconti und Hieronymus Olgiati, gleich feurige und fähige Köpfe, seine vorzüglichsten Lieblinge, mit denen er sich oft in vertrautem Tone von den Lastern des Herzogs besprach. Seine Gewalt über sie ging so weit, daß er sie schwören ließ,

ihr Vaterland, sobald sie Gelegenheit dazu bekommen würden, von der Tyrannei des Herzogs zu befreien. Da die jungen Leute sich täglich durch die Erfahrung von den Lastern des Herzogs überzeugten, so entschlossen sie sich desto bereitwilliger zu einem gewagten Unternehmen, da sie persönlich von ihm beleidigt worden waren. Galeatius gab fortwährend neue Beweise einer grausamen Seele und eines unmäßigen Hanges zur Wollust. Kein Frauenzimmer, nicht einmal von den vornehmsten Ständen, war vor ihm sicher; er begnügte sich nicht damit, sie selbst zu entehren, sondern er gab sie auch den Begierden der niedrigsten Menschen preis. Er ließ viele Personen hinrichten und weidete sich an ihren langsamen Qualen. Sein Betragen gegen seine Mutter und ihr schneller Tod hatten einen fürchterlichen Verdacht gegen ihn veranlaßt. Die Gattinnen der Lampugnani und Visconti hatte er entehrt, und dem Olgiati wollte er die Abtei Miromondo nicht ausliefern, die ihm der Papst verliehen hatte. Diese Beleidigungen bestärkten sie in dem Entschlusse, Befreier ihres Vaterlandes zu werden, indem sie sich schmeichelten, daß sie der Adel und das ganze Volk unterstützen würde.

Ihren Plan näher zu verabreden, kamen sie oft zusammen, ohne daß man Verdacht schöpfte, indem es bekannt war, daß sie von ihrer Kindheit an gute Freunde gewesen. Sie beschlossen endlich, den Herzog zu ermorden, und bestimmten den zweiten Weihnachtsfeiertag, an welchem der Herzog sich in die Stephanskirche zu begeben pflegte, zur Ausführung ihres Vorhabens. Auch glaubten sie ihre Freunde an diesem Tage unter mancherlei Vorwänden versammeln zu können, überdem redeten sie ab, daß, falls man einen von ihnen ergriffe, die andern ihn sogleich niederstechen sollten.

Am Morgen des Tages ließen sie einige ihrer Freunde bewaffnen, unter dem Vorwand, dem Olgiati zu helfen, einen Bach auf seine Güter zu leiten (dawider sich verschiedne seiner Feinde setzten); vor ihrem Auszug aber gaben sie vor, vom Herzog Abschied nehmen zu wollen. Unter mehreren Vorwänden riefen sie viele ihrer Verwandten herbei, in Hoffnung, daß auch diese, sobald der Streich geschehen wäre, sich für sie erklären würden, und sie beschlossen, das Volk zur Empörung zu rufen und sodann die Herzogin und ihre Minister zu verhaften. Sie hofften das Volk desto leichter zu bewegen, indem sie ihm die Paläste des Ministers Cecco Simoneta und anderer an der Regierung teilhabenden Personen zur Plünderung preisgeben wollten. Olgiati und seine Freunde erschienen früh in der Kirche und hörten die Messe.

Der Herzog schien keine Lust zu haben, nach Sankt Stephan zu gehen, und mancher Umstand hätte ihn davon abhalten können. Stets war er gewohnt einen Brustharnisch zu tragen, heut aber zog er ihn wieder aus, weil er ihm beschwerlich ward. Er hatte Lust die Messe im Schlosse zu hören, aber sein Kaplan war bereits mit allen Ornamenten nach St. Stephan abgegangen. Er wollte sich darauf durch den Bischof von Como, der sich bei Hofe befand, die Messe lesen lassen, aber diesen hinderte eine Unpäßlichkeit. Wider Willen mußte er daher nach St. Stephan gehen. Aber gleichsam als wenn ihn sein Schicksal geahndet hätte, ließ er zuvor seine zwei Söhne, Johann Galeatius und Hermes kommen, umarmte sie und konnte sich nicht von ihnen trennen. Endlich ging er zwischen den Gesandten von Ferrara und Mantua. Als er der Kirche nahe kam, stellten sich Lampugnani und Olgiati bei dem Eingange rechts, Visconti links, und ließen diejenigen, die vor dem Herzog hergingen, ruhig hereintreten. Endlich kam der Herzog selbst mit einem großen Gefolge, und Lampugnani und Olgiati setzten sich in Bewegung, stellten sich, als ob sie dem Herzog Platz machen wollten, näherten sich ihm, zogen ihre Dolche, die sie im Rockärmel verborgen hatten, und fielen über den Herzog her. Dieser sank mit sechs Wunden, noch ehe es jemand gewahr wurde, daß er verwundet war; man hörte ihn nichts als die Worte: Santa Vergine![8]) sagen. Indem er sank, entstand ein großer Lärm, mehrere zogen die Schwerter, einige liefen zur Kirche hinaus, andere dahin, wo der größte Tumult war, ohne zu wissen, warum? Diejenigen, welche dem Herzog am nächsten waren und ihn fallen sahen, erkannten die Mörder und eilten ihnen nach. Lampugnani, der zur Kirche hinauslaufen wollte, drang durch die Weibsleute hindurch, welche auf dem Boden saßen, verwickelte sich aber in ihre Röcke, und ward darüber von einem Mohren des Herzogs erhascht, der ihn niederstach. Ein gleiches Schicksal hatte Visconti. Olgiati aber kam mit dem Volke zur Kirche hinaus und begab sich, da er seine Kameraden tot sah, nach Hause; aber weder sein Vater, noch seine Brüder wollten ihn aufnehmen. Seine Mutter empfahl ihn einem Priester, einem alten Freunde ihres Hauses, welcher ihn in sein eigenes Kleid verhüllte und in sein Haus führte, wo er sich zwei Tage aufhielt, und immer noch hoffte, daß eine Revolution entstehen sollte. Als aber alles ruhig blieb und er besorgte verraten zu werden, versuchte er in verstellter Kleidung zu entfliehen, ward aber entdeckt und gevierteilt. Der älteste Sohn des Herzogs Johann Galeatius Maria wurde, noch nicht acht Jahre alt, zum Herzog ausgerufen. Doch führte für den Minderjährigen eigentlich seine Mutter, die Herzogin Bona von Savoyen, die Re-

gierung. Galeazzo Maria, Sohn des großen Franz Sforza Herzog von Mailand und H. von Genua und der Blanca. Er ward in Frankreich erzogen. Er war üppig, verschwenderisch (Reise nach Florenz). Sein Bruder ist Ludwig Sforza mit dem Beinamen Moro.

Historischer Bildersaal von E. F. Buchholz. Pesth bei Hartleben. 1811, 1. Thl. S. 6.

(1813).

Alfons VIII., König von Kastilien, verliebt sich in eine Jüdin. Seine Großen, die ein ihm zugestoßenes Kriegsunglück dieser verdammlichen Liebe zuschreiben, lassen das Mädchen ermorden. Alphons ward darüber wahnsinnig. Im Jahr 1194.

(1819).

Echt tragisch ist die Geschichte des Regenten von Portugal, Don Pedro von Coimbra, Bruder des standhaften Prinzen. Die Erhabenheit, mit der er seinen Weg fortwandelt, obwohl er sieht, daß am Ausgang der Tod warte, sein Freundschaftsverhältnis mit dem Helden Almada, der in den Tagen der Not das Sakrament mit ihm darauf nimmt, daß sie miteinander leben und sterben wollen. Die Lage seiner Tochter, die, Gemahlin seines Neffen und Gegners, des Königs Alfons V., untätige Zeugin von den Gefahren ihres Vaters sein muß, selbst von dem unversöhnlichen Feinde desselben, Barcelos, ehebrecherischer Liebe beschuldigt. Endlich der Tod Pedros in der Schlacht gegen seine Feinde. All das würde mich zu einem Trauerspiele begeistern — besonders wenn ich ein Spanier oder vielmehr Portugiese wäre.

(1823).

Gregor von Tours.

Sigismund, König der Burgunder, heiratet zum zweiten Male, da er schon einen Sohn Sigeric von seiner ersten Frau hat. Die Stiefmutter haßt und verfolgt diesen. Am Tage eines Festes, da dieser die Stiefmutter mit dem Schmuck seiner Mutter bekleidet einhergehen sieht, bricht der lange verhaltene Schmerz aus, und er wirft ihr vor, daß sie nicht wert sei, daß die Kleider einer vortrefflichen Frau ihr nur den Rücken berührten. Ergrimmt hetzt die Mutter den Vater gegen den Stiefsohn auf, durch das Vorgeben, er denke auf Empörung. Da

der Sohn, vom Weine beschwert, vom Tisch aufsteht und sich in seine Kammer schlafen legt, schickt der Vater Meuchelmörder, die ihn erdrosseln. Schwer reute darauf den Vater die Tat. III, 5.

(1834).

Bertrada verläßt ihren Mann Folko von Anjou und heiratet Philipp I. von Frankreich. Sie war so sehr Meister ihrer beiden Männer, daß Folko auch nach ihrer Vermählung mit Philipp ihr noch immer höchst zugetan blieb. Einmal, da sie mit letzterem Folkon auf seinem Schlosse besuchte, versöhnte sie beide Männer miteinander und bediente sie selbst bei Tafel.

(1822).

Die Geschichte des ehrgeizigen, eiteln, großsprecherischen, zugleich aber höchst tüchtigen Marschalls Biron, wie er sich in Verschwörungen gegen seinen Jugendfreund und Wohltäter Heinrich IV. einläßt. Wie der listige La Fin ihn verrät, Auvergne durch seine Schwester, Maitresse des Königs, durchschlüpft. Der König ihm Verzeihung anbietet, er halb gesteht, darauf aber wieder (vielleicht durch La Fin bestärkt) in seine alten Verirrungen zurückfällt; wie er endlich gefangen wird, Reue und das Unerträgliche des Bewußtseins seiner Verbrechen ihn sogar weichherzig und kleinmütig macht, so daß sein Mut sich nur noch als Heftigkeit äußert, und er endlich enthauptet stirbt. Das wäre allerdings einer Behandlung nicht unwert. Siehe das Ende des 3. und Anfang des 4. Bandes der Mémoires des Sully.

Maulevrier ist in die Herzogin von Bourgogne, Schwiegertochter Ludwig XIV., verliebt. Da er sie nie ohne Zeugen sprechen kann, stellt er sich als an einer Brustkrankheit leidend, die ihn laut zu sprechen hindert. Diese Verstellung setzt er standhaft durch ein ganzes Jahr fort, und gelangt endlich dahin, daß er mit jedermann leise sprechen darf, und so auch mit der Herzogin, der er auf diese Art seine Liebe im Angesicht des ganzen Hofes ohne Gefahr entdecken kann. Er hatte sich aber doch keines Erfolges zu erfreuen.

Mémoires de St. Simon.

(1819).

Lies die Mémoires der Mad. de Matteville, wegen der Geschichte der Mad. Vregi und des Grafen Roquelaure, welche Mad. Genlis in ihrer Mademoiselle Lafayette anführt.

(1809).

Otto von Granson verliebt sich in Katharina von Belp, Gemahlin Gerhards von Estavajel, und vergeht sich mit ihr. Der Gemahl erfährt es, ohne seinen Groll zu zeigen, und spart seine Rache auf gelegenere Zeit. Die Gelegenheit zeigt sich bald. Amadeus VII., Graf von Savoyen, stirbt plötzlich auf der Jagd, man vermutet, er sei vergiftet worden, und einige Feinde Ottos von Granson wagen es, den Verdacht der Frevelthat auf diesen zu lenken. Doch dieser verteidigt sich überzeugend für jedermanns Verstand, doch ohne den Verdacht aus dem Herzen des Volkes zu bannen. Er wird von den Gerichten losgesprochen, Gerhard von Estavajel ergreift nun die Gelegenheit, die langersehnte Rache an seinem Feinde zu nehmen. Er klagt ihn öffentlich der Vergiftung seines Herrn an. Umsonst ist Ottos Verteidigung, ein Gottesgericht wird festgesetzt, und das Verbrechen unter der Larve des Rechts besiegt die schwache Unschuld. Otto fällt.

S. Müllers Gesch. d. Schweiz, Band VII, S. 20.

(1811).

Thomas Schüler, ein Wiedertäufer, ermordet zu Sankt Gallen seinen Bruder Lienhart im Beisein seines Vaters und beider Familien.

Schweizerische Chronik II. XI. S. 46.

(1818).

Siehe nach die Geschichte von Holland. Von Herzog Albrecht, der die schöne Aleide von Pölgeest aus Haag liebt und darüber mit seinem Sohne zerfällt. Aleide wird von den Ständen getötet. Anno 1392. Zschokke erwähnt ihrer in der Bayerischen Geschichte Bd. 2, S. 257. Dann die Geschichte seiner Tochter Jakobäa.

(1817).

Quintin Metsys (in Antwerpen), ein Hufschmied, wird Maler, um die Tochter eines Malers, der ihre Hand keinem andern, als einem Manne von seinem Stande geben wollte, zur Frau zu bekommen. (Leben der Schauspielerin Bellamy, 2. Bd. S. 127).

(1821).

Adolf von Geldern, Anno 1470.

Die Geschichte Adolfs von Geldern, der, aus Ungeduld zur Regierung zu kommen, seinen Vater Arnold überfällt, gefangen nimmt, und ihn, mitten im Winter, barfuß und bloß nach einem festen Schlosse führen läßt, wo er ihn einkerkert. Der Schwager des alten Vaters, der Herzog von Cleve, sucht ihn mit gewaffneter Hand zu befreien. Umsonst. Endlich, auf Verwendung des Papstes Sixtus, gelingt es dem Kaiser Friedrich und Karl dem Kühnen von Lothringen, welcher letztere früher Adolfs Partei gehalten hatte, die Freiheit des alten Arnold zu erwirken. Da Adolf nicht auch das Herzogtum herausgeben will, macht der Vater die Klage darüber am kaiserlichen Hofe anhängig und erbietet sich zugleich, um sein Land mit dem Sohne im offenen Zweikampf zu fechten. Als die Richter entscheiden, daß der herzogliche Titel dem Vater bleiben und nebst dem Schloß von Grave der Sohn ihm noch eine Rente von 3000 fl. geben soll, weigert sich dieser und sagt: lieber als „Arnolden" das zugestehen zu müssen, wollte er, er hätte ihm früher den Kopf abgehauen, in einen Brunnen ihn geworfen und sich selbst nachgestürzt. Darüber empört, setzt der Herzog von Burgund das Ungeheuer gefangen, und gibt dem alten Arnold das Herzogtum. Arnold, alt und dem Tode nahe, enterbt seinen Sohn und vermacht sein Herzogtum Karln von Burgund. Als dieser bald darauf in dem Krieg gegen die Schweizer blieb, zogen die Genter Adolfen aus seinem Gefängnis und führten ihn vor die Mauern von Tournay, wo sie ihn töteten.

(1835).

Rudolf, Patriarch von Antiochien, beredet die Fürstin jener Stadt, Elise, Raimund von Anjou, der die Augen auf ihre Tochter Konstanze geworfen hatte, wolle eigentlich sie, die Mutter, heiraten. Elise, in dieser Voraussetzung dem Grafen Raimund kein Hindernis in den Weg legend, gewahrt ihren Irrtum erst

dann, als sie, schon zur Vermählung an den Altar tretend, mit Entsetzen sieht, daß Raimund Konstanzens Hand ergreift, und der Priester sie verbindet. Raumer, Hohenstaufen, I, 505.

(1820).

Wie wär's, wenn man aus dem Nibelungenliede ein Heldengedicht machte? Kein altertümelndes, sondern so, wie man heutzutage einen altertümlichen Stoff behandeln mag. Wer weiß, wieviel Vorarbeiter Homer vor sich gehabt hat?

(1819.)

Zu einem Trauerspiel Hermann lies die Zusammenstellung seiner Begebenheiten in Vogts Rheinischen Sagen, 1. Band.

(1820).

Lies etwas über die Tafelrunde und den Tod König Arthurs.

(1823).

Die Geschichte des Sir Pelles und der Frau Ettarde aus dem Buch von König Artus. Wie Sir Gawain mit einer der drei Damen aus dem Walde der Abenteuer auf einen freien Platz kommt, wo er einen Ritter zu Pferde mit zehn andern kämpfen sieht, die er alle aus dem Sattel hebt, zuletzt aber geduldig geschehen läßt, daß sie zu Fuß ihn umringen, vom Pferd werfen und unter den Bauch desselben angebunden, gefangen fortführen. Ein Ritter, der dazu kömmt, und dessen Gefährte Gawainen seine Dame, die über seine Untätigkeit bei der Gefangennehmung des sonderbaren Kämpfers erzürnt war, entführt hatte, erzählt ihm den wahren Zusammenhang des Vorfalles. Der Gefangene ist Sir Pelles, der stärkste Ritter weit herum, der sich in die Besitzerin des nächstgelegenen Schlosses, Frau Ettarde, verliebt hat, und alles tut, sie zu gewinnen, aber nur Haß für seine Liebe erhält. Er ließ sich freiwillig gefangen nehmen, nur um in Ettardens Schloß zu kommen, das ihm auf jede andere Art versperrt bleibt. Bald aber kommt Sir Pelles selbst, traurig über seine fehlgeschlagene List. Ettarde hat nämlich sich geweigert, selbst den Gefangenen aufzunehmen, und ihn lieber frei gegeben, als in ihre Nähe gelassen. Gawain fühlt

Mitleid und verspricht dem Verliebten, ihm zum Besitz Ettardens zu verhelfen. Er wechselt mit Pelles die Waffen und geht als vorgeblicher Ueberwinder desselben (das Märchen sagt: Töter) ins Schloß. Ettarde empfängt ihn wohl und sagt ihm, als ihrem Befreier, alles zu, was er verlangen werde. Gawain findet selbst Behagen an der Dame und läßt sich ihre Verwendung bei einer Frau zusichern, die er liebe. Man verspricht es, und nun nennt Gawain Ettarden selbst als den Gegenstand seiner Leidenschaft. Das Versprechen ist getan und in einem der drei Zelte, die vor dem Schlosse aufgeschlagen stehn, empfängt ein Bette die schöne Frau und den glücklichen Verräter. Sir Pelles, der Verdacht schöpft, nahet sich dem Schloß, tritt ins Zelt und sieht die beiden.

And when he saw that, his heart almost brast for sorrow, and said: „Alas! That ever a knight should be found so false!" And then he tooke his horse, and might no longer abide for sorrow. And when he had ridden nigh half a mile, he turned againe, and thought to slay them both; and when he saw them both lie so fast sleeping, unneth he might hold him, on horsebacke for sorrow, and said thus to himself: „Though he be never so false. I will not slay him sleeping "[7])

Kann es etwas Meisterhafteres geben, als diese Scene? Und wieder reitet er fort, kehrt aber noch einmal um, legt sein bloßes Schwert quer über den Hals der Schlafenden und entfernt sich. Das Entsetzen der beiden, da sie, erwacht, das Schwert erkennen. Die Reue Gawains über seinen Verrat.

Jetzt tritt eine Lady of the lake Nimue im Original auf, die schon lange den Sir Pelles liebt, und die nun, um Ettarden zu strafen, sie mit rasender Leidenschaft für ihn erfüllt. Sir Pelles aber stößt sie von sich und vereinigt sich auf immer mit der rettenden Feye. Ettarde stirbt aus Gram.

(1820).

Lies die Sage von Walther von Aquitanien wegen seiner Liebe zu Hildegunde und seinem Verhältnis zu Etzel, dem er diese entführt.

(1822).

König Helgo, ein tapferer Mann, tut auf der Insel Thore einer Jungfrau Gewalt, wovon diese eine Tochter empfängt, der sie den Namen: Bärin gibt. Nach längerer Zeit, als diese schon mannbar geworden ist, landet Helgo bei einem Kriegszuge wieder auf der Insel Thore, wo seine Leute rauben und ver-

heeren. Die verlassene Geliebte ersinnt die greulichste Rache. Sie führt ihre blühende Tochter dem König vor die Augen, der weder diese noch die Tochter erkennt, und für das Mädchen entbrennt. Er zeugte mit ihr einen Sohn Rolfo. Als Helgo das Entsetzliche seiner Tat erfuhr, entsagte er seiner Würde und starb, wie einige sagen, im fernen Orient, nach andern aber, indem er sich in sein eigenes Schwert stürzte.

(1822).

In Saxo (lib. V, p. 91) die Geschichte jener beiden Königssöhne von Hedamarken und Wigen, Asmund und Asvit, deren erster, infolge eines wechselseitigen Gelübdes, sich, mit Speise versehen, in das Grab seines gebliebenen Freundes einschließen läßt, aber von diesem allnächtlich angegriffen und grausam zerfleischt wird. Denn es gibt keine Freundschaft zwischen Toten und Lebenden." König Erik von Schweden kömmt auf die Stätte, bricht, Schätze suchend, das Grab auf, und Asmunds bleiche Schreckensgestalt steigt herauf, das Geschehene erzählend.

(1823).

Childebert und Chlotar, die sahen, daß ihre Mutter Chrotilde die Söhne ihres verstorbenen Bruders Chlodomer vorzüglich begünstigte, lockten die Frau mit den Kindern unter freundschaftlichen Vorspiegelungen in ihre Gewalt. Nachdem sie die Kinder von ihr getrennt hatten, sandten sie ihr einen Boten, der ihr eine Schere und ein bloßes Schwert zeigte und sie fragte, was sie für ihre Enkel wähle? Die Königin erschrak anfangs sehr, drauf aber sagte sie gefaßt: Wenn die Kinder in dem Reiche ihres Vaters nicht nachfolgen können, so will ich sie lieber ohne Leben als ohne Haarschmuck sehen! Und darauf tötete auch Chlotar jene zwei von den Kindern, deren man habhaft geworden war, selbst auf die entsetzlichste Art.

(1822).

Die Geschichte des Haldanus und der Guritha. Wie Haldan um die stolze Königstochter wirbt, von ihr aber ausgeschlagen wird wegen seines nicht ebenbürtigen Herkommens, und weil überdies sein Gesicht durch eine Narbe entstellt ist, die er im Gefecht erhalten hat. Wie er sich in ihren Dienst begibt, ihre Kriege streitet, zuletzt sogar in einem Streite mit den Schweden unwissentlich seinen eigenen Bruder Hildiger tötet. Als er zurück-

kömmt, findet er Gurithen eben im Begriff, mit einem Sachsen Siwar Hochzeit zu machen. Er erschlägt den Bräutigam und die Seinen und heiratet nun Gunilden. — In der dramatischen Bearbeitung müßte er in dem letzten Gefechte eine tödliche Wunde erhalten, die er mit dem Mantel bedeckt, und als Gunilde, besiegt, ihm für so viel Treue die Hand reichen will, spricht er: „Es ist zu spät!" zeigt die Wunde und stirbt.

(1817).

Der königliche Prinz Regnerus. Aus der dänischen Geschichte entlehnt. Seine Stiefmutter verfolgte ihn so, daß er Kuhhirte werden mußte; eine schwedische Prinzessin, der das Orakel geweissaget hatte, daß sie ihren Gemahl im Walde suchen sollte, nimmt sich seiner an und erhebt ihn auf den Thron. Lessing, Kollektaneen, 2. Bd. S. 217

(1822).

Wie nach dem Tode des Froto, des mildesten der Könige von Dänemark, die Stände, da sie dessen Sohn Fridleif, den sein Vater als Statthalter der Reußen zurückgelassen, für tot hielten, den Hiarni, einen Mann von niedriger Geburt, zum König machen, weil er in einem Gedichte das Andenken des geliebten Froto am würdigsten gefeiert. Krantzius übersetzt dieses Gedicht so:

Froton jener Kunig hoch und werdt,
Die Dänne hatten länger begerdt,
Zu füren von ort, statt vnd landt
Als lebte er noch weit bekanndt.

So ist der löblich thewr Fürst todt,
Begraben sogar in Ertreichs todt,
Ist wol mit hymmels baw bedeckt,
An eeren jedoch unbefleckt.

Sobald aber Fridleif seines Vaters Tod und die neue Wahl der Stände erfährt, kommt er mit einem Heer nach Dänemark, wo ihm alles zufällt. Hiarni wird in einer Schlacht geschlagen. Er mischt sich verkleidet unter die Diener des neuen Königs, um die Gelegenheit abzulauern, ihn zu töten, wird aber erkannt und gefangen. Fridleif gewährt ihm den Zweikampf, den er begehrt, und erschlägt ihn in demselben.

König Froto (III.?) hatte die Sachsen bezwungen und zinsbar gemacht. Einer aus ihnen, Swertingus, lädt den König zu einem Gastmahl ein, und als die Gäste trunken sind, läßt er das Haus anzünden, so daß alle verbrennen und er selbst, Swertingus, mit.

Die Geschichte des Starkuterus, desselben, durch dessen Sieg im Zweikampf König Froto die Sachsen unterjocht hat. Nach Frotos Tod ergibt sich sein Sohn Ingellus den Wollüsten und fremden Sitten, worüber Starkuter erzürnt, das Land verläßt und nach Schweden geht. Als er dort hört, daß des Ingellus Schwester, die Tochter seines alten Herrn, Buhlschaft mit einem Fremden treibe, kehrt er zurück, ersticht den Buhler in ihrem Schoße und straft sie mit harten Worten. Da bald darauf Ingellus sich verleiten läßt, eine Sächsin, die Schwester der Mörder seines Vaters, zu heiraten und ihre Brüder zu sich zu nehmen, geht Starkuter von neuem aus dem Lande. Wiederholte Nachrichten von den Unordnungen in Dänemark ziehen ihn wieder dahin zurück. Er geht, als Bauer verkleidet, mit einem Sack Kohlen auf dem Rücken, in die Königsburg. Denen, die ihn fragen, was er mit den Kohlen wolle, antwortet er: „Den Kopf des Königs schmieden." So geht er in den Thronsaal und setzt sich auf den erhabensten Platz. Die Königin weist ihn von da fort. Er weicht ein wenig, sieht aber ganz sauer drein. Endlich kommt der König. Starkuter steht nicht vor ihm. Da erkennt ihn jener. Die Königin aber schilt auf den ungezogenen Bauer. Da spricht Starkuter: „Schweig und schilt mich nicht! Ich bin derjenige, der deinen Vater zu allen Ehren gebracht hat, ich war sein Oberster in seinen Kriegen, mich hat er zum Vormünder seines Königreichs gemacht!" Da grüßte ihn der König freundlich und freute sich seiner Wiederkunft, auch die Königin entschuldigte sich, daß sie ihn nicht erkannt. Man setzt sich zu Tisch; Starkuter obenan, ihm gegenüber die Schwäger des Königs. Jedermann ist lustig, nur Starkuter bleibt ernst. Die Königin ermuntert ihn mit freundlichen Worten; umsonst. Sie läßt Kronen und Geschmeide bringen, womit sich die Gäste zieren; Starkuter weist alles zurück. Der König fängt an zu merken, wo es hinaus will. Die übrigen werden still. Da fängt Starkuter an, das Lob des verstorbenen Königs zu verkünden, seinen schmählichen Tod durch Verräterhände, und Schmach über Ingellus zu rufen, der zu Tisch sitze mit den Mördern seines Vaters. Der König wird bewegt und alle mit ihm. Ein Aufstand entsteht über Tisch und die Brüder der Königin werden erschlagen. Da ermahnt Starkuter den König,

weise zu regieren, die vaterländischen Sitten zu erhalten, und nachdem er noch Zeuge von der Verjagung der schlimmen Räte gewesen, geht er wieder nach Schweden zurück.

(1822).

Die Geschichte jenes Trabanten Wigo, dem als einem lustigen Gesellschafter König Rolf einen goldenen Armring schenkt, welchen Ring Wigo an den rechten Arm legt und nun den linken beständig hinter dem Rücken hält. Auf Befragen antwortet er: der linke Arm schäme sich vor dem gezierten rechten. So erhielt er auch den zweiten Ring und die besondere Gunst des Königs, dem er verspricht, zeitlebens treu zu sein und einst seinen Tod zu rächen. Als Rolf vom Könige von Schweden getötet wird, versucht dieser den treuen Wigo zu gewinnen und gibt ihm als Zeichen der Huld sein eigenes Schwert, das Wigo kaum empfangen hat, als er es dem, der's ihm gab, in den Leib stößt, und so seinen Herrn rächt. Die Diener des Erschlagenen zerhauen den Treuen in Stücke.

(1819).

Die achtzigste Geschichte des Belleforest von der norwegischen Landgerthe.

Fro, König von Schweden, fällt in Norwegen ein, tötet den König und seine Familie, erobert das Land und erlaubt sich alle Gewalttaten, besonders gegen Weiber, so daß eine große Anzahl von diesen sich in eine entfernte Gegend des Landes flüchtet und Boten an den König Regner von Dänemark schickt mit der Aufforderung, sie und das Land zu befreien.

Da sie aber bis zur Ankunft dieses Befreiers nicht sicher sind, muntert eine unter ihnen, Landgerthe, sie zu persönlichem Widerstande auf, sammelt Weiber allen Standes und Alters, bewaffnet sie und führt sie gegen einzelne Truppenabteilungen des Tyrannen an, der anfangs ihres Unternehmens spottet, bald aber sich zu ernsthaftem Widerstande aufgefordert sieht.

Ehe er aber noch etwas Wirksames unternehmen kann, langt Regner aus Dänemark an. Landgerthe weiß sich so geschickt zu benehmen, daß sie ihr Heer mit dem der Dänen vereinigt, ohne daß Fro es hindern kann. Eine Schlacht erfolgt, in der Landgerthe so glänzende Beweise von Mut und Geist gibt, daß Regner, zugleich von ihrer Heldenschönheit überwältigt, Liebe für sie zu fühlen beginnt. Die Schweden werden besiegt, ihr König Fro fällt.

Regners Leidenschaft nimmt durch die Schwierigkeiten, die sie findet, an Stärke zu. Landgerthe, obschon aus edlem Stamme, scheint doch keine gleiche Wahl für den König von Dänemark und Norwegen zu sein. Sie unrechtmäßig zu besitzen ist keine Hoffnung, da, nebst ihrer bekannten Tugend, sie selbst eine Abneigung gegen jede Verbindung mit einem Manne zu haben scheint, da sie jederzeit erklärt, wie viel ihr die Freiheit der ungebundenen Jungfrau vorzüglicher dünke, als der beengte Stand der Frauen. An Gewalt ist nicht zu denken, bei ihrem Heldenmut, bei der Liebe des Volks zu ihr. Der König wird traurig und in sich gekehrt, bis er endlich der Gewalt der Leidenschaft nicht mehr widerstehen kann und Landgerthen seine Hand, seinen Thron anbietet. Weise bittet sie ihn, den Schritt, den er im Begriff ist zu tun, vorher reif zu überlegen; er kennt keinen Aufenthalt und sie wird sein Weib.

Bald ist die erste Glut des Königs gesättigt. Er fühlt das Unüberlegte seiner raschen Wahl, und zwar umsomehr, als gerade jetzt die Umstände seines Reiches ihm die Vorteile der Verbindung mit einem Königshause recht deutlich vor Augen bringen. Ein Nebenbuhler um die Krone von Dänemark wirbt um die Hilfe des Kaisers Karl des Dicken, den er durch das Versprechen, das Christentum annehmen zu wollen, zu gewinnen weiß. Regner geht nach Dänemark, die Entfernung, der Mißmut seiner Lage tun ihre Wirkung. Er hört von einer schönen Tochter des Schwedenkönigs Sunno, der ihm eben jetzt als Feind am gefährlichsten, als Bundesgenosse am wünschenswertesten ist. Er begehrt und ehlicht sie. Landgerthen wird die Scheidung angekündigt. Ruhig antwortet sie ihm. Sie erinnert ihn, daß sie selbst ihm die Verbindung mit ihr widerraten; wie er ihre Gründe damals widerlegt; was er ihr versprochen; wie wenig er nun halte. Möge er in der neuen Verbindung all das Glück finden, das sie selbst ihm zu geben nicht im stande gewesen. Sie werde die Schmach dieser Verstoßung überleben, nicht um sie zu rächen, sondern um zu zeigen, wie wenig verdient sie ihr geworden.

Bald bricht das Gewitter von außen über Regner los. Während er, unruhig und unstet wie er war, eben auf einem Zuge nach Jütland abwesend ist, fällt der Kronbewerber Harald, der indes die Taufe genommen hat, und vom Kaiser unterstützt wird, mit deutschen Truppen in Dänemark ein. Landgerthe erfährt es, sammelt Krieger, rüstet Schiffe aus und eilt dem untreuen Gatten zu Hilfe. Dieser ist unterdessen auch zurückgekehrt und liefert eben seinem Gegner eine Schlacht, als die Hilfe aus Norwegen ankömmt. Schon ist Regner geschlagen, da stellt Landgerthe die Wage des Gefechtes her und treibt Haralden und

sein Heer in die Flucht. Spät nun, aber innig erkennt Regner, welchen Schatz er in seinem verstoßenen Weibe aufgegeben. Von neuem bietet er ihr seine Hand; aber Landgerthe weist sie zurück. Zu gutmütig, Regners neue Gattin in eine Lage zu stürzen, deren Härte sie aus eigener Erfahrung nur zu gut kennt; zu stolz, sich noch einmal jemandem hinzugeben, der gezeigt, wie wenig er ihren Wert zu schätzen weiß, schlägt sie jeden Antrag zur Wiedervereinigung aus und kehrt nach Norwegen zurück, das sie bis zur Mündigkeit ihres und Regners Sohnes, Friedlaif, beherrscht.

(1821).

Wie wäre es, den Kampf auf der Wartburg so darzustellen, daß Heinrich von Ofterdingen, von Ruhmsucht und Liebe zu des Landgrafen Frau halb wahnsinnig gemacht, sich in eine Höhle begibt, von der die Landleute sagen, daß der Teufel darin sein Spiel triebe. Er beschwört dort den Teufel. Er erscheint nicht. Aber herausgelangt ans Tageslicht, glaubt er an seiner inneren Angst die Anwesenheit des Bösen zu spüren. Jetzt stellt sich ihm ein Fremder dar, der sich für den als Schiedsrichter herbeigerufenen Meister Klingsor gibt. Ofterdingen ist überzeugt, daß es der Teufel sei, Klingsor (denn dieser ist der Fremde wirklich) beschließt den Jüngling dadurch zu prüfen und zu retten, daß er ihn in seinem sündhaften Streben bis zu einem Punkt leitet, wo er selbst zurückschaudern muß. Klingsor lehrt ihn zu dem Liederkampf ein prächtig tönendes Lied, in dem der Beschränkten Einfalt in Glauben, Wissen und Sitten gespottet, und glühendes Sinnenleben üppig herausgehoben wird. Ofterdingen trägt es beim Kampfspiel vor, aber die Blicke der Landgräfin verwirren ihn und er kann nicht enden. Er soll als besiegt erklärt werden. Klingsor macht, daß die Entscheidung aufgehoben wird. Zu dem Ende muß sich Ofterdingen lügenhaft für krank ausgeben. Er verleitet ihn, seinen Nebenbuhler zu überfallen, endlich die Landgräfin gewaltsam zu entführen.

(1819).

In der Schlacht bei Döffingen gegen die Reutlinger war Eberhard der Greiner von Württemberg schon auf dem Punkt, geschlagen zu werden, als unvermutet Wolff von Wunnenberg den Bürgern im Rücken erschien und durch seinen plötzlichen Anfall sie zum Fliehen brachte. Wolff war sonst ein erbitterter Feind Eberhards, er haßte aber die Bürger noch mehr als ihn. Nach der Schlacht lud Eberhard seinen Retter zu sich an sein

Hoflager ein; Wolff begleitete ihn aber nur eine kurze Strecke, dann gab er seinem Pferde die Sporen und sagte: Gute Nacht, Herr Graf! Morgen wollen wir es wieder anfangen, da wo wir es gelassen haben! Damit ritt er fort und plünderte gleich auf dem Heimwege ein württembergisches Dorf. Eberhard, als er die Nachricht davon bekam, rief: „Nun, das Wölflein hat Wort gehalten; es hat sich wieder Kochfleisch geholt!"

(1822).

Lies nach die Geschichte jenes Ulrich von Wirtemberg, der der Frau des Hans von Hutten nachstellte, bei ihr aber festen Widerstand fand. Nun stellt der Herzog sich eifersüchtig auf Hutten wegen eines Ringes, den dieser von des Herzogs Gemahlin erhielt, um ihn seiner Frau zu geben als Lohn für ihr wackeres Benehmen. Er bescheidet Hutten in den Beblinger Wald, gebietet ihm, sich zu verteidigen, und durchsticht ihn, eh dieser noch die Wehr gezogen hat. Darauf hängt er die Leiche an dem Gürtel an eine Eiche und macht als Freigraf dazu das Zeichen des heimlichen Gerichtes.

(1820).

Lies die Geschichte der Ebba Brahe und des Königs Gustav Adolf (des Jüngeren) in der schwedischen Geschichte nach.

(1822).

Was hat es mit jener kursächsischen Prinzessin Anna für ein Bewandtnis, die den rauhen Herzog Johann Kasimir von Koburg (?) heiratete, die erstlich in die Schlingen des Italieners Scoto fiel, dann sich in Ulrichs von Lichtenstein (des Dichters? des Sängers des Frauendienstes?) Arme warf, darauf als Gefangene auf dem Schlosse zu Koburg starb? Lies etwas nach darüber. Doch das scheint eine viel spätere Begebenheit zu sein.

(1807).

Als man Cromwelln um die Ursache seines Benehmens fragte, sagte er: er könne jetzt nur sagen, was er nicht wolle, was er aber wolle, das wisse er selbst noch nicht. (Damals war er in dem Anfang seiner Laufbahn).

Cromwell besucht seinen Onkel zu Ramsey, einen Anhänger des Königs. Während er ihn um seinen Segen bat,

durchsuchten seine Reiter dessen Haus und er ließ es ganz plündern.

Cromwell soll dem Treffen Anno 1642 von einem Turme zugesehen, und als anfangs die Parlamentstruppen flohen, sich nicht Zeit genommen haben, über die Stufen zu fliehen, sondern sich an den Glockensträngen herabgelassen haben.

Cromwell soll mit der Feder, mit der er König Karls Todesurteil unterschrieb, einen seiner Nachbarn scherzend bespritzt haben.

(1817).

Als Cromwell das Parlament aufhob, zog er seine Uhr aus der Tasche und warf sie auf den Boden, daß sie in Stücke zersprang. „Ich will euch zerschmettern wie diese Uhr!" rief er dabei aus. Wie mag bei dem Zerschellen der Uhr am Steinpflaster den Parlamentsherren das Herz gezittert haben! Etwas Aehnliches müßte auf der Bühne von der herrlichsten Wirkung sein. So Wort und Bild zu gleicher Zeit!

(1835).

Jener zänkische, ja ungerechte Herzog Ernst, Leopold des Stolzen Bruder und Albrecht II. Oheim, zugleich der romantische Freier um Cymburg von Masovien.

(1819).

Man erzählt vom Lord Byron, er habe, als er einem Frauenzimmer, das ihm lange mit Liebe gefolgt, endlich entgegengekommen, sie angefaßt und gerufen: Wohlan! Du bist mein! Aber denk, daß du dich mir übergibst, wie man sich dem Höllenfeind übergibt. Keinen Gedanken, keine Empfindung sollst du haben, die nicht mein wäre, mein! Ich will dich bewachen wie einen Schatz und quälen wie mich selbst. — Aehnliche Charaktere und Lagen habe ich mir oft für ein Trauerspiel gedacht.

(1822).

Merkwürdig ist, welche große Rolle in der alten böhmischen Geschichte die Weiber spielen. Ziemlich allgemein gilt jede ausgezeichnetere für eine Seherin.

(1822).

Zwei Dinge sind in der alten böhmischen Geschichte besonders auffallend: die geringen Volkszahlen bei allen Unternehmungen, im Gegensatz mit den übertriebenen Angaben anderer alter Volksgeschichten; dann der völlige Mangel an heroischem Charakter. Ist letzteres vielleicht dem geistlichen Stande der Chronisten zuzuschreiben?

(1819).

Ritter Reimprecht von Frauenburg in Steiermark läßt seine Gattin Kunigunde von Dirnstein, die er geraubt hatte, in einem Fasse über den Schloßberg hinab in die Mur rollen, weil er ihren früheren Verlobten, Wilhelm von Saurau, als Minnesänger verkleidet zu ihren Füßen liegend antraf. Burgvesten und Ritterschlösser Oestreichs, 1. Bd. S. 85.

Der Dichter Ulrich von Lichtenstein war ein Bruder jenes Heinrich von Lichtenstein, der König Ottokarn nach Oesterreich brachte. Er verband sich mit mehreren Großen Oesterreichs gegen Ottokarn und wurde, als das Bündnis durch Friedrich von Pettow verraten ward, nach dem Schloß Fren in Böhmen gefangen gebracht und das Schloß Frauenberg zerstöret. Oesterreichs Burgv., 1. Bd. S. 85.

Als Ulrich von Lichtenstein das Rennen mit Hademar von Chunring auf den folgenden Tag verschob, glaubte man, das Stechen werde verweigert, weil Chunring „die Mann liebe".

(1822).

Sollte die Komödie Frischlins, die Conz in seinem Leben desselben anführt, mit dem Titel: Nic. Frischlin von Fraw Wendelgart, ein neuw Komödia oder Spiel aus glaubwürdigen Historien gezogen, Kaiser Heinrich I. aus Sachsen Tochter und ihrem Gemahl Ulrich von Buchhorn, von jener Tochter Heinrichs handeln, die mit ihrem Entführer einsam auf Schloß Frauenburg in Böhmen lebte? — (Nachzusehen, Gottsched in seinem Deutschen Theater erwähnt ihn).

Es ist eine eigene Aehnlichkeit zwischen dem tollen Wenzel von Böhmen und dem Nero. Nur das Zeitalter, die Lokalität und die Religionsbegriffe machen den Despotismus des letzteren blutiger; übrigens fehlt es aber auch ihm nicht an jener halb

spaßhaften Bonhomie, die man an Wenzeln bemerkt. Beide, von Natur aus bloß auf Genuß gestellte Menschen, waren, früh von Schmeichlern umgeben und durch nichts in der Durchsetzung ihres Willens aufgehalten, dahin gekommen, daß sie selbst in dem Mißbrauch ihrer Gewalt nur deren Gebrauch sahen und ihre ärgsten Gewalttaten wohl meistenteils bona fide verübten.

(1809).

Ich will ein historisches Schauspiel schreiben: Friedrich der Streitbare, Herzog von Oestreich.

(1822).

Es wäre wohl der Mühe wert, weiter nachzulesen die Geschichte der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Königs Wenzel des dritten von Böhmen, die ihr Schwager Heinrich von Kärnten und König von Böhmen, damit die unzufriedenen Stände nicht die Krone mit ihrer Hand an einen fremden Fürsten übertragen, zwingen will, einen Mann unter ihrem Stande zu heiraten. Wie sie sich weigert, heimlich an einen festen Ort entflieht und Johann von Luxemburg, Kaiser Heinrichs Sohn, zu ihrem Gatten erwählt, der mit einem Heer kommt, sie befreit und als ihr Gemahl König von Böhmen wird.

(1818).

NB. Zischka hielt sich selbst für einen Gottgesandten zur Züchtigung der Verbrechen der Welt.

(1824).

[NB. Ziska.] Ziskas Schwester soll von einem Mönche geschändet worden sein. Feßler, Geschichte von Ungarn, IV, 466.

(1835).

Im Jahr 1408 fällt Stuchs von Trautmannsdorf in Ungarn ein und plündert die Untertanen des Herrn von Scharfeneck. Kurz, Albrecht II., 1. Bd., p. 111; conf. Ebendorfer apud Pez, T. II, p. 836.

(1822).

Als König Wladislaus nach Ungarn ziehen will, um den Streit zwischen Volk und Regenten daselbst zu schlichten, antworten ihm seine Stände: Können sie doch beide eine Sprache, man lasse sie selbst miteinander vergleichen.

(1829).

Doch die Geschichte jenes Katzianers nachzulesen, des Feldherrn Ferdinand I. in Ungarn, der mit Verrat endete und zuletzt von Zrinyi, den er in heimtückischer Absicht zu Gaste geladen, getötet wurde.

(1828).

Neustadt war die Bühne jenes unglückseligen Spiels, das der verworfene Hauptmann Longueval, zu Tokay und Saros Patak, der alte Gastfreund des Rakoczyschen Hauses, mit dem in der Neustädter Burg verhafteten jungen Rakoczy als faux frère trieb, ein Spiel, ohne dessen Reiz die hochverräterischen Gedanken wahrscheinlich nie in seiner Brust gewurzelt hätten, ohne das nie die Gefahr, die man vermeiden wollte, gerade im gefährlichsten Augenblicke des spanischen Erbfolgekrieges herbeigeführt worden wäre. Hormayr, Taschenbuch für 1828, S. 94.

Was ist das für eine Geschichte? — Nachsehen!

(1829).

Die Geschichte jener Königin Tamar von Georgien, die ihr gefürsteter (?) Stallmeister David Bagration im Schlafe überrascht, so daß sie schwanger wird. Er soll gewaltsam sterben. Statt dessen setzt sie ihn aber einer Menge gewaltsamer Proben und Gefahren aus, die er alle übersteht, worauf sie ihm die Hand reicht. Hammer, Geschichte der Osmanen, IV, 65 und 66. Zu lesen darüber: Natale Conti, istoria di soi tempi. Knolles. Minadoi.

(1837).

Bei Gelegenheit die Geschichte des nordamerikanischen Verräters, General Arnold, nachlesen, in Verbindung mit Major Andre Schicksal. In Brans Miscellen, 1837, 2. Heft aus der Revue Britannique, recht gut erzählt.

Philosophie.

Vernunft — Verstand — Gefühl.

(1817).

Ich möchte die Philosophie eine Brille für das geistige Auge nennen. Personen von schwachem Gesicht können sich ihrer mit gutem Erfolge bedienen. Für ganz Gesunde und für ganz Blinde ist sie ganz überflüssig. Man hat sogar Fälle, daß bei ersteren durch unvorsichtigen Gebrauch dieser Brille das Augenlicht etwas geschwächt wurde.

(1819).

Die Idee fängt beim obersten Kettengliede an und läßt sich zum untersten herab, der Begriff beginnt beim untersten Gliede und steigt zum obersten hinauf: so gut es nämlich gehen will bei beiden. In der Mitte der Kette pflegen gewöhnlich einige Glieder unsicher und mangelhaft zu sein, bei dem Begriff mehr gegen oben zu, bei der Idee, wenn es näher gegen die Erde kommt.

(1832).

Die Vernunft ist nur der durch die Phantasie erweiterte Verstand.

(1838).

Der Verstand und die Fähigkeit ihn zu brauchen sind zwei verschiedene Gaben.

(1819).

Der Geist des Menschen und der Gang der Welt ist sich unter allen Umständen und zu allen Zeiten so gleich, daß selten ein Wahres ganz neu und selten ein Neues ganz wahr sein wird.

(Um 1850).

Der Geist ist nicht ein Ruhendes, sondern vielmehr das absolut Unruhige, die reine Tätigkeit, das Negieren oder die Idealität aller festen Verstandesbestimmungen — nicht abstrakt einfach, sondern in seiner Einfachheit zugleich ein Sich-von-sich-selbst-unterscheiden — nicht ein vor seinem Erscheinen schon fertiges, mit sich selber hinter dem Berge der Erscheinungen haltendes Wesen, sondern nur durch die bestimmten Formen seines notwendigen Sichoffenbarens in Wahrheit wirklich — und nicht (wie jene Psychologie meinte) ein nur in äußerlicher Beziehung zum Körper stehendes Seelending, sondern mit dem Körper durch die Einheit des Begriffs innerlich verbunden.

(1857).

Das Wesen der Anschauung überhaupt besteht nur in der unmittelbaren Klarheit der Vorstellung.

(Um 1850).

Die konkrete Natur des Geistes bringt für die Betrachtung die eigentümliche Schwierigkeit mit sich, daß die besonderen Stufen und Bestimmungen der Entwicklung seines Begriffes nicht zugleich als besondere Existenzen zurück- und seinen tiefern Gestaltungen gegenüberbleiben, wie dies in der äußern Natur der Fall ist, wo die Materie und Bewegung ihre freie Existenz als Sonnensystem hat, die Bestimmungen der Sinne auch rückwärts als Eigenschaften der Körper und noch freier als Elemente existieren u. s. f. Die Bestimmungen und Stufen des Geistes dagegen sind wesentlich nur als Momente, Zustände, Bestimmungen in den höhern Entwicklungsstufen. Es geschieht dadurch, daß an einer niedrigern, abstrakten Bestimmung das Höhere sich schon empirisch vorhanden zeigt, wie z. B. in der Empfindung alles höhere Geistige als Inhalt oder Bestimmtheit. Oberflächlicherweise kann daher in der Empfindung, welche nur eine abstrakte Form ist, jener Inhalt, das Religiöse, Sittliche u. s. f., wesentlich seine Stelle und sogar seine Wurzel haben, und seine Bestimmungen als besondere Arten der Empfindung zu betrachten notwendig scheinen. Aber zugleich wird es, indem niedrigere Stufen betrachtet werden, nötig, um sie nach ihrer empirischen Existenz bemerklich zu machen, an höhere zu erinnern, an welchen sie nur als Formen vorhanden sind, und auf

diese Weise einen Inhalt zu antizipieren, der erst später in der Entwicklung sich darbietet, z. B. beim natürlichen Erwachen das Bewußtsein, bei der Verrücktheit der Verstand u. s. f.

(1835).

Die Betrachtung tötet, weil sie die Persönlichkeit aufhebt; die Bemerkung erfrischt, denn sie erregt und unterstützt die Tätigkeit. Mitten zwischen beiden durch wäre der wahre Weg.

(1854).

Wie, wenn Zeit und Raum mit Rücksicht auf Erkenntnis allerdings die subjektiven Formen unserer Anschauung wären, zugleich aber die Bedingungen der Existenz alles Wirklichen und nur darum die Formen unserer Anschauungen, weil sie auch die Bedingungen unserer eigenen Existenz sind? Was sie aber als solche eigentlich sind? Da weiß ich denn nicht, warum ich von der Wirklichkeit nicht ebenso gut das Wort Formen brauchen soll, als von der Anschauung. So viel ist wenigstens sicher, daß der subjektiv-apodiktische Satz: die gerade Linie ist die kürzeste, auch objektiv gewiß und die gerade Linie ebenso die kürzeste ist, wenn ich sie in der Wirklichkeit gehe.

(1841).

Man kann jedes Ding dieser Welt entweder einzeln für sich oder in Verbindung mit den übrigen Dingen betrachten. Im ersten Falle nimmt man die zu Grunde liegende Idee zum Maßstabe und schätzt das Ding nach dem Grade seiner Uebereinstimmung mit dieser, d. h. mit sich selbst, und spricht ihm sonach eine Würde zu oder ab; im zweiten betrachtet man es als Zweck für andere Mittel oder als Mittel zu andern Zwecken, in stufenweiser Unterordnung und Fortbildung bis zu einem letzten Menschheitszweck. Man erteilt dadurch dem Dinge einen Wert, und die Individualität sinkt herab zum Träger jener neuen, einer allgemeinen Geltung.

(1838—184C).

Erinnerung ruft den Eindruck auf das Subjekt zurück, Einbildungskraft stellt zugleich das Objekt dar, von dem der Eindruck ausging. Ich erinnere mich eines gelesenen Satzes; ich stelle mir die Seite, die Zeile vor, auf denen er stand.

(1819).

In die Zukunft schauen, ist schwer; in die Vergangenheit rein zurückblicken, noch schwerer. Ich sage: rein, d. h. ohne von dem, was in der Zwischenzeit sich begeben oder herausgestellt hat, etwas in den Rückblick mit einzumischen.

(1817).

Warum das Vergangene uns so lieblich dünkt? Aus demselben Grunde, warum eine Graswiese mit Blumen aus der Entfernung ein Blumenbeet scheint.

(1824).

Der erste Schritt vom Wahrnehmen zum Denken ist nämlich, daß von den unter einer Gattung zu subsumierenden Gegenständen sich ein Typus bildet, dessen Vorhandensein und Zugrundeliegen bei jedem Begriffe man, auch noch in der höchsten Ausbildung der geistigen Kräfte, mit größerer oder geringerer Deutlichkeit gewahr wird. Dieser Typus vertritt anfangs die Stelle des Begriffes, und sein Ausdruck ist die Sprache, die eigentlich erst den Begriff möglich macht. Durch öfteres Wiederkommen auf denselben Gegenstand und öfteres Hervorrufen seines Typus wird die Bildlichkeit dieses letztern immer schwächer, und es bleibt endlich nur noch seine Form, der Eindruck, den er gemacht, gleichsam die Erinnerung, daß er da gewesen: so geht er in den Begriff über, den ich in seinem Entstehen die Erinnerung einer Erinnerung nennen möchte.

(1844).

Die Vernunft ist nicht die unendliche Potenz des Erkennens, sondern des Denkens. Zum Erkennen wird das Denken erst dann, wenn ein vom Denken unabhängiges Sein vorher nachgewiesen ist, erst dann wird die Definition der Philosophie als Kenntnis alles Wirklichen zu einer richtigen. Die unendliche Potenz des Seins ist daher nicht der ursprüngliche Inhalt der Vernunft, da das Erkennen nicht ihre in ihr selbst liegende Aufgabe ist.

(1850).

Wenn in den empirischen Wissenschaften der Stoff als ein durch die Erfahrung gegebener von außen aufgenommen und nach einer bereits feststehenden allgemeinen Regel geordnet und

in äußerlichen Zusammenhang gebracht wird, so hat dagegen das spekulative Denken jeden seiner Gegenstände und die Entwicklung derselben in ihrer absoluten Notwendigkeit aufzuzeigen. Dies geschieht, indem jeder besondere Begriff aus dem sich selbst hervorbringenden und verwirklichenden allgemeinen Begriff oder der logischen Idee abgeleitet wird. Die Philosophie muß den Geist als eine notwendige Entwicklung der ewigen Idee begreifen und dasjenige, was die besonderen Teile der Wissenschaft vom Geiste ausmacht, rein aus dem Begriffe desselben sich entfalten lassen. — Unser vom Begriff bewegtes Denken bleibt dabei dem ebenfalls vom Begriff bewegten Gegenstande durchaus immanent; wir sehen der eigenen Entwicklung des Gegenstandes gleichsam nur zu, verändern dieselbe nicht durch Einmischung unserer subjektiven Vorstellungen und Einfälle. Der Begriff bedarf zu seiner Verwirklichung keines äußern Antriebs; seine eigene, den Widerspruch der Einfachheit und des Unterschieds in sich schließende und deswegen unruhige Natur treibt ihn, sich zu verwirklichen, den in ihm selbst nur auf ideelle Weise, das heißt in der widersprechenden Form der Unterschiedslosigkeit vorhandenen Unterschied zu einem wirklichen zu entfalten und sich durch diese Aufhebung seiner Einfachheit als eines Mangels, einer Einseitigkeit, wirklich zu dem Ganzen zu machen, von welchem er zunächst nur die Möglichkeit enthält.

(1819).

Die auf dem Ozean des menschlichen Wissens rudern wollen, kommen nicht weit, und die, die Segel aufziehen, verschlägt der Sturm.

(1842).

Der Satz: die Dinge müßten ursprünglich gedacht sein, weil ich sie sonst nicht denken könnte, ist gerade, als wenn ich sagte: sie müßten ursprünglich gemalt sein, weil sie sonst der Maler nicht malen könnte.

(1844).

Das Nichts kann man schon darum nicht denken, weil dabei immer das Denken übrig bleibt, und man somit keineswegs das Nichts gedacht, sondern nur vom Objekt abstrahiert hat.

(1837).

Alles Beweisen besteht eigentlich darin, daß man den Zusammenhang des zu beweisenden Satzes mit einem anderen deutlich macht, der selbst keines Beweises bedarf.

(1842).

Das Letzte des Beweises: die Ueberzeugung, ist kein Gedanke, sondern ein Gefühl, nämlich, daß das, was dem Verstande bewiesen worden ist, auch den übrigen Faktoren der menschlichen Existenz nicht widerspreche, ihnen genehm sei.

(1830).

Was wir Gefühlsvermögen nennen, ist vielleicht eins und dasselbe mit dem Denkvermögen. Dann wäre der Gedanke eine klare Vorstellung, das Gefühl eine dunkle. Jeder Gedanke wirkt schon als Bejahung oder Verneinung, als Steigerung oder Herabstimmung der Persönlichkeit auf das Bewußtsein (Physische). Diese Wirkung ist natürlich um so stärker, je mehr Gedanken auf einen und denselben Punkt koincidieren. Klare Vorstellungen können aber ihrer scharf gezogenen Grenzen wegen nur weniger Associationsberührungen haben; bei dunkeln Vorstellungen aber laufen, eben des Unbegrenzten wegen, die Berührungen wie an einer elektrischen Kette ins Unermeßliche fort, und jede der nach- und mitklingenden trägt ihren Teil zur Nervenwirkung bei; es kann daher, wenn sie auf ein weitausgreifendes Feld geraten, wohl eine Oscillation des ganzen Wesens entstehen, die so mächtig ist, daß sie sich nicht dem Grade, sondern der Gattung nach von der Wirkung des Gedankens zu unterscheiden und als Gefühl abgesondert dazustehen scheint. Wie der Gedanke auf das sogenannte Physische wirke, muß man freilich nicht fragen, sondern er wirkt, und das ist genug.

(1817).

Das Wort empfinden, nach seiner Etymologie betrachtet, taugt im Grunde schlecht, das zu bezeichnen, was die Philosophie damit bezeichnen will, den durchaus passiven Eindruck nämlich, den die Sinne von der Sinnenwelt empfangen. Wenn empfinden nämlich, wie nebst andern aus Logaus 139. Sinngedicht klar wird, von ent-finden herkömmt, so bezeichnet es

vielmehr eigentlich ein Finden, ein Wählen unter mehreren, ein Abziehen von Merkmalen. Wie wäre Gefühl statt Empfindung? Der Doppelsinn des Wortes Gefühl kommt hier nicht in Anschlag, da Empfindung denselben Doppelsinn hat.

(1822).

Wie man sich eines gehabten Gedankens erinnert, so kömmt mir auch manchmal die Empfindung zurück, die ich bei einem gewissen Gedanken gehabt habe, ohne daß ich mich jedoch des Gedankens selbst in seiner ganzen Ausbildung erinnern könnte.

(1839).

Das Gefühl steht mit dem Begehrungsvermögen in nächster Verbindung, die Empfindung mit dem Erkenntnisvermögen.

(1817).

Wer behauptet, daß der Ekel als solcher in seiner Mischung möglicherweise gar nichts Angenehmes habe (Lessing Laokoon), kennt die Natur dieser Empfindung nicht.

(1855).

Die Empfindungen sind die Vokale, die Gedanken die Konsonanten der Sprache des Innern.

(1838).

Man hat von dem Gewissen auf die wunderlichste Art gesprochen, ja es geradezu für eine göttliche Stimme erklärt. Nun hat aber z. B. das point d'honneur, die lächerlichste Empfindung, die je in eines Menschen Brust Platz genommen, ein ebenso lebhaftes Gewissen, als das Moralgesetz, und der Offizier, der in einem Streithandel eine Ohrfeige bekommen, bietet alle innern Erscheinungen des Totschlägers oder Betrügers u. dergl. Das Gewissen ist eine angebildete Empfindung, heißt das: im besten Sinne des Wortes, und steht in genauer Verbindung mit dem Grade der Einsicht in die Natur der Handlung und ihrer Folgen. Wo es nicht zusammenfällt mit der Furcht vor Entdeckung und Strafe und halb tierisch erscheint, ist es die Mißbilligung der Tat, verbunden mit dem entsetzlichen Gefühl der verlornen Selbstachtung.

(1835).

Wenn Gans in seinen juridischen Schriften von der Jury spricht, sagt er: sie stelle das Gewissen des Angeklagten vor. Was heißt das? sein wirkliches konkretes Gewissen? Damit dürfte selten ein Ausspruch der Jury übereinstimmen. Oder das Gewissen überhaupt? Dann ist es aber nicht sein Gewissen, und da die Bezeichnung Gewissen immer einen Bezug auf das eigene Subjekt hat, so sagt das Wort in dieser Ausdehnung gar nichts und fällt mit der allgemeinen Meinung zusammen. Die Leerheit der Annahme zeigt sich, wenn darauf weiter fortgebaut und gefolgert wird, daß ein Ausspruch der Jury durchaus Einstimmigkeit fordere wie in England, und nicht sich mit Stimmenmehrheit begnügen könne, wie in Frankreich geschieht. Jede Einstimmigkeit unter Menschen beruht, mit wenigen Ausnahmen, auf einer Täuschung und wird nur durch direkten oder indirekten Zwang zuwege gebracht. Was ist denn also die Jury? Sie vertritt die Stelle oder ist vielmehr die intima convictio judicis, auf die gräßlicherweise im rein richterlichen Wege keine Rücksicht genommen wird, so daß der Richter sich gezwungen sehen kann, einen Angeklagten zu verurteilen, den er innerlich für unschuldig hält.

(1822).

Alle Unruhe im Menschen entspringt aus der Phantasie; denn selbst das Gewissen, wenn es auch seinen Stoff aus dem moralischen Sinne zieht, nimmt doch wenigstens seine Form aus ihr.

(1808).

Moral ein Maulkorb für den Willen, Logik ein Steigriemen für den Geist.

(1820).

Wer Sittlichkeit zum allgemeinen Zweck des Menschen macht, kommt mir vor wie einer, der die Bestimmung einer Uhr darin fände: daß sie nicht falsch gehe. Das erste bei der Uhr aber ist: daß sie gehe; das Nichtfalschgehen kommt dann erst als regulative Bestimmung hinzu. Wenn das Nichtfehlen das Höchste bei Uhren wäre, so möchten die unaufgezogenen die besten sein.

(1822).

Es ist mit der Gesundheit der Seele (Moralität) wie mit der des Leibes. Ohne beide ist ein tüchtiges Leben nicht denkbar. Sie aber beide zum Zweck des Lebens machen ist eins so widersinnig als das andere. Unter den Mitteln stehen sie obenan.

(1837).

Mit der Gesundheit der Seele ist es, wie mit der des Körpers. Ohne Gesundheit keine ersprießliche Tätigkeit; aber die Erhaltung der Gesundheit zum Geschäfte seines Lebens zu machen, ist die Sache der müßigen Toren und Hypochondristen.

(1833).

Die aktiven Faktoren der Menschennatur sind die Neigungen und Leidenschaften; ihr Uebermaß zu hemmen, ist die Aufgabe des Sittlichen. Letzteres ist daher negativ und kann als solches nicht der Zweck des Menschen sein.

(1839).

Wenn man die Neigung der Menschen in neuester Zeit zur Immoralität und Gesetzlosigkeit bemerkt, muß man darüber nicht zu sehr erschrecken und nicht vergessen, daß, wenn jeder die Ungebundenheit für sich selbst in Anspruch nehmen möchte, er doch zugleich das Gebundensein aller andern wünscht, so daß das Ganze ohne viel Aenderung seinen Weg fortgeht und der Egoismus die öffentliche Moral nicht mehr stört als erhält.

(1831).

Ich begreife nicht, wie die Idee vom moralischen Uebel jemals den Weltweisen eine Schwierigkeit machen konnte. Wenn wir nicht eine individuelle und spezielle Vorsehung wollen, so mußte die Natur, um die Existenz des Geschlechtes zu sichern, doch jedem Individuum einen ins Unbestimmte fortwirkenden Erhaltungs- und Vervollkommnungstrieb mitgeben. Wenn nun zwei solche unabgegrenzte Bestrebungen zusammentreffen, müssen sie sich notwendig fassen, und das Uebel ist da. Mißgunst, Neid, List, Gewalt, was weiß ich? Eine genau abgegrenzte Sphäre aber, wie wäre die — um in der Sprache jener Leute zu reden — mit der Freiheit vereinbarlich? oder — um vernünftiger zu reden — mit der Perfektibilität?

Unsterblichkeit der Seele.

(1830).

Nehmt ihr einen früheren Zustand der Seele an vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? — N e i n ? — Also ist sie bei der Geburt des Menschen entstanden; und warum soll sie nicht vergehen können, wenn sie entstanden ist?

J a ? — Von diesem frühern Zustande hat sie keine Erinnerung, es ist also folgerecht zu schließen, daß sie nach dem Tode auch von ihrem dermaligen keine haben werde. Ist das aber noch m e i n e Seele, was keine Erinnerung, mithin kein Bewußtsein der Identität, keine Persönlichkeit hat?

(1836).

Könnte es denn nicht eine Unsterblichkeit geben für diejenigen, die den höhern Teil ihres Wesens ausgebildet haben bis zur Geistigkeit, indes die andern rohen Körper sterblich wären, wie das Tier, das auch einen geistigen Teil hat, aber untergeordnet und schwach, so daß mit dem Tode des Körpers auch dieser feinere Anflug zerstäubt und vergeht? Das Vorherrschende überwöge, und die Unsterblichkeit wäre der Lohn, die eigentliche Seligkeit der Auserwählten.

(1821).

Wenn man einmal die Sterblichkeit der Seele und das Nichtdasein Gottes glaubte, dann wäre es allerdings traurig und um alles Heil und Glück, um Tugend und Kunst geschehen; solang man aber nur die Unsterblichkeit der erstern und das Dasein des letztern nicht glaubt, hat es nicht viel zu bedeuten, und es geht alles seinen gehörigen Gang.

(1811).

Mir ist oft, wenn ich etwas sehe, was ich sonst bestimmt nie gesehen, als ob ich es vor äußerst langer Zeit schon einmal gesehen hätte; so auch, wenn ich etwas noch nie Getanes tue, durchfährt mich eine dunkle Ahndung, als sei es nicht das erste Mal. Aehnliche Gefühle, die wohl aus der Erinnerung an

Aehnliches entspringen, mögen auf die Ideen der Seelenwanderung geführt haben.

(1836).

Wenn der Mensch unsterblich ist, so ist es auch das Tier. Wenn die Materie sich erinnern kann, so kann sie auch denken.

Gott.

(1828).

Und wenn die Menschen einen Gott denken können, so ist dieser Gedanke schon ein Gott; vielleicht aber auch kein anderer Gott als dieser Gedanke.

(1847).

Die Notwendigkeit eines vernünftigen Urhebers aller Dinge wird gewöhnlich von ihrer Zweckmäßigkeit abgeleitet; da aber, was nicht zweckmäßig ist, gar nicht existieren kann, so sollte man sich wundern, daß überhaupt etwas ist; sich wundern, daß man sich verwundert, und so weiter, oder umgekehrt versuchen, sich das Nichts zu denken, was auch wieder kaum gelingen wird. Die Gedanken spielen überhaupt da die Hauptrolle. Weil man etwas Nichtübereinstimmendes denken kann, glaubt man, es könne auch sein. Das ist aber nicht wahr. Sein und Zweckmäßigkeit sind eins und dasselbe. Die ärgste Mißgeburt, die nur *eine* Stunde lebt, ist in Bezug auf das Leben dieser Stunde zweckmäßig.

(1828).

Es ist höchst wahrscheinlich ein Mittelpunkt und Komplex des Göttlichen, wohl gar ein Anordnendes, Schaffendes, dem wir aber vielleicht näher kommen, wenn wir sagen: es ist *kein* Gott, als wenn wir nach unsern Begriffen aussprechen: es *ist* ein Gott.

(1824).

Wenn die Menschen von Gott reden, so kommen sie mir vor, wie Lichtenbergs Kahlenberger Bauern, die, wenn ein Messer fehlt, dafür ein Stück Holz in die Scheide stecken, damit diese nicht leer sei.

(1846).

Wenn ein Gott ist so kann man ihn nicht mehr ehren, als wenn man ihn über der Unermeßlichkeit seiner Werke bezweifelt (nicht bloß vergißt, was schon gesagt worden ist).

(1825).

Könnte nicht ein Atheist sagen: die Idee der Gottheit sei eine rein formale? Ohne Inhalt, bloß durch die Technik in der Einrichtung des menschlichen Verstandes bedingt? Wenn der menschliche Geist so eingerichtet ist, daß er seiner Natur nach von Wirkung auf Ursache schließen, von der Mannigfaltigkeit zur Einheit bringen muß, so wäre ja wohl möglich, daß er noch fortschließt und fortsubsumiert, wenn er, ihm unbewußt, in eine Sphäre gerät, wo andere Grundlagen ganz andere Resultate bedingen, wo ihm ganz eigentlich der Stoff ausgeht und seine mechanisch fortgehenden Funktionen gleich sind denen eines leeren Magens oder einer Mühle, die, einmal in Gang gesetzt, fortmahlt, wenn auch alles Getreide bereits verschroten und kein neues aufgeschüttet worden ist.

(1820).

Ohne Ahnung vom Uebersinnlichen wäre der Mensch allerdings Tier; eine Ueberzeugung davon aber ist nur für den Toren möglich und nur für den Entarteten notwendig.

(1819).

Allein jenes Wesen, das bei keinem großen Glücke die Freude rein und ungestört bleiben läßt, sondern durch Mischung des Guten und Bösen das menschliche Leben so buntscheckig machte — man mag es nun Schicksal, Vergeltung (Nemesis) oder notwendige Natur der menschlichen Dinge nennen.

Plutarch in Mario.

(1839).

Es ist schon darum Unsinn, von einem göttlichen Rechte zu sprechen, weil der Begriff von Recht die Idee einer Unvollkommenheit mit sich führt. Das Recht widerstreitet der moralischen Gesetzgebung, indem es das Prinzip des Egoismus über das der Liebe setzt; indes wir doch alle übereinstimmen,

daß Gottes Wille gerade das Gegenteil sei. Das Recht ist eine Ausgeburt des Bedürfnisses und der Verschlechterung, daher menschlichen Ursprunges. Gottes Wort sagt: liebe deinen Feind; das Recht sagt: schlag ihn tot, wenn er dich beschädigt. Gott befiehlt: sei deinem Bruder hilfreich; das Recht erlaubt mir, meine Forderung einzuklagen, wenn der Schuldner auch darüber verhungern sollte. Es gibt keine göttlichen Rechte. Sagt man aber, das Recht sei von Gott, weil alles von Gott sei, nun denn, dann ist auch das Uebel und die Sünde von Gott, und wir wollen aufhören, ihn als den Heiligen zu preisen.

Mensch und Menschheit.

(1811).

Sich selbst kennen ist bei einem selbst mittelmäßigen Verstande nicht so schwer, als manche Leute sagen; aber im Leben dem gemäß handeln, was man von sich erkannt hat, ist ebenso schwer, als die Praxis in allen Dingen, gegen die Theorie betrachtet.

(1817).

Jemandem *große* Verbindlichkeiten schuldig sein, hat nichts Unangenehmes, denn die Dankbarkeit ist eine süße Pflicht; nur *kleine* Verpflichtungen sind *quälend*.

(1817).

Von allen Tugenden die schwerste und seltenste ist die Gerechtigkeit. Man findet zehn Großmütige gegen einen Gerechten.

(1848).

Die Schurken sind immer praktisch tüchtiger als die ehrlichen Leute, weil ihnen die Mittel gleichgiltig sind.

(1819).

Wir sind gegen keine Fehler an andern intoleranter, als welche die Karikatur unsrer eigenen sind.

(1818).

Man ist nie eifersüchtiger, als wenn man in der Liebe anfängt, zu erkalten. Man traut dann der Geliebten nicht mehr, weil man dunkel fühlt, wie wenig einem selbst mehr zu trauen ist.

(1822).

Wenn ich alte, aber einfach erzählte Märchen lese, z. B. das englische vom König Artus, so kommt mir manchmal bei einzelnen Stellen eine Erinnerung der Empfindung, mit der ich derlei Erzählungen in meiner Kindheit hörte. Dieser Eindruck geht aber so schnell vorüber, daß ich mir nicht klar machen kann, worin eigentlich sein Reizendes liegt. Am deutlichsten glaube ich ihn zu schildern, wenn ich mir ihn aus dem Gefühle des Wunderbaren, verbunden mit dem des Nichtwunderns über dieses Wunderbare, des Zuhauseseins in demselben, zusammengesetzt denke. Daß das Wunderbare in der Kindheit für uns zugleich den lebendigen Reiz des Natürlichen hat, ist die Ursache von dem tiefen Eindruck, den Märchen auf Kinder machen.

(1822).

Der Mann tut durch Untreue seiner Frau ein Unrecht, die Frau, indem sie untreu ist, dem Mann einen Schimpf. Die Frau eines untreuen Mannes bedauert man, über den Mann einer untreuen Frau spottet man. Schon hierin liegt genug von dem Unterschiede, der zwischen beiden Geschlechtern in Bezug auf den Grad der Beleidigung obwaltet, die sie sich durch Untreue zufügen.

(1821).

Man kann den Charakter eines Menschen nie besser kennen lernen, als an seinem Krankenbette, sowie die Gesinnungen während seines Rausches: ich habe zwei der Hauptapostel des neuen Katholizismus in diesen Zuständen gesehen und erschrak, daß man von daher Heil erwarte.

(1837).

Niemand ist so sehr in Gefahr, stumpf zu werden, als der höchst Reizbare.

(1838).

Worte verzeiht man allenfalls, Vorwürfe werden rückgegeben, widerlegt, beschwichtigt. Aber der stillschweigende Vorwurf, der aus dem Wesen eines Menschen hervorgeht, der erbittert die Schurken, und da ist keine Verzeihung.

Denen das Wesen, wie du bist,
Im stillen ein ewiger Vorwurf ist.

(1844).

Das fürchterlichste Mittel gegen quälende Gedanken ist die Zerstreuung, sie führt zur Gedankenlosigkeit.

(1846).

Die gescheiten und die dummen Leute erkennt man unter andern auch daraus, daß die Dummen das verehren, was in ihrer eigenen Richtung liegt, die Gescheiten aber, was sie fühlen, daß ihnen abgeht.

(1838).

Um es in einem Berufe weit zu bringen, muß man nicht allein die Vorzüge, sondern auch die Fehler desselben haben. Die ersten sind der Geist, die zweiten der Körper der Aufgabe.

(1835).

Nachahmen oder anfeinden ist der Charakter der Menge.

(1823).

Frauenzimmer haben in der Regel keinen Sinn für den Scherz, sie goutieren ihn nur, wenn sie gerade in lustiger Stimmung sind.

(1836).

Dieser Tadel der atheniischen Demokratie fällt mit der Frage zusammen: Ob es wünschenswerter sei, achtzig Jahre ein langweiliges apathisches, oder dreißig Jahre ein gesteigertes geistreiches Leben zu führen.

(1820).

Wie groß sind die Fortschritte der Menschheit, wenn wir auf den Punkt sehen, von dem sie ausging; und wie klein, betrachten wir den Punkt, wo sie hin will.

(1822).

Mir schien es immer höchst lächerlich, wenn man ein Volk in seinen Bewegungen anklagte und tadelte. Der Mensch ist ein selbständiges, freiwollendes und demgemäß handelndes Wesen höchstens dann, wenn er allein ist.

Der Geist der Menge ist blind und aufs Notwendige gerichtet, wie die Kräfte der Natur. Die mutige Begeisterung des Unkriegerischen in der Schlacht und der panische Schreck, der auch die Tapfern ergreift, sind nur einzelne, aber sichere Belege hierzu. Daher ist, was ein Volk tut, immer gut, wie diese Welt gewiß die beste ist, und wer über das, was geschieht, sich ärgert, kommt mir ebenso töricht vor, als einer, dem nicht recht wäre, daß das Feuer warm und Eis kalt macht.

(1822).

Man hat als einen Einwurf gegen den Grundsatz der Gleichheit angeführt: die Natur selbst, indem sie die Menschen mit verschiedenen Gaben ausstattet, sei die erste Quelle der Ungleichheit. Gewiß! Aber eben weil es die Natur schon von selbst tut, laßt die Natur nur fortmachen und spart euere Gesetze!

(1823).

Es ist lächerlich, wenn man behauptet: der Mensch sei von der Natur zum gesellschaftlichen Zustande bestimmt. Wenn die Natur das gewollt, so hätte sie uns als Teilwesen gebildet, mit einzelnen Fähigkeiten und Kräften, aus deren Vereinigung erst ein Zustand der Fortbauer und des Genusses möglich wäre. Das hat sie aber nicht getan, sondern jeder Mensch steht als ein Ganzes da, mit allen Vermögen seines Bruders begabt und nur dem Grade nach verschieden. Jeder Mensch kann als Einzelwesen existieren. Obige Redensart ist überhaupt Unsinn. Die Natur will alles, was der Mensch kann.

(1846).

Es ist eigentlich lächerlich, von natürlichen (angebornen) Rechten zu sprechen; Recht ist nichts anders, als daß ich in irgend einer Kraftäußerung von andern nicht gehindert werden darf. Wie soll nun zur Natur des Menschen gehören, was nicht in ihm, sondern in andern liegt?

Horaz sagt sehr richtig: Das Recht entsteht aus dem Unrecht. Der Mensch bringt nichts auf die Welt mit als seine Persönlichkeit; die ist aber nicht sein Recht, sein Anspruch, sondern er *hat* sie, er ist sie selbst. Wer sich einen Eingriff darauf erlaubt, begeht ein Unrecht; denn er maßt sich etwas an, das einem andern gehört. Auf die äußern Dinge hat niemand ein Recht. Wenn ich aber Mühe darauf verwende und so von meiner Persönlichkeit etwas damit verbunden habe, darf letzteres von niemand angetastet werden, weil er mich sonst zu seinem Diener machen würde, wozu er keine Befugnis hat.

(1824).

Alle diese Inseln im weiten Meere, wie klein ihre Oberfläche und wie unermeßlich ihre Festen vom Spiegel des Wassers an bis zum Grunde des Meeres! In wie unermeßlichen Flächen und Krümmen, in wie mannigfaltigen Formationen mögen sie sie sich hinziehen unter dem Meere, ungeheure Länder und Regionen! Der Mensch nennt aber nur *das* Land, was für ihn sichtbar und bewohnbar über der Oberfläche sich zeigt. Mir kommen diese Gipfelländer über dem Meere wie die Zeit vor, gegenüber der verhüllten, unermeßlichen Ewigkeit. Wenn man so viel Wasser auf der Karte sieht, so drängt sich einem das Bild auf, das Land sei im Wasser; und im Grunde ist doch alles Land, nur daß das Wasser die niedrigen Stellen bedeckt. O ihr armen Länder in der Tiefe der Wasser! Gott gebe, daß ihr auch einmal die freudige Sonne erblickt; o ihr Menschen, vom Unglück überflutet, Gott schenke euch einen freudigen Tag!

(1861).

Man hört gegenwärtig nichts häufiger, als die Ausdrücke: eine neue Zeit, die neue Zeit, womit man eben die unserige bezeichnet. Dieser Ausdruck hat schon von vornherein etwas Schielendes. Denn da die Natur dieselbe bleibt und ebenso die Grundlagen des menschlichen Wesens, so dürfte etwas ganz Neues kaum dem Verdacht von etwas großenteils Falschem ent-

gehen. Der Satz: das Alte kehrt nicht zurück, hat unbestrittene Geltung, ebenso wahr aber dürfte der ihm entgegenstehende: nihil novi in mundo sein: Nichts Neues in der Welt. Immerwährender Wechsel auf den alten Grundlagen ist das Gesetz alles Daseins. Hierdurch wird nicht das Neue geleugnet, sondern das Sprungweise, vor allem aber das Unzusammenhängende und das Plötzliche. Selbst die Epochen, die wir mit Recht als Wendepunkte in der Menschengeschichte bezeichnen, sind nur Epochen für unsere hinterhertommende Betrachtung, in der Wirklichkeit d. h. für die Zeitgenossen waren sie's nicht. Das Christentum, die große Umkehr des Völkergeistes, hat Jahrhunderte gebraucht, bis es sich einflußreich auf den Gang der Welt erwies. Die Entdeckung von Amerika, die im nächsten Jahrhunderte vielleicht das Verhältnis der Weltteile ändern wird, hatte anfangs kaum eine andere Wirkung, als auf die Währung der edlen Metalle. Das Schießpulver mußte erst die alte Kriegskunst zerstören und anfangs z. B. die Christenheere in Nachteil gegen die ungestümen Angriffe der Türkei setzen, bis es in unserem Jahrhunderte eine furchtbare Gleichheit zwischen dem ungeübten Barrikadenkämpfer und dem vollkommen ausgebildeten Kriegsmanne herstellte. Wenn die Buchdruckerkunst mit ihren Wirkungen so schnell ins wirkliche Leben eintrat, so verdankte sie es nur dem Umstande, daß sie für ihr mechanisches Verfahren ein schon fertiges: die Werke der alten klassischen Literatur, vorfand.

Diese Anknüpfung oder wenigstens Parallelisierung des Neuen mit dem Alten ward selbst am Ausgangspunkte unserer „neuen Zeit", der ersten französischen Revolution, so sehr als Bedürfnis gefühlt, daß die Schreckensmänner der neunziger Jahre ihre Zustände gar zu gern im Lichte der römischen Republik sahen und auch ihre heutigen Nachfolger und Nacheiferer möchten . . .

(1848).

Das Grundübel unserer Zeit ist die historische Abschätzung der moralischen Handlungen. Die Vergangenheit darf und soll historisch beurteilt werden, weil sie fertig vor uns daliegt und wir nichts dazu oder davon wegtun können. Handlungen aber, die in die Zukunft hinausreichen, unterliegen der moralischen Beurteilung, aus dem einfachen Grunde, weil wir für die Folgen nicht einstehen können. Gutes aus Uebelem hervorzubringen ist die Sache Gottes oder des Weltgeistes, oder wie man es sonst nennen mag.

(1822.)

Du nimmst die Partie deines Vaterlandes und willst nicht zugeben, daß dieses passive Stehenbleiben, dieses Nichtweiterschreiten auf dem Pfade der Entwicklung so erniedrigend, so unwürdig sei, als es mir vorkomme. Nun denn, ich wiederhole es: ein Verbrechen an der Menschheit ist es! Wodurch ist denn der Mensch, was er ist, als durch seine Gattung? Sein ganzer Bestand als Mensch liegt nicht in einem Individuum, nicht in tausend, sondern in der Menschheit als Ganzes, als moralisches Wesen, entgegengesetzt dem physischen, dem einzelnen. Richte einen Affen ab bis zur höchsten Vernunftähnlichkeit, bis zum äußersten Grade der Geschicklichkeit, seine Jungen werden nicht mehr wissen, als jedes andern Affen Junge, und willst du sie vervollkommnen, so mußt du von vorn anfangen, von der ersten erwerblichen Fertigkeit, wie bei ihrem Vater; von seinem Wissen ist nichts auf sie übergegangen, wird nie etwas übergehen, und so steht jedes Tier noch auf derselben Stufe, in der die ersten seiner Art am Tage der Schöpfung standen. Warum? Weil ihnen die Gabe der Mitteilung fehlt, weil sie nur als Individuen da sind, weil sie nur im Verstande des Menschen eine Gattung ausmachen, in der Tat aber Einzelwesen sind, höchstens Generationen, mit bloß physischer Wechselwirkung der Mitlebenden, jede eingeschlossen in den Zwischenraum von Geburt und Tod. Der Mensch aber erbt von früheren Jahrtausenden, und spätere Jahrtausende erben von ihm. Ein unreifer Knabe unsrer Zeiten weiß Dinge, die den Weisen Griechenlands ein Rätsel waren, die Geschichte ist sein Leitstern in Wollen und Handeln; er ißt und trinkt und pflanzt sich fort als Individuum, aber er lebt nur als Mensch, als Glied seiner Gattung. Darin liegt das Heiligtum seiner Existenz, das ist das Palladium seiner Vorzüge, in dieser allgemeinen Menschenseinsicht, in diesem allgemeinen Menschenwillen tritt der Gott ein in die Natur. Daher ist jedes absichtliche Stehenbleiben der einzelnen oder der moralischen Person ein Verbrechen an dem Geschlechte, ein Vergehen gegen Gott. Wollen wir nichts hinzufügen zu dem Schatze der Menschheit, wer gibt uns ein Recht, das vor uns Gesammelte zu gebrauchen? Wollt ihr stehen bleiben, so gebt vorerst zurück, was eure Eltern euch geliehen, damit ihr es in organischer Fortentwicklung vererbt an ihre Enkel! Zieht euch in Höhlen, knirscht Eicheln, tragt zur Schau die Blöße eures tierischen Selbst, gebt auf Sprache und Schrift und schämt euch nicht, Bestien zu heißen, wenn ihr es durchaus sein wolltet. Ich wollte lieber ein Hund sein und den Mond anbellen als ein Mensch und gegen die Entwicklung der Menschheit reden.

Hast du gelesen, was Jacobi im Woldemar sagt über die Formen der Menschheit, oder vielmehr über die Formen, in denen sich das Höhere im Menschen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zeigt? Wie das Gefäß nach und nach verwittert, der Gehalt verfliegt, und welche Kämpfe es kostet, bis eine neue Hülle des Göttlichen aufgefunden und anerkannt ist? Wie aber doch das Höhere, das Gottähnliche nie zu Grunde gehen kann, sondern nur in einer Art Seelenwanderung in neue Körper übergeht? Die traurigsten Zeiten sind dann offenbar die, wo eine solche Form im Verscheiden ist und die eine Hälfte der Menschheit sich abmüht, das inhaltsleere Gefäß zusammenzuhalten und zu flicken, die andere Hälfte aber den Gehalt überhaupt leugnet, weil er in dem verwitterten Gefäße nicht mehr zu finden ist. Die Zeit unmittelbar vor und nach der französischen Revolution war eine solche traurige; aber mir deucht, die Morgenröte einer neuen Existenz schimmert hervor über den fernen Bergen. Wenn damals eine mächtige Hülle des Göttlichen, der Tugend, vielleicht auf lange zu Grunde ging: die Religion als positive Anstalt, so beginnt dafür ein neues Vehikel der Tugend, virtus, sich zu bilden in dem Streben der Völker nach Freiheit, nach bürgerlicher und politischer Freiheit. Schon ist der Mensch nicht mehr auf sein enges Selbst beschränkt, schon nimmt er wieder teil an einem Allgemeinen, die Begeisterung erwacht, und die Tugenden haben ja das gemein mit den Lastern, daß, wenn man einer die Türe öffnet, sich die andern ungerufen mit eindrängen. — Land! Land! Armer Schiffer!

(1843).

Man hat unrecht, über seine Zeit ärgerlich zu sein. Man nenne mir erst eine, die besser war als die gegenwärtige, ich weiß keine. Selbst wo sie einem zuwider ist, ja anekelt, ist es nur in dem Wenigen, was man versteht und worin man sich ihr überlegen fühlt, indes in dem Vielen, das man nicht versteht, man den andern vielleicht ebenso zur Last ist. So kann ich mir recht gut einen vernünftigen Legitimisten denken, dem ich mit meinen liberalen Perfektibilitätsideen, und mit Recht, ebenso widerlich bin als er mir mit seinen literarischen. Man sollte derlei eben ertragen können und seinen Weg gehen, ohne sich um die andern viel zu kümmern.

Bildung — Gelehrsamkeit — Wissenschaften.

(1834).

Von einem haben die sogenannten gebildeten Leute gewöhnlich keine Vorstellung: daß jemand den zusammengesetzten und künstlichen Zustand, den sie Bildung nennen und der auch wirklich Bildung ist, durchgemacht haben könne und auf der andern Seite wieder ins Einfache und Natürliche herausgekommen sei. Ihnen scheint alles Schlichte: Unkultur.

(1838).

Die Ungebildeten haben das Unglück, das Schwere nicht zu verstehen, dagegen verstehen die Gebildeten häufig das Leichte nicht, was ein noch viel größeres Unglück ist.

Der Ungebildete sieht überall nur einzelnes, der Halbgebildete die Regel, der Gebildete die Ausnahme.

In gewissen Ländern scheint man der Meinung: drei Esel machten zusammen einen gescheiten Menschen aus. Das ist aber grundfalsch. Mehrere Esel in concreto geben den Esel in abstracto, und das ist ein furchtbares Tier.

(1856).

Durchbildung ist ein sehr gutes neues Wort und zeigt an, daß ein Mensch so von Bildung durchdrungen ist, daß, nach Austreibung alles Natürlichen, er sich als ein ausgespritztes anatomisches Präparat darstellt.

(1820).

Ich beschäftige mich viel und ernstlich mit Wissenschaften aller Art, ich kann mir aber doch nicht verbergen, daß ich mit aller meiner Bemühung doch nichts gewinne als: Stoff, den sodann der Geist für seine alles andere beherrschenden Kunstideen verarbeitet, die Form jeder Wissenschaft, dasjenige, was sie eigentlich erst zur Wissenschaft macht, geht beinahe ganz verloren. So gibt es für mich auch keinen andern Beweis als Anschaulichkeit.

(1849).

Ich halte es mit der Gelehrsamkeit, wie die Fürsten mit der Verräterei. Ich ehre die Gelehrsamkeit und verachte die Gelehrten, die eben nichts als Gelehrte sind.

Es ist ein altes Volkssprüchlein in Oesterreich: die Tiroler hörten „den Schnalzer" erst im vierzigsten Jahre. Wodurch man ausdrücken will, sie würden erst in diesem Lebensalter klug. Ich weiß nicht, worauf dieser Vorwurf sich gründet, mir wenigstens sind die Tiroler immer so klug, ja klüger vorgekommen, als die andern Leute. Gesetzt aber es wäre wahr, so hört dagegen der deutsche Literat den „Schnalzer" erst im fünfzigsten Jahre.

(1838).

Die Franzosen hoffen mit einer Art Aberglauben alles von der deutschen Philosophie. Mit Unrecht, wie mir scheint. Den Deutschen bleibt von ihren Kreuz- und Querzügen, wenn sie auch kein aufweisbares Ziel erreicht haben sollten, doch immer der diätische Nutzen des Wegs und der Bewegung. Was soll aber das Ganze denen nützen, die bloß nach Resultaten greifen wollen, wo keine sind? Nebstdem dürfte die deutsche Metaphysik, die den gesunden Menschenverstand als inkompetent zurückweist, den Franzosen leicht das Instrumentale kosten, das sie bisher so glücklich fürs Leben und die übrigen Wissenschaften benützten. Die gesunde Logik, worin eben die Schwäche der Deutschen und ihre eigene Stärke besteht.

(1844).

Die Allopathie möchte die Arzneikunst in eine Wissenschaft verwandeln, die Homöopathie in ein Handwerk.

(1844).

Die Homöopathie fehlt schon darin, daß sie die Tätigkeit des Körpers bei einer Krankheit rein als das Bestreben ansieht, die Störung des Organismus zu entfernen. Sie ist aber zusammengesetzt aus der Gegenwirkung gegen die Krankheit und aus der durch die Krankheit herbeigeführten Störung.

(1860).

Unser Erklären der Natur besteht darin, daß wir ein selten vorkommendes Unverständliches auf ein oft vorkommendes, aber ebenso Unverständliches zurückführen.

Philosophische Systeme.

(1821).

Die Systeme der Philosophen sind wie die Sternbilder am Himmel und die Benennungen, die man ihnen gibt. Die Grundfakten des Bewußtseins sind die Fixsterne, nach denen, als den gegebenen Punkten, jeder die Linien zu einer beliebigen Figur zieht, die er dann benennt nach dem, was ihm individuell das Bedeutendste scheint, und leicht seine Buchdruckerwerkstätte, seine Friedrichs-Ehre, seinen poniatowskischen Stier usw. am Himmel wiederfindet. Da nun aber doch alle dieselben Sterne gelten lassen müssen, so liegt eigentlich an der Verschiedenheit der Bilder so viel eben nicht.

(1839).

Braucht keine Worte, möchte ich den Philosophen zurufen, die in einer andern Bedeutung, als in der ihr sie braucht, schon gang und gäbe geworden sind! Es ist der erste Schritt zur Begriffs-Erschleichung. Was haben die Worte: Glaube, Heilig, Gott für Verwirrungen angerichtet in unsern Tagen!

(1857?).

Wenn jemand glaubt, eine neue Idee (metaphysische, moralische, anthropologische) gefunden zu haben, so kann er neunundneunzig- unter hundertmal darauf zählen, daß sie falsch sei; denn es haben bis jetzt so viele gescheite, ja ausgezeichnete Menschen gelebt, daß die wahren (bei vielen falschen) schon wiederholt gedacht, gesagt und geschrieben worden sind. Hievon machen nur die naturwissenschaftlichen eine Ausnahme, da ihr Feld unbegrenzt ist und dasselbe erst seit etwa drei Jahrhunderten zweckmäßig bebaut wird.

Plato.

(1834).

Welches das eigentliche Hauptthema von Platons Phädrus sei, ist vielfältig gestritten worden. Die einen überschreiben es: Vom Schönen, die andern: Ueber die Redekunst; Schleiermacher endlich meint: vor allem gelte es der Dialektik. Wie gezwungen diese Unterlegungen sind, sieht wohl jedermann. Einer Abhandlung über das Schöne eine zweite ihr durchaus fremde über die Redekunst anhängen; oder einer Schrift über die Rhetorik oder Dialektik Beispiele vorausschicken, die ihrer Natur nach die Hauptaufmerksamkeit auf sich ziehen und die eigentliche Unterweisung kahl und matt lassen müssen, scheint beides höchst unzulässig und sonderbar.

Worüber handelt denn nun aber der Phädrus? — Worüber? Ueber die Rede des Lysias. Es ist gleichsam ein Gelegenheitsstück. Diese Rede wurde gelesen, wahrscheinlich bewundert. Plato teilte die allgemeine Ansicht nicht. Er setzte der Rede eine zweite an die Seite, die die Meinung dieser erstern besser und geordneter wiedergeben sollte; er setzte ihr jene dritte himmlische, ewige entgegen, die das Widerspiel siegreich verfocht. (Daß diese dritte Rede eigentlich der Grund ist, warum das Ganze geschrieben wurde, unterliegt wohl keinem Zweifel, nur ist ihr Inhalt nicht der Faden, der das Werk künstlerisch zusammenhält). Nachdem nun die Rede beurteilt und widerlegt ist, wird untersucht, woran es Lysias eigentlich habe fehlen lassen, und gezeigt, daß Rhetorik ohne Dialektik wertlos sei.

So fügt sich das Ganze ungezwungen aneinander; daß die Ausführung über den Anlaß hinaus ins Allgemeine und Grandiose geht, hindert nichts; es wird vielmehr bei jedem bedeutenden Schriftsteller so sein, der über einen Anlaß schreibt, ja der Anlaß wird nur gewählt, um weit darüber hinauszugehen.

(1838).

Plato völlig modern in der empfindungsmäßigen Zergliederung der Urbegriffe.

Die Idee ist ein Sprung, den der Geist aus seinem diskursiven Fortschreiten heraus ins Weite macht. Ist sie einmal da, so sucht er sie nachträglich mit seinem übrigen Besitztum einspinnend zu verbinden. Gelingt es ihm, so wird die Idee zum Vernunftbegriff. Die Idee als solche gehört der Philosophie nicht an, sondern der Poesie.

(1862).

Daß die Verteidigung des Sokrates wirklich von Plato ist, eine nach Möglichkeit aus dem Gedächtnis wiederholte wirkliche Rede des Sokrates, zweifle ich nicht, der Kriton aber, trotz seines schönen Inhaltes, ist doch der Form nach zu abgeschmackt, um ihn dem Plato zuzuschreiben: daß nämlich Sokrates wie ein abgerichtetes Schulpferd, in diesem großen Augenblicke in sein gewohntes Frag- und Antwortspiel zurückfällt. Später verliert sich der Eindruck, aber anfangs ist er zu lächerlich.

Eine Stelle in Platons Staatsmann kommt meiner eigenen Ueberzeugung vollkommen entgegen.

Fremdling. Und wie? unsere Frage über den Staatsmann, ist sie uns mehr um seinetwillen selbst aufgegeben worden, oder damit wir in allem dialektischer werden?

Der junge Sokrates. Offenbar, um es in allem zu werden.

Die Hauptaufgabe des Sokrates, die Platon in seinen Gesprächen fortsetzt, war offenbar: die Athener, ein so herrliches Volk, als seitdem in der Geschichte nicht wieder vorgekommen, die aber, nach ihrem sanguinischen Temperament den Fehler hatten, die wichtigsten Dinge nur nach augenblicklicher Stimmung, nach Empfindung und Leidenschaft zu unternehmen, ans Denken zu gewöhnen, an die Untersuchung, was er die Dialektik nennt. Daher wird immer nur die Untersuchung mit peinlicher Genauigkeit fortgeführt, das Resultat aber bleibt weg, indes in der Philosophie doch das Resultat die Hauptsache wäre; daß im Ganzen der Verhandlung die erhabensten und großartigsten, mehr Empfindungen als Gedanken angeregt werden, ist unbestreitbar. An der Vortrefflichkeit der künstlerischen Form zweifelt ohnehin niemand.

Wenn man übrigens diese Gespräche, wie ich da tue, da meine kranken Augen das Griechische nicht vertragen — in Uebersetzung und zwar fortlaufend liest, so werden sie doch endlich lästig. Immer angeregt und nie befriedigt zu werden, zuletzt noch die Eintönigkeit des Verfahrens spannen ungemein ab.

Ich kann mir wohl denken, daß der Kleitophor von Plato sei und zwar als ein Uebergang von den Anregungen des Sokrates zur eigenen Philosophie des Platon, die er seinen Schülern im Zusammenhang und mit möglichster Beweiskraft vortrug.

Aristoteles.

(1834).

Kant schikaniert den Aristoteles offenbar mit seinem Tadel gegen dessen Aufstellung und Begründung der Kategorien. Aristoteles stellt aber seine Kategorien durchaus zu keinem transscendentalen, sondern zu einem rein logischen Zwecke auf. Sie sprechen ihm die Form der Prädikate in allen möglichen Urteilen aus, ohne daß er sich um ihre Herstammung gerade besonders bekümmerte. Ja, selbst die Genauigkeit der Einteilung liegt ihm nicht gar so sehr am Herzen. Er will lieber ein Einteilungsglied zweimal in zwei Gattungen aufführen, als daß es der Schüler vermissen sollte.

Spinoza.

(1822).

Nach der Ansicht des Spinoza sind die sogenannten „Gefühle" doch nichts als unklare Ideen, die eben wegen ihrer Unklarheit leicht eine Vermischung mit den Leidenschaften eingehen und in dieser Gesellschaft stärker, oder eigentlich heftiger, wirken, als die deutlichen aus klarer Erkenntnis hervorgegangenen.

Geht denn aus der spinozistischen Ansicht fürs Praktische etwas anderes hervor, als jener denkbar höchste Grundsatz: Sich selbst nichts verzeihen und den andern alles?

Die einzig mögliche Art, die Pflichten des Menschen zu beweisen, ist gewiß die des Spinoza, sie sämtlich auf die der Selbsterhaltung zu beziehen, oder vielmehr letztere als die einzige, in der alle zusammenlaufen, hinzustellen (wenn man je von dieser das Wort: Pflicht gebrauchen kann).

Wenn man die Worte des Spinoza für sich und außer ihrem Zusammenhang nimmt, so muß er einem oft lächerlich, oft sogar abscheulich vorkommen. So z. B. wenn er (prop. 50 part. 4 Ethic.) sagt: das Mitleid sei an sich übel. Damit meint er ja nicht, der Mensch dürfe nie Mitleid fühlen. Er, der die notwendige Abhängigkeit der menschlichen Natur so sehr

anerkennt, daß er sogar die feindlichsten Leidenschaften, als gleich natürlich wie die für liebenswürdig gehaltenen, hinstellt und, ihrem Dasein nach, rechtfertigt, er weiß wohl, daß gerade der bessere Mensch seiner Natur nach Mitleid fühlen *muß*, also auch *darf*; aber er verwirft auch das Mitleid nur, insofern es den Menschen dienstbar, aus einem beherrschenden zu einem leidenden macht, ihn zu Tätigkeitsäußerungen bestimmt, die die allgemeine Vernunft mißbilligen *muß*.

Niemand ist gewöhnlich eifriger, dem Menschengeschlechte die Freiheit (des Willens) zu vindizieren, als wer sie selbst am wenigsten hat. Für jene, die der eigentlichen Vernunft fähig sind, hat dieselbe in allen Fällen, wo es ihnen zur klaren Erkenntnis kommt, eine so bestimmende Gewalt, daß, auch hierbei eine Naturnotwendigkeit anzuerkennen, ihnen nicht schwer werden kann. — Wer ist wohl je das, was wir frei nennen, mehr gewesen, als Spinoza?

(1834—1835).

Es ist falsch, daß die vor-Kantische Philosophie das *Ding-an-sich* nicht gekannt habe. Wenn Spinoza an die Spitze seines Systems den Satz stellt: Gott ist die Substanz, bestehend aus unendlichen Attributen, von denen uns aber nur *zwei*, das Denken und die Ausdehnung, bekannt sind, so gibt er ja stillschweigend zu, daß eine unendliche Menge Modifikationen dieser unendlichen uns unbekannten Attribute gar nicht in unsre menschliche Vorstellung fallen, ja es hindert nichts, daß selbst in jenem Kreis, den wir vorstellen, Bestandteile jener uns unfaßbaren, göttlichen Wesenheiten enthalten sind, die eben daher von uns unerkannt bleiben und so das eigentliche *Ding-an-sich* bilden, nicht allein unserm Vorstellen, sondern selbst unserm Denken unerreicht.

(1859).

Spinoza mag sich wenden, wie er will: er hat sich seinen Gott doch geistig gedacht. Seine Schöpfung hängt immer vom Verstande Gottes ab, und wenn er alles auf motus und quies reduziert, so sind Ruhe und Bewegung Eigenschaften, die aus dem Begriffe selbst nur dem Denken, der Materie aber nur aus der Erfahrung oder aus einer Abhängigkeit vom Denken zukommen können. Seine Materie ist daher kein Attribut, sondern nur ein, wenn auch notwendig mit der Substanz verbundener Modus, ebenfalls ein Außereinander des Hegel.

Hobbes.

(1824).

Merkwürdig, und zum bessern Verständnis von Hobbes Werken, besonders jenes de cive, führend wäre es, wenn es sich erweisen ließe, daß er sehr furchtsam gewesen sei, und selbst der Gespensterscheu unterworfen gewesen sei.

Hume.

(1860).

Einen Vorteil hat der Skeptiker (David Hume) immer vor dem Dogmatiker, und der ist, daß er durch lächerliche Spekulationen sich nicht den Gebrauch des gesunden Menschenverstandes für das gewöhnliche Leben verdirbt und sich eine Logik aneignet, die die Widersprüche für Beweise, und Träume für Dinge ansieht.

Leibniz.

(1851).

Jene Stelle von Leibniz, die Lessing bei Gelegenheit seines Aufsatzes über die Ewigkeit der Höllenstrafen anführt, und die ganz den tiefen, seiner Zeit vorauseilenden Sinn des großen Denkers darlegt:

„Cette espèce de justice, qui n'a point pour but l'amendement, ni l'exemple, ni même la réparation du mal. — Hobbes et quelques autres n'admettent point cette justice punitive, qui est proprement vindicative. — Mais elle est toujours fondée dans un rapport de convenance, qui contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent; comme une belle musique, ou bien une bonne architecture contente les esprits bienfaits.“[8])

Also die Gerechtigkeit aus der Billigkeit hergeleitet und durch die beigefügten Beispiele ganz auf jenen ästhetischen Boden hinübergeführt, auf dem später Herbart die ganze praktische Philosophie angebaut hat.

(1855).

Le Gout, distingué de l'Entendement, consiste dans les perceptions confuses, dont on ne sauroit assez rendre raison. C'est quelque chose s'approchant de l'instinct. Le Gout est formé par le naturel et par l'usage.[9]) Leibniz.

Ueberhaupt kann man sehr gut einen geistigen Instinkt postulieren. Beim Verstande ist er die Ueberzeugung (infolgedessen man uns etwas unwiderleglich beweisen kann, ohne uns darum zu überzeugen), im Moralischen das Gewissen, beim Schönen der Geschmack. Es ist eben der Ausdruck unseres Gesamtwesens, der jeder einzelnen Operation vorausgeht und in dem jede abschließt.

(1858).

Voltaire hat Leibnizen einen Charlatan genannt. Ich sehe gerade, daß Hamann (III, 328) eine ähnliche Empfindung hat. Ich auch.

Voltaire.

(1852).

Voltaire glaubte ganz bestimmt und aufrichtig an Gott und nahm seinen Freunden, den Encyklopädisten, ihren Atheismus sehr übel. Der zweite Brief an L. C. (Condorcet) Correspondance générale T. IX. No. 413, ist eigentlich erhaben zu nennen. Seine Ansichten über das, was er qualitates occultae heißt, über das Unzureichende der menschlichen Vernunft hinsichtlich der ersten Gründe, ja der Erscheinungen in Geist und Natur, die Beziehung von jedem Einzelnen auf Gott, der allein das Wesen, alles andere aber nur modus sei. Wer hätte das hinter Voltaire gesucht?

Wer kennt ihn aber noch heutzutage? Man begnügt sich über ihn abschätzig zu sprechen, es fällt aber niemand ein, seine Correspondance zu lesen, die, alle seine Fehler zugegeben, seine Gutmütigkeit, Wohltätigkeit, seinen Sinn für Freundschaft und sein Streben nach Wahrheit in das hellste Licht setzt.

Spötter der kirchlichen Religion war er wohl immer, aber eigentlich erbittert und angreifend wurde er erst, als die schändlichen Hinrichtungen der Calas, Sirven und La Barre den Fanatismus in seiner scheußlichsten Gestalt dargestellt hatten.

Ob der Philosoph, der der Meister Malebranches und seiner Nachfolger gewesen war, ohne daß sie's wissen und den Voltaire sich hütet zu nennen, wohl gar Spinoza ist? Uebrigens kennt Voltaire keinen Gott ohne Verstand und Willen wie jener.

Kant.

(1819).

Jeder, der sich der Literatur, wenn auch bloß der schönen, widmen will, sollte Kants Werke studieren, und zwar, abgesehen vom Inhalt, schon bloß wegen ihrer streng-logischen Form. Nichts ist mehr geeignet an Deutlichkeit, Sonderung und Präzision der Begriffe zu gewöhnen, als dieses Studium, und wie notwendig diese Eigenschaften selbst dem Dichter sind, leuchtet wohl ein.

Gerade bei Menschen, bei denen das Gemüt vorherrscht, sind Kants Schriften höchst nützlich. Da sie von dem Ihrigen da anzustücken vermögen, wo Kant aufhört, indes er ihnen Ordnung machen hilft in der Sphäre, die in seinem Bereich liegt. Trockene Verstandesmenschen müssen durch Kants Philosophie notwendig ganz austrocknen.

(1844).

Trendelenburg (Logische Untersuchungen. Berlin 1840), glaubt Kant widerlegt zu haben, wenn er das Prinzip der Bewegung aufstellt. Wie aber, wenn die Bewegung allerdings die primitive, wesenhafte Eigenschaft der Dinge wäre, den Geist gleichfalls als Ding (ens) genommen, könnte dann nicht Zeit und Raum noch immer die Form sein, in der sie der Vorstellung erscheinen? Ueberhaupt wenn Kant gemeint hätte, daß Zeit und Raum nur Formen der Anschauung seien, so hätte er dadurch indirekt erklärt, daß er das Ding an sich kenne, was er immer geleugnet.

Fichte.

(1859).

Fichte über den Begriff der Wissenschaftslehre. Vorrede. Anmerkung der ersten Ausgabe.

„Der Streit über den Zusammenhang unserer Erkenntnis mit einem Dinge an sich dürfte durch eine künftige Wissenschaftslehre wohl dahin entschieden werden, daß unsere Erkenntnis zwar nicht unmittelbar durch das Gefühl mit dem Dinge an sich zusammenhange; daß die Dinge allerdings bloß als Erscheinungen vorgestellt, daß sie aber als Dinge an sich gefühlt werden; daß ohne Gefühl gar keine Vorstellung möglich sein würde; daß aber die Dinge an

sich nur subjektiv, d. i. nur wiefern sie auf unser Gefühl wirken, erkannt werden." (Stimmt merkwürdig mit meinen eigenen Ueberzeugungen überein; nur daß ich das Gefühl Empfindung genannt und als Sitz dieser letzteren die Seele, als Sitz des Gesamtwesens des Menschen gedacht habe; wo denn auch nicht gerade die Dinge an sich erkannt, aber ein unendlich reicheres Ergebnis gewonnen wird, als die Denkkraft jemals verschaffen kann).

Herbart.

(1844).

Herbarts Meinung ist offenbar, daß der Raum nicht bloß eine Form unserer Sinnlichkeit sein könne, weil er auch eine notwendige Form aller innern Handlungen, alles Denkens ist. Indem ich Begriffe verbinde und trenne, einander unterordne und beiordne, habe ich ebenso ein Außeinander gesetzt, als wenn ich den Abstand sichtbarer Gegenstände bemerke.

(1844).

Kant erklärt die Materie mechanisch, Herbart konstruiert sie chemisch. Ihre Konfiguration bei letzterem ist von der Kristallisation hergenommen. Aber findet die Kristallisation auch bei organischen Gebilden statt?

Schelling.

(1844).

Wenn einer ein neues Land entdeckt, so macht nicht das entdeckte Land, sondern der entdeckte Weg den Wert der Entdeckung aus. — Schelling wäre noch immer kein Philosoph, wenn sein letztes Resultat zufällig auch wahr wäre.

(1856).

Schelling fängt seine Philosophie der Mythologie gleich von vornherein mit einem Unsinn an. Er meint, wenn die gewöhnliche philosophische Ansicht der Mythologie unzureichend sei, so müsse man immer höher steigen, bis man endlich auf die letzte und daher (?) notwendige Ansicht gelange. Wenn aber Mythologie nichts wäre als ein Mangel an Philosophie, so

würde im Höhersteigen der Abstand immer größer, und es wäre vielmehr ein Herabsteigen indiziert. Auf dieselbe Weise haben sich die Deutschen ihre Ansicht über die Poesie verdorben, die mit der Mythologie Geschwisterkind ist.

Hegel.

(1834).

Am Ende liegen diesem Hegelschen Systeme doch die platonischen Ideen zum Grunde. Dieser Begriff *an sich*, der Realität des Seins, *der als solcher nur in der unorganischen Natur vorkommt*, und der Begriff als solcher, *der für sich seiende* Begriff, also gewissermaßen ein objektiver und ein subjektiver Begriff, deren Zusammentreffen erst das *reine Wissen* erzeugt.

(1834).

Diese Einheit des Sein und Nichts ist eigentlich geradezu ein Postulat der *theoretischen* Vernunft, ein saltus mortalis, um zu einer vollständigen Erklärung der Erscheinungen dieser Welt zu gelangen, der Unsinn als Mittel zu einem Sinn. Ich bin aber schon den Postulaten der praktischen Vernunft nicht gut, und sehe überhaupt weder die Möglichkeit noch die Notwendigkeit jener vollständigen und letzten Erklärung der Natur ein.

(1834—1835).

Sollte Hegels Gedankenfolge sich nicht so aussprechen lassen? Die Dinge *sind*, weil Gott sie *denkt*, und der Mensch *denkt* sie, weil sie (als vorher gedachte) *sind*.

(1836).

Ich glaube, Eschenmayer (Die Hegelsche Religionsphilosophie, verglichen mit dem christlichen Prinzip. Tübingen 1834), hat gegen Hegel ganz recht, wenn er die Anwendbarkeit unserer Kategorien auf die Natur Gottes abweist. „Seine echte Natur ist gänzliche Prädikatlosigkeit" (für uns nämlich). Wie kommen wir aber dann dazu, von Gott zu reden? Als Postulat der Vernunft? der *theoretischen*? Wäre lächerlich, da die Not-

wendigkeit den Urgrund der Dinge zu kennen nicht einleuchtet. Der praktischen? Ueberflüssig, da das Sittengesetz menschlich so begründet ist, daß es einer göttlichen Herleitung gar nicht bedarf. Als Postulat des Gefühls? Da mag ihn der annehmen, der sich dazu gedrungen fühlt, wo denn mit der Allgemeinheit der Aufforderung auch ihre Gültigkeit wegfällt.

(1844).

Wenn die neuesten Verteidiger Hegels sagen: das menschliche Denken sei nur ein Nachdenken dessen, was in der Welt, den Dingen vorgedacht ist, so muß man dagegen erwidern: Ihr nehmt ja auf die Dinge keine Rücksicht, sondern bewegt euch nur im reinen Denken. Euer Denken ist daher eins mit dem göttlichen.

(1844).

Hegel hat bei Gelegenheit seiner Dialektik über die sinnliche Gewißheit das Beispiel nicht gut gewählt. Er hätte statt dessen, der einen Baum oder ein Haus sieht, lieber einen aufführen sollen, der in der Dunkelheit an einem Baum oder Haus den Kopf anstößt. Es hätte sich da durch die Dunkelheit, die die Veranlassung war, das Jetzt und durch die Beule am Kopf das Hier viel konkreter aufbewahren lassen.

(1846).

Hegels Phantasmagorie (Phänomenologie).

(1846).

Mir kommt die Hegelsche Philosophie vor, wie das Christentum. Aus dem Gefasel der Theologen sollte man schließen, daß nach der Genugtuung Christi und der Tilgung der Erbsünde die Menschen notwendig hätten besser werden müssen; sie sind aber so schlecht, als sie früher waren. Ebenso wäre natürlich, daß, nachdem Hegel die letzten Gründe und den notwendigen Zusammenhang alles Wissens und Seins gelehrt, die Wirkungen davon sich in den speziellen Doktrinen zeigen müßten. Sie sind aber sämtlich auf der Stufe geblieben,, auf der sie vor Hegel waren. Die Notwendigkeit hat auf die Zufälligkeiten keinen Einfluß geübt, und um die Zufälligkeiten eben wäre es uns zu tun.

(1852).

Die Nachteile der Hegelschen Philosophie für die deutsche Bildung konzentrieren sich vielleicht in folgenden Punkten. Erstens hat er durch ihre, das Gesetz des Widerspruchs verschmähende Spekulation das natürliche Denken, was man den gesunden Menschenverstand nennt, beeinträchtigt. Zweitens durch ihre Schwerverständlichkeit, ja Unverständlichkeit ans Nachbeten gewöhnt, das sich in alle Fächer eingeschlichen. Endlich durch ihre Versicherung, daß von nun an die Welt durchsichtig geworden und das Rätsel des Universums gelöst sei, einen Eigendünkel erzeugt, der in dieser Schroffheit früher noch nie dagewesen.

(1860).

Die Hegelsche Philosophie, die monströseste Ausgeburt des menschlichen Eigendünkels, scheint als Philosophie endlich abgetan, sie spukt aber noch immer als alma en penas in den meisten Zweigen des menschlichen Wissens fort; namentlich in der Geschichte und in der Aesthetik. Die erstere knüpft noch immer alles an den sich selbst entwickelnden Begriff, an die nachweisbare Notwendigkeit, an den immerwährenden Fortschritt; indes die Aesthetik mit ihren dürftigen Begriffsbestimmungen sich den unerklärten Wundern des menschlichen Innern nicht etwa zu nähern — was erlaubt, ja wünschenswert wäre — sondern sie vollständig zu erreichen meint. Ich nenne die Erscheinungen des Gemüts wunderbar und unerklärlich wegen ihrer Zusammensetzung ins Unendliche, oder, wenn man lieber will, wegen des Zusammenwirkens unberechenbarer und unzählbarer Faktoren. Es ist mit der Kunst in der moralischen Welt nichts anders, als mit dem, was wir in der physischen: Leben nennen, dessen Abbild und Gegenbild im Geistigen sie ist. Durch dieses Verfahren verliert die Geschichte ihren praktischen Wert, indem sie den Zusammenhang der Begebenheiten von der sichern Erde weg in ein höchst unsicheres und zweifelhaftes Mittelreich verlegt und das Streben in ein Zuschauen verwandelt. Die Aesthetik wird hemmend, da sie das Zusammenspiel aller menschlichen Kräfte der Gesetzgebung einer einzelnen, der Denkkraft, unterwerfen will, die zwar alle andern überwachen soll, aber nur da entscheidende Macht hat, wo auch die Gründe und Fälle der Entscheidung auf ihrem eigenen Gebiete vorkommen. Daß man, nachdem man die Methode Hegels verworfen hat, noch immer seine Resultate beibehält, liegt einerseits darin, daß die gegenwärtige Generation unter dem Einfluß seines Systems herangewachsen ist, anderseits aber darin, daß diese Resultate der menschlichen Eitelkeit schmeicheln.

Schopenhauer.

Raum und Zeit, deren Vereinigung durch die Form der Kausalität eigentlich die Materie ist. — Also ein materieller Stoff aus der Vereinigung dreier subjektiver Formen. Das ist reiner Idealismus, der immer Materialismus ist. Denn ob ich sage: die Materie ist Geist; oder der Geist ist Materie, gilt gleich.

Wenn Kant sagt: das Ding an sich, das wir nicht kennen, so schließt er dadurch ein Analogon der Materie nicht aus, allenfalls ein uns unerforschliches Drittes, das sich in Kraft und Stoff dirimiert. Nenne ich aber das Ding an sich Wille, und weiß letztern nicht anders zu bezeichnen, denn als nimmer ruhendes Streben, so habe ich nur ein anderes Wort für das Wort Kraft, das zu allen Zeiten die Verzweiflung der Denker war.

(1825).

Der Idealismus ist denn doch eigentlich nichts als ein beim Schwanz aufgezäumter Materialismus, d. h. Vergeistigung der Materie, da die Verkörperung des Geistes nicht vorhalten wollte. Die Grundlage des Christentums aber ist Spiritualismus, d. h. Geist und Körper als der Wesenheit nach verschiedene Faktoren, durch einen unbegreiflichen Akt des Schöpfers (harmonia praestabilita?) vereinigt.

St. Simon.

(1836).

Etwas Erbärmlicheres und die neueste Zeit Charakterisierenderes gibt es nicht leicht, als diesen Saint-Simon, den Stifter der bekannten Sekte. In seiner Jugend Soldat des amerikanischen Freiheitskrieges und brav wie alle Menschen, die mit ihrem Leben nichts zu machen wissen, dann schmutziger Agioteur, hierauf Verschwender und ausschweifend, zuletzt, aber nicht früher, als bis sein Geld zu Ende war, Philosoph. Seine Wahrheiten — die Gemeinplätze des Straßengeplauders oder die Paradoxien des leeren Geldbeutels; dadurch auf Gleichsituierte einwirkend, daß er Narr genug war, selbst daran zu glauben, und doch mit so kläglichen Zwischenräumen im Selbstbetrug, daß er aus Ueberdruß der äußeren Entbehrungen bis zum Versuch des Selbstmordes geht. Und dieser nun der neue Messias, der Stifter eines neuen Glaubens.

Die jungdeutsche (Heinesche) Ausgleichung des Widerstreites von Fleisch und Geist saint-simonisch.

Religion.

(1835).

Religion ist die Poesie der unpoetischen Menschen.

(1835).

Religiosität ist die Weingärung des sich bildenden und die faule Gärung des sich zersetzenden Geistes.

(1846).

Die übertriebene Religiosität kann in ihrer Wurzel ganz verschieden sein. Einmal entsteht sie bei Personen von heißem Gefühl und glühender Einbildungskraft, die die Ueberspannung dieser Grundkräfte wie auf alles, so auch auf die Religion übertragen. Dann findet sie aber auch statt bei Personen von dürftigem Gefühl und ohne alle Einbildungskraft, welche, da es der Mensch in einer solchen Wüste nicht aushalten kann, gerade die bereits fertigen Gestalten der Religion mit hartnäckigem Eifer ergreifen. Dieser Enthusiasmus ist bei all seiner anscheinenden Erhitzung doch seinem Wesen nach kalt, weil er nicht aus Wärme entsteht, sondern nach Wärme trachtet.

(1822).

Merkwürdig ist der Ausspruch Johannes Müllers über Religionssachen: „Fürs Glück des Privatlebens, für die beste Führung des öffentlichen — glaube nichts; oder fest. Schweizergeschichte III. Bd., 2. K., S. 83. Mir scheint von beiden Alternativen das erste traurig, das zweite unwürdig.

(1856).

Der Ausspruch jenes Kirchenvaters: credo quia absurdum, hat eine richtige Bedeutung. Der letzte Zusammenhang der Dinge mußte allerdings dem Menschen, als weit über seine

Vernunft reichend, absurd vorkommen. Warum man aber von den vielen möglichen Absurditäten gerade die eine mehr als eine andere glauben soll, wird dadurch freilich nicht entschieden.

(1857).

Die Irreligiösen sind religiöser als sie selbst wissen, und die Religiösen sind's weniger, als sie meinen.

(1835).

Es ist nicht wahr, daß diesen uralten Religionen pantheistische, kosmologische, astronomisch-physikalische Andeutungen zu Grunde liegen. Sie sind von vornherein roher Unsinn von und für Barbaren; erst die vorgeschrittene Bildung der Nachkommen hat in das ererbt Heilige bildlichen Zusammenhang hineinzudeuten gesucht.

(1846).

Der größte Beweis, daß der Mensch nicht von Anfang her verständig und gerecht war, sondern es erst durch die steigende Bildung geworden ist, liegt wohl darin, daß die ältesten, von den Urzeiten herstammenden Religionen den Unsinn und die Gewalttat in ihre Göttergeschichten aufgenommen haben.

(1847).

Ich bin nicht der Meinung des Verfassers, daß die ersten Religionsvorstellungen Sach- und nicht Personenbegriffe gewesen seien. Denn nicht die Natur setzt den rohen Menschen in Staunen, sondern die Veränderungen der Natur. Jede Veränderung aber ist ihm eine Handlung und jede Handlung geht ihm von einer Person aus.

(1847).

Der Hauptirrtum bei Beurteilung der alten Religionen besteht darin, daß man sie schon vornherein für ein Ganzes nimmt, indes sie doch, einige allgemeine Nationalübereinstimmungen vorausgesetzt, atomistisch aus einzelnen Sagen, Zutaten, Tempelwundern und Priesterlügen sich heranbilden. Dann, daß man die spätere Bedeutung und Symbolik der Kultusobjekte schon

auf ihr erstes Vorkommen in den Anfängen der Religion überträgt, indes sie hier doch nur in ihrer rohesten Geltung zu nehmen sind, so daß die Bedeutsamkeit wie die Gliederung erst als die Frucht jahrhundertlangen Bestehens angesehen werden müssen.

(1819).

Ist denn die heidnische Weltansicht nicht wahr? Das Leben gibt dir nichts. Falsche Götter herrschen drin. Nichts bleibt dir treu, als dein Selbst, wenn du selbst ihm treu bleibst.

(1819).

Die heidnische Weltansicht ist die Naturansicht, drum zieh' ich sie vor für die Poesie. Die christliche beruht auf Suppositionen. Sie ist daher ihrem Wesen nach bedingt und beschränkt. Wer weiß, ob sie in 300 Jahren noch gilt. Die heidnische wird gelten, so lange die Welt steht und Menschen Menschen sind.

(1839).

Der Grundfehler bei allen diesen Mythenerklärungen ist, daß man sie von vornherein als ein Ganzes betrachtet, was grundfalsch ist. Ein Geist, der im Mittelpunkte stehend, die Mythen nur als Versinnlichung der einzelnen Lehrsätze gebraucht und betrachtet, hätte bald diese Mythen selbst weggeworfen und die Wahrheit offen und deutlich ausgesprochen ohne Furcht, dadurch beim Volke anzustoßen, das leichter eine nackte Wahrheit begreift, als sich aus freier Faust ein Faktum aufheften läßt. Diese Mythen sind einzeln erfunden, stehen ursprünglich miteinander in keinem Zusammenhang, haben mitunter so viel lehrhafte Bedeutung, als eine mäßige äsopische Fabel, wirken als Faktum und nicht als Theorem, und werden erst beim Fortschreiten der Bildung in Verbindung gebracht und aus der gegenständlichen Geltung in die sinnbildliche übertragen. Thor ist schon als rüstiger Kämpfer göttlich genug für eine Zeit, die nichts Höheres kennt, als Kampf und Rüstigkeit.

(1822).

Der Tierdienst mancher alter Völker (selbst mancher gebildeterer, wie der Aegyptier) ist so unbegreiflich nicht, als es beim ersten Anblicke scheint. In ganz rohem Zustande wird

nämlich der Mensch durch seine noch unentwickelte Vernunft in manchem offenbar unsicherer geleitet, als das Tier durch seinen unfehlbaren, ohne Ausbildung vollkommenen Instinkt. Wohnungen bauen, Wurzeln ausgraben, Fischen, Jagen usw. hat wohl der Mensch eher von den Tieren, als diese von jenem lernen können. Dadurch muß der ganz rohe Wilde die Tiere wohl in vielem als seine Gleichen, in manchem sogar als seine Bessern erkennen. Worin sie unter ihm sind, kann er kaum früher bemerken, als bis einige von ihnen ihm Nachbarn und Hausgenossen geworden sind. So entsteht Ehrfurcht für die Tiere, Verehrung. Wenn die Völker in der Folge sich mehr bilden, so verschwinden die mythischen und religiösen Vorstellungen ihrer Urzeit darum nicht, sie modifizieren sich nur und erhalten den Reiz des Geheimnisvollen durch das Vergessen des Grundes ihrer Entstehung. Was vorher im buchstäblichen Sinne für wahr galt, gilt nun im symbolischen und bleibt nun brauchbar für alle Zeiten. Auf dieselbe Art erklärt sich das Lächerliche aller alten Götterdienste. Es sind Ueberbleibsel unvordenklicher Zeit, an denen die Nachwelt gebildet, gestaltet, zugeschnitten hat, immer aber den Kern schonen mußte, der eben das Göttliche enthielt. Das Welt-Ei, der Stein des Saturn und die Sichel des Zeus galten gewiß einmal buchstäblich, erst in der Folge wurden sie Symbole und am Ende lächerlich, weil jedes Sinnbild es ist, dem man den Sinn nimmt.

(1822).

Bei allen diesen Deutungen der ägyptischen Religion kommt nichts als Unsinn und Widerspruch heraus. Man lese nur Plutarch de Iside et Osiride, selbst Creuzer, trotz all seiner Bemühungen, Verstand hineinzubringen! Da ist Osiris einmal der Nil, das feuchte Prinzip, dann die Sonne im Frühlingsäquinoktium, dann der Mond, im Gegensatz vom Typhon, der nur die Sonne mit ihrer austrocknenden Kraft repräsentiert, indes er sonst für das Meer gilt. Isis einmal das Fruchtland von Aegypten, dann wieder selbst der Mond. Aus allem geht für mich hervor, daß die Priester, die eine zweifache, successiv aufeinandergefolgte Nationalreligion gefunden hatten: den ursprünglichen Tierdienst, vermischt mit einer später hinzugekommenen Verehrung für einen Manko-Kopok, Osiris und eine . . . . . Isis, nur nach und nach, und nach Maßgabe des Bedürfnisses der vorwärtsschreitenden Kultur versuchten, einen Sinn in das verworrene Chaos von Natur- und Heroensagen hineinzubringen. Aber diese Symbolisierung und Allegorisierung hatte erstens ver-

schiedene aufeinanderfolgende Stufen, von der ersten, noch ganz rohen Deutung, bis zu der Zeit, als Aegypten mit Griechenland in Verbindung gekommen war, und man nun von beiden Seiten versuchte, eine Uebereinstimmung wenigstens in den ersten Voraussetzungen hervorzubringen; Stufen, deren früheste, wie natürlich, selbst noch bei Erreichung der letztern durchschimmerte, und schon dadurch einige Mehrdeutigkeit notwendig hervorbringen mußte. Dann scheinen aber auch diese Deutungen nie allgemein, von einem Mittelpunkte ausgehend gewesen zu sein. Die Priester jedes einzelnen Wallfahrtsortes haben wahrscheinlich nur frischweg drauf losgedeutet über alles, was gerade in ihren Kreis, in ihre Sagen, in ihr Interesse gehörte, ohne sich viel um den Zusammenhang mit dem Ganzen zu bekümmern. Die Divergenz, die zwischen den einzelnen Städten Aegyptens, besonders in Bezug auf den Naturdienst bestand, scheint diese Meinung zu bestätigen, und selbst das Verfahren der katholischen Geistlichkeit stimmt damit überein. Auf diese Art mußte notwendig jenes Chaos entstehen, das selbst den um so viel nähern Griechen undeutbar war, und dessen Deutung wohl auch nicht der Mühe wert ist.

(1820).

Gelesen: Ritters Vorhalle europäischer Völkergeschichte vor Herodot. Ein Werk von außerordentlicher Gelehrsamkeit und dem höchsten Interesse. Die Details und ihre Verknüpfungen, vorzüglich wo Etymologien zu Hilfe genommen werden, scheinen zwar häufig etwas gezwungen, aber die Resultate sind größtenteils so befriedigend, das Rätsel der Uebereinstimmung aller Urgeschichten und Urkulten erscheint so befriedigend gelöst, daß das Werk, trotz seiner stellenweisen Trockenheit, einem doch große Freude macht und man über manches Unbefriedigende um so leichter hinwegsieht, da durch die aufgestellte Hypothese nicht etwa eine frühere verdrängt, sondern etwas gesetzt werden soll, wo vorher noch gar nichts war. Daß die älteste Kultur von Indien ausging, unterliegt kaum einem Zweifel; die uralten Religions- und Völkerkriege in Indien und Iran sind faktisch; daß — da die alten Kriege besonders dieser Art, meist auf Vernichtung geführt wurden — die Besiegten an die äußern Grenzen Asiens flohen, erscheint als höchst wahrscheinlich; daß von hier aus ganze Stämme oder einzelne, als Abenteurer, Kaufleute oder Ansiedler nach Thessalien, den griechischen und italienischen Inseln, nach Unteritalien — warum nicht auch nach dem skandinavischen Norden? — kamen, enthält keine Unwahrscheinlichkeit; daß bei den noch ganz rohen Nationen,

zu denen sie kamen, ihre Bildung, ihr geläuterter Kultus sich bald Ansehen verschaffen mußte, ist gewiß und das ewige Wiederkehren derselben mystischen Ideen unter wenig abwechselnden Symbolen führt ganz natürlich auf den Ursprung aus einer gemeinschaftlichen Quelle. Wie die poetisch-sinnlichen Griechen dazu kamen, aus der formlosen Mystik jenes altväterlichen Kultus sich ihre späteren Götterformen zu bilden, ist jedem deutlich, der das Wesen dieses Kunstvolkes gefaßt hat. Zugleich spricht für eine solche künstlerische Ausbildung eines früheren Urkultus die bei den meisten Völkern vorkommende Unterscheidung zwischen alten und neuen Göttern, wovon die erstern gewöhnlich roh-symbolisch, mehr andeutend als für sich bedeutend, die neuen aber künstlerisch-persönlich und individuell sind. Dagegen aber waren, wenigstens bei den Griechen, die Urgötter die Gerechten und Hüter der Gerechtigkeit, indes die spätern durch die Gewaltigung, mit der sie zur Macht gelangten, und durch die launische Art, mit der sie dieselbe verwalteten, leicht ihren Ursprung und ihre Vermischung mit Menschlichem kund taten, so daß man auch genötigt war, die leer gewordene Stelle des gerechten göttlichen Lenkers durch eine μοιρα auszufüllen, die, über Menschen und Götter gebietend, den als undarstellbar und unnachweisbar aus dem Spiel gelassenen Ur- und Weltgeist, aber so verhüllt, andeutete, als verhüllt er sich im Leben zeigte. Eine rein poetische Verhimmlichung. — Inwiefern sich die von Ritter angegebenen Tatsachen der Buddha-Religion geschichtlich nachweisen lassen, weiß ich nicht, so wenig als ich begreife, wie diese, als monotheistisch gepriesene Religion so scheinbar verschiedne Formen seines Urprinzips, einmal als Buddha (Altvater), dann als Koros (Sonnengott), als Avatar, Dannes, Astarte, Aphrodite, Anadyomene zuläßt, obschon wieder begreiflich ist, daß vorhergehender und nachfolgender Polytheismus durch Vermischung das Ursprüngliche sehr entstellen mußte. Kurz, das Ganze ist, selbst als Hypothese, sehr interessant; um die Wahrheit der Hypothese selbst zu beurteilen, müßte man mehr Gelehrsamkeit haben, als ich habe und, hätte ich bald gesagt, haben mag.

(1822).

Das indische Brahm kann für einen Gott (für Gott) gelten, ebenso vielleicht das Zeruane Akerene der Parsen, aber die θεοί der Griechen würde man vielleicht sachrichtiger mit: die Göttlichen übersetzen, als: die Götter.

(1823).

Dieses indische Brahm ist denn doch nur die Welt, oder wenn man will der Weltgeist. Anfangs ruht er und dann ist nichts da. Endlich spricht er das erste Wort, Oum, d. i. das Bewußtsein erwacht, und das ist die Schöpfung. Denn nichts ist da, bevor ein selbstbewußtes Auge es beschaut.

(1822).

Als ob der jüdische Monotheismus minder eine Abgötterei gewesen wäre, als der griechische Polytheismus, und Jehova minder ein anthropomorphistischer Nationalabgott, als Zeus, Pallas, Aphrodite ꝛc.? Vergißt man denn immer, daß die griechischen Gottheiten eigentlich gar keine Götter (Gott nach unsern Begriffen genommen) waren, sondern Dämonen, Elohim, die wohl über die Menschen gesetzt waren und die Erscheinungen des Luftkreises regierten, aber selbst unter einem höheren Gesetze standen und, statt das All hervorgebracht zu haben, vielmehr selbst von ihm und seinen Stellvertretern hervorgebracht worden waren? Wenn wir sie Götter nennen, haben wir ihr Wesen schon mißverstanden, wir sollten sie eigentlich Naturgeister nennen. Das Unausgesprochene, Unerklärte, Vorausbestimmende, das als über diesen Dämonen Homers Zeus so häufig bekennt, das können wir unserm Gott parallel setzen und das war offenbar etwas Höheres und Würdigeres, als der bornierte jüdische Winkelgott.

(1846).

Der gerühmte Monotheismus der Juden rührt vielleicht nur daher, daß sie ursprünglich ein vereinzelter, verachteter Stamm waren, der sich gar nicht getraute, anzunehmen, daß mehr als ein himmlisches Wesen sich speziell um sie bekümmern sollte. Es ist derselbe Separatismus, der sie das ganze Menschengeschlecht von einem einzigen Menschenpaare herleiten ließ. In seiner Ursprünglichkeit kommt dieser Glaube etwa noch bei Jakob und seinen Söhnen vor. Die mosaische Ansicht ist schon eine erweiterte, als sie ein Volk unter Völkern geworden waren. Aber auch damals bezweifelten sie die fremden Götter nicht, sie hielten nur ihren Gott für den mächtigsten und höchsten. Sie waren übrigens eifersüchtig auf seinen Alleinbesitz, und es fiel ihnen nie ein, fremde Völker an ihm teilnehmen zu lassen. Der Monotheismus als veredelter Fetischismus war in den urältesten Zeiten wahrscheinlich häufiger, als man zu glauben geneigt ist.

(1856).

Eines kann ich nicht ertragen, und das ist diese Herleitung des griechischen Wesens von den lumpigen Orientalen. Die griechischen Götter sind keine Personifikationen der Natur, sondern Götter des Handelns und der Tat. Zeus ist nicht der Luftraum oder das Licht, sondern der Hüter und Abwäger des Rechts. Demeter ist nicht die Erde, sondern sie hat die Benützung der Erde gelehrt. Pallas ist die Sophrosyne (Besonnenheit), und Ares nicht der Kampf der Elemente, sondern der Genius des Krieges der Menschen. Die alten Pelasger mögen so indische Kuhideen gehabt haben, und in den alten Göttern spielt etwas in der Art durch, aber die Hellenen haben das Menschliche mitgebracht und sie sind daher die Mustermenschen für alle Zeiten geworden. (Duncker, Geschichte des Altertums).

(1819).

Es ist das schreiendste Mißverständnis, wenn wir die Götter der Alten mit unserm Gott vergleichen. Die Götter waren nicht das Höchste; über ihnen stand das ewige Recht. Das haben wir personifiziert und nennen es: Gott. Die Götter sollten nie als Muster des Wandels dienen, sie waren nur die Natur mit ihren Gewalten. Das Recht ward als gewiß erkannt in des Menschen Brust, sein Zusammenhang mit einer höhern Quelle ward geahnet und dunkel angedeutet, aber man beschied sich, daß eine Erkenntnis davon nicht möglich.

Strenge Vollzieher des Rechtes waren die unterirdischen, die alten Götter. Sie hatten kein Mitleid, aber auch keinen Haß. Den neuen Göttern war beides. Sie hatten die Rolle des Gefühls. Sie waren die Versöhner und Versucher der Christen in einer Person.

(1838).

Alle Bildung geht schrittweise. Jeder Sprung, wenn er ein wirkliches Vorwärtskommen sein soll, muß zurückgemacht und das Vorwärts schrittweise noch einmal durchgemacht werden. Siehe z. B. die Revolution der neunziger Jahre. Selbst das Christentum, scheinbar der grellste Abschnitt, der unsere ganze Geschichte in ein Diesseits und Jenseits teilt, ist keineswegs so verbindungslos, als man glauben will. Freilich, wenn man die Christuslehre mit dem Saturn zusammenhält, der seine Kinder

frißt, und dem Jupiter, der aus Liebe zum Stier wird, ist der Abstand bedeutend genug; aber Sokrates und Plato, Confucius und Zoroaster, das Judentum abgerechnet, liegen als Mittelglieder dazwischen. Oder glaubt man, daß, eh diese Vermittlung eintrat, etwa zur Zeit des Miltiades oder Tullus Hostilius, des Feridun, und wie die Leute alle heißen, eine Ausbreitung des Christentums möglich gewesen wäre?

(1820).

Wenn man die praktische Seite des Heidentums mit der des Christentums in zwei Worten vergleichen wollte, könnte man sagen: das Heidentum hielt den am höchsten, der die meisten Vorzüge, das Christentum den, der die wenigsten Fehler hat.

Das Christentum ist die Religion der Melancholiker und Hypochondristen. Wenn dagegen der Islam das Phlegma begünstigt und der Judäismus seinen Anhängern eine gewisse cholerische Heftigkeit mitteilt, so kann man den griechischen Heiden wohl recht gut den glücklichen Sanguiniker nennen.

(1819).

Das Christentum ist seiner frühesten Beschaffenheit nach offenbar nur als Sekte berechnet. Es hat all das Abgeschlossene, sich Ausschließende, Ueberspannte, aber auch Liebenswürdige, das von jeher den „Stillen im Lande" eigen war. Das Papsttum wußte aus dem einfachen Grundstoffe allerdings etwas zu machen, wodurch diese Lehre, obgleich mit Aufopferung seines besten Teiles, eine Weltreligion für liebende und hassende, hoffende und fürchtende Menschen werden konnte. Der Protestantismus hingegen hat das Christentum als Religion von Grund aus und unwiederbringlich zerstört.

(1836).

Die christliche Religion hat das vor allen andern voraus, daß sie sich so leicht allen Kulturstufen, gewissermaßen sogar den höchsten anpaßt. Dies rührt von dem Unbestimmten ihrer Lehrsätze und Vorschriften her, das wieder in dem Fragmentarischen ihrer heiligen Schriften seinen Grund hat. Ihre Moral

ist, wenn auch überspannt, doch gut und löblich, ihre Mythen kann man symbolisch nehmen, wenn sie einem krud nicht anstehen, und der schrankenlose Geist ist endlich froh, sich durch etwas Positives zu beschränken, besonders wenn die Schranke nicht gar zu unverrücklich ist. So könnte man wohl sagen, die christliche Religion werde dauern bis ans Ende der Welt. Wenigstens wird sie nicht leicht von einer andern verdrängt werden.

(1839).

Man hat die christliche Religion so oft als die Hauptursache der neuern Bildung, als ihre letzte und wesentliche Bedingung bezeichnet. Sie ist es auch, aber nur negativ. Die christliche Religion hindert nämlich keine Art der Bildung, und das zwar darum, weil sie außer dem vortrefflichen Satze: Liebe Gott über alles und den Nächsten wie dich selbst, durchaus nichts Festes in ihren Anordnungen hat. Sie bereitet daher allerdings durch ihren Charakter einer allgemeinen Humanität der Bildung den Weg, dann aber geht sie ihr nach, statt ihr vorzugehen, und wird selbst gebildet, statt andere zu bilden. Daher war das Christentum in seinen Anfängen quietistisch und separatistisch, später sektiererisch, im Mittelalter roh und abgöttisch, dann grausam und fanatisch, und erst in der neuesten Zeit hat es mit der Bildung Frieden geschlossen, aber sehr auf eigene Kosten.

(1839).

Warum für die sittliche Verbesserung des gegenwärtigen Zeitalters auf dem Wege der positiven Religion durchaus nichts zu hoffen ist, liegt in dem Aphoristischen und rein Gelegenheitlichen der heiligen Schriften des Christentums. Diese Religion hat keinen abgeschlossenen Kodex ihrer Lehren, wie der Koran oder die mosaischen Bücher sind. Erst die Zusammenfassung und Auslegung einer Kirche bringt Ganzheit und Zusammenhang in die Masse von Andeutungen, Parabeln, scheinbaren Widersprüchen und Uebertreibungen. Nun wird aber keine Macht des Himmels und der Erde unsere pragmatische, auf Untersuchung, Verfeinerung, Luxus, Gewinn nicht bloß gestellte, sondern *bajierte* neue Zeit auf jenen Standpunkt der Unschuld zurückbringen, um sich fremde Auslegungen in irgend etwas blind gefallen zu lassen. Die atomistischen Lehren und Sagen der Schriften des alten und neuen Bundes aber, in ein unruhiges, zerrissenes, eigenwilliges Gemüt gegossen, müssen

darin notwendig eine solche Gärung, ein solches Hexengebräude hervorbringen, daß der unselige Experimentator bald sehen würde, er hätte besser getan, die gefährliche Mischung ihrer eigenen Abklärung zu überlassen. Wenn die französischen Liberalen, wie es wohl teilweise kommen möchte, sich auch noch auf die Religion werfen, dann erst ist des Unheils kein Ende und keine Hilfe. In Deutschland ist das Amalgam schon halb vor sich gegangen, da macht es aber der Mangel an Tatkraft unschädlich.

(1846).

Das Evangelium Johannis hat einen Punkt der Sonderbarkeit, die mir bisher nicht genug hervorgehoben erscheint. Die Hinneigung zum philosophisch-mystischen Geschwätz in seinem Lieblingsjünger mußte Christus doch bekannt sein, und da ist denn zu verwundern, daß er ihm nicht gesagt: Freund, laß diese Torheiten und halte dich gleich mir an die Sache, um so mehr, als sie eine göttliche ist und deine Phrasen nur menschliche Spitzfindigkeiten. Hat er ihn aber davon nicht abgemahnt, so dürfte er wohl selbst nicht ohne Zusammenhang mit der Philosophie seiner und der vorhergegangenen Zeiten gewesen sein, so daß das Ursprüngliche seiner Lehre und Haltung in eine etwas schiefe Stellung geriete.

(1837).

Jenen, die an die Transsubstantiation glauben und sich deshalb auf Christi Worte bei der Einsetzung: „Dies ist mein Leib usw." berufen, könnte man einwenden: Also war jenes Brot und jener Wein auch schon damals der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Christi, als Christus noch selbst in Fleisch und Blut lebend am Tische saß? Und wenn die Worte bei der Einsetzung figürlich gelten, warum nicht auch in der Folge und jetzt?

Luther.

(s. auch Kritisches, Capefigue).

(1856).

Die Reformation Luthers war — mit Rücksicht auf das Unheil, das die Religionskriege namentlich über Deutschland gebracht haben — schon darum übereilt, weil die philologischen Studien schon angefangen hatten, den Köhlerglauben von allen Seiten einzuengen. Luther war starkgläubiger als der Papst und alle seine Kardinäle. Er hat, indem er den äußern Aber-

glauben angriff, den innern nur verstärkt und, indem er den Streit hervorrief, nur verhindert, daß das Christentum nach und nach das wurde, was eine Religion erst zum Segen für eine gebildete Zeit macht: eine ehrwürdige Gewohnheit, die man beibehält, weil man nichts Besseres weiß, und ohne in ihre Grundlagen und Beweise näher hineinzugehen. Das ist kein Tadel für Luther und seine Zeit, denn sie wollten das Unleidliche schon gegenwärtig nicht leiden, und es ist ein schlechter Trost für eine Generation, wenn man ihr sagt, es werde in einem Jahrhundert schon von selbst besser werden.

(1834).

Das ist das neue Christentum, das einen Gott setzt, der aber zugleich das All ist; das die göttliche Natur Christi zugibt, aber nicht anders als die Inkarnationen von Wischnu; dem die Religion eine Gläubigerabfindung nach dem erklärten Bankrutt der Spekulation ist, und Gott der Notnagel einer ununterstützten Philosophie, endlich — gut und böse eine Art Polaritätsgegensatz, an dem der negative Pol nicht ein Haar schlechter und nicht minder notwendig als der positive.

(1822).

Die ungeheure Ideenverwirrung der neuesten Mystiker besteht darin, daß sie den Gott des Spinoza, das Ein und Alles der alten Weisen ewig mit dem Gott der Christen vermengen. Der Gott der Christen ist aber ein persönlicher Gott, er ist der Jehova der Juden, und diese neuern Mystiker sind daher durchaus nicht Christen zu nennen.

(1838).

Das Gräßliche in der neuesten Religiosität oder der Religiosität der Gelehrten ist, daß sie von einem theoretischen Bedürfnis ausgeht. Sie wollen das Geheimnis des Werdens, das Wesen der Substanz, das Verhältnis der Notwendigkeit zum Willen einsehen, indes der Kern des Christentums kein theoretischer, sondern ein praktischer ist. Zwar nicht die Moral, wie die Aufklärung meinte, wohl aber die Heiligung, die Rehabilitierung des Menschengeschlechtes, die Austilgung der bösen Anlage, die durch die Erbsünde in unser Tun und Wollen gekommen sein soll. Wenn der Zweck Jesu die Erleuchtung des Verstandes gewesen wäre, so läge der Haupteinwurf gegen die Göttlichkeit seiner Sendung in dem Unzureichenden seiner Erklärungen.

(1844).

Der Charakter der neuen Zeit ist der Geist der Untersuchung. Teils die vorgeschrittene Naturwissenschaft, teils das durch Uebervölkerung gesteigerte materielle Bedürfnis treibt unabweislich zur Analyse, um durch Kenntnis der Gründe und Bestandteile hier zu neuen Entdeckungen, dort zu neuen Erfindungen und Befriedigungsmitteln fortzuschreiten.

Wenn nun einmal der Geist der Untersuchung allgemein geworden ist, so setzt er sich nicht leicht Schranken, am allerwenigsten aber läßt er sich solche von außen und willkürlich setzen. Der Verstand gibt gern zu, daß es etwas für ihn Unlösliches gibt, und erkennt daher als eine Wohltat, wenn der für ihn unüberschreitbare Abgrund durch ein Ehrfurchtgebietendes ausgefüllt wird, das seinem eigenen Wesen nicht geradezu widerspricht; aber ein Uebergreifen dieses Traditionellen in die von ihm erkannten Gesetze der Natur und in die Grundlagen der moralischen Wertbestimmung läßt er sich nun und nimmermehr gefallen. Von einer Schöpfung aus nichts, von einer Gestaltverwandlung, einer Erbsünde und Erlösung durch fremdes Verdienst wird wohl ernsthaft nicht mehr die Rede sein. Aber in einer gewissen magischen Ununterscheidbarkeit kann das fort und fort bestehen, so daß, den moralischen Wert des Christentums dazu genommen, diese Religion das Menschengeschlecht hoffentlich bis an sein Ende begleiten wird. Die konfessionellen Unterschiede aber wieder zu beleben, dazu reicht keine Macht der Erde hin. Dazu müßte man sie erst lebhaft ins Bewußtsein rufen, wo sie sich dann in nichts auflösen.

(1838).

Die Religion ist endlich dahin gekommen, wo sie eine eigentliche Wohltat für die Menschen wird. Daß die peinigende Lehre des Unbegreiflichen eine gegenständliche Ausfüllung, daß das Gute und Wahre eine objektive Geltung erhält, deren supernaturalistische Gebilde zugleich aber nicht mehr stark genug sind, um im Widerspruch mit dem Guten und Wahren eine bestimmende Macht auszuüben, das wäre vor der Hand der Gipfelpunkt der schwer erkauften Fortschritte. Man sollte sich hüten, dieses glückliche Verhältnis durch gewaltsame Verstärkung des einen der beiden Faktoren zu stören. Und wenn ja, eher durch ein minus des Positiven, als durch ein plus.

(1838).

Wäre es denn nicht der Gottheit höchst unwürdig, in Angelegenheiten der größten Wichtigkeit so dunkle und schwer verständliche Vorschriften zu geben, daß sie von gleich gescheiten und gleich guten Menschen so widersprechende Auslegungen zuließen, als dies zwischen Protestanten und Katholiken der Fall ist?

(1844).

Es ist in neuester Zeit ein großes Gejammer über die an verschiedenen Orten auftauchenden Versuche, antiquierte Konfessions- und Aberglaubenselemente wieder ins Leben zu rufen. Die Sache ist für den Augenblick wohl unangenehm genug. Manches und mancher Vernünftige dürfte sich dadurch in der Gegenwart auf eine betrübende Art gestört und gehemmt finden. Für die entferntere, ja für die nächste Zukunft ist daraus aber durchaus kein Schaden zu besorgen.

(1845).

Man kann sich in neuerer Zeit nicht genug wundern, daß wieder religiöse Bewegungen entstehen. Derlei hätte man als längst abgetan betrachtet. Es ist auch längst abgetan. Wenn man nämlich diese Bewegungen näher betrachtet, so haben sie allerdings die Religion zum Gegenstande — wie z. B. zur moralischen Abschätzung der Zeit auch die überhandnehmende Immoralität gehört — sie haben also die Religion zum Gegenstande, sind aber wesentlich irreligiös. Der Deutschkatholik will nicht glauben, was der römische Katholizismus vorschreibt, der protestantische Lichtfreund will das lutherische oder calvinische Symbolum nicht annehmen. Selbst der schweizerische Katholizismus ist nicht viel mehr als der rein menschliche Trotz gegen die Uebergriffe der Aargauer Radikalen. Der Rheinländer, der sich unter französischer Herrschaft um Religion wenig gekümmert hat, ist nur darum streng katholisch, weil sein Landesfürst streng protestantisch erscheint. Es liegt ebenso viel politische Widersetzlichkeit in seinem Eifer als religiöse Ueberzeugung. Nichts ist in der gegenwärtigen Bewegung positiv religiös als der abgeschmackte Eifer einzelner Fürsten und Minister, ihre individuelle Ueberzeugung Völkern aufzudringen, die davon gar nichts wissen wollen.

Wodurch sind denn nun aber diese gar nicht unverständigen Leiter der Völker dahin gekommen zu glauben, daß gerade jetzt

der Zeitpunkt für derlei Reaktionen gekommen sei? Die Antwort ist einfach: Sie haben sich durch Worte täuschen lassen. Es ist letzter Zeit, namentlich in der deutschen Literatur, so viel von Religion die Rede gewesen. Die Aufklärung und der Rationalismus wurden verspottet, ein religiöses Bewußtsein als das erste Erfordernis eines auf der Höhe der Zeit stehenden Mannes ausgesprochen, ja selbst die philosophischen Systeme fingen nachgerade an, sich nach positiven Stützpunkten umzusehen. Es war aber weiter nichts, als der Bankrutt der Spekulation. Man fing endlich an einzusehen, daß aus allen diesen Begriffsmengereien nichts Haltbares herauskomme, und man zog Wechsel auf die Ewigkeit, weil das bare Geld der Gedanken ausging. Ein Erlöser des Menschengeschlechts, ja eine Dreieinigkeit wurde postuliert, ohne aber genau auszumachen, ob damit ein Wischnu oder Christus, eine indische Trimurti oder eine christliche Dreifaltigkeit gemeint sei. Der Deutsche ist von der Schule her gewohnt, mit Verachtung des gesunden Menschenverstandes sich mit Worten zu begnügen, die in den Adelsstand der Begriffe erhoben werden. Ausdrücke wie konkrete Idee, objektives Denken, historische Grundlage, ja Nationalität und deutsche Einheit wuchern daher lange fort, bis irgend ein realer Anstoß sie zur Fixierung zwingt; wo sie sich denn in nichts auflösen.

Dazu kommt noch eine schwache Persönlichkeit, die bei so vielen vortrefflichen Eigenschaften der Deutschen ihren größten, ja ihren Grundfehler ausmacht. Bedürfnis und Ueberzeugung, die bei andern Nationen nur zu vorschnell vorangehen, lösen sich in Deutschland in ein ewiges Suchen nach Gründen und nach dem Grunde des Grundes auf. Das Wirkliche übt eine geringe Macht über ihn aus. Er ist daher vor allen andern geeignet, sich Bedürfnisse zu machen und Ueberzeugungen einzubilden. So trat auch die Religion an die Stelle, die früher das Absolute, der objektive Begriff und was weiß ich für Nebelbilder eingenommen hatten.

Als letztes Unglück leben die deutschen Regierungen mit ihren Erinnerungen noch in einer Zeit, wo es für einen Staatsmann genug war, die Geheimnisse der Kabinette zu wissen, indes man jetzt die Geheimnisse der Völker kennen muß.

(1856).

Wenn die protestantische Geistlichkeit gescheit wäre, so würde sie gerade jetzt tolerant sein. Bei den Uebergriffen des Papsttums würde ein guter Teil der Katholiken protestantisch werden, wovon sich z. B. schon in Böhmen die Spuren zeigen. Da aber

die protestantischen Pfaffen ebenso gut Pfaffen sind als die der Katholiken, so suchen sie die Anmaßung des römischen Hofes zur Vermehrung ihres eigenen Einflusses auszubeuten und so zerstören beide Teile, was sie erhalten möchten: die Religion oder wenigstens das Kirchentum.

(1828).

Ob es Klöster geben soll? — Solange das Cölibat besteht, d. h. solange das Wesen der katholischen Geistlichkeit auf einem fortwährend exaltierten Zustand basiert ist, werden auch immer Anstalten sein müssen, die, von der bürgerlichen und häuslichen Gesellschaft abgesondert, Pflanzschulen in solcher, von der gewöhnlichen abweichenden, Sinnesart abgeben können.

(1838).

Die Frömmelei des einen Teils der vornehmen Weiber fließt aus derselben Quelle, wie die Koketterie des andern Teils: Müßiggang und Langeweile. Sie vertrödeln den Tag an der geistlichen Toilette, wie die andern an der leiblichen. Der Beichtvater ist ihre Marchande de modes, die Beichte ihr Ankleidespiegel, Kirchgänge ihr Rendezvous, Haß und Verfolgung Andersdenkender ihre Eifersüchteleien und dépits amoureux.[10])

(1834).

In der Kirche singen immer die am lautesten, die falsch singen.

(1854).

Wenn jemand meinte, die Bäume seien da, um den Himmel zu stützen, so müßten sie ihm alle zu kurz vorkommen.

Geschichte.

Altertum.

(1808—1810).

Man beginnt gewöhnlich die sogenannte Weltgeschichte mit Darstellung fremder Märchen oder eigener Mutmaßungen über den Ursprung des Universums: Dinge, welche vielleicht in einer allgemeinen Naturgeschichte Platz verdienten, aber im Anfange einer Weltgeschichte (Menschengeschichte möchte ich sie lieber nennen) eine seltsame Figur machen. Die Abgeschmacktheiten eines Moses sind uns einmal geläufig geworden, und man nimmt und gibt sie wie Papiergeld, von dessen Unwert jedermann überzeugt ist, das aber doch in Handel und Wandel gilt — aus Mangel an besserer Münze. Es ist in der Tat lächerlich genug, unsre größten Köpfe die plumpen Dichtungen eines rohen Naturkindes, der Gott die Welt wie einen Tagelöhner zusammenzimmern läßt, nachbeten zu hören. Man entschuldigt diese Sonderbarkeit gewöhnlich damit, daß man doch nichts habe, was man an die Stelle der mosaischen Kosmogonie setzen könne; aber muß man das Absurde annehmen, weil man das Wahre nicht weiß? Wer wird die Sterne mit einigen Alten für Löcher im Himmelsgewölbe halten, weil er ihre eigentliche Natur nicht kennt?

Das hat wohl schon mancher empfunden, demungeachtet sehen wir noch immer in unsern historischen Werken den lieben Gott rüstig an seine sechstägige Arbeit gehen, nachdem er die Erde, das unendliche Sonnensystem aus dem Nichts hervorgewinkt, sein Werk endlich mit der Schaffung des ersten Menschen krönen (eine Idee, ganz der selbstgenügsamen Barbarei unwissender Völker angemessen) und endlich am Sonntag sich auf gut handwerksburschenmäßig einen guten Tag antun und ausrasten von den Beschwerden der Woche. Daß man den Schreiber dieser Nachrichten lange Zeit für inspiriert hielt, mag ein Beweis sein, wie fest in der Jugend eingesogene Ideen ankleben. Wenn auch der gute Mann kein Philosoph war, so war er doch ein desto besserer Dichter. Nicht als ob ich das berühmte: Es werde Licht! so sehr bewunderte. Jeder Wilde würde sich über dieselbe Sache ebenso ausdrücken, es ist weiter nichts, als die Sache mit so wenigen Worten gesagt, als möglich; aber die Geschichte der beiden ersten Menschen hat in der Tat sehr viel Poetisches.

(1838).

Merkwürdig, daß die Sagen der Franzosen einen historischen Hintergrund haben, indem sie sich an Karl den Großen anreihen. Die Sagen der Deutschen haben nichts Historisches, keine Großtat der Nation lebt darin fort, sie sind sämtlich mehr oder weniger abgeschmackte Wundergeschichten, die nur an historische Namen angeknüpft werden. Sie haben daher nichts gemein mit jenen Liedern, die Karl der Große sammeln ließ, qui veterum bella canebant,[11]) und da diese letzteren so ganz vergessen sind, gehören jene gewiß einer späteren Epoche, wo das gebändigte Heidentum nur noch als Zauberei seinen Schlagschatten in die neuere Zeit hinüber warf..

Das ganze Heldenlied ist auf einer Art der Bewaffnung gegründet, die in Deutschland vor dem achten oder neunten Jahrhundert gar nicht bestand.

Das Schlachtschwert tritt erst dann in seine Rechte, wenn die völlige Eisenrüstung den Wurfspieß und das dolchartige Schwert der Alten nutzlos gemacht haben. Diese sorgfältig, von Helden oder Gnomen geschmiedeten Schwerter, die den Ambos durchschneiden und dergleichen, können erst sagenhaft geworden sein, als die schwere Ritterrüstung allgemein wurde. Das dabei vorwaltende Heidnisch-Zauberhafte, verbunden mit der mittelalterlichen Ritterlichkeit, findet sich gleichzeitig nur in dem viel später christianisierten Norden. Dort daher der Ursprung dieser Sagen.

Wenn aber trotz alledem die Sagen so alt sein sollten, so alt, daß selbst Karl der Große als zu jung von ihnen übergangen wurde, in welche Zeit sollen sie fallen? In die Völkerwanderung? Keine Spur von Wanderungen, alles ist in festen Sitzen, selbst Attila der Hordenführer. Noch früher? Wie kommt's daß keine Spur der Römer durchschimmert, dem allgemeinen Feinde? Wie ist Hermann und die Teutoburger Schlacht so ganz vergessen? Lest die altnordische Geschichte und ihr werdet ein endloses Nibelungenlied, einen ununterbrochenen Rosengarten zu lesen glauben. Von dorther stammen die Sagen, die dann freilich im Fortwälzen die einzelnen deutschen Lokalmärchen aufnahmen und sich amalgamierten.

*

Oder war das lange Schlachtschwert, wie ich mich zu erinnern glaube, schon früher Sitte bei den Deutschen, so bestand der Vorzug desselben gewiß mehr in der keulenartigen Schwere, als in der nutzlosen, eisendurchschneidenden Härtung.

(1838).

Das Nibelungenlied traf also in Oesterreich auf einen ausgebildeten Sagenkreis, und Dietrich von Bern wird hier ausdrücklich demselben vindiziert. Etzel gehört wohl auch dazu. Ueberhaupt scheinen die Grenzlande die Mütter der Sagen zu sein. In Frankreich der Süden gegen Spanien, in Deutschland der Norden und Oesterreich, in England die schottische Grenze, früher Wales mit seinem Artus, rings von Feinden umgeben. In Spanien war zur Zeit der Mauren überall Grenze. Das abgeschlossene Italien hat keine Sagen.

Die Nähe des unbekannten, ja feindlichen Landes gibt der Erfindung Raum, indes im Mittellande die Tradition in ehrfurchtsvollerer Reinheit erhalten wird. Schon in Griechenland war Thessalien das Land der Wunder, und Persien hat seine Sagen an der tartarischen Grenze.

Ueberhaupt: Sage, Sage! Wo hört die Sage auf und fängt das Märchen an? In dem sogenannten deutschen Heldenkreise scheint nichts sagenhaft als die Namen; die Begebenheiten sind dem Märchen entnommen. Gewiß ist Attila erst durch die Raubzüge der Ungarn im zehnten Jahrhundert wieder aufgefrischt oder vielmehr neu eingeführt worden. Wenn die Sage von so langem Gedächtnis wäre, wie hätte der viel spätere Karl der Große so ganz daraus verschwinden können? Der angesessene Gunther mit seinen Brüdern mag vielleicht einen historischen Ursprung haben, Sivrid hingegen, der überall zu Hause ist, dürfte, wenn nicht der nordische Sigurd, leicht nur eine rein erfundene Personifikation der Körperkraft und Tapferkeit sein.

Lachmann glaubt, daß Baldurs Tod in Sivrids Untergange durchschimmere. Warum nicht? Gewiß aber auch Achill in seiner Unverwundbarkeit und in Hagen von Tronje (a Troja) für einen Moment sogar der trojanische Hektor.

(1846).

Ich zweifle nicht, daß in den menschlichen Dingen, also auch in der Geschichte, ebenso gut eine Notwendigkeit ist, als in den Naturdingen. Aber jeder Mensch hat zugleich seine Separatnotwendigkeit, so daß Millionen Richtungen parallel, in krummen und geraden Linien nebeneinander laufen, sich durchkreuzen, fördern, hemmen, vor- und rückwärts streben und dadurch für einander den Charakter des Zufalls annehmen und es so, abgerechnet die Einwirkung der Naturereignisse, unmöglich machen, eine durchgreifende, alle umfassende Notwendigkeit des Geschehenden nachzuweisen. Es geht damit wie mit der Witte-

rung, die gewiß so bestimmte Gesetze hat, als der Umlauf der Welten, aber durch die Mannigfaltigkeit der Einwirkungen es unmöglich gemacht hat, auch nur für eine kurze Periode etwas Bestimmtes vorauszusagen, oder das wirklich Eingetroffene folgerichtig zu erklären.

(1856).

Einer der schielenden Ausdrücke unserer Zeit ist, wenn man von der Macht der Geschichte spricht. Ich weiß nicht, warum man nicht lieber sagt: die Macht der Begebenheiten, welche allerdings die größte ist, die es gibt. Die Geschichte ist nur unser Wissen von den Begebenheiten, und letztere haben gewirkt, ehe es noch eine Geschichte gab, und wirken noch jetzt, wenn auch niemand von ihnen weiß. Es gibt eine Macht der Geschichte, nämlich die alles Wissens und Erkennens, welche aber auf die Begebenheiten oder den Weltlauf eine nur sekundäre Wirkung ausübt. Derlei Worte werden von den Pedanten in Gang gebracht, um ihrem armseligen Wissen ein Scheinleben anzudichten, oder von Phantasten, die sich im Besitz einer natürlichen Magie glauben, weil die Natur allerdings für uns eine Magie ist.

(1847).

Die Forderungen an die Geschichte sind, nach Verschiedenheit des Standpunktes der Leser, verschieden. Das gewöhnliche Publikum, wenn es sich je mit Geschichte befaßt, verlangt Fakten, unbekümmert um die Richtigkeit, wenn sie nur interessant sind, weil sie Anregung und Unterhaltung suchen, wie sie allenfalls von einem Roman zu verlangen sind. Die sogenannten Gebildeten wollen Reflexionen, Resultate, Gedanken, weil sie sich nicht die Mühe geben wollen oder unfähig sind, Gedanken zu haben. Der Selbstdenker verlangt vor allem Richtigkeit der Fakten, verbunden mit genauer, lebendiger Schilderung der Zeit, weil nur aus dem Leben derselben, aus ihren Sitten, Gewohnheiten, Ueberzeugungen, Vorurteilen, Bestrebungen die wahre Geltung der Fakten hervorgeht. Zu viel Reflexionen machen ihm die Genauigkeit des Verfassers verdächtig, und Mangel an Lebendigkeit verfälscht den Standpunkt, aus dem sie beurteilt werden sollen.

(1824).

Was die alten Völker gegenüber den neuern vornehmlich charakterisiert, ist das reinmenschliche Anerkennen alles in seiner Art Ausgezeichneten und Vortrefflichen. Bei den neuern, wo die

Individualität in dem bürgerlichen Verbande beinahe untergeht, wird nur das der Gesamtheit Nützliche geschätzt und alles abgelehnt, was, wenn es auch den einzelnen auszeichnen möchte, doch dem Ganzen Schaden bringen könnte.

Samier (Polykrates) sollen die Oasis magna bewohnt haben.

(1819).

Der erste Grund der Größe der Römer in Rom liegt vielleicht eben darin, daß sie ursprünglich Eingedrungene waren, Flüchtlinge, Sklaven, Verbrecher, die nehmen mußten, wollten sie etwas haben; gegen die jedermann war, wie sie gegen jedermann. Ging der Staat zu Grunde, so hörte ihre eigene Existenz auf; viele mußten sogar fürchten, zur Verantwortung und Strafe für früher Begangenes gezogen zu werden. Daher diese eiserne Anhänglichkeit und Ergebenheit an ein Verhältnis, das allein ihre Existenz begründete, daher dieser Bürgersinn, der Rom auszeichnet und den die spätern Enkel von ihren ersten Vätern erbten.

(1857).

Wie wenn die römische Wocheneinteilung, außer nach Gallien und Hispanien, wo die Wochentage ihre lateinische Benennung behalten haben, von den übrigen Ländern zuerst nach Britannien gebracht worden wäre, das sie zuerst dauernd besetzten, und diese Tagebenennungen von den darauf folgenden Dänen auf die Terminologie ihrer altnordischen Götter gebracht und eingebürgert, viel später aber von Bonifazius und den andern englischen Heidenbekehrern — viel später, nachdem sich die heidnische Bedeutung dieser Tagesnamen bereits durch den Gebrauch verwischt hatte, ohne Arges nach Deutschland übertragen worden wären, ohne daß darum jemals die Deutschen einen Thor oder Wodan oder eine Freia gehabt zu haben brauchten, von denen sich ja doch im eigentlichen Deutschland keine Spur findet!? Muß doch Grimm I, 266 selbst zugeben, daß der Name O s t e r n, dessen sich selbst die Kirche bedient, von einer angelsächsischen Gottheit Eastra herstamme, die wohl auf dieselbe Art ins Land gekommen ist. Gewiß hätte die Geistlichkeit die Worte, sowohl Ostern als die der Wochentage, nie angenommen, wenn zur Zeit der Einführung irgend etwas Heidnisches daran zu spüren gewesen wäre.

(1813).

Ein Erklärungsgrund des weiten Umsichgreifens der päpstlichen Macht gegen die weltliche im Mittelalter, mag unter anderen wohl auch in dem Umstande zu finden sein, daß die Päpste gewählt wurden, wobei man doch immer mehr oder weniger auf ihre Eigenschaften Rücksicht nahm, indes die weltlichen Regenten Erbherren waren. Wirklich findet sich im ganzen Mittelalter beinahe kein Papst ohne ausgezeichnete Talente.

Die Jahrhunderte der Kreuzzüge.

(1808—1810).

Im Gang der Zeiten ist kein Stückwerk; ununterbrochen, ein ganzes Gewebe läuft er in verschiedenen Formen und Schattierungen seit den ersten Uranfängen fort, und die Fäden, mit denen eine launenhafte Gegenwart spielt, sind dieselben, die sich durch die Begebenheiten einer einfachen Vorwelt schlingen.

Die gewöhnliche Art, die Geschichte zu studieren, kann nicht leichter sein, aber leider ist sie so unfruchtbar, als sie leicht ist. Nachdem man die Märchen und Rodomontaden der Griechen und Römer durchgearbeitet und tiefsinnig ausgeforscht, wie das Pferd Caligulas geheißen und ob der Stein, der den König Pyrrhus getötet, ein Ziegel oder Bruchstein gewesen; geht man, wenn's ja hoch kömmt, zur neuesten Geschichte über, fängt etwa mit Karl V. an und sucht dem erliegenden Gehirne denselben Brei von Namen und Schlachten einzustopfen, den es schon in der Geschichte jener alten Gaunerstaaten bis zur Ueberfüllung verschluckt hatte. So wird die herrlichste der Wissenschaften, beinahe möchte ich sie einen Inbegriff aller übrigen nennen, zum Handwerk oder vielmehr Gedächtniswerk herabgewürdigt, so treibt der Mensch ihren lebendigen Geist aus, um seiner eigenen Geistlosigkeit eine entsprechende Nahrung zu gewähren.

Nun denn, das Tun des Menschen in seiner Verkehrtheit ist aus Stücken zusammengesetzt, die Welt ist ganz. Willst du das neunzehnte Jahrhundert kennen, so lerne es in der Geschichte des zwölften. Was da ist, wissen, ist nicht schwer, auch der Verstand des Pöbels reicht dazu hin; aber erkennen, warum es ist, das ist nur wenigen aufgespart. Wenn auch Roms und Athens Schicksale keinen unbedeutenden Einfluß auf unsern jetzigen Zustand hatten, so kann uns die Kenntnis derselben doch nur geringen Aufschluß über die gegenwärtige Lage der Dinge

geben, denn von ihnen ganz verschiedne Völker, Sitten und Gesinnungen haben sich der Länder und Throne bemächtigt, ihr Wissen ward aus dem verschlingenden Strom der Zeiten zum Teil gerettet; ihre Weise zu leben und zu handeln ist mit ihnen untergegangen. Nicht aus Roms zierlicher Feinheit, aus germanischer Barbarei hat sich unser Zustand entwickelt. Die alte Geschichte kann uns zwar einen Ueberblick im großen gewähren, genauere Details liefert nur das Mittelalter.

Dieser letztere Zeitraum ist es, der den Schlüssel zu den Rätseln kaum entschwundener Jahre, schon geschehener Umwälzungen und solcher, die noch die Zukunft verschleiert, darbietet. Was jetzt ist, was jetzt in herrlicher Vollendung dasteht, hat sich aus dem wilden Chaos jener dunklen Jahrhunderte entwickelt, wie die Pflanze aus der Fäulnis des Samenkorns keimt.

Der ekle Geschmack, der durch den Flitterstaat Roms und Athens verwöhnt, verschmäht es, aus jenen Zeiten der verfeinertsten Verfeinerung auf einmal sich in ein rohes Zeitalter, unter Völker, die er als die Zerstörer jenes geträumten Utopia ansieht, zu versetzen, das Ohr an den Wohlklang griechischer Silben gewohnt, mit dem babarischen Latein unzierlicher Mönche zu quälen. Arme Schwächlinge! Des Menschen Größe besteht weder im Wissen noch im Sprechen, sondern im Handeln, und weh dem Elenden, den diese letzte Größe nicht erhebt, begeistert, in welchem Gewande er sie immer trifft. Man ist gewohnt, jene rohen Naturmenschen aus den Wäldern Germaniens als Zerstörer aller Ordnung zu verabscheuen, da doch eben sie es waren, die, zwar nicht die römische, aber doch die Weltordnung erhielten und erneuerten. Wenn schwere Dünste die Luft schwängern und die Menschen darniederdrücken, die Seuche ihr Gift aushaucht, da brausen plötzlich Sturmwinde daher, entwurzeln morsche Eichen, empören die Wasser gegen ihre Ufer, Paläste und Hütten, Kirchen und Scheuern zertrümmert die stürmende Gewalt, und ringsumher ist Verwüstung. Da jammert der schwache Sterbliche, klagt murrend den Himmel an, indes der Weise den Lenker der Natur segnet, der selbst, wenn er zerstört, im Grunde nur baut, wenn er zu fluchen scheint, segnet, und froh hebt er in der gereinigten Luft gesunde Hände dankend zum Himmel empor.

Eine ähnliche Erscheinung sind jene Barbaren in der moralischen Welt. Roms Verderbtheit, Roms Erbärmlichkeit, Roms Despotismus hatte einen verderblichen Nebel über die Erde verbreitet; es mußte fallen, wenn die Menschheit bestehen sollte. Das war die heilsame Wirkung jener Völkerstürme. Auf diese Art hat die ewige Ordnung sich immer wirksam ge-

zeigt; Rom hatte nicht als erste dies Los erfahren, Assyrien, Medien, Persien waren ihm vorangegangen. So war es, so ist es, so wird es sein, und jedes neue Rom wird die Wahrheit dieses Wortes einst mit Schrecken erfahren.

Lange blieben diese Horden, was sie gewesen, eine rohe, ungeformte Masse, der es aber keineswegs an Bildsamkeit fehlte. Der Keim alles Großen und Edlen zeigt sich in ihren Taten, aber entstellt von den Umhüllungen einer großen Barbarei. Nur in Wechselwirkung mit sich, ohne Verbindung mit der übrigen Welt, lag der eiserne Koloß im Dunkel da, bis er, spät erst, mit einem fremdartigen Körper zusammenstieß, und sieh da! Funken blitzten, Funken, die zwar wohl manchmal den Unvorsichtigen brannten (doch wer kann dafür, daß der Dummkopf sich an einer Flamme verbrennt, die den Klugen erwärmt), Funken, die trüben Nachtvögeln einen Weltbrand zu drohen schienen, denen wir aber nichtsdestoweniger Kunst und Wissenschaft, Bildung und alles, was das Leben angenehm und schön macht, verdanken. Mit einem Worte: es entstanden die Kreuzzüge. —

Dieses ist die wichtige Epoche, mit der das Leben unserer Kultur begann; zu der Zeit fing man zuerst an, die Fesseln, die Aberwitz und Dummheit der Welt aufgelegt hatten, zu fühlen; damals ward man zuerst mit den Erzeugnissen der Kunst, die im Orient, wenn auch nur matt, fortlebte, bekannt; von hier aus ward diese Himmelspflanze in die nebelvollen, rauhen Gegenden der westlichen Länder versetzt; hier lernte man zuerst ahnden, obgleich die Einsicht erst späteren Zeiten aufbewahrt war, daß ein Nichtchrist doch auch wohl ein Mensch wäre; damals fing Aristoteles an, mit den Spitzfindigkeiten der Dialektik in die Schranken zu treten; hier fing, im Konflikte mit Saladin, der Krieg an, eine Kunst zu werden, der vorher nur Menschenwürgerei gewesen war; und von dort aus verdrängte die Medizin eine mörderische Quacksalberei. Man rät einzelnen Menschen, auf Reisen zu gehen, um sich zu bilden, hier taten es einmal ganze Nationen, und in der Tat mögen gleich die Zeitgenossen die nächsten Folgen davon schon empfunden haben, die Nachwelt hat ihre Bildung doch größtenteils diesen abenteuerlichen Zügen zu verdanken.

Wer dabei am übelsten wegkam, war der heilige Stuhl. Man hat Gregor VII. die erste Idee der Kreuzzüge zugeschrieben, aber entweder diese Sage, oder die Sage von der großen Klugheit und tiefen Politik dieses in seiner Art einzigen Mannes ist falsch. Er wollte die Hierarchie befestigen, die Kreuzzüge haben sie bis ins Innerste erschüttert! Auch eine Erfindung Urbans II. scheinen sie nicht zu sein. Sein Geist

war wohl nicht groß genug, um einen solchen Riesenplan zu fassen, der, von ihm selbst entworfen, lächerlich wäre; denn er, der die Gesinnung aller damaligen Herrscher kannte, konnte sich von keinem derselben Unterstützung für seinen Plan versprechen: denn weder Heinrich IV. von Deutschland, noch Heinrich I. von England waren wegen ihrer Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl berühmt, Spanien war mit den Kreuzzügen in seinem eigenen Innern zu sehr beschäftigt, Philipp von Frankreich, wenn er auch gleich den besten Willen gehabt hätte, konnte sein Land, das seine übermächtigen normännischen Vasallen bedrohten, nicht verlassen oder Hilfe leisten, da es ihm selber an Hilfe gebrach, die Italiener trachteten nur dem Kaiser die Spitze zu bieten, der Herzog von Apulien ward durch Ungarn und Venetianer in Schach gehalten, höchstens von dem staatsklugen Dogen der letzteren, Vital Michieli, hätte er aus politischen Gründen Hilfe hoffen können.

Der Plan zu dieser Unternehmung war wahrscheinlich in der Seele des Patriarchen Simon von Jerusalem erzeugt, der, wie der Schiffbrüchige nach einem Brett, verzweifelnd nach dieser Idee griff, so gewagt sie auch scheinen mochte. Der Papst, zu kurzsichtig, die entfernteren Folgen zu berechnen, des augenblicklichen Vorteils gedenkend, willigte in einen Plan, der, so ungewiß auch sein Gelingen war, ihm nur nützen und nie schaden zu können schien. Uebrigens hütete Urban sich wohl, an der Sache offenen Teil zu nehmen, bis er durch den Unterhändler des Ganzen, Peter, den Einsiedler, von der unerwarteten guten Stimmung der Welt für dasselbe Nachricht bekommen hatte.

Was niemand vermuten konnte, geschah. Die Blödsichtigkeit, die Raubsucht, die Begierde nach Abenteuern jener Zeiten waren wirklich zu einer solchen Höhe gestiegen, daß trotz der Stimme der Vernunft, die ein solches Unternehmen für Raserei erklärte, sich dennoch ein Schwarm von Menschen fand, der auf das Wort des Papstes brannte, ewige Belohnung in jener Welt und die geträumten Schätze des Orients, des Eldorado der damaligen Zeit, zu erobern. Zum Unglück für die Unternehmung waren die Throne gerade damals von Köpfen besetzt, wie die beiden Heinriche von Deutschland und England waren, und Gesindel und fanatische Abenteurer fanden sich bei dem Zuge ein. Wer ihre Gesinnungen kennen will, mag die Beschreibung davon im Guillelmus Tyrius lesen, der das ganze Zeitalter und diese heiligen Krieger besonders mit den schwärzesten Farben malt. Ebenso erbaulich ist die Zeichnung des Kreuzheeres. Die Könige sahen dem Unfuge schweigend zu, denn wer hätte damals es wagen dürfen, nur dagegen zu sprechen; zum Teil waren sie wohl froh, ihre unruhigen Köpfe auf so gute Art los zu werden,

und solange Heinrich IV. und V. in Deutschland, Wilhelms des Eroberers Söhne, samt Heinrich II., dem größten seiner Könige, in England regierten, nahm kein Staat selbst Anteil an dieser Unternehmung, man müßte denn den romanhaften Robert von der Normandie, der Abenteuer suchte, wo er sie immer fand, hierher rechnen. Der Kreuzzug der Venetianer geschah ohnehin aus sehr weltlichen Absichten.

Die Stimmung des Kreuzheeres offenbart sich nur zu bald, das Jammergeschrei der kölnischen und mainzischen Juden, die rauchenden Trümmer von Ungarns geplünderten Städten zeugen laut für die Göttlichkeit ihres Berufs. Die verhöhnte Menschheit ward früh genug an diesen Mordbrennern gerächt; fast alle fielen unter dem Schwerte der Bulgaren und Ungarn.

Ein anderer Haufe, an Raubsucht dem andern gleich, doch gezügelt durch das Ansehen kriegserfahrener Fürsten, die solche Greuelscenen verhüteten; aus Furcht vor der Rache, nicht aus Rechtlichkeit; denn dieselben Heerführer, die den gemeinen Mann straften, wenn er, von Hunger getrieben, ein Lamm gestohlen hatte, verstanden ihren Vorteil gut genug der heiligen Sache anzuschmiegen, als sie das vom ganzen Heere eroberte Nicäa, zur großen Unzufriedenheit des gemeinen Mannes, an den griechischen Kaiser verkauften.

Die Türken, der neueren Art zu fechten ungewohnt, wurden überall geschlagen, obgleich ihre unausgesetzten Anfälle das Heer nicht wenig schwächten, und endlich erobert Gottfried mit dem kleinen Reste des einst ungeheuren Heeres das Ziel der Wünsche aller, die heilige Stadt, und er selbst besteigt auf Leichen den blutbespritzten Thron, den der ritterliche Herzog von der Normandie ausgeschlagen. Dies letztere will man auch vom Grafen von Toulouse behaupten, aber man muß den Charakter dieses Mannes nicht kennen, wenn man glaubt, daß das Heer ihm je die Krone angetragen, oder, wenn es ja geschah, er sie zurückgewiesen habe.

Hätte Ovid in unseren Tagen geschrieben, er würde die Wohnung des Neides und der Verleumdung nicht nach Cimmerien, sondern an den Hof von Jerusalem verlegt haben, ungezügelter, öffentlicher herrschten diese Ungeheuer nirgends, selbst am Kaiserhofe zu Konstantinopel nicht, und das will viel sagen.

Dieser neue Staat wäre ebenso schnell zu Grunde gegangen, als er entstand, weniger durch die Waffen der Sarazenen, als durch die Verräterei der christlichen Fürsten in Palästina, hätte nicht der Zufall einige Herrscher auf Europas Thron gesetzt, die entweder aus schwachsinniger Frömmigkeit, aus Durst nach Rittertaten, oder durch den Drang der Um-

stände genötigt, das nunmehr schwierig gewordene Abenteuer bestanden hätten.

Uebelverstandene Religiosität verleitete den sonst staatsklugen Ludwig, den Jüngeren, gegen den Rat seiner Getreuen, sich diesen Zügen anzuschließen. Ohne etwas ausgerichtet zu haben, kaum dem Tode durch Christenhand entrinnend, mit Schande bedeckt, kehrte er aus Palästina zurück. Noch vor ihm Kaiser Konrad, zu stolz, der erste Höfling des französischen Königs zu sein, nachdem seine Armee teils gefallen, teils klüger als er, vor ihm nach Hause gezogen war.

Politischer als diese beiden betrug sich der .... Verteidiger seiner königlichen Rechte gegen die Angriffe des Klerus, der Errichter der Konstitution von Clarendon, der große Heinrich II. von England. Was er baute, zerstörte sein unkluger, grausamer Sohn Richard. Nichts kann jene rohe Epoche besser charakterisieren, als daß dieser König, Löwenherz in jedem Sinne des Wortes, als der erste Fürst seiner Zeit geachtet wurde. Er entvölkerte sein Land, stürzte es in Armut und Elend, brachte der königlichen Gewalt den Todesstoß bei, um seiner Eitelkeit in Palästina ein Fest zu geben. Ihm folgte der König von Frankreich, Philipp, größer als sein Nebenbuhler, aber doch nicht groß genug, um sich über den Geist der Zeit zu erheben und mit gleichgültigen Augen einen scheinbaren Ruhm anzusehen, der Richards im heiligen Lande wartete.

Ueberhaupt entschied dieser Zeitraum das Schicksal der königlichen Macht in beiden Reichen auf immer. In Frankreich war die Pairschaft Herr, und der König, Erster unter Gleichen, hatte kaum mehr als die äußeren Zeichen der Königswürde. Anders war es in England. Von dem Eroberer des Landes nur um wenige Generationen entfernt, besaß Richard noch ungeteilt die Macht, die jener bei der allgemeinen Unterjochung sich vorbehalten hatte.

Er selbst regierte, ein Herr unter Dienern. Daraus ergibt sich ein wichtiger Unterschied. Mit jedem gefallenen Vasallen verlor der König von Frankreich einen Feind, der König von England einen Freund.

Ueberdies lösten in Frankreich die Beamten des Königs die Güter, welche die Sucht, dem Kreuzzuge zu folgen, wohlfeil verkaufte, häufig ein; ein Fremdling in allem, was Staatskunst heißt, ließ Richard Klöster und daheimgebliebene Vasallen sich durch den Ankauf vergrößern, zu dem ihm ohnehin das leichtsinnig versplitterte Geld fehlte. Lieber plünderte er arbeitsame Untertanen und verkaufte die Staatsämter, ein Verfahren, das seine Nachfolger teuer büßen mußten. Von der Zeit an hat sich das königliche Ansehen in England nicht mehr

erholt. Unter Richards Bruder Johann brach das durch jenen herbeigezogene Ungewitter aus: die magna charta entstand, anfangs durch das Talent fähiger Könige erschüttert, aber seit sie Karl I. mit seinem Blute besiegelt, fest, und den Bemühungen von ganz Europa trotzend.

Dadurch gewann nun Frankreich Zeit, seine Verfassung, die sich lange erhalten hat, aus sich selbst zu bilden. Aus Schattenkönigen, von ihren Vasallen tyrannisiert, wuchsen seine Fürsten zu dem mächtigsten Herrscher von Europa empor. Der Charakter des Franzosen bewährte sich auch hier: leichtsinnig, vorurteilsvoll, nach dem Neuen strebend, verließen die mächtigsten Vasallen ihr Land, um sich im Ringen nach fernen, erträumten Königreichen Tod oder Armut zu holen, indes der kalt egoistische Engländer sich wenig um Güter bekümmerte, die er nur, sein angebetetes Vaterland verlassend, erwerben konnte. Nur Ergebenheit gegen ihren König, den sie liebten, weil er denn doch auch ein Engländer war, konnte sie bewegen, ein so gewagtes Spiel zu spielen. Aber keiner wagte einen so hohen Einsatz, als ihre leichten Nachbarn. Statt wie jene ihre heimischen Güter zu verkaufen, ließen sie sich noch ihre Bereitwilligkeit von den Richarden teuer bezahlen.

In Deutschland geschah während der Zeit eine große Veränderung. Es bildete sich der Bürgerstand. Auf eine Zeit befreit von der Macht ihrer kleinen, desto gefährlicheren Tyrannen, hatten die Bewohner des flachen Landes Muße, sich ihren Wirkungskreis zu erweitern. Städte gab es wohl schon seit den Zeiten der fränkischen Heinriche, aber unterdrückt von mächtigen Nachbarn, waren sie nur ein Teil der Macht ihres Herrn, erst jetzt fingen sie an, eine eigene Macht zu bilden, die oft ihren eigenen Tyrannen furchtbar wurde. Künste, Gewerbe, Handel, vorher durch die Furcht vor den Plackereien der Großen niedergedrückt, begannen sich zu erheben, und die in der Folge entstandene Hansa bewies, wie weit Deutschland darin vorgerückt sei.

Ueberhaupt zeigte sich zu der Zeit die erste Spur von Welthandel. Europas Handel war bisher wenig mehr als ein Austausch der Produkte zwischen benachbarten Ländern gewesen, und trotz des Verhältnisses der Venetianer mit dem griechischen Hofe scheinen selbst diese bis jetzt keinen Handel dahin getrieben zu haben.

Jene Franken also, die doch nicht unbedeutende Fürsten waren und als Vasallen den glänzendsten Hoffesten beigewohnt hatten, hatten dergleichen noch nie gesehen. Ein Beweis der geringen Ausdehnung des damaligen Verkehrs. Erst mit den Zeiten der Kreuzzüge fingen die klugen Venetianer an, die Möglich-

keit einer solchen Unternehmung einzusehen und wenn ja früher etwa ein einzelner Kaufmann das Wagstück unternommen hatte, nach dem Orient zu handeln, so ward es nun Sache eines mächtigen Staates, und gedieh mit reißender Schnelligkeit. Genuesen und Pisaner wetteiferten hierin mit Venedig, das seine Eifersucht so wenig verhehlte, daß sein Doge Vital Michieli auf dem ersten Kreuzzuge im Archipelagus eine aus gleich gottseligen Absichten dahin gekommene genuesische Flotte zerstörte. Die Absicht dieser italienischen Handelsstaaten zeigte sich in der Folge noch deutlicher, als sie in Palästina sich heftiger als die Sarazenen verfolgten. Als König Balduin Tyrus angreifen will, kann er den Dogen Dominiko Michieli nur durch die glänzendsten Handelsvorteile zur Mitwirkung bewegen. Ueberhaupt ward durch die Kreuzzüge der erste Schritt zu einer Verbindung der Welt zu einem Körper gemacht, da sie bisher aus so vielen einzelnen, isolierten Ganzen, als Weltteilen, bestanden hatte. Ein Schritt, dessen ungeheure Folgen nicht zu berechnen sind. —

Dieser ganze Krieg wurde mit bei weitem geringerem Erfolge geführt, als man von der bekannten Tapferkeit der Franken hätte glauben sollen. Der Grund von dieser Erscheinung lag in dem Talente der beiderseitigen Heerführer, nebst der Art zu streiten beider Völker. Der Franke war nur im Zweikampfe furchtbar. Ein ungelenksamer Koloß, auf einem ebenso schwerfälligen Streitrosse, warf er durch die Schwere des Stoßes alles, was sich ihm entgegensetzte, darnieder; doch der Feind, der seinem ersten Anfalle auswich und durch leichte Wendungen Rücken und Flanke zu gewinnen suchte, war ihm unüberwindlich. Ueberhaupt gab es unter den Franken keine Schlacht, jede derselben war nichts als ein ins Tausendfache vervielfältigter Zweikampf. Der Heerführer, den nichts mehr mit Ehre bedecken konnte, als wenn er eine große Anzahl Feinde vom Pferde geworfen hatte, wetteiferte um diesen Ruhm mit dem gemeinsten Reiter und überließ es jedem einzelnen, für sich selbst so gut zu sorgen, als er konnte; je größer seine unbesonnene Tollkühnheit, desto größer sein Ruhm. Die Geschichte der Kreuzzüge ist mit derlei Großtaten bis zum Uebermaße angefüllt. Mit einem Worte: Die Christen hatten gute Soldaten, aber schlechte Feldherren. Anders war das bei den Sarazenen. Hier verbesserten talentvolle Feldherren, was ihre schlechten Truppen versahen; und die Erfahrung aller Zeiten, daß die Hände vom Kopfe besiegt werden, bewährte sich auch hier. Nicht selten ward das Kreuzheer Sieger beim ersten Angriffe, indem es sich, alle Disziplin und Ordnung scheuend, seiner Plünderungssucht überließ, in den Armen des Sieges von den tätigen Heerführern der Sarazenen geschlagen.

Fähige Köpfe im Christenheere sahen das bald ein, und nachdem man gegen hundert Jahre geschlachtet hatte, fing man endlich an, Krieg zu führen. In Palästina bildete sich Johann von Brienne zum ersten Feldherrn seiner Zeit. Kurz, eine Kriegskunst entstand, die in der Folge Spanier und Franzosen ausbildeten. Eduard von England gewann die Schlacht bei Azincourt vielleicht nur durch den Gebrauch der Pfeile im Treffen, eine Sache, die den Franken vor dem heiligen Kriege beinahe unbekannt war.

Ob der lange Umgang mit den wissenschaftlich gebildeten Sarazenen ohne Folge für den Geist der fränkischen Wilden blieb, mag uns der Zustand der Wissenschaften vor und nach dem Kreuzzuge, die Fortschritte der Aufklärung nach demselben und zum Teil das traurige Schicksal des Tempelordens, bei dem freilich wohl der gute Same auf schlechten Boden gefallen sein mochte, der Eifer, mit dem sich Männer von Kopf damals bei sarazenischen Lehrern, die auf christlichen Schulen angestellt waren, auf die arabische Sprache verlegten, beweisen. — Die Achtung, in der sarazenische Gelehrte bei den beiden großen schwäbischen Friedrichen standen, bürgt nicht wenig dafür.

Hätte aber auch diese Unternehmung keine anderen günstigen Folgen gehabt, als daß sie die geisttötende Hierarchie Gregors VII. zerstörte, wer könnte es wagen, die Frage aufzustellen, ob die Kreuzzüge mehr genützt oder mehr geschadet haben. Gerade das, was erfunden ward, diese Gewalt zu erheben, stürzte sie auf immerdar, oder verwies sie vielmehr in die gebührenden Schranken, die sie seit der Zeit nie mehr so auffallend durchbrachen. Der Enthusiasmus, der über ein Jahrhundert lang die Welt für jene abenteuerlichen Züge begeistert hatte, konnte, wie der Enthusiasmus überhaupt, nicht der abkühlenden Kraft der Zeit widerstehen. Es gab keine Familie, die nicht unter den im Orient Gefallenen einen Angehörigen oder Freund beweinte, und mit all dem Aufwande von Blut war nichts gewonnen; denn durch die Schwäche und Treulosigkeit der christlichen Fürsten in Palästina ging zuletzt alles, was man dort besessen, verloren. Nach der übereinstimmenden Erzählung aller Zurückkehrenden hatten sie statt der gehofften orientalischen Schätze nichts als Wunden und pestartige Krankheiten geholt, die Gärung in Europas Innern, die ihren unflätigen Schaum gern an jene entfernte Küste spritzte, hatte sich größtenteils nach Absonderung des Unrats gelegt, und — wie jedem Toren, der fühlen muß, um zu begreifen — der getäuschten Welt gingen die Augen auf. Der heilige Stuhl, der, unpolitisch genug, diese Krise übersah, ließ in seinem Eifer für die heiligen Kriege nicht nach und heilte dadurch das Volk der Laien vollends von seiner stumpfsinnigen Blindheit. Kurz, man fing an, das System des

römischen Hofes einzusehen. Was das für Folgen haben konnte, begreift wohl jedermann. Was es für Folgen wirklich hatte, zeigt das Betragen Philipp des Schönen von Frankreich gegen Bonifaz VII. und Clemens V., und die Unwirksamkeit der päpstlichen Bannflüche, die sich seither selten gemacht haben.

Kurz, Europa ist damals mündig geworden und, wenn gleich die ersten Handlungen seiner Großjährigkeit nicht die glänzendsten Beweise der Rätlichkeit dieses Schrittes waren, wenn es auch jetzt noch, einem unerfahrenen Jünglinge nach der Endigung der Vormundschaft gleich, die Schätze seiner Kraft entweder verschwendet oder unbenützt liegen läßt, so wollen wir doch von der Zukunft das übrige erwarten und in Hoffnung derselben uns des schwachen Lichtes freuen, das dem Menschengeschlechte aus dem Chaos jener nebelvollen Macht angebrochen.

Kirchenstaat.

(1846).

Die gegenwärtige Erledigung des römischen Stuhles böte Gelegenheit, die politische Lage des Kirchenstaates auf eine bleibende Art zu regulieren. Ueberhaupt ist die ganze Idee eines Kirchenstaates nur insofern zulässig, anderseits aber notwendig, als dadurch dem Haupt der katholischen Kirche die erforderliche Unabhängigkeit verschafft wird. Sein dermaliges Gebiet aber macht ihn gerade abhängig, von jenen Nachbarn nämlich, die ihn nach Umständen entweder bedrohen oder beschützen. Es müßte ihm daher eine isolierte Stellung gegeben werden, von jeder unmittelbaren Nachbarschaft getrennt, und das wäre nur auf einer Insel möglich, die durch ihre Lage mit niemand und mit jedermann in Berührung kommt. Sollte auch eine einzelne Macht auf die Meere einen vorzüglichen Einfluß ausüben, so wäre dies glücklicherweise eine protestantische, England nämlich, deren Einwirkung durch eine glückliche Glaubensantipathie so ziemlich paralysiert würde. So viel für das Interesse des Katholizismus im allgemeinen. Zugleich aber haben die Bewohner des römischen Staates speziell den Anspruch auf eine bürgerliche und politisch regulierte Existenz, der bei der gegenwärtigen Priesterregierung niemals verwirklicht werden wird und jenes Mißvergnügen und jene Unruhe erzeugt, deren Ende, weil ohne Abhilfe, nicht abzusehen ist.

Glücklicherweise gibt die geographische Lage von Italien ein Auskunftsmittel an die Hand. Man räume dem Könige von Neapel den Kirchenstaat ein und gebe dem Papst die Insel

Sizilien in voller Souveränität. Die Unterschiede der Einkünfte ließen sich leicht durch Oktroyierung dieser oder jener Gefälle unter Garantie der englischen Regierung ausgleichen. Da aber die Erinnerungen des Katholizismus wesentlich an der ewigen Weltstadt haften, so hätte das Trastevere mit der Petruskirche und dem Vatikan als ausgeschiedene Domäne dem römischen Hofe zu verbleiben, und zwar so, daß, wenn von Zeit zu Zeit der Papst selbst oder, bei vorher festzusetzenden Gelegenheiten, durch einen Stellvertreter die großen kirchlichen Zeremonien der katholischen Kirche in Rom abhält, das Trastevere in das Verhältnis einer vollkommenen Unabhängigkeit von der neapolitanischen Regierung tritt. Der Weg von Sizilien nach Rom auf einem guten Dampfschiffe ist weder weit noch beschwerlich, und der Papst macht ja jährlich Reisen und hält Villeggiaturen.

Sizilien, um vor dem Schicksale des dermaligen Kirchenstaates gesichert zu sein, müßte eine Konstitution bekommen, was bei der Romagna, der Nachbarschaft wegen, nun und niemals stattfinden kann. Es müßten dann die Geistlichen auf immer für unfähig erklärt werden, ein Staatsamt zu bekleiden, mit Ausnahme allenfalls desjenigen Kardinals, der die Stelle des Papstes in weltlichen Angelegenheiten zu vertreten hätte, da das Zusammentreffen des politischen Macchiavellismus mit der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in ein und derselben Person auf jede Art zu vermeiden wäre.

Bei einer solchen Scheidung der Obliegenheiten würde vor allem der Katholizismus selbst gewinnen. Das Zwitterwesen eines römischen Monsignore hörte auf, und man brauchte nicht abgefeimte Staatsmänner dahin zu stellen, wo Seelenhirten erforderlich sind.

Der Vorschlag mag abenteuerlich scheinen, und er ist es auch. Aber das Abenteuerliche ist immer noch besser als das Unmögliche; daß aber ein Fortbestehen des Kirchenstaates in den gegenwärtigen Verhältnissen unter die Unmöglichkeiten gehört, leuchtet jedermann ein.

(1822).

In einem kalten Zeitalter zu leben, ist kein Unglück. Denn, indem man sich der Kälte entgegenstellt, ergreift man notwendig das Entgegengesetzte: die Begeisterung. Begeisterung aber ist die Mutter alles Großen. Unheilbringend ist aber eine falschbegeisterte Zeit, denn um sich nicht mit fortreißen zu lassen, wird man auf die Kälte hingewiesen. Kälte jedoch sichtet und scheidet, bringt aber nichts hervor.

(1844).

Es wäre möglich, daß, was für die Kultur der alten Welt die Völkerwanderung und der Einbruch fremder Barbaren gewesen sind, für unsere heutige und ihre Fortbildung das Emporkommen einheimischer Barbaren würde: eine Erscheinung, deren erste Keime schon in der Uebervölkerung und dem Kommunismus fühlbar werden.

(1839).

Was die Spanier zu tun haben, wenn sie des navaresischen Aufstandes Herr werden? Keine Nachsicht, keine Güte! Der Selbst-Harte und Rachsüchtige sieht in jedem Nachgeben nur ein Zeichen der Schwäche. Er hält sich für furchtbar, wenn man ihn schont. Daher zum Anfang Strenge ohne Grausamkeit, um so mehr als für den ersten Augenblick der Erschöpfung kein Zurückfallen in die alten Wirren zu fürchten ist. Aufhebung der Fueros, insoweit sie mit einem wohlgeordneten Staate unverträglich sind. Vom Augenblicke an aber, als sich der gute Wille der Unterworfenen zu zeigen anfängt, Nachgibigkeit, Brüderlichkeit, Landsmannschaft, Gleichheit.

(1862).

Preußen setzt sich auf guten Fuß mit Frankreich, wie der eben abgeschlossene Handelsvertrag zeigt. Wie wenn Ludwig Napoleon seine ursprünglichen Pläne dahin geändert hätte, das linke Rheinufer, statt mit Waffengewalt, auch durch Vertrag für Frankreich zu gewinnen? Es handelte sich nur darum, daß ihm von deutscher Seite eine gleichmäßige Schurkerei entgegenkäme. Wo diese zu suchen sei, liegt auf der Hand. Sowohl Preußen, als die übrigen auf dem linken Rheinufer besitzenden Fürsten müßten natürlich entschädigt werden. Eine solche Entschädigung böten österreichische Provinzen, bei welcher Gelegenheit zugleich Piemont in den Besitz Venedigs gelangte. Preußen hätte dadurch die Nebenbuhlerschaft Oesterreichs für immerwährende Zeiten entfernt, Napoleon Deutschland ebenso dauernd geschwächt, Rußland seinen Plänen auf die Türkei einen lästigen Seitenangriff erspart, und die ganze Welt wäre froh und zufrieden. Gebe Gott, daß ich nicht schwarz sehe!

(1855).

Das Traurigste in den Ereignissen der letzten Zeit besteht nicht in dem Unglück, das sie über die Gegenwart gebracht haben, sondern darin, daß der Glaube an die Perfektibilität der Menschheit, an die sogenannte Erziehung des Menschengeschlechtes darin höchst wankend geworden ist. In dem Augenblicke, als man die Welt auf einer weiß Gott wie hohen Stufe der Bildung glaubte, kommt der Tag der Prüfung, und sie steht schlechter und alberner da, als jemals. Ja, sie zeigt geradezu die Erscheinungen einer abwärts gehenden oder sich auflösenden Kultur. Das ist kein hypochondrischer Pessimismus, denn es kann allerdings ein Mann oder ein Ereignis alles wieder ins Gleichgewicht bringen. Aber das Unberechenbare außer Rechnung gebracht, dürfte es unserer Bildungsepoche nicht anders ergehen, als es der griechischen und römischen vor uns ergangen ist. Das natürliche Denken durch ein künstliches Gedankenspiel verdrängt; die Vorurteile entfernt, aber durch keine Urteile ersetzt; die Empfindung nur noch in der Selbstsucht lebendig; Autorität und Vertrauen erloschen und die Rechtschaffenheit einer erlogenen oder geträumten Großartigkeit untergeordnet: wo wäre da noch ein fester Punkt, an den man den Hebel für ein Emporziehen des Versunkenen ansetzen könnte? Am übelsten daran ist Frankreich durch seine moralische und Deutschland durch seine geistige Verworrenheit. Ja, letzteres noch schlimmer, da man aus dem Verstande eine wenigstens notgedrungene Ehrlichkeit machen kann, aus der Ehrlichkeit aber — selbst diese den Deutschen zugegeben — ewig keinen Verstand. Wie die Deutschen dazu kommen sollen, ihrem Eigendünkel zum Trotz von der hohen Stufe herabzusteigen, die sie erreicht zu haben glauben, und die Sache wieder anzufangen, wo Lessing und Kant und Goethe sie gelassen haben, das übersteigt jede Voraussagungsgabe. Ein Mann, ein Mann! ein Königreich für einen Mann! In einer gleich prekären Lage befinden sich aber Rußland und England. Die andern Staaten gehen zu Grunde, weil sie wollen, England, weil es muß. Sein erkünstelter Produktionszustand muß brechen. Lord Palmerston hatte als eigensüchtiger Engländer ganz recht, den Kontinent anzuzünden, denn nur der Brand der Welt gibt Wärmestoff für ihre Maschinen, und nur Bettler sind Käufer für ihre Fabrikate. Nichtsdestoweniger ist Englands Untergang ein Unglück für die Welt. England hat die Macht Napoleons gebrochen, und seine gesicherte Stellung gäbe den alleinigen festen Punkt, um dem allgemeinen Verderben einen Damm zu setzen. In Rußland aber macht die ungeheure Kluft zwischen den gebildeten Ständen und der rohen Masse des Volks, daß die Durchschnitts-

linie der Bildung, die die Regierung einhalten muß, sich von der gebildeten Hälfte allzuweit entfernt. Das werden sie unter dem Einfluß der europäischen Traditionen auf die Länge nicht ertragen, und eine Revolution kann kaum ausbleiben. Aber was dann? Dann steht Polen als ein natürlicher Alliierter Frankreichs da und Italien als unnatürlicher, aber für den Augenblick unzweifelhafter. Vielleicht daß ein neuer Napoleon der Revolution in Frankreich dann den gewohnten Abfluß durch Raub und Eroberung verschafft und die Welt den Kreislauf wieder durchzumachen hat, dem kein Winter und kein Moskau ein elementarisches Ziel setzt. Ich will nicht an derlei glauben, aber man muß ein starkes Vertrauen in die Vorsehung haben, um nicht schwarz zu sehen. Ich stehe am Rande meiner Tage. Es ist nicht Besorgnis um mich, es ist meine begeisterte Liebe für das Gute und Schöne, was mich kleinmütig macht.

(1855).

In einem stimmt die Welt jetzt ziemlich überein, und sie müßte blinder sein, als die Blindheit selbst, wenn sie nicht einsähe: daß es unserer Zeit an Talenten und Charakteren fehlt. Selbst der früher so oft wiederholte und eigentlich aus der Sache selbst fließende Satz: daß die Revolutionen große Männer an den Tag bringen, hat unser Armutszeugnis besiegelt und unterschrieben. In ganz Europa war die Revolution und kein großer Mann hat sich gezeigt. Natürlich! Wo nichts ist, kann auch nichts erscheinen. Woher kommt also diese Dürftigkeit? Man kann es einen Zufall nennen, aber ein Zufall, der gleichzeitig sich in allen Ländern wiederholt, ist doch gar zu sehr allen Zusammenhang der Dinge verspottend. Ein Teil wird wohl immer Zufall bleiben: daß selbst nicht einzelne sich der allgemeinen Ansteckung entziehen konnten, aber die Entgeistigung der Massen als Grund der Ansteckung ist denn doch kein Zufall; um so mehr wenn sich Ursachen nachweisen lassen, die die Erscheinung halb oder ganz erklären.

Andere mögen in der immer zunehmenden Gewinn- und Genußsucht, im Egoismus, in der Uebertreibung des Handels- und Industriestrebens die Gründe für die soziale und politische Mattigkeit nachsuchen, mich interessiert die Literatur, und da sich unsere Zeit vor allem eine gebildete nennt, so dürfte die Literatur als das Organ der Bildung am wenigsten ohne Einfluß sein und wohl gar einen großen Teil der Schuld tragen usw.

(1857?)

Wenn man eine Regierung haßt, so ist das (besonders da man sie dann gewöhnlich auch fürchtet) bei weitem nicht so gefährlich, als wenn man sie verachtet. Oesterreichs Unglücksfälle in letzterer Zeit stammen größtenteils aus dieser Quelle: die in sich unverbundenen Nationalitäten schämen sich ihr anzugehören. Die Regierung mag sich mit ihren kirchlich bigotten Bestrebungen hüten, dieses Gefühl nicht von neuem wieder zu erwecken.

(1868).

Jedermann ist darüber einig, daß das Konkordat in Oesterreich ein großes Unglück für die Untertanen war, weil es die Erziehung, den Unterricht, die Ehe, alle bürgerlichen und menschlichen Verhältnisse mehr oder weniger unter die Herrschaft einer Kirche gebracht hat, die notgedrungen ist, sich aller Verstandesentwicklung entgegenzusetzen, weil nur der Unverstand ihre übernatürlichen Voraussetzungen annehmen kann. Das ist aber nur die eine Hälfte des Unglücks, das Uebel nach unten. Das Uebel nach oben ist, daß die Kirche sich die Vorzüge nicht schenken läßt, sondern etwas dafür gibt: das göttliche Recht des Monarchen. Das ist nun die reine Despotie. Der Monarch kann alles tun, was ihm beliebt, und ist nur seinem Gewissen und denen also, die sein Gewissen dirigieren, verantwortlich. Ueber den Satz: Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand, lacht jedermann; denn Gott gibt die bürgerlichen Aemter nicht, sondern die Menschen geben sie, und die Menschen können wohl ein Amt geben, aber die Fähigkeiten dazu nicht. Aber wenn Gott selbst dem Monarchen das Amt gibt, so kann und muß er ihm dazu auch die Fähigkeiten geben. Daher entsteht nun nebst der Willkür auch der Eigendünkel, die Meinung, alles besser zu verstehen, der dieses Land zu Grunde richten wird und den guten Anfang dazu bereits (1859) gemacht hat.

(1822).

Warum ich Schriftsteller der vergangenen Zeit, wär es auch der nächstvergangenen, denen aus den Zeitgenossen vorziehe, liegt auch mit darin: daß die Irrtümer jeder Vorzeit klar vor den Augen der Nachwelt daliegen und man sie mit historischem Auge betrachtet, ohne dadurch affiziert zu werden; die Gegenwart aber heftet sich mit so vielen Fäden an uns, daß selbst schon die Gewalt, die man anwendet, sich von ihren Irrtümern loszureißen, ein Zuviel von der andern Seite hervorbringen muß. — Es gibt keinen unparteiischen Beschauer seiner Zeit.

Historische Charaktere.

Kaiser und Könige.

König Albrecht II.
Kaiser Friedrich IV.
Kaiser Maximilian I.
Kaiser Karl V.
König Karl I. von England.
Kaiser Ferdinand II.
König Gustav Adolf.
König Ludwig XVI.
Kaiser Napoleon I.

Päpste.

Papst Gregor VII.
Papst Innocenz III.
Papst Clemens XIV.
Papst Gregor XVI.
Papst Pius IX.

Staatsmänner und Feldherren.

Perikles.
Herzog von Sully.
Cromwell.
Prinz Eugen von Savoyen.
Robespierre.
Talleyrand.
Lafayette.
Freiherr vom Stein.
Erzherzog Franz Karl.
Fürst Metternich.
Gentz.
Freiherr v. Gagern.

König Albrecht II.

(Kurz, Oesterreich unter Albrecht II. Wien 1835.)

König Albrecht II. gilt für einen löblichen Fürsten, am Schlusse seines Buches bezeichnet ihn Kurz auch ausdrücklich als einen solchen, die Darstellung aber ist aus diesem Gesichtspunkte völlig mißraten. Nicht ein guter Zug wird erwähnt, nichts als Verfolgungen, fromme Grausamkeit, mitunter bis zum Empörenden, Schwäche, Kleinlichkeit. Wenn die neuern Deutschen das Mittelalter aufs lächerlichste hervorstreichen, so findet dagegen Kurz gar keine Türe in dasselbe. Er hat sich eine Art neuer Haarbeutelzeit ideeiert, in der er geistig lebt und die ihm den Maßstab für alle Jahrhunderte abgibt. Auch ist sein Stil einmal gar zu schlecht und seine Darstellung stroherner als billig. Uebrigens ein braver Mann und schätzbarer Materialienaufstapler. Das Beste im ganzen Buche — das Konzilium zu Basel, sowie das Schlechteste — die Erzählung der Unruhen während Albrechtens Minderjährigkeit.

(1844).

Kaiser Friedrich IV.

(Chmel, Geschichte Kaiser Friedrichs IV. Hamburg 1840—43.)

Das macht diesen Friedrich IV. so ekelhaft, daß, indes seine Feigheit ihn zu jeder Lösung untüchtig machte, seine Habsucht ihn in immer neue Verwicklungen hineinzog. Von seinem Historiographen Chmel kann man wohl sagen, daß er unter den Geschichtschreibern ungefähr dieselbe Stelle einnimmt, wie sein Held unter den Königen.

Das einzige, was Friedrichen während seiner ganzen Regierung gelungen, ist jene Aussöhnung Deutschlands mit Papst Eugen und Auslöschung der Wirkungen des Basler Konziliums auf dem Fürstentage zu Frankfurt, was aber eben auch nichts war, als eine Rückkehr zum alten Schlendrian und die Ursache der spätern Kirchentrennung ward. Bezeichnend für die Ansichten des Papsttums jene Bulle Eugens vom 6. Februar 1447, in der er alle ein paar Tage früher gegebenen Konzessionen als nicht erteilt erklärt, insofern sie in irgend etwas der Lehre der heiligen

Väter, den Privilegien und der Autorität des römischen Stuhles abträglich wären. Eine ärgere Schufterei ist wohl kaum denkbar.

(1836—1838).

Kaiser Maximilian I.

Sicher hat, seinen Vater Friedrich III. ausgenommen, kein Kaiser als solcher eine so erbärmliche Rolle gespielt, als Maximilian I. Seine Privateigenschaften zugegeben, war er doch der eigentliche Don Quixote seines Jahrhunderts, und besonders in seinen italienischen Expeditionen steigert sich die Erbärmlichkeit beinahe zum Verächtlichen.

(1819).

Kaiser Karl V.

Wie Kaiser Joseph Friedrich II. nachahmte oder vielmehr nacheiferte, so tat es zum Teil Karl V. gegenüber von Franz I. Er hätte gar zu gern als Mensch und Held gegolten, aber seine Stellung ließ es nicht zu. Daher seine Ausforderung an den ritterlichen König, seine beinahe allzu unvorsichtige Reise durch Frankreich und sein Aufenthalt am Hofe des Beleidigten; daher sein Zug nach Tunis. Diese Uneinigkeit mit sich selbst, diese, freilich nach einer Seite hin sehr überwiegende Doppelseitigkeit, rieb ihn so ganz auf, als zuletzt die Pläne seiner Größe, der er seine Persönlichkeit zum Opfer gebracht hatte, durch Moritzens von Sachsen Abfall, zernichtet wurden. Napoleon wäre in kein Kloster gegangen, wenigstens nicht in einer Lage, die so schlimm war, als die Karls bei seiner Abdankung. Ich begreife nicht, wie man seinen letzten Schritt, ohne eine gewisse Tiefe des Gemüts vorauszusetzen, erklären kann; und doch leugnet man ihm diese gewöhnlich ab.

(1824).

Das Benehmen Karls V. unmittelbar vor und nach dem Passauer Vertrage ist mir so unbegreiflich nicht, als es manchem zu sein scheint. Seine Lieblingsidee war ohne Zweifel, die Kaiserkrone auf seinen Sohn Philipp und seine Linie überzutragen. Deshalb vor allem suchte er das Reich zu beruhigen, und die protestantischen Fürsten entweder unschädlich zu machen, oder bei so guter Laune zu erhalten als möglich. Hätte er nicht

eine Gewährung von ihrer Seite (Ernennung seines Sohnes zum römischen König) von ihnen erwartet, er würde den Sieg bei Mühldorf gewalttätiger benützt haben, als er wirklich tat. Moritzens Doppelzüngigkeit entging dem schlauen Mann gewiß nicht; er wollte aber nur nicht das Licht an beiden Enden anzünden und hoffte wohl Moritzen so lange hinzuhalten, bis seine zweite Herzensangelegenheit: die Reformation der katholischen Kirche, die er von dem Trienter Konzilium erwartete, und welche die Abneigung der Protestanten gegen Vereinigung der beiden Religionen und eine katholische Regentendynastie brechen sollte, vorher zu stande bringen, eh er sich gegen jenen neuen Feind wandte, von dessen zaubernder Verstellung er vielleicht noch sogar gute Dienste im Kurfürstenrat zur Erwählung Philipps zum römischen Könige hoffte. Die Weigerung seines Bruders Ferdinand, jene Krone abzutreten, und das frühe Losbrechen Moritzens machten seine Pläne hinsichtlich der römischen Königswürde scheitern. Von nun an lag ihm am Reiche nichts mehr, und da zu gleicher Zeit Heinrich von Frankreich sich tätig in die Sache mischte, trat Karl nur noch als König von Spanien auf. Als solcher mußte er vor allem das Umsichgreifen der Franzosen zurückweisen, und daher schloß er den Passauer Vertrag, ließ die deutschen Sachen gehen wie sie mochten, opferte die Zukunft des Deutschen Reiches für eine ruhige Gegenwart, für die Zukunft Spaniens auf, und suchte den erneuerten guten Willen der deutschen Fürsten nur gegen Frankreich zu nützen. Er marschierte auf Metz.

Eines der schimpflichsten Dinge, die Karl zu diesem letzteren Zwecke tat, war wohl sein Vergleich mit dem räuberischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg, in welchem er jene Verträge bestätigte, die dieser den Bischöfen von Würzburg und Bamberg durch die Gewalt der Waffen abgedrungen hatte. Als das Kammergericht, dieser Bestätigung entgegen, die Partei der Bischöfe nahm, mußte Karl dem Markgrafen selbst die Unmöglichkeit gestehen, sein Wort zu halten. Wahrscheinlich hat er auch mit jenem Vergleiche nichts gewollt, als durch den Markgrafen seine Widersacher im Reiche beschäftigen. Unwürdig!

Die oben geäußerte Ansicht von den Ursachen der Veränderung in dem Betragen Karls nach dem Passauer Vertrag erhält auch dadurch eine Bestätigung, daß er von dieser Zeit an sich um den Religionsfrieden in Deutschland eigentlich gar nicht mehr kümmerte, und — er, der auf allen andern Reichstagen der erste und letzte war — auf dem Reichstage zu Augsburg, der jenen endlichen Frieden zu stande bringen sollte, nicht mehr erschien, sondern seinem Bruder Ferdinand die ganze Sorge überließ.

(1823).

Wenn man nachforscht, wer die erste Veranlassung zur kirchlichen Spaltung in Deutschland gegeben hat, so war es Karl des V. Bruder Ferdinand mit den Herzogen von Bayern und einigen Bischöfen, welche auf Antrieb des Kardinal Campeggio zu Regensburg Anno 1524 eine Verordnung gegen die neue Lehre ergehen ließen, statt daß sie auf die Maßregeln des ganzen Reiches gewartet und indes jeder für sich in seinem Lande das ihm dienlich Scheinende veranlaßt hätten, oder vielmehr die unbedeutenden Reformationen des Papstes annahmen, die der Reichstag verworfen hatte, der auf Grundverbesserungen und ein zu dem Ende abzuhaltendes Konzilium drang.

(1835).

König Karl I. von England.

Ich weiß nicht, ob jene Anekdote, die Madame Motteville I, 266 erzählt, in die Geschichte übergegangen ist. Daß König Karl, im Begriff, ins Parlament zu gehen, seiner Gemahlin zusagte: in einer Stunde wolle er frei sein; er gedachte nämlich, seine vorzüglichsten Gegner im Parlamente gefangen nehmen zu lassen. Die Königin sah ungeduldig auf die Uhr, und da die Stunde vorüber war, teilte sie der Gräfin Carlisle jene Worte des Königs mit und bezeichnete die zu Verhaftenden mit Namen. Diese, ohne sich etwas merken zu lassen, geht hinaus und schreibt auf der Stelle einige Zeilen an die Bedrohten. Der König aber war durch einige Bittsteller aufgehalten worden und trat erst ins Parlament, als jene bereits die Zettel erhalten und das Parlament demgemäß gestimmt hatte. Dadurch ging denn natürlich der ganze Anschlag verloren. Madame Motteville versichert übrigens, die Geschichte aus dem Munde der Königin selbst zu haben.

(1857).

Kaiser Ferdinand II.

(Geschichte Ferdinand II., Schaffhausen 1850 ff.)

Ferdinands Schwäche geht selbst aus Hurters enkomiastischer Darstellung überall deutlich hervor. Daß er z. B. den Wiener Vertrag unterschrieb, gleich darauf aber verlangte, daß er für unwirksam erklärt werden sollte.

Ebenso als der Wiener Traktat (mit Ferdinands Unterschrift) nach Regensburg kommt, und die kaiserlichen Räte Fer-

binand erklären, unter diesen Umständen könnten sie nicht mehr gemeinschaftlich mit ihm handeln, bricht er in Tränen aus und ist kaum zu trösten.

Ferdinands Orakel waren, so lang sie lebte, seine Mutter und später die Pfaffen.

(1830).

König Gustav Adolf.

Daß Gustav Adolf zu Lützen vom Herzog von Lauenburg auf Anstiften des Kaisers sei ermordet worden, reduziert sich schon durch die Bemerkung Försters, [ungedruckte und eigenhändige vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben Albrechts von Waldstein. Berlin 1828—29], (die einzige gute, die ich bisher in den ersten zwei Bänden gefunden) ad absurdum, daß den Kaiserlichen die Gefangennehmung Gustavs vorteilhafter gewesen wäre, als sein Tod. Wenn er schon ermordet worden (er ist es aber gewiß nicht, sondern zufällig und unerkannt gefallen), so wäre mir der Verdächtigste der, den Förster als am entferntesten von jedem möglichen Verdacht bezeichnet: Bernhard von Weimar.

(1855).

König Ludwig XVI.

Fouché gibt in seinen Memoiren einen Grund für die Verurteilung Ludwigs XVI., der furchtbar stichhaltig ist, den nämlich: alle Machthaber der Nationalversammlung gleichmäßig zu kompromittieren, so daß keiner an eine Rückberufung der Bourbons ferner denken konnte. Soviel ich weiß, hat das niemand aufgegriffen.

(1822).

Kaiser Napoleon I.

Napoleon in der Schilderung, die er dem Direktorium von den Generalen seiner Armee macht (Oeuvres I, 58), vergißt bei Aufzählung ihrer Eigenschaften nicht, beizusetzen, ob sie in ihren Unternehmungen g l ü c k l i c h seien oder nicht.

Fürchterlich ist schon bei seinem ersten Auftreten die Art, wie Napoleon überall nichts sieht als seine Ideen und bereit ist, ihnen alles aufzuopfern. Er ist nicht grausam von Natur, kaum hart, und doch begeht er Härten und Grausamkeiten, wenn

die Ausführung seiner Pläne es erfordert. Gewiß hat er sich aber aus keiner derselben jemals ein Gewissen gemacht, denn seine Gedanken, immer nur auf die Hauptsache gerichtet, ließen ihm die Nebensachen mit ihrer Rechtlichkeit oder Unrechtlichkeit gar nicht in die Augen fallen. Er ist gewiß ruhig gestorben.

Was war es denn, was Napoleon zu all seinen ungeheuren Unternehmungen antrieb? — Frankreich, die Welt zu beglücken? Daran hat er wohl nie so eigentlich gedacht. — Nachruhm? Er hat wohl nicht fest genug an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, als daß die Unsterblichkeit des Namens ein so gewaltiges Motiv für ihn sein konnte. — Was also denn? Das Bedürfnis seines unablässig bewegten Geistes nach immer neuen, nach immer stärkeren Reizmitteln. Es fehlte ihm die Fähigkeit, zu genießen, darum mußte er immer handeln, wenn er sich nicht selbst verzehren wollte. Wie der Branntweinsäufer zuletzt Scheidewasser trinken muß, um nur einen Reiz auf der Zunge zu fühlen, so gingen seine Unternehmungen immer mehr ins Kolossale, bis sie sich im Schrankenlosen verloren. Nicht Ehrsucht war der Hebel, sondern Tatendurst.

Was mag er vom Uebersinnlichen gedacht haben? Ueber das Ganze im Zusammenhang dachte er vielleicht gar nicht. Einzelne Erscheinungen erklärte er, wie überhaupt die Phantasie pflegt, außer dem Zusammenhange aus sich selbst, immer mit Außerachtlassung eines höchsten, letzten Grundes, den nächsten ins Auge fassend. So glaubte er an eine Vorherbestimmung und an ein Glück. Das war von jeher die Weise der Tätigen.

Was nicht auf den Körper und die Denkkraft sich bezieht, bezeichnet er mit dem Beiwort: morale; in diesen weiten Bezirk gehört der Mut nicht weniger als das Ehrgefühl und die Rechtlichkeit. Napoleon hatte Lieblingsausdrücke, im Jahre 1796 war es das Adjektiv moral.

(1822).

Eines plagte Napoleon, so wie es mich plagt: eine ungeheuere, bewegliche, den Erfolgen ewig zuvoreilende und sie sodann zurücklassende Phantasie. Das trieb ihn zu immer neuen Entwürfen, zu Plänen, die oft an den Wahnsinn zu grenzen

scheinen, und ließ ihn doch immer leer. Sein ganzes Leben war ein Ringen, einen Punkt zu finden, auf dem er vergnügt hätte sein können. Das geht auch aus den Memoiren Josephinens hervor. (Siehe jene Rede auf dem Teich zu Malmaison).

(1836).

Napoleon bildete sich ein, er hätte Corneille zum Fürsten gemacht, wenn er zu seiner Zeit gelebt; ich glaube, er hätte ihn auf lebenslang einsperren lassen.

(September 1817).

Ich las eben das Manuscrit venu de St. Hélène d'une manière inconnue*) (von dem ich übrigens nicht begreife, wie man Napoleon selbst den Verfasser davon glauben kann). Nachdem das Ganze bis nahe zum Schluß wie aus ehernen Eingeweiden herausgeflossen ist, so daß man billig zweifeln möchte, ob der, der es geschrieben, außer Knochen und Fleisch denn noch etwas unter der Brust gehabt haben könne, kömmt auf einmal auf der 95. Seite, bei Gelegenheit der Kapitulation von Paris, die Stelle vor: Mais je ne fus pas maître d'un premier mouvement de douleur, en voyant la capitulation de Paris signée par mon plus ancien frère d'armes.[13]) Diese Stelle, an sich wenig empfindsam, hätte mir beinahe Tränen gekostet. Unerwartete, sparsam vorkommende Züge von Empfindung rühren. So hat es Homer gemacht, z. B. im 3. Buch der Iliade, wo Helena ihre Brüder unter den Angreifern sucht.

Das sollte man sich anmerken, wenn man Tragödien schreiben will, und nicht das Subjektive ewig herauskehren und nach allen Seiten Rührungen auswerfen.

(1839?)

Madame Abrantes (Mémoires de la Duchesse d'Abrantes. Paris 1821 ff.) bestreitet jene Hesitation, jenes Versagen der Rede und des Entschlusses, das Bourrienne und andere am 18. Brumaire im Saale der Fünfhundert von Napoleon aussprachen. Dagegen läßt sie ihn, da er die Truppen mit einer Anrede begeistern will, dabei keinen Augenblick stille stehn und immer im Zickzack herumgehen, aus Besorgnis vor einem Pistolen-

*) London 1817.

schuß. Letzteres ist viel unwahrscheinlicher und mit Napoleons sonstigem Charakter unvereinbarlicher als ersteres. Er hat aber bei großen Unglücksfällen öfter (namentlich bei den Abdankungen, beim Rückzug aus Rußland), obgleich immer nur für kurze Zeit, ein Hinter-sich-selbst-zurückbleiben gezeigt, das merkwürdig genug ist. Napoleon wußte den Erfolg zu erschaffen, er hatte ihn aber zugleich notwendig, um der zu sein, der er war. Der Hintergrund seines Wesens, bei aller Verstandesschärfe, war eine riesenhafte Phantasie, die seinen sämtlichen Fakultäten jene alles mit sich reißende Gewalt gab. Wenn diese vis motrix[14]) durch ein starkes Desappointement außer Wirksamkeit gesetzt wurde, brauchte er immer einige Zeit, sich wieder zu steigern. Er war, trotz seiner scheinbaren Kälte, der Mann des Enthusiasmus, und ein roter Faden von erhabenem Wahnsinn geht durch alle seine Pläne.

Madame Abrantes beschuldigt Las Cases der Unwahrhaftigkeit, weil er Napoleon im Memorial jene halblächerliche komnenische Abstammung ihrer Familie bezweifeln läßt, von der er doch überzeugt gewesen sein soll. Sie tut Las Cases unrecht. Denn wie Napoleon im Spiele betrog und die Eigennamen durch Verstümmlung sich mundgerecht machte, so sprach er auch mitunter die Unwahrheit, um durch Weglassung oder Hinzufügung ein Ereignis für seinen klassifizierenden Geist so geläufig zu machen als einen Eigennamen für seinen Mund. Davon sind hundert Spuren in seiner Konversation auf St. Helena. Er wußte zuletzt selbst nicht mehr, was er auf solche Art zu den Ereignissen und Verhältnissen rein hinzugedichtet.

Ich freue mich, daß Madame Abrantes diese mir widerliche femme galante, diese Kaiserin Josephine, in demselben Lichte sieht, in dem sie immer mir erschienen ist . . .

Zugleich der Wahnsinn Alexanders und die berechnende Klugheit Cäsars war in diesem Mann! Er war der verständigste Wahnsinnige, der je gelebt hat.

(1855).

Die Memoiren von Masséna, obwohl für einen Nichtmilitär ziemlich langweilig, sind doch wieder höchst interessant. Daß im Juli 96 es Augereau war, der Bonaparten bestimmte, gegen Wurmser angriffsweise vorzugehen, indes jener sich hinter den Po zurückziehen wollte, daß später gegen Alvinczy es nur von einem Haare abhing, und der Sieg wäre den Oesterreichern geblieben; ja daß damals, statt von einem durchgreifenden Plan Napoleons, die Niederlage der Oesterreicher vielmehr dadurch veranlaßt wurde, daß sie in einem vereinzelten Bergkriege alles im

voraus methodisch anordnen und bestimmen wollten, indes die Franzosen, außer einigen berechneten Punkten, sich tapfer und gewandt herumschlugen, wie es eben gehen wollte.

Das sind sehr merkwürdige Dinge, obwohl einem Oesterreicher dabei das Herz im Leibe blutet.

(1820).

Papst Gregor VII.

Gregor VII. hat in neuerer Zeit wieder seine Verteidiger gefunden. Diese meinen, es wäre der Welt in manchem Betracht zuträglich gewesen, wenn eine geistliche Macht schiedsrichterlich ob der weltlichen gewaltet hätte. Aber — geistliche Macht? äußerlich wirkende, zwingende Macht? Wer hat sie gegründet? Von wo leitet sich der Rechtstitel ihres Bestehens her, eh noch von ihrer Wirksamkeit die Rede ist? — Dann, kann mit Vernunft eine Macht zugegeben werden, deren Mißbrauch dreimal größern Schaden anrichtet, als ihr weisester Gebrauch Nutzen stiften kann? wozu noch kommt, daß es für ihre Wirksamkeit Ersatzmittel gibt, gegen ihren Mißbrauch keinen Schutz. — Ferner: Bei Anordnung und Feststellung menschlicher Zustände und Einrichtungen muß durchaus auf nichts gebaut werden, als was unmittelbar in der gemeinen Menschennatur gegründet ist. Die Triebfeder der menschlichen Handlungen ist aber der Nutzen. Eine Macht aufstellen, deren guter Erfolg allein durch die Mäßigung desjenigen bedingt ist, der sie ausübt, scheint Unsinn. — Dann, wie haben denn die Päpste wirklich die äußere Macht ausgeübt, die man ihnen zugestand oder die sie sich zu verschaffen wußten? — Gehen wir die Reihe der römischen Kaiser und der Päpste durch; waren mehr gewaltige Kaiser oder mehr herrschsüchtige Päpste? — Endlich hat die Macht jedes weltlichen Herrschers doch eine Grenze in der Vernunft, im Recht, insofern sich beide in der öffentlichen Meinung aussprechen — in der Religion, wenn man will; aber die Macht des Auslegers der Religion? — Weh der deutschen Nation, daß sie auf die Meinung gekommen ist: der Enthusiasmus, ein herrlicher Hebel in außerordentlichen Fällen, könne als Triebrad bei Einrichtung des gewöhnlichen Zustandes der Dinge in Anschlag gebracht werden. Die Wurzeln müssen in die Erde gelegt und von allen Seiten gesichert sein, Blätter, Blumen und Früchte mögen sich heben ins schöne, aber unbeständige Reich der Luft. — Das ist mir eingefallen bei Lesung der Chronik des Lambert von Aschaffenburg und den Anmerkungen, die der Herausgeber Buchholz darüber macht.

(1831).

Aehnlichkeit der Bestrebungen Gregors VII. mit denen des Lykurg. Nur war die Verfassung des letztern möglich, denn — der überall schlagendste, hier aber vielleicht einzige Beweis der Möglichkeit — sie bestand wirklich und erhielt sich. Gregors Voraussetzungen existierten nirgends, als in seinem Kopfe. Die Reinheit des Herzens und der Aufschwung der Geister beim Klerus, die allein seinen Plan ohne horreur denkbar machten, war durchaus nie in so hohem Grade und so allgemein vorauszusetzen, und sein System hat höchstens der Form nach ab und zu, dem Gehalt nach aber nicht einen Augenblick bestanden. Die Neuern mögen ihn loben, wie sie wollen, was man ihm an Schurkerei nimmt, muß man ihm an Verrücktheit zulegen.

Papst Innocenz III. und seine Zeitgenossen (Friedrich v. Hurters Geschichtswerk).

(Erster Band, Hamburg 1834.)

Vorrede.

„Dieser (der Kern des Lebens) war bei Innocenz: Erkenntnis und Verwirklichung der höchsten Bestimmung des Pontifikats als einer zur Leitung der Kirche und hiermit zum allseitigen Heil des gesamten Menschengeschlechts von Gott selbst geordneten Anstalt."

„Ob jene Erkenntnis eine richtige oder eine irrige, ob sie dem wohlverstandenen Christentum gemäß oder zuwider, ob sie aus der Lehre seines Stifters zu begründen sei, danach hat der Geschichtschreiber nicht zu fragen?" Gewiß, insofern er weder lobt noch tadelt, sondern bloß erzählt; denn sonst wäre der Alte vom Berge, wären die Menschenopfer des Moloch auch zu rechtfertigen.

Höchst sonderbar, wenn er, im Gegensatz der neuesten Revolutionsstürme die Zeit Innocenz' als eine solche anspricht, welche gegen alle Störungen ein kräftiges Gegengewicht anerkannte, die Gesellschaft durch alle Abstufungen und durch alle Verhältnisse zu einem harmonisch ausgebildeten, darum auch festgegliederten Ganzen sich gestaltete, ein aus dogmatischer Kraft ausgehendes Gravitationsgesetz die Wandelbahn bestimmte. Man sollte denken, er spricht von Arkadien.

Der Verfasser bekennt sich als einen Freund Ludwig Hallers. Gut, wollen sehen!

p. 47 spricht der Verfasser offenbar in jenem abscheulich menschenfresserischen Sinn der ältesten Kirche von dem Sakra-

ment des Altars als einem tremendum mysterium; er nennt diese Ansicht die echt katholische.

p. 48 macht der Verfasser die Hypochondristen, unter die er auch seinen Lothar zählt, zu den gebornen Richtern des Menschengeschlechtes; denn was ist einer, der sein Auge nur auf die Schattenseiten des menschlichen Daseins zu wenden im stande ist, anders als ein Hypochondrist? Ich bin auch ein solcher, wie wahrscheinlich der Verfasser gleichfalls; aber ich bilde mir nicht ein, ein Richter des Menschengeschlechtes zu sein.

Durch Cölibat, Ascetik und Scholastik gezogene Hypochondristen, mit einer im Geschäftsleben hinzugekommenen größeren oder kleineren Beimischung von Eigennutz und Schurkerei, das waren diese weltrichtenden Päpste. Doch will ich mich gern eines andern belehren lassen!

Diese schwarzgalligen Deklamationen aus Innocenz' Werken erschrecken, wenn man denkt, daß sie von einem zum praktischen Eingreifen Bestimmten herrühren . . .

Verteidigung der Kreuzzüge mit Berufung auf den (absurden) Geist jener Zeit. Es wäre unhistorisch, diesen Geist modern zu ignorieren; nichts aber fordert, selbst absurd zu werden, indem man ihn billigt. Was war der Zweck der Kreuzzüge? Des Landes Herr zu werden, dessen Herr Christus selbst nicht sein wollte, da er die Königswürde ausschlug: dann, erobert, wie bewahren? Indem man es als Festung betrachtete, und alljährlich das Herzblut des Abendlandes als Besatzung hineinsandte? Oder, was militärisch und politisch allein denkbar war, indem man auch die rund umher liegenden Völker unterwarf und die lateinische Kirche im Orient mit Gewalt der Waffen zur herrschenden machte? Anderes nicht hat Mahomet gewollt und die Welt hat ihn darob verdammt . . .

p. 439. Ohne dies (diese Kämpfe der Päpste) wäre das Christentum eine jüdische Sekte geblieben! Du hast es gesagt . . .

Dieser Innocenz ist eine Art Wahnsinniger. Wie Don Quixote überall Schlösser, sieht er überall die Kirche.

*

Das Buch mit einer Mischung von Bewunderung und Grausen gelesen. Bewunderung über die tiefe Forschung, das ungeheure Quellenstudium, die Einheit und Rundung der Konzeption und Komposition, aber zugleich mit Grauen über den innersten Geist desselben, der, kurz ausgesprochen, der Satz ist: daß konsequentes Handeln nach einer großartigen Idee von aller moralischen Zurechnung befreie. Was zur Rechtfertigung vom Geiste dieser Zeit und der individuellen Ansicht gesprochen wird,

wäre ebenso geeignet, dem Alten vom Berge und der spanischen Inquisition das Wort zu führen. Wenn es absurd ist, vom Geist der Zeit keine Notiz zu nehmen, so ist es noch verwerflicher, den Geist einer absurden Zeit zu billigen.

Es hat lange zum Ton gehört, von Innocenz als von einem eigentlichen Bösewicht zu sprechen. Der Verfasser zeigt ihn uns in einem höheren Lichte und gewiß mit Recht. Aber durch Ascetik, Scholastik und Cölibat erzeugte Hypochondrie, der . . .

*

2. Band.

Die Vorrede ein erneuter Beweis von der Befangenheit des sonst so trefflichen Mannes. Ausdruck der Begeisterung des Stubengelehrten über die versuchte Realisierung einer Schulidee. Versuchte. Denn Innocenzens Anmaßungen haben das Papsttum für immer vernichtet. Nach seinem Tode flackerte es noch eine Zeitlang fort, brannte und sengte sogar für eine Weile, erlosch aber dann für alle Zukunft. Requiescat in pace . . .

Der Papst macht Versuche, die Russen zur katholischen Kirche zurückzuführen, die aber erfolglos bleiben. Ein eigentlicher geistlicher Don Quixote!

(1835).

Das Beste, was man für das Papsttum sagen kann, ist, daß für eine so kenntnisloſe, rohe, alberne Zeit, als das Mittelalter war, eine so brutale, unsinnige, aber nachhaltige Zwangsgewalt noch immer ein Glück zu nennen ist. Menschen mag man lehren und ermahnen, aber für Tiere gehört ein Maulkorb. Objektiv genommen, möchte man sagen: Alles ist gut, was sich erhalten kann, denn es zeigt sich dadurch als mehr oder weniger notwendig; aber es subjektiv verteidigen, wie Hurter getan, ist eine Schändlichkeit oder Verrücktheit.

(1847).

Papst Clemens XIV.

Gelesen die Briefe des Papstes Ganganelli, (Clemens XIV., seine Briefe und seine Zeit, Berlin 1847. Von A. v. Reumont, anonym), vorderhand zur Hälfte. Offenbar ein vollkommen rechtschaffener Mann, freilich mit vorherrschender Weichheit. Schon angesteckt von der Eleganz der damaligen italienischen (oder vielmehr der französischen) Literatur, dabei aber von einer

Innigkeit, ja Strenge des Glaubens, wovon man sich die Möglichkeit, in einer solchen Nebeneinanderstellung, heutzutage kaum mehr vorstellen kann. Die damalige Erziehung und das Klosterleben bietet allein die Erklärung. In der Philosophie, deren Lehrer er war, gerade so weit gekommen, um die Scholastik widerwärtig zu finden, aber ohne Ersatz durch eine andere Anschauungsweise, weshalb er sich wohl auch gar so völlig in das Positive flüchtet. Die Jesuiten nirgends getadelt, aber ein Widerwille gegen die laxen Moralgrundsätze, welche die ihrigen waren, an mehreren Stellen ausgedrückt. Da er alle diese Seiten offen zur Schau trägt, so bleibt es freilich unbegreiflich, wie man, seine Liebenswürdigkeit unbeschadet, glauben konnte, in ihm den rechten Papst für die damalige schwere Zeit gefunden zu haben.

(1839).

Papst Gregor XVI.

Man kann wohl sagen, daß der Papst durch seine letzten Angriffe auf den Protestantismus, ja auf die Grundsätze der Duldung im allgemeinen, seine Macht für immer zerstört hat. Eine verlorene Schlacht läßt sich durch eine gewonnene wieder ersetzen, ein verfehltes Werk läßt sich verbessern, aber eines ist, das sich nicht mehr herstellen läßt, wenn es einmal abgewiesen worden ist: die Autorität.

Hätte er länger zugesehen, so hätte die Begriffsmengerei in Deutschland, ja endlich in Frankreich so zugenommen, das Prinzip der Selbstzerstörung im Protestantismus sich so durchgearbeitet, daß er es nur mit der Orthodoxie nicht gar zu genau zu nehmen brauchte, um alle Tauben endlich in seinen Schlag zu bringen. So aber nötigte er durch seinen Angriff vor der Zeit, die verworrenen Begriffe sich zu sondern und zu fixieren, der noch nicht ganz entschlummerte Verstand erwachte, und die Schranke ist jetzt stärker als irgend vorher. Verliert er nun noch Spanien, wie er Portugal und Südamerika schon verloren hat, so mag er sich pensionieren lassen. Daran ist aber weniger er selbst schuld, als die Jesuitenpartei in Wien und München, die ihm den Zeitpunkt als günstig geschildert hatten. Der Italiener ist zu verständig, um sich eine klare Vorstellung von der Geisteszersetzung machen zu können, die in Deutschland einen Metallglanz von Christentum auf die Oberfläche getrieben hat. —

(1844).

Wenn man behauptet (wie Custine „La Russie" (Paris 1843), der Papst werde durch seine weltliche Souveränität unabhängig als Oberhaupt der Kirche, so ist vielmehr das Gegenteil davon wahr. Er wird dadurch auch als Kirchenhaupt abhängig von den Mächten nämlich, die sein Land politisch in Schach halten. Er kann nicht einmal mehr ein Märtyrer sein, weil das ihm anvertraute Land die Leiden teilen müßte, denen er als einzelner vielleicht trotzte.

Der Papst ist daher auch gegenwärtig ein halber Vasall von Oesterreich, das ihn gegen seine eigenen Untertanen schützt, und muß sich dazu hergeben, von dieser Macht auf jeden gehetzt zu werden, der ihr im Wege steht. Die preußisch-köllnischen Wirren haben dieses bewiesen. Der Hermesianismus ist notorisch von Wien und München aus in Rom denunziert worden, und der Papst konnte nur schwer dazu gebracht werden, gegen eine Ketzerei aufzutreten, die seinen Einkünften keine Gefahr drohte. In Rom fürchtet man nur die Trennung, nicht die Irrlehre.

Eben deshalb auch sind die Schritte Rußlands gegen die katholische Kirche in seinen Staaten, zwar dem Vorgange nach abscheulich, der Sache nach aber ganz folgerecht und gerade durch die Kölner Geschichten herbeigeführt. Rußland mag sich nämlich nicht der Gefahr aussetzen, bei einem Konflikt mit einer katholischen Regierung vielleicht im prägnantesten Augenblicke den Papst als Bundesgenossen des Feindes auf den Hals zu kriegen. Mit Ausnahme der Griechen neigt sich jetzt die ganze Welt zum Katholizismus, als der einzigen konsequenten christlichen Konfession, aber den Papst will niemand, wenigstens in seiner gegenwärtig mittelalterlichen prätentiösen Fassung. Er ist das Haupthindernis der Ausbreitung der katholischen Kirche.

(1847).

Papst Pius IX.

Die Welt hat sich noch nicht erholt von ihrem Erstaunen über das Benehmen des neuen Papstes. Eine Gewalt, die nur durch Uebereinstimmung mit sich selbst, durch eiserne Konsequenz das geworden ist, was sie ist, aus dieser Konsequenz hinauswerfen und auf einen neuen Weg bringen; die blinde Ehrfurcht der Diskussion preisgeben, indem man selbst diskutiert, um Nützlichkeiten Gehör zu geben, wo bisher nur Notwendigkeit gesprochen, das hat allerdings etwas in Erstaunen Setzendes. Der neue Papst ist entweder ein sehr rechtschaffener,

ja geistreicher, aber etwas unvorsichtiger Mann, oder er ist schlauer, als man denkt. Wie, wenn er eingesehen hätte, daß das Papsttum in seiner bisherigen Fassung eine Unmöglichkeit geworden, daß die Zeit der Wunder und Zaubereien für immer vorüber sei? Wie, wenn er ein menschlicherer Hildebrand wäre, der die päpstliche Gewalt zu einer Zuflucht der Völker gegen den Druck und die Anmaßung der Regierungen machen wollte? Der das alte Sprichwort: unterm Krummstab ist gut wohnen, in neue Geltung zu bringen gedächte? Ob das Mittel auf lange vorhielte, wäre die Frage, aber Rettung für die nächste Zukunft läge allerdings darin. Die Zerwürfnisse in der katholischen Kirche hörten mit eins auf. Der Protestantismus, der sich seiner Haltlosigkeit eben jetzt am deutlichsten bewußt worden ist, müßte froh sein, einen Mittelpunkt gewonnen zu haben. Die in Deutschland auftauchenden Ideen von Einheit kämen auf die natürlichste Art entgegen. Die unmittelbarste Wirkung wäre auf Italien, das, als ein Fürsten- und Völkerbund unter der Suprematie des Papstes, innere Konsistenz gewänne. Es träte ein Waffenstillstand zwischen Wissen und Glauben ein, währenddessen man nach und nach, halb unmerklich, versuchen könnte, die Grenzen des letzteren auf Kosten des ersteren zu erweitern. Aber würde das angegriffene Pfaffentum ruhen? Würde der unfehlbare Papst nicht gerade bei seinen Anhängern den größten Widerstand finden? Meuchelmord und Gift sind schon einmal ähnlichen Bestrebungen entgegengetreten. Dann, wo fände sich ein Nachfolger oder vielmehr eine Reihe von Nachfolgern, das begonnene Werk im Geiste des Anfangs fortzuführen? Hildebrand hat sie gefunden, aber an Schurken und Tyrannen war nie ein Mangel; die Ehrlichkeit, selbst die halbe, ist selten mit der Gewalt verbunden. Was es sei, das Ganze ist ein Problem, dessen Lösung im negativen Wege nur zu bald, fürchte ich, eintreten wird.

(1819).

Perikles.

Wohin der Leiter eines Gemeinwesens dasselbe bringen kann, wenn ihm Strenge der Grundsätze fehlt, ist Perikles der sprechendste Beweis. Je mehr vorzügliche Gaben ein solcher Lenker hat, um desto gefährlicher, wenn ihm die wichtigste fehlt. Es ist etwas Aehnliches zwischen Perikles und Ludwig XIV. — nicht der Person des letzteren, Gott bewahre mich, den Olympier so zu schänden! — aber dem Geist seiner Regierung, dem siècle de Louis XIV.

(1822).

Herzog von Sully.

Was für eine vortreffliche Natur dieser Herzog von Sully ist! So wie es ein glückliches Temperament dem Körper nach gibt, das in Fülle ohne Uebermaß besteht, so gibt es auch ein glückliches Temperament der Seele, eine glückliche Mischung der Säfte des innern Menschen. Wie Sully alle lobenswerten Eigenschaften hat, und zwar so, daß immer eine die andere hält und unterstützt, wodurch erst allein alle zur Tätigkeit kommen und eigentlich Wert erhalten. Das: ne quid nimis ist die gefährlichste Klippe für alle außerordentlichen Geister; wo die Tugend aufhört, fängt das Laster an, ja die meisten Laster sind eigentlich nur der Exzeß guter Eigenschaften.

(1859).

Cromwell.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß Cromwell trotz seiner Heuchelei und Schurkerei doch wesentlich religionsgläubig war, an das Uebernatürliche der Religion nämlich, mit Uebergehung des Natürlichen, menschlich Begründeten. Das geht auch hervor aus den Briefen des talentvollern seiner Söhne, Heinrich, unmittelbar nach dem Tode des Vaters, an Thurlon (Guizot 5. Bd., S. 12): „Je ne connais personne qui égale mon père, et pourtant lui même ne suffirait pas à une telle tâche, s'il n'était en intime communion avec Dieu."[12])

(1846).

Prinz Eugen von Savoyen.

Dieser Prinz Eugen von Savoyen war wirklich ein außerordentlicher Mensch. Es ist eine Vorurteilsfreiheit und Klarheit der Ansichten in ihm, die durchaus nicht seiner abgeschmackten Zeit angehört. Friedrich der Große steht nicht so isoliert da, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist.

Robespierre.

Robespierre, dieser Pedant der Freiheit!

(1841?)

In Robespierre ist etwas, das selten vorkommt, dafür aber auch furchtbar ist, wie nichts zweites: die Exaltation eines kalten Gemütes. Thiers findet den Schlüssel zu seinem Charakter im Neide. Ich glaube, er hat seine Gegner mehr verachtet, als beneidet. Er war der Pedant der Revolution. Er hielt sich allein für klug, weil kein Gefühl Zutritt in seinem Innern hatte. Wenn er Diktator sein wollte, so geschah es, weil er sonst niemand dazu fähig glaubte, und hat er später mit den Feinden Frankreichs oder den Bourbons unterhandelt, so war gewiß weniger Eigennutz die Ursache, als Geringschätzung.

Talleyrand.

Mr. de Talleyrand voulut dönc deux chambres et un pouvoir exécutif. C'est vers ce but, qu'il a constamment marché![13] (Sellé, Vie politique du Prince Talleyrand. Paris 1824. T. I, p. 106.) In der Tat? So glaubte man, daß es Talleyrand je um ein Prinzip zu tun war? Zwar in seiner Jugend vielleicht. Später hat er wohl gewiß nur sein Interesse, wenn möglich, ohne zu großen Nachteil des Ganzen, gesucht; wenn mit dessen Vorteil, um so lieber. Talleyrand kann seiner ganzen Natur nach kein Konstitutioneller sein. Man denke sich ihn als Minister in einer Kammer!

(1837).

Lafayette.

Mémoires de Lafayette, tom. I. (Paris 1837). Wie kindisch, wie eitel, aber auch wie naiv-gutmütig ist all das Gewäsch, das er dem General Washington schreibt. Wer kann glauben, daß die Auszeichnung, die Lafayetten von letzterem zuteil ward, außer der Neigung zu jener Gutmütigkeit, etwas anderes war als eine Lockspeise für die französische Regierung und dessen Volk? Wie er damals war, ist der Schreiber dieser Memoiren immer geblieben. Er starb als ein altes Kind, immer bereit und geschickt, sich an die Spitze einer jungen Bewegung zu setzen, aber auch immer von ihr ausgestoßen, sobald sie die Kinderschuhe vertreten und die Folgen sich an die Stelle der Ursachen gesetzt hatten.

(1856).

Freiherr vom Stein.

Die deutschen Geschichtschreiber der Neuzeit sind sehr übel auf Thiers zu sprechen. Was Thiers als Mensch und Intrigant betrifft, mögen sie sehr recht haben. Ebenso, was seine Parteilichkeit für Frankreich und Napoleon angeht. Er hat treu dargestellt, aber lediglich aus französischen Quellen. Dafür hat er aber große Vorzüge. Er schreibt gut, ohne in Schönschreiberei zu verfallen. Er entwickelt mit der größten Bestimmtheit und Deutlichkeit. Endlich versteht er die öffentlichen Geschäfte. Er hat selbst in allen Fächern gearbeitet, ja die höchste Leitung des Staates geführt, indes die deutschen Tugendpolterer nur aus ihrer Studierstube und vom Katheder poltern.

Ein solcher Tugendpolterer war auch der Freiherr vom Stein, das Ideal dieser Herren. Zugegeben seine großen Verdienste als Minister des Innern für Preußens Wiedererweckung und Kräftigung, hat er sich doch, als Napoleons Macht durch die Elemente und die Ueberkraft der Waffen niedergerannt war, in Bezug auf die neue Weltstellung als ein ziemlich unklarer Kopf gezeigt. Er wußte gar nicht mehr, ob er ein Russe, ein Preuße oder ein deutscher Standesherr war. Frankreich Provinzen zu entreißen, die für alle Zeit französisch geworden waren. Die Uebermacht Frankreichs zu brechen und dafür auf Rußland zu übertragen, ja zu verewigen, da letzteres auf breiteren Basen ruht als Frankreich. Er, der dem Fürsten Metternich Mittelmäßigkeit vorwirft, weil er sich von den Umständen, wenn auch offenbar zu sehr, bestimmen ließ, hatte nichts Angelegentlicheres, als Polen an Rußland zu geben und dafür Sachsen von Preußen plündern zu lassen. Er gehörte ein wenig in die Klasse der Arndt und Jahn, die vortrefflich sind, wenn es gilt, Mauern umzuwerfen, aber, wenn es geschehen ist, überall im Wege stehen.

(Januar 1847).

Erzherzog Franz Karl.

Der Palatinus von Ungarn ist tot. So groß der Verlust, der ausgezeichneten Eigenschaften des Verewigten wegen, an sich ist, so wird er noch vergrößert durch die Schwierigkeit, ihn zu ersetzen. Ein Magnat des Landes dürfte, alles andre ungerechnet, kaum Ansehen genug haben, die halb patriotischen, halb zur Mode gewordenen Widersetzlichkeiten zu bändigen. Von der herrschenden Familie aber sind die Oheime des Kaisers, die an Eigenschaften dem Verblichenen nicht nachstehen, durch ihr

vorgerücktes Alter und die Schwierigkeit, sich eine der Landes- und Geschäftssprachen, sei es nun die ungarische oder lateinische, bis zur Redefertigkeit geläufig zu machen, von der Kompetenz ausgeschlossen, indes die jüngeren Familienglieder erst von der Zeit jene Reife zu erwarten hätten, die über den Ehrgeiz, die Leidenschaften und die Lockungen der Popularität hinaussetzt. Und doch ist es notwendig, entweder einen vollendeten Geschäftsmann oder eine Respektsperson hinabzusenden. Von der letzteren Qualifikation weiß ich nur einen, und dies ist der präsumptive Thronerbe, der Erzherzog Franz Karl.

Dieser Herr hat sich zwar, vielleicht aus einer loyalen Delikatesse, bisher von den öffentlichen Geschäften entfernt gehalten, und es dürfte ihm daher, wie jedem, der in ein neues Verhältnis kommt, an der nötigen Gewandtheit fehlen. Aber das Land müßte sich geehrt fühlen, die künftige Hoffnung des Gesamtstaates mit der Obsorge über sein Wohl betraut zu sehen; dem entschiedensten Oppositionsmann dürfte es nicht gleichgültig sein, demjenigen entgegenzutreten, der als künftiger König, auf das Schicksal des einzelnen mehr oder weniger Einfluß zu nehmen hat, und endlich werden Bewegungen, die mehr aus den Leidenschaften als aus einem vernünftig ins Auge gefaßten Zweck hervorgehen, leichter durch den Respekt im Zaume gehalten als durch Gründe, und wenn es die besten wären. Die ersten schwankenden Schritte würden durch die Neuheit der Stellung entschuldigt, jeder Fortschritt in der Kenntnis des Landes und der Geschichte müßte schon als Aussicht für die Zukunft mit Begeisterung aufgenommen werden, und niemanden wäre es leichter als ihm, in einer mehr zurückgezogenen als jedesmal eingreifenden Stellung jene Grundsätze zu überwachen, deren Einhaltung das Gesamtwohl der Monarchie unerläßlich macht. Man sage nicht, daß gerade durch die Eigenschaft als Thronerbe die unvermeidlichen Fehlgriffe des Neulings einen Schatten auf den künftigen König werfen. Die Majestät bedeckt alles, und bei der Notwendigkeit der Successionsordnung sind es weniger die von dem Zufall abhängenden Vollkommenheiten, als die Heiligkeit des Mittelpunktes der Staatsmacht, was der Königswürde ihren Glanz verleiht. Sollte man als ungehörig bezeichnen, daß der künftige Herrscher eine dienende Stellung einnehme, so bedenke man, daß alle Kronprinzen von Europa in der Armee dienen, und wollte man letzteres aus der Gewohnheit und dem Hergebrachten erklären, so versuche man einmal etwas, das nicht hergebracht ist.

Er und seine geistreiche Gemahlin würden in Pest Hof halten. Sie würden den Adel, der in Ungarn das Volk ist, um sich versammeln und die liebenswürdige Gastfreundschaft

fände einen Widerklang in den Gästen auch außer den Grenzen des Salons. In mehr oder weniger Jahren reifte ein jüngeres Glied der Familie zu jenem Alter heran, das in unsern Tagen zur Volksleitung nötiger ist, als in allen vorhergegangenen, da in einer mehr bewegten als ihren Regungen treu bleibenden Zeit erst mehrere erlebte Wechsel der Bewegungen einen richtigen Blick auf die Natur der Bewegung selbst gestatten.

So viel, was Ungarn selbst betrifft. Welcher Nutzen aber für die ganze Monarchie daraus hervorginge, ist kaum zu berechnen. Die Throne von Europa sind gegenwärtig größtenteils mit gutwilligen, zum großen Teile mit verständigen Fürsten besetzt; was ihnen aber beinahe sämtlich abgeht, ist die Kenntnis des Volkes, die eigene Ueberzeugung von der Richtung und den Bedürfnissen der Zeit. In der einsamen Königsburg wird derlei nicht erworben. Gerade Ungarn, wo die Bewegung bis zur Uebertreibung geht, wäre eine Schule für den künftigen Regenten, wie keine andere. Die Notwendigkeit, sich von dem Guten und Schlimmen jeder Partei zu überzeugen, selbst den einzelnen nicht für gleichgiltig zu halten, in Wechselwirkung mit allen zu treten, würde jene Beweglichkeit des Geistes erzeugen, die im Feststehen nicht passiv und im Fortschreiten nicht übereilt ist. Die Söhne des Erzherzogs, talentvolle, aber vereinsamte Prinzen, würden hier erst ihre Erziehung vollenden, und leicht dürfte aus ihnen ein Regent hervorgehen, dem Stammvater des Hauses, Rudolf von Habsburg, gleich, der eine neue, aber trotz ihrer Neuheit, oder vielmehr durch ihre Neuheit geregelte Zeit über Deutschland brachte.

Oesterreich hat sich dem materiellen Fortschritte angeschlossen, aber die vervollkommten Beförderungsmittel werden erst dann einen Sinn haben, wenn der Geist des Fortschritts nicht nur die Bahnen ausstreckt, sondern auch im Wagen mitfährt.

(1839).

Fürst Metternich.

Das Urteil über Fürst Metternich dürfte bald fertig sein: Ein ausgezeichneter Diplomat und ein schlechter Politiker. Grillparzer.

Man hält den Fürsten Metternich ziemlich allgemein für einen großen Staatsmann. Ich war nie dieser Meinung. Das ist ziemlich gleichgiltig für das Urteil der Welt; übrigens hindert mich auch nichts, meine eigene Meinung zu haben. Gehen wir einmal die hervorragendsten Epochen seiner Laufbahn durch, vielleicht daß sich manches zur Begründung einer so abweichenden

Ansicht vorfindet. Vor dem Jahre 13 kann von ihm nicht die Rede sein, denn bis dahin war seine Laufbahn rein diplomatisch, und ihn für einen der gewandtesten Diplomaten zu halten, darin vereinige ich mich gern mit der allgemeinen Stimme. Die Frage ist nur, ob er auch ein großer Politiker sei. Im Jahre 13 nun ist zuerst die Allianz gegen Napoleon. Man hat darin viel Großes gefunden. Wenn man aber weiß, daß es sich dort nur um einen Interessenschacher handelte und, wenn Napoleon sich hätte entschließen können, die illyrischen Provinzen mit Triest an Oesterreich zurückzugeben, letzteres seiner Partei treu geblieben wäre, so fällt das Großartige der Sache so ziemlich von selbst weg. Das Gelingen war ein Zufall, die Schlacht von Dresden hatte entschieden, und wenn Vandamme sich nicht so unvorsichtig bei Kulm benahm, war die Allianz zersprengt, denn nichts hätte den Kaiser Franz abgehalten, nach seiner Art in vierzehn Tagen einen Separatfrieden zu schließen. Ein Unbilliger könnte dem Fürsten Metternich daraus einen Vorwurf machen, daß er vor seinem Beitritt zum Bund der Mächte nicht die Teilung der Beute im voraus sicher gestellt und dadurch die ungeheure Vergrößerung Rußlands verhindert hätte, das unmittelbar nach Napoleons Sturze sich an dessen Stelle setzte, nur mit einer nachhaltigern Furchtbarkeit, eben weil diese nicht wie dort auf einer Person, sondern auf Sachen beruhte. Dieser Vorwurf aber wäre unbillig. Die Mächte ließen sich ihre Successe nicht träumen. Das Unerwartete, der Zufall trat ins Spiel, was aber andererseits wieder den Ansichten und Plänen der vereinigten Staatsmänner ihr Großartiges und Voraussichtiges benimmt. Daß er dazu half, den Entel seines Kaisers zu entthronen, daran tat er ganz recht, denn es galt nicht bloß Napoleon zu stürzen, sondern sein System, das unter einem Nachfolger früh oder spät wieder aufgelebt hätte. Die Gründe aber, die ihn zunächst bestimmten, mögen wohl einer materiellen, in Zahlen auszudrückenden Natur gewesen sein. Gentz' Briefe werfen auf diese Seite des politischen Charakters unseres Mannes ein ziemlich helles Licht. Wenn ein Vorgesetzter die Geschenk-Annahme bei Untergebenen duldet, so nimmt er es gewöhnlich in dem Punkte selbst nicht gar genau, und der ungeheure Aufwand des Fürsten, sein Ankauf von Gütern, er, der den Nachlaß seines Vaters in Cridastand übernahm, deutet ziemlich klar auf diplomatische pourboires. Doch das mag so Sitte sein.

Die Einsetzung der Bourbons, die materialistische Verteilung der Welt unter die Nachfolger und Nachahmer von Napoleons Gewaltherrschaft sei ihm geschenkt, denn wer weiß, ob er diese Dinge gewollt und ob er sie hätte verhindern können. Das Geheimnis der heiligen Allianz, die wohl vornehmlich auf

einer romanhaften Idee Alexanders im ersten Momente des Gelingens beruht haben mag, ist noch unerforscht; unzweifelhaft aber ist die diplomatische Geschicklichkeit, mit der man durch Niederträchtigkeiten aller Art, in denen Religion und Gewissensbisse wohl eine große Rolle spielen, den von Natur edeln russischen Kaiser bis zur völligen Sinnesänderung brachte. Aber, wie gesagt, an Metternichs diplomatischem Talente hat noch niemand gezweifelt.

Daß dieser Staatsmann unterließ, die gute Stimmung Deutschlands zu benützen, um die Reichskrone auf Oesterreich zurückzubringen, daran tat er recht .... Wer nicht zu antworten weiß, handelt klug, der Frage aus dem Wege zu gehen. Daß er sich aber von Preußen verlocken ließ, Oesterreich an die Spitze der antiliberalen Reaktion zu stellen, Oesterreich, das bei der Gesinnung seiner Völker der Streit gar nichts anging, und er dadurch die Neigung Deutschlands in Haß und Abscheu verkehrte, das zeigt, wie wenig großartig sein Blick von jeher war, eng auf die Kabinette beschränkt und ohne Ahnung, daß die Zeit der Völkerpolitik gekommen war. Hier fing auch offenbar der nachteilige Einfluß Gentzens auf ihn an. Dieser Mann von hellem Verstand, aber eine sybaritische, feige Natur, als Deutscher Pedant, trotz früherer Beweglichkeit, brachte durch den Einfluß seiner Unterhaltung die Idee vom System in das mousseux der geistreichen Natur des Fürsten. Ohne Instruktion, von einem mehr weiblichen, taktartigen, als männlichen, denkenden Verstande (wie er in den diplomatischen Gesellschaften und Antichambren ausgebildet wird), hatte der Fürst seine bisherigen Succesſe der augenblicklichen geschickten Benützung der Umstände zu verdanken. Nun kam ein neues Agens hinzu: Prinzipien, von denen er bisher nichts geträumt hatte. Dieses neue Element schmeichelte seiner Eitelkeit, weil es Würde und scheinbare Konsequenz in seine Handlungen brachte; seinen aristokratischen Neigungen, denn der Aushängeschild hieß: Bestehen, Legitimität; ohne auf der anderen Seite seinem aphoristischen Geiste zu enge Schranken zu setzen, denn es hinderte ihn nicht, von Zeit zu Zeit mit einzelnen Intriguen dazwischen zu fahren und sein diplomatisches Gelüsten zu büßen, auf die Gefahr, durch solche Husarenstreiche all das wieder zu zerstören, was ein methodischer Gang seit Jahren festgestellt hatte. Hierbei kam ihm sein an Auskunftsmitteln fruchtbares Talent zu statten, das immer wieder einzulenken und aus allen Zufällen Vorteil zu ziehen wußte. So oder so blieb der eigentliche Leitstern seiner Handlungen immer das Gelüsten und sein Haupt-, wenn nicht einziges Mittel: die Intrigue. Napoleon, der freilich seinen Feinden nicht gern Gutes nachredete, hat ihn auf St. Helena

bezeichnet als bugiardo, bugiardo e niente che bugiardo.[14]) Das klingt freilich hart. Wenn man aber die etwas grobe Wachstubensprache in Salonausdrücke übersetzt: Intrigant, Intrigant und nichts als Intrigant, so ist man der Wahrheit vielleicht ziemlich nahe gekommen.

Dieses Sichandichten und Vorlügen von Gesinnungen und Prinzipien hatte nur die üble Folge, daß à force de répétition der Fürst endlich anfing, seine eigenen Lügen zu glauben, was immer der Zeitpunkt ist, wo der Betrüger in den Betrogenen übergeht. Auch der Fürst entging dieser Klippe nicht, und der als gran tacaño[15]) anfing, hat als Don Quixote aufgehört.

Die erste üble Wirkung dieses Hervorstellens legitimistischer Gesinnungen war, wie gesagt, daß es Preußen möglich wurde, den Haß des konstitutionellen Deutschlands von sich auf Oesterreich zu wälzen. Geschah dies nicht, so konnte erstere Macht nie daran denken, unter dem Aushängeschild eines Zollvereines die politische Suprematie über Deutschland sich vorzubereiten.

Wir übergehen hier die Ungeschicklichkeit des in diese Zeitfolge fallenden Vertrages mit Bayern über Salzburg und Berchtesgaden, wo der Wiener Staatsmann eine Unkenntnis der gemeinsten geographischen Verhältnisse an den Tag legte und endlich zum Abschluß der Konvention seinen Haus- und Tischnarren sendete, bloß um dem armseligen Gecken zu einem Orden zu verhelfen. Besagter Geck ließ sich auch wirklich übertölpeln, was zur Folge hatte, daß die reichsten Bezirke Salzburgs nebst ganz Berchtesgaden an Bayern kamen, ja die Oesterreich gebliebenen Salzwerke nebst den Betriebswaldungen sich im Augenblicke des Abschlusses schon auf bayrischem Grund und Boden befanden, was eine neue Konvention und neue Opfer erforderlich machte. Wir übergehen die Ungeschicklichkeit, die Sieben-Inseln, die (wie Metternich wenigstens selbst gegen einen venetianischen Bevollmächtigten versicherte) Oesterreich angeboten wurden, den Engländern zu überlassen, was den venetianischen Handel in einen immerwährenden Blockadezustand versetzte und (wie wieder die Venetianer versichern) jeden Aufschwung desselben für alle Zeit unmöglich machte.

Nach Uebergehung aller dieser sekundären Griffe und Mißgriffe gelangen wir auf den zweiten Fall, wo der helle Verstand des Fürsten sich von Eitelkeit und aufgedrungenen Systemen irre, und zwar wie folgenschwer für die Zukunft! irre leiten ließ. Es ist dies die griechische Frage. Sonderbarerweise hat gerade dieses Ereignis am meisten dazu beigetragen, den Ruf des Fürsten als vollendeter Politiker festzustellen. Daß er von allen Staatsmännern der einzige war, der die aus jener Verwicklung hervorgegangene Uebergewalt Rußlands vorhersah, der einzige, der den

allgemeinen Schwindel nicht teilte, das hat ihn, sowie in jener Zeit zum Abscheu, doch, nach ausgekühltem Enthusiasmus, zum Gegenstande der Bewunderung von jung und alt gemacht.

Laßt einmal sehen, was an der Sache ist! Daß er, er und sein . . . . Kaiser, die einzigen in Europa waren, die kein Mitgefühl für die Leiden der Griechen hatten, die einzigen, bildungslos genug, um an der Erhaltung des Landes, von dem alle Bildung ausging, kein Interesse zu nehmen, oder endlich die einzigen, die von vornherein entschlossen waren, keinem menschlichen Gefühl Einfluß auf den Gang ihrer winkelzügigen Politik zu gestatten — diese Seite der lobenden Anerkennung wird am Ende nicht so beneidenswert sein.

Aber, wird man einwenden (obwohl es nicht wahr ist), sie haben gefühlt wie die andern, aber ihr Gefühl dem Verstande untergeordnet, die Notwendigkeit der Erhaltung der Türkei samt der Größe der russischen Gefahr erkannt und danach gehandelt. Das klingt ganz gut, ohne darum ein großes Lob zu sein. Niemand, ohne besonderen Aufwand von Scharfsinn, erkennt die Gefährlichkeit der Katze besser als die Maus, sowie die Notwendigkeit der Erhaltung von Mauerlöchern und Vorratskammern. Jedes Land hat, wie seine Vorurteile, so auch seine Wahrheiten, die jedermann weiß, durch die besondere Lage und das Bedürfnis belehrt, indes sie andern, weit vorgeschrittenen Nationen noch lange ein Geheimnis bleiben. So ist es in Oesterreich mit der orientalischen Frage. Ein Dritteil des industriellen und zwei Dritteile des kommerziellen Gewinnes knüpfen sich an den Orient, und jeder Fiaker auf der Straße wird euch sagen, wie notwendig die Erhaltung der Türkei für Land und Leute sei. Daß nun der Staatsmann Oesterreichs das gewußt hat, was jeder Lohnkutscher weiß, ist nicht so bewundernswert. Die Frage ist aber: welche Mittel hat er ergriffen, um das drohende Unheil abzuwenden, und welche Folgen haben diese Mittel notwendig nach sich gezogen? Hier wollen wir ihn erwarten und dann loben, wenn wir können.

Sein erster Irrtum also war, daß er glaubte, es sei möglich, die Befreiung Griechenlands zu hintertreiben. Die bejahende Antwort auf diese Freiheitsfrage war zu einem Völkeraufschrei geworden, und keine der Regierungen Europas hätte es wagen dürfen, der allgemeinen Stimme der zivilisierten Welt diese Genugtuung zu versagen. Aber Metternich, unbelehrt durch die französische Revolution, durch den spanischen und den deutschen Befreiungskrieg, war mit seiner Politik noch immer in der Zeit zurückgeblieben, wo die Kabinette in strenger Sonderung von den Völkern dastanden, wo man nur die Maitresse des Fürsten oder den Kammerdiener des Günstlings bestochen zu

haben brauchte, um jedes politischen Erfolges sicher zu sein. Oder vielmehr sein ganzes Bestreben ging dahin, diese Zeit des diplomatischen Schachspiels wieder zurückzubringen. Er glaubte sie also schon zurückgebracht und verzweifelte daher nicht an der Möglichkeit des Gelingens. Diesen Irrtum wollen wir ihm verzeihen; als aber die Erfahrung die Unmöglichkeit der Verwirklichung seiner konservativen Politik gezeigt hatte, welche Torheit, welcher Aberwitz, sich von der orientalischen Frage, einer Lebensfrage für Oesterreich, entweder aus gekränkter Eitelkeit selbst auszuschließen oder aus Ungeschicklichkeit ausschließen zu lassen. Der Mißgriff wirkte nach zwei Seiten: Einmal gab das Nichtanschließen Oesterreichs an die allgemeine Forderung der Pforte Mut zum Widerstand und führte dadurch den russischen Feldzug herbei. Zweitens beraubte sich Oesterreich durch sein Ausschließen von der Prozedur auch seines Votums bei der Entscheidung und mußte ruhig mitansehen, wie der Vertrag von Adrianopel die Selbständigkeit der Türkei auf immer vernichtete. Der Fürst hat sich in späterer Zeit, bei Entstehung der Dampfschifffahrt, mit wohlgefälligem Lächeln die neue Handelsverbindung als seine Idee zuschreiben lassen. Hätte er bei Gelegenheit der griechischen Frage eine Ahnung gehabt, daß die Donau etwas anderes sei als ein großes Wasser, das beim Ausgang des Winters große Verheerungen anrichte, er würde nicht untätig geblieben sein bei einer Verhandlung, die den Russen die Donaumündung und dadurch das Schicksal des Donauhandels für immer in die Hände gab.

Die nächste Reihenfolge trifft nun die Julirevolution. Dies Ereignis war zu drohend, nicht nur für die absoluten Staaten, sondern für die ganze Welt, als daß man es nicht verzeihlich, ja klug finden sollte, wenn die drei Mittelmächte, für den Augenblick ihre gegenseitigen Beschwerden vergessend, sich zu einem engen Bündnis gegen das in der Entwicklung begriffene Monstrum vereinigten; vorausgesetzt, daß jeder der Teilhaber klug genug war, nach Vorübergehen der Gefahr wieder seine persönlichen Interessen zu besorgen und die nicht weniger monstrose Verbindung geheimer Feinde untereinander wieder aufzugeben. Aber auch abgesehen von der Versäumung dieses Zeitpunktes, ließ sich der Fürst gleich anfangs zwei unersetzliche Fehler zu schulden kommen. Beide betreffen die inneren Verhältnisse Oesterreichs und sind daher bei der Abschätzung des Ruhmes unseres Mannes von Ausländern nie gehörig gewürdigt worden.

Oesterreich war die erste Macht, welche unmittelbar auf die Nachricht von der Julirevolution ihre Militärmacht verstärkte. Diese Vermehrung war unnötig, den aufrichtigen Bund der drei Mächte vorausgesetzt; unzureichend, wenn Rußland eine Doppel-

rolle spielen wollte; in einem und andern Falle aber für die Finanzen verderblich. Oesterreich, durch absurd unternommene und geführte Kriege, durch eine geistlose Verwaltung zu Grunde gerichtet, durch wiederholte Bankrutte um alles Vertrauen gebracht, hatte eben im Jahre 1830 angefangen, sich aus seiner Zerrüttung zu erholen. Das Budget dieses Jahres bot, seit einem Menschenalter zum erstenmal, einen unbedeutenden Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben dar.

Diese günstigen Aussichten wurden durch die neuen Rüstungen für alle Zukunft zerstört. Der vermehrte Militäretat, in den der Adel sehr froh war, seine jüngeren Söhne unterzubringen oder für die schon untergebrachten schnelle Avancements zu erhalten, vermehrte die nur durch Anlehen zu deckenden Auslagen dergestalt, daß Oesterreich nach Verlauf von neun Jahren seine Staatsschuld um 200 Millionen vergrößert und sich der Lage nahe gebracht sah, neue Anlehen bloß zur Deckung der Zinsen aufzunehmen, was, wie man zugeben wird, bereits der ausgesprochene Bankrutt ist. Aber noch nicht genug! Die Unmöglichkeit, die vermehrte Last zu tragen, machte eine allmähliche Reduktion des Heeres zur unerläßlichen Notwendigkeit, und heute, am Schlusse jener neun Jahre, wo die orientalischen Verwicklungen die Stütze einer Armee gebieterisch forderten, sieht sich Oesterreich, wie beim Beginn, wieder ohne schlagfertige Heeresmacht, aber auch ohne Geldmittel, eine solche ins Feld zu stellen! Man wird einwenden: die jetzige Gefahr ist groß, aber die damalige war es nicht minder. Was hätte man tun sollen? Antwort: was Preußen getan hat, das auf seiner Hut war, aber nicht um einen Taler mehr ausgegeben hat, als seine finanzielle Lage erlaubte. Aber freilich haben dafür seine Staatsmänner der Eitelkeit entbehrt, die Schiedsrichter von Europa zu heißen und den Schuldenmachern zu gleichen, die, indem sie das Geld mit vollen Händen wegwerfen, dafür von dem Pöbel als wichtige Leute angestaunt werden.

Hatte den einen Fehler die Eitelkeit begangen, so beging den andern der Schreck. Ungarns wurmstichige, zeitunangemessene Konstitution durch allmähliches Ignorieren nach und nach außer Uebung zu bringen, war seit jeher eine der Hauptaufgaben der österreichischen Staatskunst gewesen. Wenn der Billigkeitssinn einerseits der Willkür abgeneigt ist, so mußte er andererseits wohl erkennen, daß in der egoistisch-aristokratischen Tendenz eines ungarischen Landtages wenig Heil für das Beste des Landes zu erwarten und — Willkür gegen Willkür — selbst der vorübergehende Druck eines einzelnen Gewaltherrschers noch leichter zu ertragen sei, als der durch Privilegien verewigte einer unwissenden rohen, hab- und machtgierigen Adelsclique, die nur in der

Niederhaltung jeder Entwicklung eine Bürgschaft für ihre unsinnigen Vorrechte finden konnte. Dasselbe System hatte Kaiser Franz während einer dreißigjährigen Regierung befolgt, Landtage wurden selten gehalten, Rekruten ohne Bewilligung der Stände ausgehoben. Die unbedeutenden Geldbeiträge gingen regelmäßig ein. Man murrte dagegen in Adelskonventikeln, schmähte, ließ seinem Unmut gegen die sogenannten „Schwaben" (Deutsche) freien Lauf und hatte sich endlich daran gewöhnt. Da kam die Julirevolution. Im ersten Schreck wußte die Regierung (und das war Metternich in allen Staatsrechtsfragen) kein besseres Mittel, als dem auftauchenden demokratischen Prinzip ein aristokratisches entgegenzusetzen. Landtage wurden wieder gehalten, die ungarische Konstitution mit Bewußtsein der Lügenhaftigkeit belobt (habetis bonam constitutionem, sagte ihnen Kaiser Franz, et mantenebo illam), und so ging der Unsinn seinen erneuten Gang. Ja, man vergaß sogar der Rückwirkung, welche die durch die Julirevolution rege gewordenen Ideen auf den ungarischen Adel ausüben mußten, der unscharfsichtig genug ist, um gar nicht zu begreifen, daß ihr Fall gerade das Gegenteil der französischen Freiheits- und Gleichheitsfrage ist. Weil sie Reden hielten, schrieen und Opposition machten wie die französischen und englischen Liberalen, so hielten sie sich für Freiheitsmänner und Liberale wie jene. In diesem Lärm nun trotzten sie der Regierung ein Zugeständnis nach dem andern ab, und wenn die Ausbeute gleich jedes einzelne Mal nicht bedeutend ist, so wird sie doch im Lauf der Jahre zu einer Masse anwachsen, gegenüber welcher die Ausübung einer geordneten Staatsgewalt nicht ferner möglich ist.

Wie viel zu weit man nun aber auch in der ersten Furcht vor jener Revolution gegangen sein mochte, gerecht war, auf das gehörige Maß zurückgebracht, die Besorgnis allerdings, und klug, daß man sich gegen mögliches Weitergreifen stärkte und verbündete. Nur hätte man, als die Furcht vorüber war, nicht den Haß an deren Stelle setzen und aus Kastengeist dem Manne sein Amt erschweren sollen, dem es gelungen war, den überschwellenden Strom in seinen natürlichen Ufern zurückzuhalten. Statt dessen benützte man jeden Anlaß, um den Bürgerkönig fühlen zu lassen, welcher ungeheure Unterschied zwischen ihm und den Tröpfen von Gottes Gnaden befestigt sei, um die Nationaleitelkeit der Franzosen bis aufs Innerste zu kränken, gerade als ob die Aufgabe gewesen wäre, einen Ausbruch herbeizurufen, statt ihn zu hintertreiben.

Wenn Rußland so handelte, war es gewissermaßen natürlich, denn es *wollte* die Zerwürfnis. In Preußen ist einmal das Russischtun und die Großsprecherei zu Hause. Oesterreich

aber hätte begreifen sollen, daß vielleicht in kurzer Zeit Frankreich in der orientalischen Frage dieselbe Rolle spielen werde, die es, Oesterreich selbst, in der Julifrage spielte, die Rolle des mindest beteiligten Schiedsmannes. Statt dessen wurden die Abgesandten Louis Philipps in den Salons des Fürsten Metternich von dessen eigener, plump-hochmütigen, verstandlosen Gemahlin öffentlich beschimpft, man ergriff jede Gelegenheit, um die Erinnerung an die vom Throne gefallene — gestürzt wäre ein zu heroischer Ausdruck! — also vom Throne gefallene Dynastie wach zu erhalten, ja als Louis Philipp, der Pacifikator von Europa, den Bund mit dem Bestehenden durch eine Heirat seines Thronfolgers mit einer österreichischen Erzherzogin besiegeln wollte, schlug man ihm nicht etwa die Hand dieser Prinzessin ab — das wäre der blinden Leidenschaft, dem aristokratischen Hochmut, der hohlen Theoriemacherei zu wenig gewesen! — nein, man ließ ihn nach Wien kommen, gab das Mädchen dem Freiwerber, der kurz vorher erst eine Schwester des Prinzen plantiert hatte, und schickte ihn so beschimpft und verspottet nach Hause. Man benahm sich, als ob man alle Prinzessinnen von Europa unterm Verschluß hätte, als ob man eine Heiratskontinentalsperre auf gut Napoleonisch gegen das neue Königshaus verhängen könnte. Oder hielt man dafür, daß eine österreichische Prinzessin ein gar zu hohes Ziel sei? Du guter Gott! Maria Luise hatte die Erzherzoginnen wohlfeil gemacht.

Was Oesterreich zurückwies, nahm Preußen an. Geschah es mit beiderseitiger Einwilligung, oder spielte letzteres dabei seinen hohen Alliierten ein Stückchen aus der Tasche, genug, es geschah, und die Einwirkung auf die Politik ließ nicht lange auf sich warten. Preußen ernannte seinen Gesandten in Paris zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, fing an, in den Tuilerien sich als eine verwandte Macht zu benehmen, die Invektiven gegen Frankreich hörten auf, kurz, die Zeichen einer Annäherung waren nicht mehr zu verkennen. Da mußte Rat geschafft werden! Der deutsche Zollverband noch von früher her, jetzt die Aussicht auf ein Bündnis mit Frankreich in der nächsten Zukunft, wozu noch eine kleine Rancune über die Zillertaler Religionsgeschichte kam. Was war nur gleich dagegen anzuzetteln? Die Hermesianische Ketzerei bot sich da wie gerufen.

Der Fürst hatte von jeher geliebt, sich mit Lumpen aller Art zu umgeben. Die vorzüglichste Rolle darunter spielten die Renegaten und Konvertiten, überhaupt die Ueberläufer religiöser und politischer Gattung. Wer von jeher den Meinungen zugetan war, die Fürst Metternich als sein Evangelium predigte, den verachtete er als einen Dummkopf; hatte er doch selbst diese Meinungen nur zum Behuf seiner Rolle vorangestellt. Wer aber

von der entgegengesetzten Partei, mit Bewußtsein der Lügenhaftigkeit, seines Bauches, seines Säckels, seiner Dienstkarriere wegen, zu ihm übertrat, der galt ihm als ein kluger Mann, und verstand er noch die Kunst, ihn zu amüsieren — wäre es auch nur durch Schwächen gewesen, die etwas zu lachen gaben — so war er willkommen. Die meisten dieser Lumpe nun waren religiöser Art. Daß ein dummes und bigottes Volk am leichtesten zu regieren sei, mochte ihm wohl schon früh vorgeschwebt haben, daher duldete er diese Euergumenen schon zu einer Zeit, wo er selbst noch ziemlich Freidenker war. Nun aber kam bei ihm nach und nach das Alter mit der Perspektive des Todes heran. Durch den Tod des Kaisers Franz war der Hofeinfluß in die Hände der Damen des kaiserlichen Hauses gekommen, die, nach Art der Besseren dieser Hochgestellten, gewohnt waren, die Langeweile eines unbeschäftigten Lebens mit Religionsübungen auszufüllen, und — der alternde Fürst hatte zum dritten Male geheiratet. Da der Leitstern seiner Handlungen im Privat- wie im öffentlichen Leben immer das Gelüsten war, so nahm er sich ein junges, rasches, ungebildetes, von einer hochmütigen und bigotten Mutter geleitetes Weib. So sehr sich der Fürst durch großartigen Leichtsinn und vornehmes Behagen konserviert hatte, mußte doch mancher Wunsch der rüstigen Magyarin unerfüllt bleiben. Um desto mehr galt es, die erfüllbaren Wünsche zu befriedigen. Schenken, Geben, Zuvorkommen war die Losung. Aber Hals- und Armschmuck, Perlen und Diamanten hatte sie zu Genügen. Was blieb da zu geben, als: zum Geburtstagsangebinde die Jesuiten, zum Neujahrsgeschenke die gemischten Ehen? Der Fürst ward in dieser Umgebung zum Frömmler, oder wußte wenigstens selbst nicht mehr, was er war.

In solcher Verfassung fand ihn die Kölner Angelegenheit. Man würde ihm unrecht tun, wenn man annähme, daß er die ganze Größe der Verwicklung von vornherein durchschaut, daß er zu einer Zeit, wo Krieg und Aufstand von Belgien her Europa bedrohte, das Ereignis in seiner nachherigen Ausdehnung gewollt habe, gewiß aber ist, daß der erste Anlaß dazu: die Denunziation der hermesianischen Lehre in Rom, von Wien, von der nächsten Umgebung des Fürsten, mit seinem Vorwissen ausging. Er überließ sich dabei nur seiner gewöhnlichen Neigung zur Intrigue, seiner gereizten Stimmung gegen Preußen und dem Wunsche, der drohenden kommerziellen und politischen Vereinigung Deutschlands unter Preußens Aegide eine religiöse Spaltung entgegenzusetzen. Der gewünschte Erfolg schlug jedoch gerade in sein Gegenteil aus. Deutschland vereinigte sich nur noch enger zur Abweisung der römischen Anmaßung: außer Bayern — und das nur für die Lebensdauer des gegenwärtigen

Königs — gelang es keinen Proselyten zu machen; Preußen — nach Abwendung der belgischen Gefahr — erwartete fest und ruhig von der Zeit die Ebnung der aufgeregten Meinungswellen; Rußland ernannte aus eigener Machtvollkommenheit einen katholischen Metropoliten, und der römische Hof hat durch seine voreiligen und zeitungemäßen Gewaltstreiche diese seine Gewalt für jetzt und immer zerstört. Von dem Augenblicke, als sich zeigte, daß er noch immer dasselbe wolle, wie im neunten Jahrhunderte, stößt ihn das neunzehnte unwiderruflich zurück, und verliert er nun auch noch Spanien, so geht der Romanismus zugleich mit dem Absolutismus zu Grabe.

Der Absolutismus muß aber zu Grabe gehen, seit durch den Tod des Sultans Mahmud und die dadurch neu aufgetauchte orientalische Frage der Streit zwischen den absoluten Mächten selbst ausgebrochen ist. Oesterreich, von seinen Finanzen mit einem Bruche bedroht, durch ein neunjähriges Vernichten seiner Kräfte mitten im Frieden erschöpft, ist außer stande, gegen die Anmaßungen Rußlands irgend selbständig aufzutreten. Es muß sich den liberalen Mächten in die Arme werfen, die es früher zurückstieß, glücklich genug, wenn man es mit Verzeihung sonstigen Hochmuts, und soweit es die eigenen Interessen gestatten, aufnimmt. Frankreich, an das sich anzuschließen, man früher versäumt, wird aus einer suchenden Macht die gesuchte. Der Preis der neuen Allianz wird die unbedingte Einwilligung in alles das sein, was Frankreich und England im Sinne des konstitutionellen Liberalismus einzurichten für gut finden. Ehe der Zustand der Hilfsbedürftigkeit eintrat, konnte man als Alliierter derlei Neuerungen hemmen, modifizieren, nun muß man sich ihnen fügen. Ja, will man nicht ganz das Spielwerk fremder Mächte sein, so wird man, wie zur Zeit von Napoleons Weltherrschaft, seine Zuflucht zu den eigenen Völkern nehmen müssen, und die gefürchteten Ideen von Nationalität, Völkerfreiheit, Mißbrauch der Gewalt werden, von der Regierung angerufen, wieder auftauchen, wie damals.

Kurz, der Fürst Metternich muß am Ende seiner Laufbahn die zwei Aufgaben seiner konservativen Politik verfehlt sehen: Niederhaltung des Liberalismus und Erhaltung des status quo, namentlich der Türkei; verfehlt durch seine Schuld als notwendige Folge seiner Maßregeln. Aber das, was Gentz das „rasende Glück" des Fürsten nennt, kam ihm auch hier zu Hilfe. Der Tod Sultan Mahmuds und die Aussicht auf das, was kommen wird, schlug ihn wie ein Blitzstrahl zu Boden. Eine alle Fakultäten des Geistes zerstörende Krankheit ersparte erstens seiner Eitelkeit die Demütigung, vielleicht noch mit einem Herrn Thiers oder Guizot in freundschaftliche, bittweise Korre-

spondenzen treten zu müssen, und ließ seinen Lobrednern die Möglichkeit, sagen zu können: Ja, wenn Metternich noch lebte, oder wenn Metternich noch gesund wäre! indes doch die Lage so ist, daß auch die höchste Geschicklichkeit nichts daran zu ändern vermöchte.

Wenn der hier ausgesprochene Tadel etwa den Schein der Geringschätzung angenommen hätte, so muß man sich dagegen hiermit ausdrücklich verwahren. Fürst Metternich war von Hause aus ein Mann von Ehre und Gefühl, entschlossen und mutig, der Verstand aber, in den diplomatischen Salons unter Weibern und Höflingen ausgebildet, mehr poliert, als gestählt, mit der Spitze ritzend, statt mit der Schneide trennend und, durch eine glückliche Auffassungsgabe verführt, das Resultat der Untersuchung vor der Operation des Untersuchens anticipierend.

(1839).

Eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung. Der Diplomat in seiner vollständigsten Ausbildung und Bedeutung. Die Gemütseigenschaften von Natur gut, aber abgestumpft durch den Gebrauch. Der Verstand nach Art der Weiber fein, scharf, schnell auffassend, aber zugleich eng, ohne Kraft und Tiefe, überhaupt mehr als Takt, denn als Denkvermögen wirkend. Charakter decidiert, ja energisch, versatil aus Mangel an Grundsätzen und doch wieder beharrlich, aber nur aus Hochmut und Rechthaberei. Ueberhaupt bezeichnet bei diesem Staatsmanne der Uebergang vom Schnellgewandten zum Beharrlichen zugleich die Epoche der Abnahme seines Talents. Von Natur prinzipienlos, aber geschickt im Ergreifen der Umstände, mischte zuerst der Umgang mit dem bekannten G. die Idee eines Systems wie einen schweren Bodensatz in seine champagnerartig aufsprühenden Gedanken. Da es von Natur an Haltung gebrach, so war dieses caput mortuum eines Systems willkommen, um den auseinanderfahrenden Bestrebungen eine Art Mittelpunkt zu geben, dem Schimmer Würde beizugesellen; indem aber zugleich dasselbe System nicht selbst erwachsen, sondern nur angefügt, kein Brennpunkt der Ueberzeugungen, sondern nur eine Folie für sie war, so wurde dessen Einfluß ein hindernder statt ein fördernder. Es nahm die Freiheit der Bewegungen, ohne ihnen das Verlorene durch inneren Nachdruck zu ersetzen. So haben wir diesen Mann als Don Quixote der Legitimität in Europa sein Land finanziell zu Grunde richten gesehen, gegen die Bildung ankämpfen, die ihm von Hause aus wert war, sich mit seinen natürlichen, anerkannten Feinden verbinden, um ein angeblich Heiliges zu verfechten, indes er auf der andern Seite wieder

nicht Anstand nahm, von der kirchlichen, ja im Notfall von der bürgerlichen Revolution Mittel zu erborgen, wenn es darum galt, Fehler des Kalküls wieder gut zu machen oder Wunden der Eitelkeit zu heilen. Das letztere war seine Natur, das erstere die eingelernte Lektion.

(1842).

Diesem Fürsten Metternich wird es ergehen, wie dem alten Könige von Holland. Was war da vor zehn Jahren für ein Gepreise und Gelobe von letzterem. Ueber die Charakterstärke, den Heldenmut, mit dem er alte Ansprüche nicht aufgab, der schlechten Richtung der Zeit sich entgegenstellte, samt andern Großheiten. Und auf einmal zeigte sich's, daß er mit all dem nichts erreicht, wohl aber seinen eigenen Staat an die Grenze des Abgrundes geführt hatte, so daß er — besonders da er sich in seinem Greisenalter nicht den Kitzel einer neuen Heirat versagen konnte — abdanken mußte, um nicht gesteinigt zu werden. So hat jener andere Mann sich unter den Lobeserhebungen von ganz Europa immer um die Angelegenheiten bekümmert, die sein eigenes Land am wenigsten angingen, Oesterreich in ein Meer von Schulden gestürzt, um Syrien sich der Gefahr eines Krieges ausgesetzt, und die Donauprovinzen den Russen in die Hände geraten lassen usw. Den Wert einer Leitung des Aeußern erkennt man nur aus der Wirkung auf das Innere.

(1847).

Oesterreich mit dem Fürsten Metternich kömmt mir vor wie ein armer Mann, der einen vortrefflichen Koch hat. Der Koch versteht sich auf die feinsten Speisen, aber der Herr kann sie nicht bezahlen. Für ihn, den Herrn, wäre eine Köchin, die sich auf bürgerliche Küche beschränkte, bei weitem vorteilhafter.

Gentz.

(1834).

Rahel (Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834) II, 117: „Aber Diplomaten ist das Gräßlichste in der menschlichen Gesellschaft! Der Stand. Diplomaten werden hart durch Weichlichkeit; und dies geschieht dem Henker nicht einmal. Visiten werden Pflichten; Anzüge, Kartenspiel, das müßigste Klatschen — Geschäfte, wichtige. Keine Meinung haben, und sie nur dadurch nicht äußern, welches die ausge-

breitetste, sündhafteste Krankheit des Pöbels (welcher gemeint ist, weiß man) ist, — wird Klugheit, Betragen genannt; und wird eine wahre Verhärtung der Seelenorgane."

Ebenso die Schilderung Gentzens II, 116, der aus Pfiffigkeit log und vor Lügen dumm wurde, weil er à force de mentir zuletzt selbst daran glaubte.

Freiherr v. Gagern.

(1849).

Es ist merkwürdig, daß in einer Zeit, die sich für so gebildet hält, die Albernheit, ja der Blödsinn oben auf ist. Nicht als wäre der Verstand ganz aus der Welt gewichen. Es gibt allerdings noch Verständige, und das sind die Schurken, die ehrlichen Leute aber sind geradezu albern, um nicht zu sagen blödsinnig. Wenige Charaktere schweben zwischen beiden Prädikamenten, insofern nämlich erst die Zeit, welcher Seite sie angehören, bestimmen wird. Bei Lamartine in Frankreich stellt sich die Eitelkeit als Mittelglied ein und gibt den Schlüssel des Rätsels. Schwerer dürfte es sein, in Deutschland dem Freiherrn von Gagern seinen Standpunkt anzuweisen. Man nennt ihn allgemein den edlen Freiherrn von Gagern. Ich will dieser allgemeinen Stimme glauben, dann ist er aber nicht verständig. Um nicht zu wiederholen, was tausendmal gesagt worden ist, daß durch die preußische Suprematie Deutschland verkleinert statt vergrößert, geschwächt statt gestärkt, ja vielleicht in ein Nord- und ein Süddeutschland auseinandergerissen werden würde, tritt noch der Umstand ein, daß Oesterreich in seiner Abtrennung von Deutschland sich unwiderruflich in die russische Allianz hineingedrängt sähe, eine Allianz, die für die Größe, ja den Bestand Kleindeutschlands das Gefährlichste wäre, was sein erbittertster Feind nur irgend ersinnen könnte. Letzteres würde dann notwendig sich gegen Frankreich gedrängt finden, wo dann früher oder später die Rheingrenze sich als der natürliche Preis des Schutzbündnisses herausstellte.

Anders jedoch bestimmt sich das Verhältnis, wenn der Freiherr von Gagern zufällig nicht edel wäre. Damit sei nicht gesagt, als ob man ihm niedrige, eigennützige Absichten zutraute, als ob man glaubte, daß er durch seine Voranstellung Preußens sich habe persönliche Vorteile verschaffen wollen. Soweit verirrt sich das öffentliche Urteil nie. Einem solchen Manne wäre das Beiwort „edel" selbst nicht als Spitzname beigelegt worden. Wie aber, wenn Freiherr von Gagern ein heimlicher Republikaner wäre, zwar kein roter, aber ein dreifärbiger, ein

schwarz-rot-goldner? Was die natürliche Folge einer Handlung ist, darf immer als der Zweck des Handelnden vorausgesetzt werden. Was muß nun aus der preußischen Hegemonie notwendig entstehen? Der König von Preußen ist in Deutschland, teils mit Unrecht, teils mit vollem Recht, wenig beliebt. Sein unmittelbarer Nachfolger ist in demselben Falle. Von dessen Kindern weiß man noch nichts. Man hätte also eine Folge von Regenten, denen niemand traut. Wem muß sich aber in einem konstitutionellen Staate das Vertrauen zuwenden, das man dem Herrscher und somit auch den von ihm gewählten Ministern entzieht? Notwendig der Volksvertretung, und da bliebe denn ein Reichstag mit diktatorischer Gewalt, was so ziemlich die demokratische Spitze wäre, von der die dreifärbigen Republikaner faseln. Eine allerdings gut angelegte Intrigue, um durch das scheinbare Gegenteil zu seinem eigentlichen Zwecke zu gelangen, eine Intrigue, in ihren Wirkungen unfehlbar, wenn der König von Preußen nicht scharfsichtig genug ist, des „Pudels Kern" herauszufinden. Wie man aber, wenn einmal die schwarz-rot-goldne Republik da ist, die nachdrängende rote abhalten will, und wie die getäuschte äsopische Fabelfigur, wenn ihr das Scheinbild im Wasser entging, wieder zu dem wirklichen Stück Fleisch kommen soll, das, seinem schnappenden Munde entfallend, in das demokratische Element des Wassers versank, — das ist eine Frage, zu deren Entscheidung der Verstand notwendiger ist, als der Edelmut und die Begeisterung.

Ueber die Nationen.

(1847).

Es ist etwas Eigenes um das Aufblühen und Verwelken der Völker. In jedem ist eine hervorstechende Kraft, die heilsam wirkt, solange sie Hindernisse zu besiegen hat, nach diesem Siege aber sich gegen sich selbst kehrt. So war's mit dem Geist der Freiheit in Athen zur und nach der Zeit des Perikles, so war's mit der Tapferkeit der Römer, nach Besiegung der Welt, in den Bürgerkriegen. Cäsar kam schon zu spät, zudem wurde er von kurzsichtigen Enthusiasten ermordet. Augustus wußte nichts Besseres zu tun, als die schädlich gewordene Kraft niederzuhalten. Darauf kamen seine unmittelbaren Nachfolger, die man kurz abgetan hat, indem man sie als Wahnsinnige bezeichnet. Sie waren aber nicht wahnsinnig, Caligula so wenig als Nero, der in seinen ersten Jahren als Weiser regierte. Ihr Wahnsinn war die rohe Selbstsucht und der Uebermut der Gewalt. Das alles hat nichts Erstaunliches; aber nachdem die eigentümliche Kraft der Römer einmal gebrochen war, kam eine Reihe der vortrefflichsten Fürsten: Vespasian, Titus, Trajan, Hadrian, die Antonine; es entstand sogar eine zweite, höchst achtbare Literatur. Das alles aber konnte dem Verwelken keinen Einhalt tun. Die natürlichen Energien der Nation waren zerstört, Vaterlandsliebe und Heldenmut in der Selbstsucht untergegangen.

Einen solchen Kulminationspunkt hatte das grübelnde und untersuchende Deutschland in der Epoche zwischen Kant und Goethes Tode erreicht. Schon beginnt die Kraft, sich gegen sich selbst zu wenden. Wenn nicht bald ein Mann oder ein Ereignis das Gleichgewicht wieder herstellt, wird ein Späterer oder ein Späteres die Nation verwelkt und unfähig finden, sich aus der Zerstörung wieder emporzuarbeiten, wie es mit Italien z. B. schon wirklich der Fall scheint.

(1822).

Große Achtung der Frauen in Aegypten, doch Eingeschlossenheit der Vornehmern.

Wein in Aegypten bloß den Königen und Priestern erlaubt, aber mit Beschränkung des Maßes.

(1838).

Die Franzosen sind die gebildetste europäische Nation. Nicht weil die Bildung bei ihnen vergleichungsweise die höchste Stufe erreicht hat, sondern weil das geistige Bedürfnis bei ihnen unter den meisten lebhaft ist. So waren die Griechen die gebildetste Nation des Altertums, gesetzt auch die geträumte Weisheit der ägyptischen Priester wäre wirklich und so überschwänglich gewesen als manche vorauszusetzen geneigt sind. Denn diese Weisheit war eben auf einzelne Klassen beschränkt, indes in Griechenland das ganze Volk unter geistigen Einflüssen stand.

(1841?)

Wenn ich meine Hoffnung der Freiheit auf Frankreich gründe, so ist es nicht, daß ich wünsche, letzteres möge die teure Gabe ihren Nachbarn mit dem Schwerte aufdringen, sondern ich hoffe, die Freiheit werde durch ihre Ausbildung in jenem tonangebenden Lande nach und nach so in die Sitte und Gewohnheit des Zeitalters übergehen, daß man endlich einen Absolutisten auslachen werde, wie einen, der einen roten Rock trägt oder eine Weste mit langen Schößen. Wenigstens Deutschland kann auf keine andere Art dazu kommen; Deutschland, wo die Kräftigen ohne Geist, und die Geistigen ohne Kraft sind.

(1838).

In einem englischen kritischen Blatte kommt der Ausdruck vor: Ein englisches Kind ist männlicher als ein deutscher Mann. Es liegt literarisch eine große Wahrheit in diesem Ausspruche.

(1847).

Lessing hat einmal etwas gesagt, das den deutschen Gelehrten oder vielmehr den Deutschen überhaupt genau bezeichnet. Er sagt ungefähr: Wenn mir Gott die Wahl ließe zwischen der Wahrheit und dem Streben danach, so würde ich unbedingt das letztere wählen. So geht es den Deutschen in der Freiheitsfrage. Mit der Freiheit selbst wüßten sie nichts zu machen; aber das Streben danach beschäftigt sie angenehm.

(1856).

Wenn man die Deutschen für unfähig zur Freiheit erklärt, so meint man damit nicht ihren natürlichen Charakter. Ihre Ehrlichkeit, ihre Gutmütigkeit, ihre Mäßigung machten

sie vielmehr zur Freiheit fähiger als die meisten andern Nationen. Ihre falsche Bildung macht sie unfähig, daß sie ihren natürlichen Charakter für einen gemachten aufgegeben haben, in dem kein Bestand ist, eben weil er gemacht ist.

(1835).

Andere Nationen suchen in der Kunst Befriedigung, die Deutschen Anregung, Aufregung vielmehr, ein unbestimmtes, endloses Vibrieren gehört unter ihre Genüsse.

(1835).

Männer suchen in der Kunst Befriedigung, Knaben Anregung. Die Deutschen gehören in die letztere Klasse.

(1834).

Der Grundfehler des deutschen Denkens und Strebens liegt in einer schwachen Persönlichkeit, zufolgedessen das Wirkliche, das Bestehende nur einen geringen Eindruck auf ihn macht. Diese Eigenschaft äußert sich in verschiedenen Perioden auf eine ganz entgegengesetzte Weise. Einmal läßt sie ihn, wenn nicht ein gewaltiger Anstoß dazu kommt, jahrhundertelang in dumpfem Hinbrüten fortvegetieren; ist der Anstoß aber einmal gegeben, so wirkt er beinahe mechanisch fort, unaufgehalten, endlos, wie die Wurfkraft ohne Reibung tun würde, weil er in nichts einen Widerstand findet. Wie Scheidewasser greift der deutsche Geist alles an: Gott, Willensfreiheit, Moral, Materie. Er bleibt bei keinem letzten stehen, weil nichts einen so starken Eindruck auf ihn macht, daß es eine Ueberzeugung für ihn in sich selbst führte. So ist die deutsche Philosophie wesentlich atheistisch, und wenn in neuerer Zeit viel von Gott die Rede ist, so ist das nur eine willkürlich gesetzte Gedankenbarriere, um nicht ganz in die bodenlose Kluft hineinzufallen, die dahinter unausweichlich gähnt. Sie nehmen einen Gott an, statt von ihm überzeugt zu sein; er hat keine Wirklichkeit für sie; sie achten ihn als ihr Werk, nicht sich als seines.

Man hat die französische Literatur unmoralisch genannt, die deutsche ist es viel mehr. In Frankreich tritt die Unsittlichkeit mit Frechheit auf, und der kongeniale Teil des Publikums genießt sie mit Uebermut. In Deutschland macht sich das Unmoralische als höhere Weltansicht geltend, mitunter wie eine Art Gottesdienst, und das Publikum nimmt es hin als etwas,

das sich von selbst versteht und wogegen nichts einzuwenden ist. Letzteres ist bei weitem das Gefährlichere, denn gegen Spitzbuben gibt es Kerker und Galgen, gegen die Grundsatzlosigkeit aber findet sich keine Schranke und kein Gesetz. Nichtsdestoweniger ist der Deutsche moralisch im gewöhnlichen Leben, aber ohne Energie, weil ohne Ueberzeugung.

So sind die Idealisten, weil sich die Materie nicht beweisen läßt, und zwar aus demselben Grunde, warum man das Licht nicht hören und den Schall nicht sehen kann.

(1858).

Den Berlinern merkt man ewig an, daß ihre Bildung von Franzosen und Juden ihren Anfang genommen hat.

(1822).

Dasjenige, was die neuere Welt von der ältern unterscheidet, ist vornehmlich das Gefühl einer unbestimmten Sehnsucht, das der erstern eigen ist und letzterer beinahe ganz unbekannt war. Die erste Quelle dieses Gefühls ist ein Tätigkeitsbetrieb ohne Wirkungskreis. Solange es noch einen Staat gab oder vielmehr ein Volk, hatten alle Fähigkeiten des Körpers und Geistes ihren Zweck, oder wenigstens ihre Richtung, und von Zeit zu Zeit eintretende, außerordentliche Vorfälle gaben auch der Begeisterung ein sfogo. Als der Verbrauch nach außen aufhörte, wendete sich die beste Tätigkeit nach innen. Wer aber einmal die Süßigkeit des Umgangs mit sich selbst genossen hat, kehrt nicht mehr zurück. Wie der selbst sich Beflecken zuletzt die Weiber flieht, flieht der sich selbst Beschauende die Welt. In seinem Innern ist er Herr und König. Alles fügt sich nach seinem Sinne, und selbst was sich nicht fügt, was ihm widersteht, ihn quält, ist doch wenigstens sein Gedanke, sein eigenes Werk. Auch Selbstverdammung ist noch immer süß; denn wird dadurch der Mensch als Verdammter erniedrigt, so ist ja doch der hochstehende Verdammende wieder er selbst. So lebt er in einer eigenen Welt, unwidersprochen, alles gebietend, alles nach eigenen Gesetzen denkend.

Dieses süße Schalten führt nun endlich zum eigentlichen, unmittelbar letzten Quell des Uebels: dem Bedürfnis starker Eindrücke. Mit einer unendlich erhöhten Reizbarkeit haben die sogenannten gemeinen Genüsse ihr Anziehendes verloren, und der Mensch findet zuletzt nichts mehr, was ihn

befriedigt. Ohne Tatkraft voll Tatendurst; voll Reiz zum Genuß ohne Sinn dafür; voll Gedanken ohne Wollen: Das ist der Zustand eines solchen Menschen, einer solchen Zeit, daher jene Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, dem man zu viel Ehre antut, wenn man es aufs Religiöse bezieht, da es eigentlich nichts ist als die Sehnsucht nach einem neuen Reiz, der imstande wäre, den Ueberreizten zu reizen. Die Deutschen applizieren sich alle zehn Jahre ein neues Zugpflaster und werden darin so lange fortfahren, bis sie ein äußeres praktisches Interesse bekommen haben, wie die Engländer, die von jener romantischen Sehnsucht am entferntesten geblieben sind, eben weil sie praktische Interessen haben. Daher weh jedem Volke, das sich mit der deutschen Literatur befaßt. Sie wird ihre eigene verschlingen, und Fasler und Querköpfe werden die Frucht sein. Die deutsche Literatur ist die des gegenwärtigen Jahrhunderts. Schon ist die englische davon angesteckt, die französische im Begriffe zu folgen. Die deutsche Literatur entnervt. Für uns ist sie die beste, weil wir keine andere haben können; aber jeder Fremde soll sich davor hüten. Gebt aber nur den Deutschen rein praktisches Interesse, und sie werden nach außen und nach innen sein, was sie sollen und was sie können.

(1822).

Aus Uhrmachern sind die Deutschen mathematische Instrumentenmacher geworden, welche die Instrumente machen, mit denen man Uhren macht, und wenn zuletzt die Uhrmacherkunst ganz verloren ist, wird niemand mehr wissen, wieviel die Zeit ist.

(1836).

Die Deutschen sind und waren eine grüblerische Nation. Aus diesem Gesichtspunkte läßt sich ihre ganze Kunst und Wissenschaft erklären.

(1838).

Gegen was sie sich in Deutschland am meisten verwahren, sind die Gemütswirkungen.

(1846).

Der Deutsche hat vor nichts Respekt, als was er nicht versteht. Nun hat er wohl insofern recht, daß das Höchste, Letzte allerdings bis auf einen gewissen Grad unverständlich

sein muß; aber deshalb annehmen, daß alles Unverständliche auch hoch oder tief sein müsse, ist viel schlimmer, als den Verstand als letztes Maß aller Dinge annehmen.

Deutschland hat angefangen, sich auf das praktische Interesse zu werfen. Es ist mit der Kunst nichts mehr anzufangen, sie fängt an, nachdem sie theoretisch geworden, didaktisch werden zu wollen, und das war immer ihr, wenigstens momentaner Untergang.

Deutschland hat sich mit Phantasie den Magen überladen und möchte nun die Einfalt als diätetische Kur brauchen. Wir haben Philosophie und Religion zur Poesie gemacht und möchten nun dafür aus der Poesie Philosophie und Religion machen.

Das Streben nach Realität in der Kunst, die Religionsschwärmereien und die politischen Umtriebe entspringen aus einer Quelle, dem erwachten Sinn, der aber noch nicht weiß, woran er sich halten und wie weit er gehen soll.

Die Leiden der letzten Zeit haben die Deutschen ins Leben gezogen und jenen Sinn fürs Praktische geweckt. Seit den Reformationskriegen war es das erste Mal, daß den Deutschen eine herrschende Idee ward, deren Realisierung zugleich Bedürfnis war.

Ich table dieses Streben der Deutschen nicht; es kann vielleicht zum besten Ziele führen und Nationalität begründen, die auf einem andern Wege nicht möglich ist. Aber die Kunst muß darüber auf einige Zeit verschwinden, und ich beklage daher bloß die Künstler. Jene aber, die das nicht einsehen und, indem sie dem Anpochen der Zeit nachtönen, glauben, Kunstwerke hervorgebracht zu haben, und zwar um so mehr Kunstwerke, je mehr sie von der geglaubten Realität in sich haben: die sind mir als Künstler lächerlich.

Die Regenten merken nicht, daß, indem sie den Religionsenthusiasmus unterstützen, sie das ihnen drohende Feuer anfachen und die Stimmung nähren, die ihnen so gefährlich scheint.

(1857).

Geschrei von Nationalität in Deutschland. Was man als Gebot ausspricht, hat man nicht. Völker, die Nationalität haben, sprechen nicht davon, Engländer, Spanier, Franzosen.

Nationalität ist bei den Völkern, was der Charakter bei den einzelnen. Bei dem Charakter zu unterscheiden, ob er gut oder schlecht sei. Der schlechte muß verbessert und so weit als möglich aufgegeben werden.

Die Logik, das Recht, die Moral, die Religion begehren von allen das nämliche. Bei zunehmender Bildung werden sich die Menschen daher immer ähnlicher.

Zugleich liegt es im Wesen der Bildung, sich jedes Vortreffliche möglichst anzueignen.

Die Nationalität in schärfster Ausprägung setzt daher einen Zustand der Roheit und Isolierung voraus.

(1863).

Die neueren Deutschen treiben ihre gelehrten Wunderlichkeiten, ohne sich um die möglichen praktischen Folgen viel zu kümmern. Damit wagen sie bei ihren Landsleuten nicht viel, da diese nicht so schnell bereit sind, ihre Meinungen oder (s. v. v.) Ueberzeugungen ins Werk zu setzen. Kommen aber derlei Schlagworte an Völker, die bei weniger Denkkraft mehr Neigung haben, ihre Entschlüsse praktisch zu machen, oder bemächtigt sich ihrer gar die Schurkerei als willkommener Vorwand für eigene Unternehmungen, so entstehen daraus Verwirrungen, ja Kalamitäten, unter denen gerade wir Oesterreicher am meisten zu leiden haben.

Diese neudeutschen Fortschrittsphrasen nun sind: Nationalität, Sprachenabgötterei und übertriebene Wertschätzung der Geschichte.

Ich nehme jedermann zum Zeugen, ob nicht die Deutschen, als nach den Befreiungskriegen sich ein maßloser politischer Eigendünkel ihrer bemächtigt hatte, zuerst das Wort Nationalität in die Welt geschleudert haben.

(1836).

Das ist das Unglück der Deutschen als Schriftsteller, daß keiner sich mit seiner eigenen Natur hervorwagt. Jeder glaubt, er müsse mehr sein, als er selbst.

(1842).

Ich bin froh, ein Deutscher zu sein. Nicht als ob ich die Nation so hoch stellte, eher das Gegenteil. Aber wenn der Mensch Papier ist, auf welches das Leben schreibt, so will ich als unbeschriebenes zur Welt gekommen sein. Der Deutsche bringt von allen Völkern die wenigsten Vorurteile mit. Das ist sein Vorzug, aber vielleicht sein einziger.

(1819).

Warum die Orientalen vorzugsweise Rätsel lieben? Weil sie weniger denken, als wir, und es ihnen daher wohltut, die Denkkraft manchmal aufzuregen, ohne sie zu ermüden. Es ist eine Kommotion des Verstandes, wenn er lang geruht hat.

(1852).

Die südlichen Völker werden sich nie mehr erheben. Das kommt daher, daß die neuere Kultur einen nördlichen Charakter angenommen hat, und der ist: die Ausdauer. Das bringen aber die Südländer nicht zusammen. Im Kriege ist der Leidenschaft kaum ein Platz gelassen und das Stehenbleiben wichtiger als das Vorwärtsgehen. In der Industrie die Teilung der Arbeit bis zum ekelhaft Einförmigen für den einzelnen. In der Wissenschaft das Haarspalten der Untersuchung, indes der Südländer gern den ganzen Menschen operieren läßt. Dazu seine großen Erinnerungen, die jede, besonders politische Bestrebung ins Uebertriebene und Unpraktische spielen. Griechen und Türken, Spanier und Italiener werden es zu keiner staatlichen Größe bringen.

Die ganze Nation (Czechen) geigt und bläst und hat doch keinen einzigen großen Musiker aufzuweisen.

(1838).

Wenn man in neuester Zeit gar so viel Wesens von der Bewahrung der Nationalitäten macht, so sollte man bedenken, daß, was die Nationen voneinander unterscheidet, mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge sind —, und, wenn Vorzüge, gerade ihr Hervortreten eine Uebertreibung oder nicht gesunde Mischung beurkundet.

(1823).

In Aegypten scheinen nach dem Diodor I, 90, die Könige die verschiedenen Religionsmeinungen ihrer Untertanen, vermöge deren ein Nomos dasselbe Tier anbetete, das der benachbarte verabscheute und tötete, ebenso kleinlich-staatsklug benützt zu haben, als man in einem gewissen neuern Staate die Nationalabneigungen der zum allgemeinen Verbande gehörigen verschiedenen Volksstämme gebraucht; divide et impera! Nur war der Unterschied, daß Aegypten wenig von äußern Feinden zu besorgen hatte.

(1849).

Herr Professor Palacky ist wahnsinnig geworden. Er stellt in einem ernsthaft gemeinten Aufsatze in diesen Blättern an die Regierung die Anforderung, den einzelnen Kronländern eigene Ministerien des Innern, des Unterrichts usw. zu gewähren. Er ist also durch die letzten Erfahrungen in Ungarn nicht belehrt worden. Glaubt er nun, daß die Regierung, die notgedrungen die Sache in die Hand genommen hat, auf derlei Vorschläge wirklich eingehen werde? Und wenn nicht, was ist seine Absicht mit jenem Aufsatze? Will er nur der Eitelkeit seiner Landsleute schmeicheln und seiner eigenen dazu? Die Lage ist zu ernst für derlei Spielereien. Oder will er Unzufriedenheit mit der Regierung erwecken, indem er sie hindert, auf dem konstitutionellen Wege fortzugehen, den sie eingeschlagen und, wie wir glauben, redlich einhalten will? Will er die baldige Zusammenberufung der Reichsstände unmöglich machen und Ausnahmszustände verlängern, deren Aufhören jeder Rechtschaffene wünscht? Das wäre boshaft, und die Voraussetzung von Wahnsinn wäre noch ein Lob gegenüber der von Heimtücke.

Glücklicherweise aber ist Herrn Palackys Gesinnung nicht die der Mehrheit seiner Landsleute, sondern nur einer kleinern Fraktion, der Partei der *germanisierten* Tschechen. Nachdem sie alles, was sie wissen und können, von den Deutschen gelernt haben, ahmen sie ihnen, zum schuldigen Danke, auch ihre neuesten Narrheiten nach. Denn woher stammt dieses Geschrei von Nationalität, dieses Voranstellen von einheimischer Sprach- und Altertumswissenschaft anders als von den deutschen Lehrkanzeln, auf denen gelehrte Toren den Geist einer ruhig verständigen Nation bis zum Wahnsinn und Verbrechen gesteigert haben? Dort ist die Wiege eurer Slavomanie, und wenn der Böhme am lautesten gegen den Deutschen eifert, ist er nichts als ein Deutscher, ins Böhmische übersetzt.

Glücklicherweise aber, wiederhole ich, gibt es noch einen Kern der Nation, der von diesem slavischen Deutschtum nicht angesteckt ist. Es sind jene eigentlichen Tschechen, verständig natürliche Menschen, die ihre Sprache reden, weil sie eben ihre Muttersprache ist, aber auch nichts dagegen hätten, sich einer andern zu bedienen, wenn sie zufällig zehn Meilen weiter rechts oder links geboren wären. Sie wissen, daß die Sprache allerdings ein hohes Gut des Menschen ist, daß aber sein Wert in dem besteht, was er denkt und will, nicht in den Lauten, in denen er beides ausdrückt. Sie wissen, daß jahrhundertalte Verhältnisse sich nicht auf gutdeutsch durch einen täppischen Enthusiasmus über Nacht aufheben lassen, und daß Gleichberechtigung nicht eins und dasselbe ist mit Gleichgeltung, so wie mein Eigentum

gleichberechtigt ist mit dem des Fürsten Liechtenstein, was aber nicht hindert, daß er ebenso viele Millionen besitzt, als ich Hunderte. Es fällt ihm nicht ein, zu glauben, daß sein von ein paar Millionen gesprochener Dialekt sich je von dem Einflusse einer der vier oder fünf herrschenden Weltsprachen werde freihalten können, und wenn man ihm sein Böhmisch durch das Prädikat Slavisch in den Adelsstand erheben will, so lacht er ungläubig, wie der Engländer lacht, wenn ihn ein Berliner Sprachgelehrter als germanischen Stammverwandten in seine deutsche Familie aufnehmen will. In der Erziehung seines Sohnes endlich hat er nicht Lust, ihn auf vaterländisches Salz und Brot zu setzen, wenn hart daneben eine reich besetzte Tafel die nahrhaftesten Speisen darbietet, noch glaubt er ihn auf eine böhmische Universität geschickt zu haben, wenn der Professor für seinen böhmischen Vortrag sich vorher aus deutschen Büchern vorbereiten, und der Schüler in denselben deutschen Büchern sich Rats erholen muß, ob sein Lehrer sie richtig verstanden oder nicht. Ich stelle die Sprachfrage voran, weil Herrn Palackys Begeisterung wesentlich eine neudeutsche, d. h. antiquarisch-literarische ist. Das Wohl und Wehe seiner Landsleute liegt ihm weniger am Herzen, als die Sprache, in der sie über ihr Unglück jammern.

(1837).

Gans (Rückblicke auf Personen und Zustände) beschuldigt die Franzosen des Hanges zur Abstraktion. Nicht daß ich wüßte! Aber ihre Vorliebe zum Allgemeinen ist doch gewiß. Wird denn aber das Allgemeine nur auf dem Wege der Abstraktion erzeugt und nicht auch durch Induktion?

Das letztere dürfte ihr Fall sein.

(1837).

Amerikanische Zustände von Tocqueville. (De la démocratie en Amérique, Paris, 1835). Nordamerika größtenteils von englischen Sektierern bevölkert. Daher in den alten Gesetzen auch Sünden bürgerlich bestraft: Unzüchtige Reden, Faulheit, Trunkenheit. Gleichheit der ersten Ansiedler.

„Die Jury, die vor allem eine politische Institution ist.“ — „Das ist die große Bedeutung dieser Institution, die richterliche Seite ist dagegen halb Nebensache.“ — „Die Jury verbreitet in allen Klassen .... den Begriff des Rechts. Sie lehrt die Menschen Billigkeit zu üben.“ Das ist der Punkt! Nur eine Jury kann billig sein; der Richter darf es nicht.

Staatslehre.

(1844).

Im Staat geht es wie in der Welt: Wer nicht schwimmen kann, der ersäuft.

Der Staat ist eine Anstalt zum Schutz, nicht zur Versorgung. Helfen sollen die einzelnen. Was der Staat den Verhungernden gibt, muß er den Hungernden nehmen.

Der Staat kann nichts geben als Recht, denn sein einziges Mittel ist der Zwang.

Das Gesetz straft die Verbrechen, die Natur die Ungeschicklichkeit.

(1844).

Daß der Staat eine Rechtsanstalt ist und die übrigen Zwecke der Gesellschaft nur nebenbei gehen.

Beweis. Als Staat gibt er Gesetze und erzwingt ihre Befolgung, als Gesellschaft überläßt er dem eigenen Ermessen die Benützung seiner Vorsorge.

Aus dem Gesichtspunkte des Staates als Anstalt zur Sicherung der Rechte ist die Strafe ein Mittel zur Abhaltung von Verbrechen. Als Mittel der Besserung gehört es zu den übrigen moralisch-politischen Zwecken der Gesellschaft.

Um vom Verbrechen abzuhalten, muß die Strafe oder vielmehr ihre Androhung einen starken Eindruck auf die Phantasie und die Sinnlichkeit machen. Der Kerker ist ein Uebel, das seine ganze Schrecklichkeit erst dem schon wirklich Eingekerkerten darstellt. Im Kerker kann der Verbrecher vielleicht gebessert werden, er wird gewiß für die Dauer seiner Haft unschädlich gemacht. Aber die Strafe will schon das erste Verbrechen verhüten. Auch der erste Ermordete hatte ein Recht auf den Schutz, nicht erst der mögliche zweite.

Der Abscheu vor der Todesstrafe ist nur eine Folge der Feigheit der neueren Zeit, die nichts Höheres kennt als das Leben. Der Soldat auf dem Schlachtfeld stirbt einen viel gräßlicheren Tod als der Verbrecher unter der Guillotine oder am Galgen. Die Schande der Hinrichtung trifft das Verbrechen und nicht der Tod. Derselbe Monarch, der mit Zittern und Tränen ein

Todesurteil unterschreibt, erläßt ganz ruhig eine Verfügung, die einen Krieg zur Folge hat, der tausend Unschuldigen das Leben kosten kann.

Wer die Gesellschaft in ihrer Grundbedingung angreift, schließt sich selbst von der Menschheit aus, die ihre Grundbedingung in der Gesellschaft hat. Er macht sich selbst zum Tier und muß als Tier behandelt werden.

(1834).

Die schwerste Aufgabe für jeden Staat- und Weltverbesserer ist offenbar, zu wissen, wie viel Dummheit und Schlechtigkeit in jeder menschlichen Anstalt notwendig gelassen werden muß. Denn das rein Verständige und Gute kann als Kollektivum schon darum praktisch nicht bestehen, weil so viele Unverständige und Schlechte oder doch Gemeine daran fördernd teilnehmen sollen.

(1836).

Ihr leugnet die Souveränität des Volkes, weil der Mensch in einem gegebenen Staate geboren, als Untertan auf die Welt kommt. Nun also, das Sklavenkind auf Cuba wird als Sklave geboren; ist darum die Sklaverei ein rechtliches Verhältnis? Das eine ist ein Faktum wie das andere. Und geht ihr bei einem auf die Rechtsgründe zurück, warum nicht bei dem andern?

(1838).

Die Frage von der Volkssouveränität beruht auf einer Art Wortspiel. Die Souveränität setzt eine Einheit der Gewalt voraus und diese eine Regierungsform, so daß eigentlich nur die Regierung souverän ist und nie das Volk. Es ist damit wie mit der Berühmtheit. Der einzelne für sich allein ist nie berühmt, weil er es durch andere wird; aber er kann sich berühmt machen, und dann i s t er es. So ist das Volk nie souverän, aber es kann sich einen Souverän g e b e n, der es aber nur ist, weil man ihn dazu gemacht hat.

(1838).

Die ihr gegen die Gefahren der Centralisation predigt und Städteordnungen, Kommunitäten, Intermediar-Körperschaften so unerläßlich findet zur Belebung der öden, mannigfaltigkeitslosen Staatsidee; euch möchte ich fragen: was hat denn Luther

in der Religion getan? Hat er nicht alle diese Kommunitäten der Heiligen, diese Innungen von Patronen und Schutzbefohlenen, diese Mannigfaltigkeiten einer abstrakten Unendlichkeit verworfen, ausgetrieben? Findet sich der Mensch im Uebersinnlichen ohne Marksteine und Grenzpfeiler so leicht zurecht, und im Faßlich-Körperlichen sollte es so schwer sein? Oder wäre der Revolutionismus nur da zu Hause, wo schon das Prinzip ihm widerspricht: im Glauben?

(1838).

In manchen Ländern Europas faselt man noch von der Möglichkeit einer patriarchalischen Regierung, einem blind gläubigen Zusammenleben der Staatsbürger, einer unbewußt zufriedenen Selbstbeschränkung der Ansprüche der einzelnen. Die Möglichkeit läßt sich nicht ableugnen. Zahlt eure Staatsschulden, reduziert eure stehenden Heere auf das Drittel und eure Abgaben auf das Fünftel, mischt euch nicht in die Weltangelegenheiten, dann könnt ihr zu Hause allerdings einen Versuch machen. Die bisherigen gesteigerten öffentlichen Zustände aber bildet euch nicht ein, mit herabgestimmten Mitteln, die ungeheure Last, die ihr euch selber aufgebürdet, mit schlaffen Hebeln emporhalten zu können. Ihr wollt euern durch Bildung großgewordenen Nachbarn gleichstehen und doch in der Bildung zurückbleiben, ihr wollt tüchtige Beamte, aber keine Kenntnisse; Staatsmänner, aber keine Geschichte; Erfinder, aber keine Eigentümlichkeit; Krieger, aber keine Charakterstärke; Handel, aber keine Freiheit; Kredit, aber keine Wahl des Zutrauens. Vom Stumpfsinn fordert ihr die Früchte der Weisheit.

(1822).

Der Despotismus Richelieus, Ludwig XIV., Friedrich II. und Joseph II. ist, mit Rücksicht aufs Ganze, bei weitem nicht von so verderblichen Folgen, als man sich gewöhnlich einbildet. Er ist dadurch ein notwendiges Mittelglied in dem seit Luther begonnenen Fortschreiten der Emanzipation der Menschheit, daß er fürs erste die Aristokratie gesprengt hat, welche, bei der Nähe und Unmittelbarkeit ihrer Ketten, der bürgerlichen Freiheit zu sprengen nie gelungen hätte.

(1808—1810).

Mit Monarchen ist's wie mit der Sonne; die Menschen, die ihr am nächsten sind, sind auch die schwärzesten.

(1834).

Die Hauptgründe für das agrarische Gesetz des Gracchus, jene nämlich, welche aus der Natur eines Freistaates im allgemeinen und nebstdem aus der Natur eines alten Staates hervorgehen, scheint Heeren nicht genug berücksichtigt zu haben. Das Wesen des Freistaates nämlich setzt ein immerwährendes Aufmerken und Aufpassen auf die Ansprüche des Einzelnen voraus, ein spätes Zurechtrücken und Feststellen der gestörten Gleichheit, ohne die es am Ende keine Freiheit gibt, eifersüchtiges Wachsein jedes einzelnen, da niemand da ist, der für den andern sorgt, sondern jeder nur für sich und dadurch mittelbar für das Ganze. Gestattung und Verjährnug die Faulpolster der Monarchie; stets erneute Prüfung, und, bis zum Ostrazismus gehende Assimilierung der Schild der Republik.

Dann ist aller Wohlstand in den, der Industrie entbehrenden alten Staaten, so einzig und allein auf Grundeigentum basiert, daß sogar in vielen Monarchien die ererbten Familiengüter unveräußerlich waren. Im jüdischen Gemeinwesen, zum Beispiel, verlor bekanntlich im Sabbathjahre jede Besitz oder Eigentum ändernde Disposition von selbst ihre Gültigkeit, und Grund und Boden kehrte zu seinen ursprünglichen Herren zurück. Durch diese Betrachtungen wird die von Heeren aufgeworfene Privatrechtsfrage über die Zulässigkeit jener Reform gewissermaßen von selbst zu einer Staatsrechtsfrage und das Gehässige verliert sich.

(1837).

Der Staat hat keine Religion, aus dem einfachen Grunde, weil er alle hat.

(1852).

Wenn man mir vom christlichen Staate spricht, so möchte ich die Gewalthaber fragen: Wenn man euch einen Backenstreich gibt, haltet ihr die andre Wange hin? Liebt ihr eure Feinde, oder schlagt ihr sie nicht vielmehr tot? Setzt ihr euern Vorteil dem eurer Nächsten (der benachbarten Völker) nach? Erlaubt ihr nicht dem reichen Gläubiger, den armen Schuldner auszupfänden, wenn er dessen Handschrift in Händen hat? Gebt ihr den Dürftigen, oder fordert ihr nicht vielmehr Steuern von ihnen? Wenn ihr nun als Staat gerade das Gegenteil von dem tut, was das Christentum lehrt, wie könnt ihr ein christlicher Staat sein? Die einzelnen mögen, können und sollen Christen sein, der Staat ist keine christliche, sondern eine weltliche, auf

das starre Recht und den Nutzen gerichtete Anstalt. Er ist nur insofern christlich, als dieses mit dem Menschlichen zusammentrifft.

(1844).

Der Sinn der Konstitutionen liegt nicht darin, daß das Volk im stande sei, sich am besten selbst zu regieren. Das ist aber höchst selten der Fall, sondern darin, daß jedermann das Recht hat, seine eigenen Angelegenheiten, gleichviel, ob gut oder schlecht, selbst zu verwalten.

*

Man bespöttelt die Konstitutionen, weil die Regierung nur zu häufig Mittel findet, ihren Anträgen eine Mehrheit zu verschaffen. Die Wirksamkeit der Konstitutionen ist aber nicht aus den Anträgen zu beurteilen, die wirklich zurückgewiesen werden, sondern aus denen, die sich die Regierung, der Zurückweisung im voraus überzeugt, gar nicht zu machen getraut.

(1844?)

Man erzählt sich, der König von Preußen gebe seinem Lande eine Konstitution. Das Ereignis wäre welthistorisch. Wichtig nicht blos für Preußen, sondern für den ganzen Kontinent. In Bezug auf Frankreich wird dadurch eine Bresche gebrochen in die feindliche Protestation der absoluten Mächte gegen die dortigen Zustände. Die Julius-Revolution ist anerkannt, und Frankreich tritt in die Familie der übrigen Staaten ein. Die Konstitutionen der kleineren deutschen Länder werden jetzt erst eine Wahrheit. Solange die einzelnen Regierungen in ihrer Opposition gegen die Volksstimme sich durch eine überlegne äußere Macht geschützt sahen, mußte die Vertretung des Landes ohnmächtig bleiben und endlich zu einem Beirate herabsinken. Rußland ist von nun an der gemeinsame Feind. Oesterreich, das seine dynastische Sicherheit in der Vereinzelung seiner Provinzen suchen zu müssen glaubte, wird bald einsehen, daß es gegen die Anziehungskraft von außen einer Schwerkraft nach innen bedürfe, und würde, bei der Auflockerung aller andern Verknüpfungsbande, diese nur in einer Verfassung finden. Wenn der König von Preußen seinem Volke eine gute Konstitution gibt, so ist Oesterreich in zehn Jahren von heute konstitutionell.

Aber wohlgemerkt, wenn er eine gute gibt. Eine ungenügende würde schlimmer sein als keine. Streng genommen, ist der richtige Zeitpunkt schon versäumt. Bei seiner Thron-

besteigung oder ein Jahr später würde jede Form mit Dank und Jubel aufgenommen worden sein. Jetzt ist das Land, oder vielmehr die Meinung, schon in Opposition getreten. Die Gabe ist nicht mehr ganz freiwillig, oder vielmehr sie ist erzwungen, nur weil der König ein Ehrenmann ist; wäre er's nicht, so stünde es ihm frei, einen König von Hannover zu spielen, und ich bin überzeugt, es wäre ihm nicht schwer geworden, die Volksstimme niederzuhalten, ja, zum Schweigen zu bringen.

Der diese Zeilen schreibt, ist kein unbedingter Freund der Konstitutionen, oder vielmehr er hält ihre erste Einführung für gefährlich. Der Reiz der Ungebundenheit nach langer Bevormundung hat sich schon manchen Pflegbefohlenen als verderblich gezeigt. Staatliche Grundveränderungen gleichen den chirurgischen Operationen: heilbringend für die Zukunft, verdoppeln sie das Uebel in der Gegenwart, und mehr als ein Patient ist schon am Wundfieber gestorben. Der richtige Gang für jede solche Veränderung wäre der der englischen Verfassung. Vom Geringen anfangend, durch das Bedürfnis vermehrt, im Gebrauche bestätigt, steht endlich das Ganze als ein notwendiger Organismus da, in dem selbst die Auswüchse durch den Zusammenhang gerechtfertigt erscheinen. Aber zu einer solchen Entwicklung aus dem Keime ist für Preußen der Zeitpunkt versäumt. Das Wenige genügt nicht mehr, man will etwas Fertiges, schon im Beginne Befriedigendes.

Woher nun den Bauplan für ein solches, nicht mehr natürliches, sondern Kunstprodukt nehmen? Die Vernunft allein genügt bei derlei praktischen Dingen nicht, das hat die französische Revolution der neunziger Jahre gezeigt. Also die Erfahrung, das schon anderwärts, zu andern Zeiten Geschehene — die Geschichte. Ich gestehe, daß mich eine Art Schauder bei diesem Worte anwandelt. Jeder Mensch erkennt sein Leben als eine Verkettung von Leidenschaften und Irrtümern, sieht dasselbe in dem Leben der andern vielleicht in verstärktem Maßstabe, und doch soll aus dem Gesamtleben der Menschheit, diesem Weltsystem von Irrtümern und Leidenschaften, das Wahre hervorgehen, die Wahrheit. Man spreche nicht von den unzweifelhaften ungeheuren Fortschritten, die trotz ihrer Verirrungen die Menschheit bis auf diesen Tag gemacht hat; denn dann müßte man ja vielmehr den gegenwärtigen Augenblick studieren, wo die Fortschritte schon gemacht sind, und nicht die Geschichte, wo sie erst zu machen waren.

Dieser geheime Schauder nimmt übrigens dem Studium der Weltereignisse nichts von seinem Werte; nur wird er mehr ein negativer: durch die Kenntnis dessen, wovor man sich zu

hüten, als ein positiver: die Regel angebend für das, was zu geschehen hat.

Weiter, was ist denn Geschichte? Was gestern geschehen, ist für heute Geschichte, sowie, was heute geschieht, für morgen. Will man aber Geschichte im engern Sinne, als durch die letzten Folgen belehrend, auf jene Zustände beschränken, die bereits zum Abschluß gekommen sind, so mag man bedenken, daß nichts als abgeschlossen betrachtet werden kann, als was zu Grunde gegangen ist und eben deshalb nur eine negative Lehre darbietet. Die Entdeckung von Amerika und das Christentum sind noch heute nicht abgeschlossen, eben weil ihre Wirkungen noch fortdauern.

Nihil novi in mundo, sagt man. In der Welt geschieht nichts Neues. Der Satz ist ganz richtig, ebenso richtig als der andere: das Alte kommt nie wieder. Wer in der Zeit immer nur das Alte sieht, ist ein Pedant. Wer in ihr nur Neues erblickt, ist ein Dummkopf, und ich fürchte, daß meine lieben Landsleute, die von einer neuen Welt, einer neuen Literatur, einer neuen Kunst faseln, sehr in dieses letztere Prädikament fallen. Das Alte unter immer neuen Umständen ist der ewige Gang der Welt. Wer die Geschichte richtig anwenden will, muß aus den neuen Umständen den alten Kern heraus erkennen und über den alten Bestandteilen die neue Zusammenfügung nicht übersehen. Das ist nicht leicht, und ein Geschichtskenner ist deshalb noch kein Welterfahrner. Durch diese Betrachtung wird das Maßgebende der Geschichte sehr ins Enge geführt und auf das unter gleichen oder vielmehr ähnlichen Umständen Vorkommende eingeschränkt.

Welche Geschichte soll also den Maßstab abgeben? Da läge als nächste: die Geschichte des eigenen Volkes, die deutsche. Nun fürchte ich sehr, daß die deutsche Nation allerdings Begebenheiten, wichtige, erhebende, großartige Begebenheiten aufzuweisen hat, aber keine Geschichte, insofern dadurch ein Zusammenhang der Ereignisse, eine Entwicklung nationeller Anlagen und Zustände bezeichnet wird. Namentlich kommt das, was wir jetzt suchen, das Merkmal der Freiheit, nur in den absurdesten Verzerrungen darin vor. Um auf die frühesten Zeiten zurückzugehen (denn später erscheint es nirgends mehr), gibt der Roman des Tacitus de moribus Germanorum keinen Anhaltspunkt, eben weil es ein Roman ist; daß es aber ein solcher ist, geht schon daraus hervor, daß seine Schilderung der Deutschen mit denen der übrigen römischen Schriftsteller, des Julius Cäsar, der Beschreiber der cimbrisch-teutonischen Kriege, ja mit denen des Tacitus selbst in seinen übrigen historischen Schriften durchaus nicht zusammenstimmt. Indes wir nach dem erstgenannten

Werke uns die Deutschen als eine einfach verständige, sich selber maßgebende, patriarchalische Nation denken müssen, kommen sie sonst überall, ja in den Annalen des Tacitus selbst, als ein zügelloser, tumultuarischer, fast nur durch Wildheit tapferer Haufen, als eigentliche Barbaren vor. Der Hang nach Ungebundenheit ist allen Wilden gemein. Für die Freiheit aber ist da nichts zu lernen, wo der Begriff von Ordnung fehlt. Von da abwärts durch die Völkerwanderung, das Auftreten der Longobarden in Italien, der Franken in Gallien, der Sachsen in Britannien, beim Jornandes und Gregor von Tours, überall dasselbe Bild von roher Gewalttat, Grausamkeit, ja Treulosigkeit und Verrat. Ja selbst mit der Tatkraft jener Völker ist es übel bestellt, die den Antrieb dazu aus der Wildheit schöpfen. Wir sehen dies, um der Deutschen zu geschweigen, bei den Skandinaviern, die bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte ihre deutschen Brüder an Heldensinn und eigentlicher Ritterlichkeit weit übertreffen, welchen Eigenschaften aber die Fortschritte der Zivilisation nur zu bald ein Ende gemacht haben.

Die Geschichte des darauf folgenden Mittelalters ist eine Geschichte der fortschreitenden Knechtschaft, und die deutsche Reichsfreiheit hat mit der menschlichen Freiheit nichts gemein. Ueberhaupt möchte ich die Anpreiser des Mittelalters fragen: welche der verschiedenen Epochen dieses Zeitabschnittes scheint euch denn wünschenswert oder auch nur erträglich mit Rücksicht auf Freiheit oder sonst? Wo aber alle Teile schlecht sind, da ist das Ganze nicht gut.

Es bliebe uns daher nichts übrig, als in der Geschichte fremder Nationen Belehrung zu suchen, und da böten sich denn als stammverwandt zuerst die Engländer dar. Aber nicht alle Brüder sind sich ähnlich. Die Grundlage des englischen Charakters sind die Tüchtigkeit und die Beharrlichkeit. Nun fällt mir nicht ein, den Deutschen sowie den meisten andern Nationen Tüchtigkeit abzusprechen; aber wie steht es mit der Beharrlichkeit? Einerseits scheint freilich dieser Zweifel wunderlich, da man den Deutschen ein Beharren an dem Gewohnten seit dreihundert Jahren zum Vorwurfe macht; andererseits aber dürfte es mit dieser Beharrlichkeit ebenso gehen, wie wir oben mit der Tapferkeit gesehen haben, sie dürfte ein Ergebnis der Unkultur sein und mit den Fortschritten der Kultur sich verlieren. In der Tat auch, je tiefer wir auf der Stufenleiter der Bildung hinabsteigen, um so beharrlicher finden wir noch heutzutage den Deutschen, je höher wir aber dieselbe Leiter hinaufsteigen, um so veränderlicher. Betrachten wir zum Beispiel die Phasen der Literatur in den letzten fünfzig Jahren. Man weise dieses Beispiel nicht als zur Sache ungehörig zurück. Denn einerseits

wollen wir ja gerade die gebildeten Stände abschätzen, andererseits geht die Billigung und Mißbilligung in der Literatur von der Urteilskraft aus, und von der Festigkeit des Urteils hängen zugleich alle praktischen Dinge ab.

(1839).

Das juste milieu ist freilich ein Unsinn, wenn man es als die Mitte zwischen zwei Entgegengesetzten betrachtet; denn diese Mitte ist die Unbeweglichkeit, die Gleichgiltigkeit, die Indifferenz. Sie muß nicht die Mitte zwischen Negation und Affirmation, sondern die Mitte zwischen der mindesten Stufe der Affirmation und ihrem Aeußersten sein. So ist die Mitte zwischen Tyrannei und Zügellosigkeit nicht die Freiheit, sondern die Gesetzlichkeit; und erst zwischen Gesetzlichkeit und Zügellosigkeit liegt mitten inne die Freiheit.

(1849).

Der österreichische, konstituierende Reichstag glaubte seinem Verfassungswerke die Aufstellung von Grundrechten vorausschicken zu müssen, ein schon an sich bedenkliches Unternehmen, da derlei mehr der Gegenstand juridisch-philosophischer Untersuchung, als politischer Gesetzgebung ist. Da ist nun der erste Satz: alle Gewalt im Staate geht vom Volke aus. Mir kommt das vor, als ob man bei der Verfassung von Kriegsartikeln den Ausspruch an die Spitze stellen wollte: Die Stärke einer Armee beruht auf dem gemeinen Manne. Eine unzweifelhafte Wahrheit, da eine Armee ohne Feldherrn den Feind noch immer leichter zurücktreiben würde, als ein Feldherr ohne Armee. Nur wäre zu fürchten, daß dieser wahre Satz dem gemeinen Manne eine zu hohe Meinung von seinem Werte beibringen und dadurch dem Bedürfnis der Unterordnung und des Gehorsams, einer unabweisbaren Notwendigkeit, Schaden tun könnte. Weshalb dieser wahre Satz weit füglicher wegzulassen wäre.

Das vom Reichstage aufgestellte Grundrecht führt unmittelbar auf die Volkssouveränität zurück.

(1834).

Ob es gut ist, daß die ersten Stellen im Staate dem hohen Adel zuteil werden? In Deutschland, ja. Denn in diesem Lande sind die Einsichtigen und Wissenschaftlichen zugleich unpraktisch und unschlüssig. Nur der Tor und der Aufgeblasene ist zugreifend und rasch; da aber im Staate doch notwendiger-

weise die wichtigen Geschäfte vorwärts gebracht werden müssen, so schicken sich die Vornehmen am besten dazu. In Frankreich und England ist das freilich anders. Ihre Unfähigkeit zu denken nennen die deutschen Großen: Takt, und gewissenlosen Leichtsinn: Entschlossenheit.

(1838).

Bei Beurteilung der politischen Ereignisse kann als Regel dienen, daß hinter allem, was den Anschein des Unverfänglichen hat, ein geheimer Plan steckt, wogegen das, was planmäßig zu sein scheint, gewöhnlich keinen Hintergrund hat, als die vollkommenste Gedankenlosigkeit.

*

Die Diplomaten rangieren in geistiger Hinsicht mit den Weibern. Sie haben Verstand, aber es ist ein Weiberverstand.

(1861).

Nichts wird in den menschlichen Dingen, namentlich in der Staatskunst und der Diplomatie, so häufig verwechselt, als die Verständigkeit und die Schlauheit. Sie unterscheiden sich darin, daß die Schlauheit nur das Gegenwärtige im Auge hat und Mittel sucht, das Nächstliegende zu Nutzen und Vorteil zu bringen, indes die Verständigkeit das Gegenwärtige aus dem Vergangenen herleitet und die wahrscheinliche Zukunft nicht aus dem Auge verliert. Die Schlauheit ist daher oft scharfsichtiger und fast immer geschickter, als ihr verständiges Gegenbild, eben weil sie einen engern Gesichtskreis hat und man Weniger leichter übersieht, als Viel. Nur zu oft aber entgeht ihr der kaum errungene Nutzen, und der Held von heute ist das Gespötte von morgen. Dazu kommt noch, daß dieser Fehler der Einsicht, denn das ist sie, fast immer mit Fehlern des Charakters und des Willens verbunden ist; vor allem Eitelkeit und Selbstsucht.

Genau genommen sind alle Greuel der Gegenwart nur dadurch entstanden, daß der Schlechtigkeit, der Unbesonnenheit und dem Unverstand von unten, von oben her statt dem Verstande nur die Schlauheit entgegengetreten ist. Louis Philipp, ein so verständiger Mann, als je auf einem Throne gesessen ist, wollte endlich den diplomatischen Schlaukopf spielen, und er ist darüber zu Grunde gegangen. Der Staatsmann Oesterreichs, durch Schmeichelei verführt knüpfte soviel Fäden an, daß er sich endlich

selbst in sie verwickelte und den Staat an den Rand des Untergangs brachte. Wer wird den Wortführern der Ungarn die Schlauheit, ja die Geschicklichkeit absprechen? Ueber den Augenblick hinaus aber war alles Unsinn und Verrücktheit.

(1847).

Ein vor kurzem verstorbener Monarch hat bei einer feierlichen Gelegenheit den Professoren einer Landesuniversität rundheraus erklärt: Ich brauche keine Gelehrten! Diesem Ausspruch hätten wir zwar entgegensetzen können: Wenn Ew. Majestät keine Gelehrten brauchen, so brauchen wir sie. Besagter Monarch aber, der einen zwar wenig ausgedehnten, in seiner Beschränktheit aber ganz richtigen Verstand besaß, hat etwas ausgesprochen, dessen Wahrheit nicht geleugnet werden kann: Der Zweck des Staates bei Errichtung und Erhaltung der Universitäten ist nicht die Bildung von Gelehrten.

Man gefällt sich zwar in neuerer Zeit, den Staat als den Inbegriff und die Wesenheit alles Anzustrebenden und menschlich Erreichbaren aufzustellen, wobei man sich aber anderseits ebenso lebhaft gegen jene Bevormundung von Seite des Staates sträubt, die aus einer solchen Ansicht notwendig hervorgehen müßte. Diese Ansicht und diese Bevormundung fand auch wirklich in den Staaten des Altertums statt, wo Fremder und Feind, oder wenigstens Fremder und Barbar, gleichbedeutende Ausdrücke waren. Wo der bestimmte Staat zugleich Quelle und Hüter alles Menschlichen ist, fällt alles Menschliche notwendig in seine Bestimmung und seinen Zweck. In neuerer Zeit aber, wo der Freizügigkeit die ganze Erde offen steht, und man diesen oder jenen äußern Staat leicht für einen bessern und wünschenswerteren erkennen könnte, als den eigenen, hat sich der Zweck des Staates auf das reduziert, was jeder leisten kann und muß, wenn er überhaupt ein Staat genannt werden soll: Sicherheit und, als an den Ort geknüpft, Förderung des materiellen Wohles. Die geistigen Interessen fallen dadurch nicht weg, aber sie werden dem Nutzen dienstbar, mit ihrem Ueberschuß reichen sie über die Grenzen des Staates hinaus und gehören der ganzen Menschheit. —

Wenn daher der Staat Unterrichtsanstalten gründet, so hat er vor allem den praktischen Nutzen der Wissenschaften im Auge. Eine Theologie, die, statt die Religion zu unterstützen, ihre Grundfesten angriffe, eine Jurisprudenz, die den Standpunkt des Rechtes als einen dialektisch sich aufhebenden darstellte und das Verbrechen als einen Fehler im Schließen oder ein Unglück be-

trachtete; eine Medizin, welche, die Heilung außer acht lassend, sich mit naturwissenschaftlicher Spekulation abgäbe, hätten durchaus keinen Anspruch, in den Kreis seiner speziellen Aufgabe gezogen zu werden.

Man hat zwar schon den Namen Universität, universitas scientiarum, urgiert und daraus gefolgert, daß alles Wissenswürdige auf diesen Anstalten gelehrt werden müsse. Das war auch der Sinn und die Absicht bei Gründung der Universitäten in der letzten Hälfte des Mittelalters. Da es in jener Zeit außer den Klassikern und den theologischen Scholastikern keine Bücher gab, und auch diese nur in seltenen und kostbaren Exemplaren, so war das Vehikel der Bildung allerdings auf die Lehrstühle und den mündlichen Vortrag beschränkt. Gegenwärtig aber, wo die Literatur als eine zweite Sündflut die Welt überschwemmt und man ein Wunder von Gelehrsamkeit sein kann, ohne je eine Universität besucht zu haben, stellt sich das Verhältnis ganz anders heraus. Das Wissen um des Wissens willen wird in praktisch vernünftigen Ländern der Buchdruckerpresse und dem Privatfleiße überlassen, und die Staatsanstalten beschränken sich auf den Unterricht als Vollendung der Erziehung und als Bildung für praktische Zwecke.

Im Gegensatz mit dieser in allen Ländern Europas geltenden Ansicht wurden nun in Deutschland die Universitäten auf die Gelehrsamkeit, auf die Befriedigung der Wißbegierde, um nicht zu sagen: wissenschaftlichen Neugierde, basiert. Mit dem Schimpfnamen der Brotstudien bezeichnet, traten die praktischen Fächer in den Hintergrund, und Lern- und Lehrfreiheit ward das Feldgeschrei der Schule. Was nun die Lernfreiheit betrifft, so „ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Die Staatsanstalten fordern bei der Aufnahme eines Kandidaten strenge Fachprüfungen, und wer da seine Lernfreiheit nicht auf das zu Lernende gerichtet hat, fällt durch. Viel schreiender aber ist der Unsinn der Lehrfreiheit. Der Schriftsteller, der für die gelehrte Welt, auf jeden Fall für Männer schreibt, ist Preßgesetzen unterworfen, die seine Richtung kontrollieren und die schädliche bestrafen; der Professor aber, der die unerfahrne und widerstandslose Jugend vor sich hat, soll, verstärkt durch das Gewicht der Autorität und der Persönlichkeit, jede Verkehrtheit und jeden Unsinn in die empfänglichen Gemüter schleudern können. Auf welche Art die Lehrfreiheit zu beschränken sei, gehört nicht hierher — auf keinen Fall durch die Polizei — daß sie aber in ihrer ganzen Ausdehnung nicht bestehen könne, leuchtet ein.

Presse und Preßfreiheit.

Ueber die Aufhebung der Zensur.

(1844).

1.

Diejenigen, welche gegen die Zensur zu Felde ziehen, stellen an die Spitze ihrer Beweisführungen gewöhnlich den Satz: Der Mensch habe das Recht zu sagen, was er denkt. Dieses Recht hat er aber nicht. Wenn er etwas Unrechtes, etwas Verkehrtes, allgemein Schädliches denkt, so hat er ebensowenig das Recht, es zu sagen, als es zu tun. True words are things sagt Lord Byron; Worte sind Sachen. Wer die Wahrheit dieses Ausspruches bezweifelt und seine eigenen Worte nicht für Sachen, für Verpflichtungen nämlich hält, nach dem Gesagten auch zu handeln, ist ein Tropf, von dem nicht die Rede sein kann. Aber auch nach ihrer Wirkung auf andere sind Worte Taten. Wer zum Verbrechen auffordert, wird als Teilnehmer des Verbrechens angesehen und bei Volksaufwieglungen z. B. bestraft man den Aufwiegler durch Reden mit Recht schwerer, als den irregeleiteten Haufen, der nur die plumpen Hände zur Ausführung hergibt. Ja, die Verteidiger der vollkommenen Rede- und Schreibfreiheit widersprechen sich selbst, indem sie zugeben, selbst fordern, daß man für geäußerte Meinungen hinterher vor Gericht gezogen und bestraft werden könne. Wer aber nur tut, wozu er ein Recht hat, kann dafür nie bestraft werden. Es gibt also kein Recht, immer und auf jede Weise zu sagen, was man denkt, oder kürzer ausgedrückt: was ein Biedermann nicht denken sollte, darf er auch nicht sagen.

Diesen Anhaltspunkt aufgegeben und die Zurechnungsfähigkeit geäußerter Meinung zugestanden, argumentiert man weiter: in der Zensur sieht sich die richterliche Gewalt in ihrer natürlichen Ordnung verkehrt. Allerwege straft man sonst Uebertretungen nur, wenn sie erst begangen sind; hier aber geht die Strafe dem Vergehen voraus, was widersinnig und empörend sei. Aber einerseits ist die Zensur keine Strafe, sondern nur eine Abhaltung; dann ist der werktätige Vorsatz zu schaden schon durch die Vorbereitung zum Druck konstatiert, wie der Uebeltäter, dem man das Gewehr vor dem Abdrücken entreißt, eben auch dem Gesetze verfallen ist, nicht bloß der, der abgedrückt und getroffen hat. Endlich besitzt der Staat außer der richterlichen auch unbezweifelt noch eine andere, die Polizeigewalt nämlich, welche Verbrechen verhütet, die der zu spät kommende Richter nur bestrafen kann.

Nicht bloß in literarischen, in vielen andern Dingen wird die persönliche Freiheit im Wege der Prävention zum Wohl aller und mit allgemeiner Billigung beschränkt, das Tragen heimlicher Waffen, an sich unverfänglich, ist untersagt. Der Verkauf vieler Stoffe, Künsten und Gewerben unentbehrlich, aber in verkehrter Anwendung dem Menschenleben als Gift verderblich, findet sich heilsamer Einschränkung unterworfen. Und so bei vielem. Wollte Gott, es wäre möglich, alle Vergehen zu verhüten, statt sie hinterher zu bestrafen! In den meisten Fällen der Rechtsverletzung ist ein solches Zuvorkommen unmöglich, bei Preßvergehen ist es möglich. Eine gute und vernünftig verwaltete Zensur wäre der Idee nach ein Heil für die Menschheit. —

Wohlgemerkt, der Ideennach! Es gibt aber viele Dinge, die der Idee nach vortrefflich, in der Wirklichkeit aber unausführbar sind. Um ein Beispiel von den Regierungsformen zu nehmen, so sind vor der Vernunft eigentlich nur zwei vollkommen zu rechtfertigen. Die Wahlmonarchie, wo der Weiseste und Beste gewählt wird, die anderen zu regieren, und die Republik, wo jeder eine Stimme hat in dem, was jeden angeht. In der Ausführung aber zeigen sich gerade diese beiden Formen als die gefährlichsten und, in Europa wenigstens, fällt es keinem vernünftigen Menschen ein, nach ihnen zu begehren.

Wie wenn es mit der Zensur ebenso wäre? Wenn die ihr zu Grunde liegende, ihre Zulässigkeit bedingende Idee, außer der Möglichkeit der Ausführung läge? Bedenkt selbst, ihr Lenker der Völker und Geschicke! Ihr stellt der Preßpolizei die Aufgabe, zu fördern, was nützlich, und abzuhalten, was schädlich ist. Nützlich und schädlich für wen? Für die menschliche Gesellschaft? Für den Staat im allgemeinen oder den eurigen? Wenn letzteres, so dürfte ein Staat nur völlig schlecht eingerichtet sein, damit die Zensur alles Schlechte erlauben und alles Gute verbieten müßte. Sie hätte in Amerika die Sklaverei zu verteidigen, in der Türkei das Recht des Sultans, täglich sieben Menschen ohne Grund hinrichten zu lassen, in den Bezirken des Dalai Lama — doch genug der Beispiele! Aber unsere Staaten sind gut eingerichtet, werdet ihr sagen. Dann vereinfacht sich die Frage, und die Zensur hat zu erlauben, was wahr, und zu verbieten, was falsch ist. Ueberhaupt läßt sich eine andere Aufgabe der Zensur nicht denken, als diese letztere. Wem das Wahre schädlich ist, der mag nur sich ändern und nicht das Wahre, und wer nur durch das Falsche bestehen kann, der gehe mit den Wölfen auf den Raub und bleibe fern von der menschlichen Gesellschaft. Wahr also und falsch! Nun hat es aber ganze Zeitalter gegeben und gibt noch jetzt ganze Völker, in denen nicht ein einziger Mensch lebte und

lebt, der ein sicheres Urteil über das Wahre gehabt hätte. Wer weiß, was wahr ist? Wir! werdet ihr sagen. Ich muß euch das als guter Bürger zugeben; denn ihr besitzt die Unfehlbarkeit, wenn nicht der Tat, doch dem Rechte nach. Aber übt ihr selbst die Zensur aus? Habt ihr Zeit und Lust, die unzählbaren Werke zu durchgehen, die das geschäftige Europa jährlich auf den literarischen Markt bringt? Sagt nicht, daß ihr an eurer Statt die Weisesten und Besten mit dem Geschäfte beauftragen wollt! Die Weisen haben etwas anderes zu tun, als im Auskehricht der Tagesliteratur nach einzelnen Körnern von dem zu suchen, worin selbst die Ausbeute aller Jahrhunderte ihnen nicht genügt: die Wahrheit, und die Guten würden vor der ungeheueren Verantwortlichkeit zurückschaudern, durch ein Versehen die Welt um einen Gedanken zu berauben, der vielleicht der Schlüssel zu längst gesuchter Wahrheiten ist. Ihr müßt daher auf der Leiterstufe der Kapazitäten immer tiefer herabsteigen, bis ihr Subjekte findet, die anmaßend oder gewissenlos genug sind, um sich als Beschließer und Kerkermeister in der Welt der Geister gebrauchen zu lassen. Reinhold, selbst ein tüchtiger Denker, hat gestanden, daß er Kants Kritik der reinen Vernunft siebenmal durchstudiert, bis er den richtigen Sinn aufgefaßt zu haben glaubte, und Hegel klagte auf seinem Totenbette, daß keiner seiner vieljährigen Schüler ihn ganz verstanden hätte. Ihr aber führt euern Zensoren die Bücher und Werke karrenweise zu.

2.

Nichts hat sich in neuerer Zeit allgemeiner gemacht, als die Invektiven gegen die Zensur. Ich bin nun gar kein Freund dieser Anstalt, aber die Gründe, die man dagegen anführt, scheinen mir höchst ungeschickt gewählt. Im ganzen gehen sie gewöhnlich darauf hinaus: die Zensur sei eine Beschränkung des Rechtes jedes Menschen, seine Meinung zu sagen.

Nun finde ich aber eine Meinung, die nicht Lust hat, sich durch Handlungen zu bekräftigen, eine höchst läppische Sache; die Handlungen finden wir aber allerwege beschränkt. Die Gesellschaft, das Wohlergehen aller hängt von dieser heilsamen Beschränkung ab. Wenn nun Meinungen, da sie den Willen bestimmen, zu Taten führen, und gewisse Taten verboten sind, warum nicht auch die Meinungen, der Anlaß dazu? Sollte wirklich jedermann das Recht haben, seine Meinung zu sagen? Auch wenn sie schädlich, zum Bösen verlockend, sittenverderbend, das Gute verlachend, heilsame Beschränkungen angreifend wäre?

True words are things, sagt Byron, „Worte sind Dinge," und ich glaube, er hat recht.

Im weitern Verfolge sehe ich nun auch, daß diese Verteidiger der Meinungsfreiheit allerdings ein Recht zugeben, schädliche Meinungen hintanzuhalten, aber nur durch Strafe *nach* der Begehung (Veröffentlichung). Aber dann hat ja die Meinung schon schädlich gewirkt, man sperrt den Stall zu, wenn das Pferd gestohlen ist. Dasselbe, werdet ihr sagen, ist der Fall bei Handlungen. Man bestraft keinen als Dieb, als wenn er schon gestohlen *hat*. Selbst der Mörder wird erst als ein solcher behandelt, wenn die daliegende Leiche keinen Zweifel über seine Verschuldung mehr übrig läßt. — Aber wäre es für die menschliche Gesellschaft nicht unendlich besser, wenn man die Tat *verhüten* könnte, statt sie zu *bestrafen*? Seht selbst zu, ob nicht die Freiheit unschuldbarer Handlungen, eine Freiheit, die ebenso unzweifelhaft ist, als die der Meinungen, in hundert Fällen von vornherein beschränkt wird? Man erlaubt, Gifte, der Arzneikunst und manchen Gewerben unentbehrlich, nur unter Vorsichten zu verkaufen. Das Tragen verborgener Waffen, auch als Schutzmittel, ist verboten. Hazardspiele, dem Besonnenen ein unschuldiges Vergnügen, werden nicht gestattet. Ausweislose Menschen sehen sich einer lästigen Aufsicht unterworfen. Die Verirrungen mancher Genüsse nicht nur moralisch gemißbilligt, sondern auch durch gesetzliche Abhaltungen hintangehalten. Dieser Präventionszwang, diese verhütende *Zensur* der Handlungen würde zum Besten der Gesellschaft bis zum eigentlichen Unmöglichmachen des Verbotenen gehen, wenn es auch bei Handlungen nur *möglich* wäre. Aber bei Schriften, Druckwerken *ist* es möglich. Sagt selbst: wäre es nicht ein Glück für die Menschheit und die Literatur, wenn durch eine gute Zensur jedes unzweifelhaft schlechte, jedes verderbliche Werk vor der Verbreitung schon im Keime zerstört würde?

Es soll also eine Zensur bestehen? — Ja, eine *gute*. *Da aber eine gute Zensur nicht möglich ist*, eine schlechte aber verderblicher als keine, darum *keine*; aber nur *darum*.

Was nun eine *gute* Zensur betrifft, so müßte diese die gewöhnliche Frage: ist dies Werk, ist diese Meinung schädlich oder nicht schädlich? vor allem so umstellen: ist diese Meinung wahr, oder ist sie falsch? Denn wäre sie wahr und doch schädlich, so mag sich dasjenige ändern, dem das Wahre schädlich ist, denn es ist schlecht, das Wahre aber die Quelle alles Guten. Zum Schutz des Schlechten aber, weil es einmal besteht, das Wahre und das Gute abhalten, ist der größte Frevel, dessen die menschliche Natur sich teilhaftig machen kann.

Die Zensur soll also nur das Wahre (in Künsten das Schöne, was nach den verschiedenen Gesichtspunkten eins und dasselbe ist) zulassen, das Falsche und Schlechte aber verbieten. Nun frage ich: gibt es nicht ganze Länder, hat es nicht ganze Jahrhunderte gegeben, wo nicht ein Mensch lebte, der das Wahre und das Schöne in allen seinen Formen unter allen Umständen zu erkennen fähig gewesen wäre? Ja hat, solang das ganze Menschengeschlecht besteht, nur ein Mann gelebt, der diese Unterscheidungsgabe sich in allen Fällen hätte zutrauen können? oder auch nur annähernd? Glaubt ihr, die ausgezeichneten Männer, die man noch allenfalls als Surrogat solcher Schiedleute zugeben könnte, würden, statt selbst das Wahre zu suchen und das Schöne darzustellen, sich der geisttötenden Mühe unterziehen, die endlosen Akten des wunderlichen Prozesses zu durchlesen, dessen Ergebnis die Bildung, die Wahrheit ist, um bei jedem prägnanten Falle zu sagen: mir scheint das so, mir scheint das anders, abzuurteilen aber fühle ich mich nicht berufen. Und wenn diese sich zurückgezogen haben, was bleibt euch übrig, als zu Mietlingen und Lohnknechten zu greifen, die wahr nennen, was bisher für wahr gegolten hat, und falsch, was sie nicht verstehen. Und diesen nun vertraut ihr die köstlichsten Güter der Menschheit an, das Wahre, das Gute, das Schöne?

Es kann keine Zensur geben, weil es keine Zensoren gibt.

(1821).

Wollte Gott, Gedrucktes und Geschriebenes hätte so viel Einfluß auf die Menschen, als die Regenten und ihre Zensoren fürchten! Bei den unzähligen guten Schriften, die wir haben, müßte dann die Welt schon lange besser geworden sein, als sie ist.

(1852).

Die Regierung soll durch die Presse ebenso gut belehrt werden, als die Privaten, also kann die Regierung auf die Presse keinen Einfluß ausüben.

(1818).

1.

Die Leute sagen mir: nun habt ihr die Preßfreiheit, nun schreib! sprich zum Volke! Aber zu schreiben aus keinem andern Grunde, als weil man die Preßfreiheit hat, käme mir vor, wie ein junger Kadett, der zum ersten Male einen Säbel an der

Seite hat und der nun glaubte, er müßte ihn nun gleich auf der Stelle gegen irgend jemand brauchen. Die Preßfreiheit ist ein scharfes Schwert, laßt es uns nur ziehen, wenn die Not es erheischt. Aber die Not war schon da! — Allerdings. Ich hatte auch die Feder schon halb aus der Scheide gezogen. Anfangs wollte ich dem Volke sagen: Sei mutig! — aber sie waren mutig. Als später die Zugeständnisse etwas zögernd auf sich warten ließen, wollte ich sie zur Mäßigung ermahnen — aber sie waren mäßig. Zuletzt schien's mir notwendig, zu warnen, man möge über den Starrsinn halb wahnsinnig gewordener Ratgeber nicht die sprichwörtlich gewordene Milde, das Wohlwollen des regierenden Hauses vergessen; als ich aber auf die Straße kam, fuhr der Kaiser eben durch die kurz noch halbempörte Stadt, und das Volk jubelte ihm entgegen, wie einst als Kronprinz, als er nach einer todesgefährlichen Krankheit das erste Mal sich wieder öffentlich zeigte; als ob die letzten Jahre des Druckes gar nicht dagewesen wären. Da dachte ich mir: Was soll man einem Volke sagen, das durch einen glücklichen Instinkt überall das Rechte selbst herausfindet?

Ich war immer stolz, ein Oestreicher zu sein. Wenn mir literarische Freunde über unser Zurückgebliebensein in der Bildung klagten, und wie das übrige Deutschland geringschätzig auf uns herabsehe, so dachte ich mit Georg in Götz von Berlichingen: Guckt ihr —! und so weiter. Gesunder Menschenverstand und Natürlichkeit der Empfindung sind unscheinbare Güter; wer sie aber durch nachgeplapperte Theorien und unfruchtbare Vielwisserei verloren hat, ist übler daran, als wer auf sie allein beschränkt ist. Ich war immer stolz, ein Oestreicher zu sein. Ich habe nie im Auslande drucken lassen, nie stand ein Wort von mir in den deutschen Journalen. Selbst die Zensurgesetze habe ich geachtet, weil ich glaubte, es zieme dem rechtschaffenen Manne, sich den Gesetzen seines Vaterlandes zu fügen, gesetzt auch, sie wären absurd. Und sieh da, der Tag ist gekommen, wo ihr meinen Stolz gerechtfertigt. Ihr habt euch in diesen letzten Tagen als Oestreicher benommen, als ein Volk, das Kopf und Herz im rechten Gleichgewicht hat, keines das andere unterdrückend und beide einander dienend.

Und doch möchte ich ein Wort der Warnung sprechen.

2.

Meine Mitbürger!

Ihr habt ein heldenmütiges Werk vollbracht und niemand kann euch seine Bewunderung versagen. Selbst wer die Gesetzlichkeit, ja Ersprießlichkeit bezweifelte, müßte sich gefangen

geben, von der Ueberzeugung der Notwendigkeit. Ein Zustand, der nicht dauern kann, trägt in sich die Erlaubnis zur Aenderung. Ich selbst habe weder an der Einleitung noch an der Ausführung teilgenommen. Zu letzterer bin ich nicht körperkräftig genug, zu ersterer — gerade herausgesagt — zu gewissenhaft. Derlei Wetten mit der verhüllten Zukunft erfordern junge freudige Herzen, oder alte schwindelnde Köpfe.

Ihr habt erreicht, was vor acht Tagen noch ein Märchen schien. Wenn in den Zugeständnissen noch manches unbestimmt erscheint, so habt ihr glücklicherweise — oder leider — die Staatsgewalt in eine Lage gesetzt, daß sie alle Rückhalte aufgeben m u ß. Aber hemmt nicht länger den geordneten Gang der Regierung. Der östreichische Staat besteht nicht wie Frankreich oder Spanien oder selbst Preußen und Bayern aus einer einzigen, in sich einigen Nation. In diesem alten, ziemlich baufälligen Gebäude wohnen viele sich halbfremde Menschen, und die jetzt herrschende Influenza der Nationalitäten begünstigt, ja fordert heraus zu Spaltungen und Parteien. Diese Ungarn, von denen ihr glaubt, sie kämen euch beizustehen, sind nur gekommen, um für eigene, uns und ihnen gleich verderbliche Zwecke die Verlegenheit zu benützen, in die ihr die Regierung gestürzt habt.

3.

Meine Freunde und Landsleute!

Viele von euch haben mir von jeher Achtung gezeigt, und die mich näher kennen, kennen mich als ehrlichen Mann. Ich habe daher ein Recht auf euer Zutrauen. Wenn ich mich bisher nicht öffentlich vernehmen ließ, so geschah es, weil ich bei sonst nicht üblen Fähigkeiten, mir die Eigenschaften und Kenntnisse eines politischen Mannes nicht zutraute. Ich glaube, die große Mehrzahl von euch sollte ein ähnliches Mißtrauen in sich fühlen. Die Dinge nehmen übrigens eine so bedrohliche Gestalt an, daß das Politische in den Hintergrund tritt und die natürliche, die materielle Gefahr sich furchtbar Platz macht.

Die mit jeder Staatsumwälzung verbundenen ersten Unruhen sind vorüber. Ihr habt euch dabei vortrefflich benommen und meinen alten Stolz auf mein Vaterland glänzend gerechtfertigt. Nach kurzem Stillstand aber treten diese Unruhen von neuem ein. Diesmal durch nichts gerechtfertigt, vielmehr durch alles mißbilligt, was dem Menschen teuer und heilig ist.

Vor allem die Ehre!

Ihr glaubt mit dem Urteile über die gestürzten Gewalthaber schnell fertig zu sein, wenn ihr sie als Verräter und Böse-

wichte bezeichnet. Sie waren es aber nicht. Sie waren, obgleich vom alten System geblendet, in ihrer Art gutwillige, ja rechtschaffene Männer, die nur glaubten, teils daß die neuen Ideen auf den bunt und lose zusammengefügten östreichischen Staat keine Anwendung litten, teils daß ihr selbst für die Freiheit noch nicht reif wäret. Gebt ihnen nicht recht durch euer Toben. Die eine Hälfte ihrer Voraussetzung ist eingetroffen. Der nicht mehr durch zwingende Gewalt zusammengehaltene Staat droht zu zerfallen. Gönnt ihnen nicht den Triumph, auch euch richtig beurteilt zu haben! Reif zur Freiheit ist nur, wer sich selbst zu beherrschen weiß. Sollen sie glauben, ihr vermöchtet es nicht?

Aber nicht nur die verbannten Gewalthaber, auch die übrige Welt hat euch bisher schief beurteilt. Man hat euch als genußsüchtig, leichtsinnig, gedankenfaul verschrieen. Euere neuerlichen Demonstrationen und Katzenmusiken nehmen einen Charakter der pöbelhaften Lustigkeit an, der die Welt sicher in ihrer Meinung bestärken dürfte. Der Zweck dieser Ruhestörung mag ernsthaft sein, das äußere Gewand aber ist bei den Chorführern Roheit, und bei den von außen Zuströmenden Spaß. Werft nicht einen Schatten auf eure ruhmwürdige erste Freiheitsbewegung, indem ihr der zweiten den Anschein der Straßenunterhaltung gebt.

So viel von dem Unwürdigen dieser Vorgänge, nun zu dem Schädlichen, ja Verderblichen.

Begreift ihr nicht, daß ihr das Geschäft der Feinde unseres Gesamtverbandes treibt? Hier ist nicht von Frankreich oder andern äußern Feinden zu sprechen, die das Zerfallen unserer Staatsgewalt mit Wollust anschauen; habt ihr nicht gesehen, wie eure ersten durch die Not gerechtfertigten Unruhen von den hastigen Leitern eines Brudervolkes benützt wurden, um ein Teil der Monarchie beinahe ganz vom Stammkörper zu trennen? Wollt ihr ähnlichen Bestrebungen anderer Teile der Monarchie eine gleiche Widerstandslosigkeit zubereiten? Ihr bemüht euch um die gute Einrichtung eines Staates und fragt nicht, ob, wenn die Einrichtung fertig ist, auch noch ein Staat übrig sein werde?

Ihr seht den Widerwillen der verschiedenen Nationalitäten, sich von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte regieren zu lassen, und ihr verstärkt noch diese Ungeneigtheit, indem ihr die Widerstrebenden glauben macht, diese Regierung werde ihrerseits wieder von Straßenaufläufen und Katzenmusiken regiert. Die euch nur schwer als Brüder, als Söhne eines gemeinschaftlichen Vaters anerkennen wollen, sollen nun Straßenpöbel sich als ihrem Herrn unterwerfen?

Ihr setzt Minister ein und ab wegen Vorgängen, die ganz außer dem Bereich ihrer ämtlichen Vorherbestimmung liegen,

über Vorgänge, so unbedeutend an sich, daß sie eher vor den Richterstuhl der konventionellen Höflichkeit als der ministeriellen Verantwortlichkeit gehören. Ihr setzt Männer ab, die mit ehrenvollen Wunden bedeckt und geschmückt mit der Achtung der Welt, sich schon dadurch als eure Freunde bekunden, daß sie von euren frühern Gewalthabern angefeindet und nach Möglichkeit von den Geschäften entfernt wurden. Sollen die notwendigen Eigenschaften eurer künftigen Staatsmänner nicht Kopf und Herz, sondern feste Nerven und Schamlosigkeit sein, um die Unbilden und das Geheul der Menge standhaft ertragen zu können?

Weil ein Geistlicher geistliche Dinge von seinem beschränkten Standpunkt beurteilt, weil ein untergeordneter Beamter nicht da kurzweg entscheidet, wo ihm keine Entscheidung zusteht, glaubt ihr euch mit der Rückkehr eines vertriebenen Ordens bedroht. Aber, meine Freunde, nicht von Parteien und Advokaten hängt die Entscheidung ab, sondern von dem Richter. Die Ligorianer werden nicht mehr zurückkommen.

4.

Meine Freunde und Landsleute besonders von der akademischen Legion!

Ich habe in der gegenwärtigen Epoche noch nie öffentlich zu euch gesprochen. Wenn ich es unterließ, so geschah es aus einem gerechten Mißtrauen in meine Befähigung. Von allen Gebieten des menschlichen Geistes lag mir keines ferner als die Tagespolitik. Ich sage Tagespolitik. Denn die Politik der Jahrhunderte, welche man Geschichte heißt, und die Natur des menschlichen Geistes, der sich gleich bleibt, trotz aller anscheinenden Verschiedenheit, war das angestrengte Studium meines nun siebenundfünfzigjährigen Lebens. Wenn ich demungeachtet an meiner Berechtigung zweifelte, so wünschte ich nur, ihr und eure Schriftsteller fühlten ein ähnliches Mißtrauen in sich selbst.

Aber die Dinge sind auf einen Punkt gekommen, daß jeder Vernünftige, der nicht in der Aufregung ist, in der ihr seid, die gräßlichen Folgen leicht voraussehen kann. Ich würde meine Pflicht als Bürger zu verletzen glauben, wenn ich schwiege.

Also was wollt ihr? Was hofft ihr? Ist das, was ihr wollt, erreichbar durch die Mittel, die ihr anwendet, oder macht ihre Anwendung nicht vielmehr das unmöglich, was ihr wollt?

Ihr wünscht, daß der Kaiser nach Wien zurückkehre, und ich wünsche es mit euch. Aber kann er es unter diesen Umständen? Würde ihm in unsern Bruderländern noch irgend

jemand gehorchen, wenn man ihn unter dem Einflusse eurer Barrikaden und Bajonette glaubt?

Solltet ihr euch über die Abwesenheit des Kaisers damit trösten, daß wenigstens das Ministerium des Gesamtreiches in unsern Mauern ist, so bedenkt, daß dieses Ministerium bereits abgedankt hat und nur provisorisch sein Amt verwaltet. Sollte der Kaiser, was Gott verhüte, sich einem andern Landesteile in die Arme werfen, so wird es bald an einem neuen Ministerium nicht fehlen, und ihr habt dann nur vier Privatleute mehr in euern Mauern, die außer denselben so ohnmächtig sind als ich und ihr.

Wien ist nur die Hauptstadt der östreichischen Monarchie als Sitz der Gesamtregierung. Dies geistige Band gelöst, bleibt es nur noch die bevölkertste Stadt von Niederöstreich, und es ist bloß die Macht der Gewohnheit, wenn Wiener-Neustadt und St. Pölten sich für minder berechtigt halten als wir.

Ihr glaubt den Kaiser in den Händen der Aristokratie und fürchtet Reaktionen. Meine Freunde, der Adel kann sich wohl noch in den Antichambern breit machen, aber seine Stellung wird der künftige Reichstag bestimmen, und sie dürfte keine glänzende sein. Was aber die Reaktionen betrifft, so fürchte ich, ihr selbst seid die größten Reaktionäre. Wenn erst der friedliche Bürger glaubt, unsere Unordnungen seien die Folgen der Freiheit, so wird bald die Mehrzahl den frühern, in den Märztagen glücklich abgeschüttelten Zustand bedauern, ja endlich wohl gar zurückwünschen.

Die akademische Legion ist entrüstet, weil man sie mit Gewalt entwaffnen wollte. Ich weiß nicht, ob man das und wer es gewollt hat. Aber für jeden Fall habt ihr widerstanden und seid siegreich hervorgegangen. Eure Ehre als bewaffnete Macht ist gerettet. Aber nun vergeßt nicht den zweiten Teil eurer Bestimmung: schützt die Ordnung und Sicherheit der Stadt. Sind diese Barrikaden zu euerem Schutze gebaut, so macht sie überflüssig, indem ihr euch selbst auflöst. Vollbringt das Opfer, das ihr schon einmal angeboten. Kein rechter Mann läßt sich zwingen; aber freiwillig sich dem allgemeinen Wohle unterordnen, ist der Heldenmut des echten Bürgers. Uns erschreckt das Militär nicht, das ihr entfernen wollt, ja wir dürften es nötig haben, bei der Entwickelung früherer Unvorsichtigkeiten, die mit den Barrikaden im nächsten Zusammenhange stehen und ich nicht näher bezeichnen will. Noch dazu ist das Militär innerhalb der Stadt minder gefährlich, als außerhalb, denn die Staatsgewalt muß es verpflegen. Es gibt aber in der Kriegskunst ein Mittel, Festungen und Städte zu bezwingen, ohne einen Schuß zu tun und zwar durch militärische Besetzung der Kommunikations-

wege außer der Stadt. Ueberschätzt eure Macht nicht. Bürger und Nationalgarde werden bald zur Besinnung kommen. Welche Verbündete wollt ihr dann berufen? Ich schaudre, es zu denken. Macht nicht, daß der Segen, den wir über euch in den Märztagen gesprochen, sich in Fluch verkehre, in Fluch, den die Nachwelt teilen würde und ihr selbst, zehn Jahre später. Tretet ab, da ihr es noch mit Ehren könnt. Die Gewalt der Ereignisse ist furchtbar, und mancher hat als Verbrecher die Bahn verlassen, die er als Held betrat.

Was ich euch hier sage, würde jeder von euch sich selbst sagen, wenn die Aufregung ihm nicht die Besonnenheit raubte.

(1844).

Man spricht so viel von der Lehrfreiheit, als ob ihr Palladium darin bestände, daß jeder Professor von der Kanzel das verrückteste Zeug vortragen dürfe. Der Professor kann aber auf zweierlei Art lehren: durch Bücher für die gelehrte Welt und durch den Vortrag für die Schüler. Die Freiheit der Lehre in Schrift und Büchern soll und muß unbeschränkt sein. Die Freiheit aber von der Kanzel, durch die Autorität des Lehrers unterstützt, jungen widerstandslosen Gemütern destruktives und albernes Zeug in den Kopf zu setzen, kann und soll überwacht werden. Hier ist von keinem Zwang die Rede; denn es wird niemand gezwungen, Professor zu werden.

Anmerkungen.

1.) Erleichterung, hier im Sinne von Gegengift.

2.) Im südlichen Gothia sind zwei Hügel zu sehen mit ungeheuren Felsen an Stelle von Leichensteinen, die gebettet halten die Leichname zweier Brüder, denen vom Seher in frühester Jugend geweissagt war, daß sie durch gegenseitige (gegenseitig beigebrachte) Wunden fallen würden. Um dieser Tat auszuweichen, unternehmen sie die Auswanderung zu den entferntesten entgegengesetzten Teilen des Erdkreises Im äußersten Greisenalter, nachdem jeder von ihnen hoffte, daß der Bruder schon längst gestorben sei, kehrten sie ins Vaterland zurück und begegneten einander nicht fern (unweit) der Stadt Jonacum, ohne sich zu erkennen, und nachdem sie beiderseitig Grüße getauscht, ließen sie sich unter der nächsten Fichte zur Ruhe nieder. Als jedoch bald darauf ihre Hunde in Streit gerieten, kamen auch sie selbst erst in Wortwechsel, und von da stürzten sie bis zur gegenseitigen Verwundung vor. Da erkannten sie sich als Brüder und hauchten in gegenseitiger Umarmung ihr Leben aus.

3.) Waren doch des Tiberius Worte auch bei Dingen, die er nicht verheimlichen wollte, sei es durch Natur oder durch Gewöhnung, stets auf Schrauben gestellt und dunkel; natürlich wurde sie von ihm damals, wo er strebte, seine Gesinnungen durchaus zu verbergen, noch mehr in Ungewißheit und Zweideutigkeit verstrickt.

4.) Denn Wohltaten sind bis dahin nur willkommen, wo sie noch vergolten werden zu können scheinen; sind sie über diese Grenze weit hinaus zuvorgekommen, wird statt des Dankes Haß erwidert.

5.) Wenn es nicht freisteht, anders dankbar zu sein, als daß ich undankbar scheine, wenn ich eine Wohltat nicht anders vergelten kann, als unter dem Schein einer Beschimpfung, so will ich mich gleichmütigst zu dem ehrenvollen Entschluß, für mich die göttlichste Entehrung, wenden. Niemand wird mir in höherem Maße die Tugend zu achten scheinen, niemand ihr mehr ergeben sein, als der, welcher den Ruf eines guten Mannes zugrunde richtete, um nicht das Bewußtsein des gewollten oder getanen Rechts oder Unrechts zu vernichten.

6.) Heilige Jungfrau!

7.) Und als er das sah, barst fast sein Herz vor Kummer, und sprach: „Wehe! Daß je ein Ritter so falsch gefunden werden sollte!“ — Und dann nahm er sein Pferd und mochte nicht länger bleiben vor Kummer. Und als er beinah eine halbe Meile geritten war, kehrte er wieder um und gedachte, sie beide zu erschlagen; und als er sie beide so fest schlafen sah, vermochte er sich fast nicht zu Pferde zu halten vor Kummer, und sprach so zu sich selbst: „Sei er auch noch so falsch, ich will ihn nicht im Schlaf erschlagen!“

8.) Diese Art Gerechtigkeit, die weder die Besserung, noch das warnende Beispiel, noch selbst die Genugtuung des Uebels zum Ziel hat. — Hobbes und einige andere lassen diese strafende Gerechtigkeit, die eigentlich auf Rache hinausläuft, nicht zu. — Aber sie ist immer gegründet in einem Verhältnis der Angemessenheit, das nicht nur den Betroffenen, sondern auch die Weisen, die sie mit anhören, befriedigt, wie eine schöne Musik oder eine gute Architektur die ergötzten Gemüter befriedigt.

9.) Der Geschmack, verschieden vom Gehör, besteht in unklaren Wahrnehmungen, über die man sich nicht ausreichende Rechenschaft geben kann. Es ist etwas, das dem Instinkt nahe kommt. Der Geschmack bildet sich durch Naturell und Gebrauch.

10.) Liebesverdruß.

11.) Die die Kriege der Alten besangen.

12.) Ich kenne niemand, der meinem Vater gleicht; und doch würde selbst er einer solchen Aufgabe nicht genügen, wenn er nicht im intimen Verkehr mit Gott wäre.

13.) Ich war zunächst einer schmerzlichen Regung nicht Herr, als ich die Kapitulation von Paris von meinem ältesten Waffenbruder unterzeichnet sah.

14.) Bewegende Kraft.

15.) Talleyrand wollte also zwei Kammern und eine Exekutivgewalt. Auf dieses Ziel ist er beständig zugeschritten.

16.) Ein Lügner, ein Lügner und nichts als ein Lügner.

17.) Großer Schlaumeier.

Vierzehnter Band.

Aesthetik. — Sprachliches. — Kritisches.
Entwürfe. — Satiren II. Abteilung.

Inhalt:

	Seite
Aesthetik	5— 92
Kunstlehre	5— 92
Grundsatz	5
Zweck des Schönen	6
Gesamtwirken und Sonderung der Seelenvermögen	9
Deduktion des Schönen a priori	10
Unendlichkeit des Schönheitsgefühls	11
Naturnachahmung des Wunderbaren	11
Reiz der genauen Naturnachahmung	12
Nachahmung der Natur als Zweck der Kunst	12
Wahrheit der Kunst	14
Begeisterung	15
Allegorie	15
Typen der Einbildungskraft	15
Form der Zweckmäßigkeit	16
Allgemeines	16
Ueber Genialität	25
Ueber Dilettantismus	31
Die Kunstverderber	35
Bildende Kunst	38— 41
Ghiberti	41
Poesie	41 54
Nachteile der Uebersetzungen	53
Kritik	54 56
Dramaturgie	56 72
Schauspieler und Theater	62
Vom Schicksal	65
Musik	72— 93
Erinnerungen an Beethoven	82
Rede am Grabe Beethovens	90
Rede am Grabe Beethovens bei der Enthüllung des Denksteins	91
Sprachliches	93 - 100
Neue Rechtschreibung	95
Von den Sprachen	98

Seite

Kritisches . . . . . 101—147

Moore, Wanderungen eines Irländers zur Entdeckung einer Religion . . . 101
Grote, Geschichte von Griechenland. . . 103
Capefigue, histoire de la Réforme . . 103
Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit 107
Geschichte der deutschen Nationalliteratur 107
Gervinus' Litteraturgeschichte 108
Göschel, Unterhaltungen mit Goethe . . 118
Schreyvogel's Donna Diana 122
Bauernfeld's Braut und Bräutigam . . 124
Bauernfeld's Bekenntnisse 125
Bauernfeld's Selbstquäler 129
Preislustspiele 129
Theaterkritiken 141
Der Freischütz, Oper von Maria Weber . 145
Euryanthe, Oper von K. M. Weber . . 148
Robert der Teufel von Meyerbeer . . . 149
Erstes Auftreten der Dlle. Loeb . . . 153
Ueber das Wirken der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates und deren gegenwärtiger Zustand 155

Entwürfe . . . . . 158—164

Entwurf einer öffentlichen Erklärung . . 158
„ einer Ansprache an die Beamten des Hof-Kammerarchivs bei der Uebernahme der Direktion 158
Entwurf einer Verteidigungsschrift nach der Aufhebung der Ludlamshöhle . . . 159
Entwurf des Ehrenbürger-Diploms der Stadt Wien für den Grafen Radetzky . 159
Entwurf der Adresse des Verwaltungsrates der Wiener Nationalgarde an den Grafen Radetzky 160
Entwurf eines Trinkspruches auf Seine Majestät Kaiser Franz Joseph I. . . 161
Entwurf einer Adresse des Herrenhauses an Seine Majestät Kaiser Franz Joseph I. 161
Entwurf einer Adresse an Ihre Majestät Kaiserin Elisabeth bei ihrer Rückkehr aus Madeira 162
Entwurf eines Aufrufes zu Beiträgen für das Tegetthoff-Denkmal in Wien . . 163

Seite

Entwurf eines Berichts über die Vollendung von Schuberts-Grabdenkmal . 163
Entwurf eines Briefes an den Schillerverein in Leipzig 164
Satiren (II. Abteilung) . . . . . 165—206
Totengespräch 165
Friedrich der Große und Lessing . . . 167
Der Blinde und der Sehende 171
Kunstgespräch 172
Ein Gespräch 172
Literaturgespräch 174
Ein Gespräch 174
Bruchstück aus einem Literaturblatt . . 174
Kritische Briefe 176
Schreiben des jungen Tomes Dikson an seinen Vater in Philadelphia . . . 179
Antwort auf die Briefe des alten Theaterfreundes 180
Schreiben Gottes an den Bürgermeister Hirzel in Zürch 183
Schreiben des Königs von Bayern an den Schauspieldirektor Carl 184
Vier Briefe 185
Schreiben des Nachtwächters Germanikus Walhall 189
Epistolae obscurorum virorum . . . 191
Korrespondenznachrichten aus dem Lande der Irokesen 193
Rede des Bischofs Proklus an die ersten Christen 195
Avertissement 196
Avertissement 197
Avertissement 199
Bekanntmachung 199
Bittschrift der Spitzbuben 201
Publikation die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn betreffend 203
Preisausschreibung 204
Büchertitel 205
Auszüge aus dem nächstjährigen Meßkatalog 205
Anmerkungen 206

Aesthetik.

Kunstlehre.

(1819).

Grundsatz.

Ich nehme mir bei diesen Anmerkungen vor, ohne Rücksicht auf ein System, über jeden Gegenstand dasjenige niederzuschreiben, was mir aus seinem eigenen Wesen zu fließen scheint. Die dadurch entstehenden Widersprüche werden sich am Ende entweder von selbst heben, oder, indem sie nicht wegzuschaffen sind, mir die Unmöglichkeit eines Systems beweisen.

Als die Natur lebende, selbsttätige Wesen erschuf, die, vom mütterlichen Boden getrennt, und daher von der absolut zwingenden Naturnotwendigkeit emanzipiert fortleben und bestehen sollten, sicherte sie die Fortdauer ihres Werkes auf die zweckmäßigste Art dadurch, daß sie jeder auf diese Art freigegebenen Kraft, nebst dem Vermögen zu wirken, auch noch ein Streben nach Wirksamkeit und einen unwillkürlichen Drang nach allem gab, was diese Wirksamkeit erhalten und vermehren kann.

Diese Einrichtung, die man im allgemeinen mit dem Namen Trieb bezeichnet, äußert sich schon bei den Tieren auf eine höchst merkwürdige Art. Unter dem Namen des Instinkts bringt er, besonders in einzelnen Fällen und bei einzelnen Gattungen Wirkungen hervor, die durch ihre Vernunftähnlichkeit in Erstaunen setzen. Immer aber sichert er die Erhaltung und Fortpflanzung auf die unfehlbarste Weise.

Auch dem Menschen fehlen diese Triebe nicht. Er hat sie als Körperwesen, nicht in gleicher Stärke, aber ebenso unverkennbar als das Tier; er hat sie als Empfindungswesen, und Lieb' und Haß, Wohlgefallen und Abscheu bezeugen nur allzulaut ihre Gewalt; er hat sie als Vernunftwesen, als erkennendes, wollendes ahnend-urteilendes Geschöpf, sich äußernd in seinem Streben nach dem Wahren, nach dem Guten, nach dem Schönen.

Unter hundert Menschen ist kaum einer, der einen tüchtigen, selbständigen Verstand hat; unter tausend kaum einer, der eine tüchtige lebhafte Phantasie hat; und unter zehntausend mit Verstand und Phantasie begabten Menschen kaum einer, bei dem beide Hand in Hand gehen können, wie sie es müssen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll.

Wozu also eine Aesthetik, wenn sie weder lehren kann, wie das Schöne hervorzubringen, noch, wie es mit Geschmack zu genießen ist? Dazu, weil es die Sache eines vernünftigen Menschen ist, sich von allen seinen Handlungen und Urteilen einen Grund angeben zu können. Wenn die Aesthetik auch keine Rechenkunst des Schönen ist, so ist sie doch die Probe der Rechnung.

Ich hätte fast Lust, jene Einteilung der Aesthetiker geradehin zu leugnen, nach welcher das Erhabene als ein eigenes Genus dem Schönen an die Seite gesetzt wird. Das Erhabene ist nichts als ein Modus des Schönen und als solcher dem Lieblichen entgegengesetzt, beide als letzte Grenzpunkte des Schönen, über die hinaus das Reich der Schönheit aufhört, in den Bezirken des Kleinlichen und Gigantesken. Das Gefühl des Erhebens über sich selbst, das den Menschen beim Ansehen des Erhabenen ergreifen soll und als charakteristisches Zeichen desselben angegeben wird, muß die Betrachtung jedes Schönen begleiten und ist eben das Merkzeichen, an dem sich das Schöne von dem bloß Wohlgefälligen ausscheidet.

Zweck des Schönen.

Man sagt: der Zweck des Schönen ist Vergnügen! Erstens: was heißt denn das: Zweck des Schönen? Der Zweck des Wahren ist das Wahre und der Zweck des Schönen das Schöne, denn, wenn man je auf die praktischen Wirkungen des Schönen achten will, wer wird da bloß das Vergnügen nennen, das auch das Angenehme hervorbringt und das Schöne nur insofern, als es auch angenehm ist, was nicht immer der Fall ist. (NB. Das ist nur wahr vom Vergnügen im gewöhnlichen Verstande; im höhern wird es vom Schönen immer hervorgebracht.) Rechnet man für nichts die Erhebung des Geistes, die Erhöhung des ganzen Daseins, das Tätigwerden von Gefühlen, die oft im ganzen wirklichen Leben eines Menschen nicht in Anregung kommen? Den

Ueberblick über das Ganze des Lebens, die Einsicht in die eigene Brust, in das Getrieb eigener und fremder Leidenschaften? Das Wacherhalten des Enthusiasmus jeder Art, den die engen Verhältnisse der Bürgerwelt so leicht einschläfern? Ist das alles nichts, daß man nötig hat: durch das Unterschieben des bloßen Vergnügens als Zweck der Kunst den Künstler mit dem Taschenspieler in eine Klasse zu setzen?

Es gibt eine zweifache Art, die Welt zu betrachten: die wissenschaftliche und die beschauliche oder kontemplative. Die erste geschieht — freilich in ihrem Ursprunge durch die Sinnlichkeit vermittelt — fast ausschließlich durch das Erkenntnisvermögen. Von Wahrnehmungen zu Begriffen und von diesen zu Urteilen und Schlüssen emporsteigend, gewinnen wir eine Ansicht, die auf die Natur unseres Geistes gegründet, und bei gehöriger Deduktion, ebenso unerschütterlich als seine Gesetze, die Grundlage von allen dem ausmacht, was als Wissen die Welt erleuchtet und als Wahres sie beglückt. Diese Ansicht des All hat ihre Vorteile, aber auch ihre Nachteile. Das Vorteilhafte besteht — insofern sie sich innerhalb ihrer Grenzen hält — in der Beweisbarkeit ihrer Ansprüche; der Nachteil eben in diesen Grenzen. Gerade über das, was die Forschbegierde von jeher am meisten erregt, gerade über die großen Angelegenheiten der Menschheit, über den letzten Zusammenhang der Dinge, die unsichtbare Kette, die die Sinnenwelt und das darüber Befestigte mit einem Band verknüpft, gerade hierüber fühlt sie ihre Kraft versiegen, und — gewohnt in strenger Stufenfolge vorzugehen, sieht sie am Rande ihres Kreises wohl noch die Stangen der großen Leiter ins All hinaufreichen, aber ohne Sprossen, und sie sinkt zurück. Hier kann man nun allerdings die übrigen Vermögen der Seele den Platz der Zurückweichenden einnehmen lassen und mit ihnen den höhern Raum versuchen zu durchdringen, aber — für jeden Fall hört nun das Wissen mit seiner strengen Beweisbarkeit auf, und das erneuerte Beginnen fällt mit dem zusammen, was oben als der zweite Teil unseres Forschungsvermögens, mit dem Namen des Beschaulichen bezeichnet worden ist. —

Unter Beschauung verstehe ich jene Richtung des menschlichen Wesens, durch welche alle seine Kräfte und Vermögen, innere und äußere, ohne Sonderung, ohne daß eines oder das andere vorherrsche, wie in einem Brennpunkte auf einen Gegenstand geheftet werden, der dadurch umleuchtet, erhellt und mit einer Lebendigkeit ins Bewußtsein aufgenommen wird, die beinahe keinen Unterschied zwischen dem Gegenstande und seiner Vorstellung erkennen läßt. Diese Vorstellungsart schließt den Verstand und die Vernunft keineswegs aus, begreift sie vielmehr notwendig in sich,

aber nur als Teil des Ganzen, ohne vorherrschende Gewalt.

Wie gefährlich die Wirkung dieses Beschauungsvermögens in seiner Anwendung auf Gegenstände des Wissens und als Supplement des Erkenntnisvermögens ist, haben die Erfahrungen aller Jahrhunderte nur zu deutlich gezeigt. Gar leicht mit der Vernunft vermischt, und seine Ausbeute unter dem Bilde derselben als Ideen ausprägend, veranlaßte sie um so leichter Irrtümer aller Art, als sie hier beinahe ohne Kontrolle ist und, vor dem Vorwurfe des Nichtbegreifens gesichert, die Schuld des Nichtverstehens leicht von sich auf die Beschränktheit der Gegner wälzen konnte.

Allerdings aber gibt es eine Anwendung dieses Beschauungsvermögens, wo dasselbe der Kontrolle nicht entbehrt, insofern es nämlich sich bestrebt, das, was es geschaut, in einem Bilde darzustellen — insofern es zur Kunst wird. Denn da es das Eigentümliche eines Kunstwerkes ist, daß es die Idee, die Anschauung des Künstlers, nicht bloß für ihn selbst erkennbar ausdrückt, sondern auch zur Leiter diene, an der andere des Genusses Fähige zu der ihnen früher unbekannten Idee des Künstlers emporklimmen, so liegt eben in dieser Zugänglichkeit für andere die sicherste Bürgschaft ihrer Realität, ihrer Uebereinstimmung nämlich mit den innern und äußern Gesetzen der Natur.

Hiermit ist nun zweierlei ausgesprochen: Es gibt eine Kunst und es gibt Gesetze der Kunst, die aber nichts anders sind, als die Gesetze der geistigen und körperlichen Natur in ihrer Zusammenstimmung angewendet auf die Kunst. In ihrer Zusammenstimmung sage ich, denn da die Kunst auf einer inneren Anschauung beruht und somit ihrer Wesenheit nach, sowohl über die bloße Körperwelt hinausgeht, als auch — da nicht bloß die Vernunft, sondern alle Vermögen des inneren Menschen bei ihrer Hervorbringung tätig sind — nicht an die alleinige Gesetzgebung der Vernunft gebunden ist, aus diesen Gründen kann sie von beiden Gesetzgebungen nur so viel annehmen, als nötig ist, um nicht physisch unmöglich und logisch und moralisch widersprechend zu sein. Sie wird daher die sklavische Nachahmung der Natur von der einen Seite und die Strenge des Begriffs von der anderen Seite verschmähen, und ihre eigentlichste Aufgabe wird darin bestehen, in der Frucht ihrer Wirksamkeit wie in der Ursache ihres Entstehens beide Welten sich durchdringen und ohne Vorherrschen eine durch die andere sich verherrlichen zu lassen. Ist dies geschehen, hat sie das Mannigfaltige der Wahrnehmung im Einklange mit den Gesetzen des Geistes, aber ohne Vorherrschen des Begriffs für die Anschauung, zu einem Ganzen, zur Einheit gebracht, so hat sie ihren Zweck, das Schöne, erschaffen.

Die Einbildungskraft ist entweder reproduktiv, wenn sie bloß das Gegebene, Anwesende oder Abwesende vorstellt, oder sie ist produktiv, wenn sie bloß das Abwesende, als solches noch nicht Gegebene vorstellt. Jedoch gibt auch die produktive nicht den Stoff, den sie aus der Natur nimmt, sondern nur die Form, insofern sie den erhaltenen Stoff in neue Verbindungen bringt. Sie erhebt sich insofern über die Erfahrung und wird Phantasie genannt. Diese äußert sich entweder 1. als Kombinationsvermögen, indem sie die gegebenen Formen zu neuen, über die Erfahrung hinausgehenden Bildern vereinigt. Dies geschieht entweder unwillkürlich, wie im Traum, oder mit Willkür, und letzteres zwar entweder zu einem bestimmten Zwecke, unter der unmittelbaren Leitung des Verstandes, wie bei den mechanischen Künsten, oder ohne eigentlichen Zweck, in welchem Falle sie das Dichtungsvermögen heißt.

2. Aeußert sie sich als Vermögen der Grundanschauungen (des Raumes, der Zeit, der Gestalt, der Dauer des Grades, der Zahl 2c.), welche Vorstellungen uns nicht durch die Erfahrung gegeben werden, daher sie auch reine Anschauungen heißen und die Einbildungskraft in Beziehung auf sie transcendental genannt wird.

Die kombinierende Phantasie liefert entweder 1. Bilder, die aus den Gesetzen der Gedankenassociation (durch das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Vorstellungen, sowie deren Beziehungen auf das individuelle Subjekt) zu erklären sind; oder 2. ihre Wirkungen sind aus dem Gesetze der Gedankenassociation nicht zu erklären; hier ist sie selbsttätig und macht die Grundbedingung des Dichtungsvermögens aus.

Gesamtwirken und Sonderung der Seelenvermögen.

Der Zustand, in welchem der menschliche Geist sich gegenwärtig befindet, ist nicht sein ursprünglicher. Jedermann gibt das zu hinsichtlich des Grades seiner Ausbildung; es gilt aber auch von der Art und Weise seines Wirkens. Der Geist des Menschen ist einer, und die Abteilungen, in die wir ihn zum Behufe der Erkenntnis nach einzelnen Vermögen zerlegen, existieren weder wirklich, noch sind sie selbst im angenommenen Prinzip der Teilung so streng geschieden, als die Benennungen glauben machen könnten. Es gibt keinen Verstand ohne Urteilskraft, kein Denken ohne Erinnern, keine Vernunft ohne Phantasie; sie durchdringen sich wechselweise, und nur das Vorherrschende gibt den Namen. Diese

Sonderung ist schwer zu tadeln. Das Quantitative unserer Fortschritte hat dadurch gewiß unendlich gewonnen. Das ganze Verfahren ließe sich mit demjenigen ähnlichen vergleichen, durch welches die technischen Arbeiten der Ernährung, Bekleidung, Behausung, die im ursprünglichen Zustande jeder alle zu eigenem Gebrauche besorgt, beim Fortschreiten der Kultur aber jedes Einzelne einem einzelnen zugeteilt wird. Da ist nun nicht zu leugnen, daß der Schneider, der bloß schneidert, ein Kleid verfertigen werde, das die Fellbedeckung des Urmenschen unendlich übertrifft, und ebenso der Schuster den Schuh und der Schreiner den Tisch; ob aber der Schneider als Mensch in seiner Gesamtbildung durch diese Teilung nicht ebensoviel verliert, als er als Schneider gewinnt, ist noch eine andere Frage. Ebenso ist es mit den Geistesfähigkeiten. Verstand und Vernunft z. B. haben durch jene Sonderung der Vermögen zwar allerdings einen Grad der Schärfe der Abstraktionsfähigkeit erreicht, der von vornherein beinahe unmöglich scheinen müßte, und zur Erforschung und Zergliederung von Teilvorstellungen ist das gewiß höchst ersprießlich: aber wie nun? wenn es sich darum handelt, die Welt zu betrachten? Welche traurigen Resultate haben da die Erfahrungen der letzten Zeit gezeigt! und wer würde nicht da den ungetrübten Blick des Naturforschers vorziehen dem zersplitterten und zersplitternden des kritischen Philosophen? Je weiter wir in der Zeit zurückgehen, je weniger treffen wir diese strenge Sonderung der Vermögen, und was die Schriften der Alten so anziehend, so unnachahmlich macht, ist eben dieses Hervorleuchten des ganzen Menschen, statt eines einzigen Vermögens. Sie überzeugen, wir wollen überweisen. Daher kommt es aber auch, daß selbst die Scharfsinnigsten der Alten für uns so wenig schließend scheinen. Dieses führt nun auf folgende Einteilung der Arten, die Welt zu betrachten (wissenschaftliche und beschauliche).

Deduktion des Schönen a priori.

A priori läßt sich das Gefühl des Schönen durchaus nicht deduzieren. Es ist zwar von vornherein gewiß, daß dasjenige, was Ordnung und Harmonie in unsere Teilvorstellungen bringt, indem es das Auffassen erleichtert, eben dieser Erleichterung wegen ein gewisses Vergnügen erregen müsse, aber dieses Wohlgefallen ist von dem ästhetischen so himmelweit unterschieden, als die Berechnung der Quinte von ihrem Klang. A priori betrachtet, müßte das systematisch geordnete Lehrgebäude einer Wissenschaft ebensoviel Vergnügen machen, als das schönste Kunstwerk.

Unendlichkeit des Schönheitsgefühls.

Das Gefühl des Schönen ist ein unendliches, weshalb es auch unter dessen charakteristische Zeichen gehört, daß dabei die Wirkung weit die veranlassende Ursache übersteigt. Was liegt denn in dem Materiellen oder selbst in den Verhältnissen einer wohlgeordneten Säulenreihe, daß es mit einem Schlage dein ganzes Wesen erhebt, dich anzieht, fesselt, dich bis zu Tränen entzückt, alles, was du Großes und Herrliches gesehen, gelesen, gehört, empfunden, mit einem Zauberschlage emporregt und in lauen Wellen durch die erweiterten Adern strömen läßt? Warum bist du besser, milder, gütiger, mutiger in dem Augenblicke der Beschauung und bald darauf, solange der Eindruck noch in deinem Innern wogt? Warum entzückt dich die Natur selbst in dieser Stimmung mehr, so daß selbst Gräser und Mücken eine Bedeutung gewinnen? Kannst du hassen, grollen, beneiden, hinterhalten in dieser Stimmung? Scheint nicht der ewige Zwiespalt der sittlichen und sinnlichen Natur, des Wollens und Sollens, in diesem Augenblicke ausgeglichen? Ist dir Gott noch unbegreiflich, und unverständlich das All? Fühlst du nicht deine Verwandtschaft mit den Wesen unter dir und mit etwas über dir? Ist es nicht, als ob unsichtbare Fäden sich aus deinem Innern ausspannten und in ungeahnten Beziehungen die ganze Welt verbänden? Und das alles hätte der armselige Säulengang aus hartem Sandstein, nach dem oder jenem Verhältnisse geordnet, bewirkt? Oder wäre es nicht das Gefühl der Ganzheit; das momentane Aufhören der Zersplitterung, in die das Leben unser Wesen versetzt; das Gefühl der Einheit alles Endlichen in einem Unendlichen, was diese Wirkungen hervorruft? — Ferner zum deutlichen Beweis, daß nicht bloß die Phantasie auf Kosten der übrigen Vermögen erhöht wird — du denkst auch leichter in diesem Zustande; alle Wahrheiten — höchstens die mathematischen ausgenommen, die eben die strengste Sonderung fordern — sind dir einleuchtender, selbst die philosophische Abstraktion gelingt besser, zum deutlichen Beweise, daß die durch das Schöne bewirkte Erhöhung der innern Kräfte nicht eine teilweise, sondern eine allgemeine ist.

Naturnachahmung des Wunderbaren.

Auch das Wunderbare ist der Nachahmung der Natur nicht enthoben. Nicht zwar, als ob es in seiner Bilderverbindung an das wirklich in der Natur Vorkommende oder selbst an das Physisch-Mögliche gebunden wäre, sondern dadurch, daß es eine aus der Menschennatur fließende, durch den Lauf der Jahr-

hunderte bewährte und ausgebildete Form des Wunderglaubens gibt, der es treu bleiben muß, wenn es poetisch geglaubt werden oder praktisch wirksam sein soll. Als unangreifbar für das Wunderbare erscheinen: das Urfaktum des Selbstbewußtseins; das Gesetz der Kausalität (vermöge dessen wohl die Ursache erdichtet sein kann, aber nie die Wirkung, oder deutlicher: das Erdichtete der Wirkung schon in der Ursache vorkommen muß). Auf gleiche Weise können beim Fühlen und Wollen allerdings die Motive außer dem Kreise der Natur liegen, aber aus diesen Motiven muß psychologisch natürlich der Gefühls- und Willensakt fließen. Die tätige Aeußerung des Willens gehört wieder unter der oben gegebenen allgemeinen Beschränkung völlig dem Reiche des Wunders an.

Reiz der genauen Naturnachahmung.

Arthur Schopenhauer findet, und mit Recht, einen Grund des wahrhaft künstlerischen Reizes, den die genauen Naturnachahmungen der Niederländer in ihren Stillleben und Landschaften auf uns machen, in der Vorstellung von der Ruhe und rein beschauenden Stille des Gemüts, die in dem Künstler herrschend gewesen sein muß, um derlei Dinge objektiv zu betrachten und so treu genau darzustellen. Ist nun gerade das Gemüt des Beschauers von Leidenschaften — oder Leiden bewegt, so kann die Vorstellung dieser objektiven Ruhe bis zur höchsten Rührung steigen.

Nachahmung der Natur als Zweck der Kunst.

Man hat die Nachahmung der Natur als das höchste Gesetz der Kunst aufgestellt. Ich frage aber: kann man die Natur nachahmen? — Die Bildhauerkunst gibt Formen, aber des höchsten Reizes, der Bewegung, der Farbe, entbehrt sie. Die Malerei stellt Landschaften dar, und das Höchste, was sie erreichen kann, ist, daß sie das äußere Ansehen des Baumschlages, der Gräser, der Wolken so täuschend als möglich darstellt; kann sie uns aber auch das Rauschen dieser Bäume, das Wallen dieser Gräser, das Ziehen dieser Wolken, was gerade in einer wirklichen Landschaft den Hauptreiz ausmacht, wiedergeben? Wo bleibt der Gesang der Vögel, das Murmeln des Baches, das Geläute der Glocken? Von einer beschriebenen Landschaft, die das Bewegliche darin allerdings, wenn auch matt, wiedergeben kann, ist wieder hinsichtlich der Anschaulichkeit an keine Vergleichung mit der wirklichen zu denken. Und doch bewegt die einfärbige, regungslose Natur, die gemalte, beschriebene Landschaft in der Kunst Menschen, welche die wirkliche kalt ließ in der Natur! — Wie kommt es nun, daß das

matte Abbild stärker anspricht, als das lebendige Urbild? Denn die technische Vollendung der Nachahmung kann doch keine Rührung hervorbringen, höchstens ein Erstaunen, wie es die Kunststücke eines sogenannten starken Mannes oder die unzähligen Gesichter in den Kirschkernen unserer Kunstkammern erregen. Ferner: wirkt denn die Natur (insofern sie nämlich nicht Befriedigungsmittel unserer Bedürfnisse darbeut) wirklich unmittelbar auf uns, und warum wirkt sie denn nicht auch auf die Tiere, warum nicht auf alle Menschen gleich? Was liegt denn in der Röte der Wolken, im Verglimmen des Lichtes, im Hereinbrechen der Schatten beim Untergange der Sonne Rührendes, daß mir darüber die Tränen in den Augen stehen? Warum gehe ich die frischen, grünenden Bäume vorüber und bleibe stehen vor dem blitzgetroffenen, betrachte ihn, bleibe versunken stehen und kehre mich zuletzt mit einem Seufzer ab? Was beseufze ich? den Baum? Er fühlt seine Verletzung nicht. Oder beseufze ich halb unbewußt das Fallen alles Großen, das Verblühen des Blühenden, „das Los des Schönen auf der Erde"? Trage ich *meine* Empfindung auf den Baum über, und ist er mir nur ein Bild dessen, was ich dabei denke? Wenn es nun so ist, und es ist so, so wird es auch begreiflich, warum die Natur bloß tiefer denkende und empfindende Menschen bewegt, indes die andern, durch zufällige Nebendinge zerstreut, gar nicht zum Bewußtsein des eigentlich Wirksamen kommen. Wenn nun aber der zum Auffassen und Wiedergeben des Gemüt-Ansprechenden in der Natur Fähige sich hinsetzt, um seine Empfindung bleibend darzustellen, und er demnach aus dem beobachteten Naturgegenstande — mit Hinweglassung des für die Wirkung Gleichgültigen oder Störenden — dasjenige aufzeichnet, was die gefühlte Wirkung auf ihn hervorgebracht hat; so wird nun auch der flachere Beschauer auf diese Art zur Aufmerksamkeit angeregt und durch das Wegschneiden der gleichgültigen Nebendinge auf den eigentlichen Punkt gefesselt, die vorher ihm entgangene Beziehung deutlich werden, und er wird vor dem Kunstwerke fühlen, was er an dem Naturgegenstande weder bemerkte, noch ohne den Künstler je bemerkt hätte, da es weniger der Gegenstand dem Beschauer, als vielmehr der Beschauer dem Gegenstande mitgeteilt hat. Er wird die Idee des Künstlers erkennen und die Nachahmung des Gegenstandes wird nur das *Mittel* der Verständlichung gewesen sein.

Bouterweck erklärt sehr gut das ästhetische Gefühl aus dem *Urgefühl* des Menschen, mit dem derselbe, außer dem Zustande der Roheit, aber noch vor der Sonderung seiner einzelnen Vermögen gedacht, die Welt mit all seinen Auffassungsmitteln, physischen,

Geistes- und Gemütskräften ungeteilt in sich aufnimmt, so daß in dem entstehenden Wahrnehmungsbilde Beziehungen aller Art sich zu einem, erfreuenden, erhebenden, aber zugleich unbestimmten Eindruck vereinigen.

Wahrheit der Kunst.

Man spricht von einer Wahrheit der Kunst, die durchaus notwendig sei, wenn letztere das Schöne hervorbringen wolle; auf der andern Seite gesteht man aber doch wieder, daß manches in den Künsten schön sei, obgleich es nicht wahr ist. Wie hängt das zusammen? Etwa auf folgende Art. Daß die Künste eine gewisse Wahrheit haben müssen, folgt schon daraus, daß sie, wie man allgemein zugibt, täuschen, d. h. durch den Schein wirken sollen; da es nun aber, wie keine Wirkung ohne Schein, so auch keinen Schein ohne Wahrheit, d. h. ohne teilweise Uebereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande gibt, so folgt wohl von selbst, daß die Künste wenigstens nicht unwahr sein können. Die hier geforderte Wahrheit wird aber keineswegs die objektive, die der Erkenntnis sein können. Diese ist einerseits für die Kunst unerreichbar, weil sie, ohnehin nicht auf Wissen gestellt, auch das Erkenntnisvermögen, das bei Gewinnung jener demonstrabeln Wahrheit allein, oder doch absolut vorherrschend tätig erscheint, nur als ein Teilvermögen ihrer Gesamtkraft aufnehmen kann, in welche Gesamtkraft hingegen gerade diejenigen Geistes- und Gemütstätigkeiten, welche durch den täuschenden Schein, den sie erzeugen, dem Zustandekommen der Erkenntnis so hinderlich sind, als wesentliche Teile gehören. Auf der andern Seite aber wäre diese Wahrheit, nebstdem daß sie für die Kunst unerreichbar ist, auch noch für sie unzureichend, da durch dieselbe nur das Erkenntnisvermögen einseitig befriedigt wäre, die übrigen, bei der künstlerischen Beschauung tätigen Vermögen aber leer ausgehen würden, und somit wohl ein Wissen, aber kein Kunstwerk entstehen könnte.

Die Wahrheit, die jedes Kunstwerk haben muß, kann demnach nur eine solche sein, welche sich auf alle, bei der Zustandebringung desselben tätigen Kräfte gleichmäßig trifft; denn jedes eines Eindrucks fähige Vermögen hat seine eigene Wahrheit, die in der Uebereinstimmung seiner Eindrücke mit deren Gegenstande, modifiziert durch die aus seiner innern Einrichtung hervorgehenden Gesetze seiner Wirksamkeit besteht. Verstand, Phantasie, Gefühl und Sinnlichkeit verlangen daher jedes ihre Wahrheit in der Kunst, von denen zugleich aber jede einzelne bedingt und beschränkt wird durch die Möglichkeit der andern, eben weil sie zu einem Eindrucke zusammenfließen sollen. Es wird demnach die bloße Wahr-

heit des Verstandes in einem Kunstwerke keinen Platz finden, wenn und insofern sie die Wahrheit der Sinnlichkeit aufhebt, so wie die Phantasie ihre Uebereinstimmung nur so weit verfolgen kann, als sie die Grundbedingungen des Gefühls nicht verletzt. Hieraus entsteht nun statt der objektiven eine subjektive, die ästhetische oder Kunstwahrheit, die jedes Kunstwerk haben muß, wenn es wirken, den Menschen bewegen soll. Die Wahrheit des einen oder andern dieser Vermögen nun, insofern dadurch die der übrigen paralysiert und nicht zur Sprache gelassen wird, ist das, was man Täuschung der Kunst nennt, welche Täuschung gleichfalls eine Wahrheit ist, denn sonst könnte sie nicht wirken, aber eine teilweise, nicht objektive.

Begeisterung.

Es gibt auch eine teleologische Begeisterung (aus abbildloser Betrachtung der Natur). Diese unterscheidet sich von der ästhetischen dadurch, daß letztere durch unmittelbare Beziehung auf ein begrenztes Objekt der Anschauung zur Einheit gebracht und befriedigt wird.

Die volle Uebereinstimmung eines Gegenstandes mit unserem Erkenntnisvermögen ist ein Begriff; er begründet das Wahre, im Schönen liegt gleichsam bloß eine dunkle Vorahnung einer solchen Uebereinstimmung.

Allegorie.

Die Personifikation, als Versinnlichung eines Begriffes, wird dann zur Allegorie, wenn nicht die Schönheit der Darstellung, sondern der Begriff selbst als Hauptsache und Zweck erscheint und die Versinnlichung nur als Mittel zur Möglichkeit (wie in der bildenden Kunst) oder zur größeren Eindringlichkeit und Annehmlichkeit der Darstellung des Begriffes (wie in der Poesie) angewendet wird. Die Allegorie gehört daher, wie die äsopische Fabel, nur zum Teile ins Gebiet der Kunst.

Typen der Einbildungskraft.

Es ist unstreitig, daß durch öftere Wahrnehmung mannigfaltiger Individuen, die zu einer Gattung gehören, sich der Einbildungskraft ein gewisses abgezogenes Bild, ein Typus der Gattung eindrückt, der sodann beim Formen von Begriffen die

Grundlage macht. Die gewöhnliche Aufmerksamkeit auf die Operation des Denkens zeigt dies. In dem Augenblicke z. B., als ich den Begriff: „Farbe" denke, zuckt, beinahe zugleich, ein gewisses undeutliches Bild von etwas, das, ohne eigentlich eine bestimmte Farbe darzustellen, doch mit jeder Farbe mehr Aehnlichkeit hat, als mit sonst irgend etwas in der Welt — dieses undeutliche Bild, sage ich, dieses ununterscheidbare Aggregat von Bildergliedern zuckt wie ein Blitz zugleich mit dem Gedanken durch die Seele und gibt der Form des Begriffs erst den Inhalt. Dieses Phantasiebild liegt selbst den abstraktesten Begriffen und Ideen, denen von Zeit, Ewigkeit, Gott usw. zu Grunde, sonst sind sie undenkbar. Dieser Typus der Einbildungskraft nun, weiter verfolgt, in seinen Teilen zu größerer Klarheit des Bewußtseins gebracht, gibt die Grundlage des Ideals für die Kunst.

Form der Zweckmäßigkeit.

Kants Zweckmäßigkeit ohne Zweck und Zusammenstimmung zur Erkenntnis, überhaupt ohne Begriff, in seiner Erklärung der Schönheit, verstehe ich ungefähr so: Außer der objektiven Beschaffenheit eines Gegenstandes, die vor allem dem Begriff zu Grunde liegt, und den subjektiven Beziehungen, die am vorherrschendsten in der Empfindung des Angenehmen walten, kann es ja noch einen dritten Bezug geben, das Dasein z. B. eines gemeinschaftlichen Bandes, das, aus einem gemeinschaftlichen Urheber hervorgehend, den Betrachtenden und das Betrachtete umschlingt und sich gegenseitig nähert. Vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich liegt der im Geschmacksurteil gefühlten Zusammenstimmung ein solches Drittes zu Grunde, welches das Wort des Rätsels, den wirklichen Begriff des Zweckes zur erkannten bloßen Form der Zweckmäßigkeit enthält; dies Dritte kommt aber nicht in unser deutliches Bewußtsein, und wir müssen es daher beim Denken über das Schöne außer der Rechnung lassen.

Allgemeines.

(1840).

Wenn man das Wort Aesthetik ausspricht, so kann man damit zweierlei meinen: Aesthetik als einen Teil der Philosophie, und Aesthetik als Kunstlehre. In ersterem Sinne soll der Mensch über alles denken, nicht aufhören zu versuchen, auf die Gefahr, das Letzte seines Strebens nie zu erreichen. Denkt er doch über den Zusammenhang der Welt nach, obwohl tausend an eins zu setzen

ist, daß er diesen Zusammenhang nie einsehen wird. Da zeigt sich aber gleich ein großer Unterschied: die wirkliche Welt besteht, gleichviel, ob wir sie begreifen oder nicht; die Welt des Kunstschönen soll aber erst hervorgebracht werden, und da dürfte eine falsche Auffassung leicht von den nachteiligsten Folgen sein. Glücklicherweise ist die Natur der Beschränktheit des menschlichen Geistes schon von vornherein zu Hilfe gekommen. Man kann richtig denken ohne Logik, rechtschaffen handeln ohne Moral und das Schöne empfinden, ja hervorbringen ohne Aesthetik. Außer allem Zweifel werden unsere natürlichen Vermögen durch die Wissenschaft geschärft, erhöht, ja berichtigt, aber die Wichtigkeit jener Theorien liegt weniger in dem Nutzen der wahren als in der absoluten Schädlichkeit der falschen. Es ist schon oft gesagt und wiederholt worden, daß die vorzüglichsten Dichtwerke entstanden sind, ehe man von Regeln nur einen Begriff hatte, und die entgegengesetzte Erscheinung, daß in neuerer Zeit, je mehr man sich mit Aesthetik beschäftigt, die praktische Poesie immer leerer und matter wird, scheint eins wie das andere nicht sehr zu Gunsten einer solchen Wissenschaft zu sprechen. Ohne Zweifel würde eine richtige Aesthetik ein großer Gewinn für die Kunst sein. Sie würde zwar die spezifische Begabung oder das Talent nie entbehrlich machen, uns aber doch vor dem ganz Verkehrten und Absurden bewahren, das in unserer Zeit eine so große Rolle spielt, nicht gerechnet die demütigende Erscheinung des immerwährenden Geschmackwechsels, die ihren Wohnsitz vor allem in unserm Deutschland aufgeschlagen hat.

(1834).

Die Kunst überhaupt einzuteilen, ohne sie zu zerstückeln. Goethes Konfession am Schluß der Farbenlehre.

Die Aufgabe der Kunst ist: in der Natur jene Folge darzustellen, welche der Idee von Zweckmäßigkeit für das Gemüt, die wir Schönheit nennen, entspricht.

(1836).

Schön ist dasjenige, das, indem es das Sinnliche vollkommen befriedigt, zugleich die Seele erhebt. Was dem Sinnlichen allein genug tut, ist angenehm. Was die Seele erhebt, ohne durch das vollkommene Sinnliche dahin zu gelangen, ist gut, wahr, recht, was man will, aber nicht schön.

Die Schönheit ist die vollkommene Uebereinstimmung des Sinnlichen mit dem Geistigen.

(1839).

Wenn der sinnlich befriedigende Eindruck durch Erweckung der Idee das Vollkommene ins Uebersinnliche hinüberreicht, so nennen wir das das Schöne.

(1839).

Die Darstellung unserer Empfindung in und mittels der Natur ist die Poesie oder vielmehr die Kunst im allgemeinen.

Es ist die eigentliche Aufgabe, wieviel Unsinn ein Gedicht nicht nur enthalten kann, sondern muß; denn der Sinn ist die Prosa. Weh dem Gedichte, das sich völlig durch den Verstand erklären läßt!

Das in seiner Art, also isoliert Vollkommene ist das ästhetisch Schöne; das in seiner Beziehung auf das Ganze Vollkommene, das moralisch Gute.

(1844).

Schön ist, was durch die Vollkommenheit in seiner Art die Idee der Vollkommenheit im allgemeinen erweckt.

(1839).

In der Kunst ist Gedanke nicht jenes Produkt des Denkvermögens, das in der Prosa mit diesem Namen bezeichnet wird, sondern ein in sich abgeschlossener Kunstorganismus, dem ein Gedanke oder eine Empfindung zu Grunde liegt.

(1820).

Man hat die Kunst eine Nachahmung der Natur genannt. Warum sollten wir aber etwas nachmachen, das wir schon ohnehin in der Wirklichkeit besitzen? Die Porträtmalerei ahmt die Natur nach, damit wir einen Gegenstand, selbst dann, wenn er von uns entfernt ist, vor uns haben können. Wie tief steht aber die Por-

trätmalerei auf der Stufe der Künste. Und wäre die Kunst überhaupt nichts als das? — Sie ist auch keine Verschönerung der Natur: denn wer könnte die Natur *im einzelnen* schöner machen, als sie ist. Vergleicht einen gemalten Baum mit einem lebendigen, eine beschriebene Landschaft mit einer wirklichen, die mediceische Venus mit eurer Geliebten! — Was ist denn also die Kunst? — Sie ist die Hervorbringung einer andern Natur, als die, welche uns umgibt, einer Natur, die mehr mit den Forderungen unseres Verstandes, unserer Empfindung, unseres Schönheitsideals, unseres Strebens nach Einheit übereinstimmt. Wenn wir dabei die äußere Natur nachahmen, so geschieht es nur, weil wir unserer Schöpfung auch eine *Existenz* geben und sie von einem leeren Traumbild unterscheiden wollen. Nun sind aber, so sehr es in unserer Willkür steht, den Dingen eine Essenz zu leihen, doch unsere Vorstellungen von *Existenz* durchaus nur vom Existierenden abstrahiert und gehen nicht weiter als dieses; daher müssen wir wieder zur Natur unsere Zuflucht nehmen, und ihre Nachahmung ist nicht der Punkt, von dem wir ausgehen, sondern der, auf den wir zurückkommen.

(1837).

In der revue des deux mondes habe ich neulich den Satz gelesen: Die Kunst ist keine Nachahmung der Natur, sie ist eine Erklärung derselben. Es ist viel Wahres da drin. Eine Erklärung *in* der Nachahmung.

(1821).

Das Urteil ausübender Künstler über Kunstwerke ist nicht immer das verläßlichste. Denn von Neid und absichtlicher Parteilichkeit abgesehen, überschätzt unter ihnen der Tor das, was er selbst hat, auch in der fremden Gabe; der Einsichtige hingegen das, was er nicht hat und wonach er strebt.

(1821).

Wenn auch das Publikum nicht der oberste Richter in Kunstsachen ist, so ist es die Jury, die ohne die Gesetze zu kennen, mit schlichtem Sinn den Fall betrachtet und im allgemeinen sein: Schuldig oder Nichtschuldig ausspricht.

Die Anwendung der Gesetze gehört dann freilich der Kritik.

(1821).

Nicht der Gedanke macht das Kunstwerk, sondern die Darstellung des Gedankens. Das bei den Deutschen so beliebte Vorherrschen der Idee hat den Nachteil, daß dabei leicht die Nachahmung der Natur als untergeordnet erscheint; ohne Naturgemäßheit aber gibt es in der Kunst keine Wahrheit, und ohne Wahrheit keinen Eindruck. Worüber ist denn der reiche Werner zu Grunde gegangen, als durch diese immerwährende Unterordnung der Natur unter den Begriff? Alle unsere Vorstellungen von Existenz sind nur vom Existierenden abgezogen, und wenn man das letztere aus den Augen verliert, so gibt es nur Träume und keine Wesen, logische Möglichkeiten, aber keine Wirklichkeiten, nicht einmal den Schein davon. Die Kunst soll aber eine, wenn auch höhere, Welt mit Wesen sein, ein erhöhtes Wachen mit glänzenden Gestalten; nicht ein Schlaf voll Träume.

(1821).

Die Betrachter von Kunstwerken lassen sich nach drei Stufen der Ausbildung einteilen. Die ersten sehen bloß aufs Außen- und Machwerk; das sind die rohesten und gemeinsten, und die meisten. Die zweiten, die, obschon über die vorige Stufe hinaus, doch selbst nicht überflüssig Ideen haben und bei denen die wenigen vorhandenen als Embryonen unentwickelt daliegen, sehen auf Gehalt, Gefühl, Rührung, Begriff, moralischen Wert, weil sie sich durch diese Eigenschaften eines Kunstwerkes ihrer eigenen Empfindungen und unentwickelten Ansichten erst bewußt werden und zu einem wohltätigen Gefühl ihres eigenen Selbst gelangen. Die dritten endlich, die selbst was zu machen imstande sind, oder die wenigstens wissen, worauf es dabei ankommt, sehen auf die Darstellung. Sie, denen hundertmal die herrlichsten Ideen durch den Kopf gehen, bis sie einmal zur künstlerischen Ausbildung einer einzigen gelangen können, wissen, daß Ideen wohlfeil sind und nur dann ein Verdienst begründen, wenn sie durch Verschmelzung mit der Natur zum äußern Leben gekommen, wenn das Begriffsskelett mit dem weichen Fleisch des Daseins bekleidet worden ist. Sämtliche Neu-Altdeutsche mit ihrer Bewunderung der Kunstwerke des Mittelalters sind auf der zweiten Kunststufe. Der Umstand, daß trotz alles Redens und Theoretisierens keiner von ihnen etwas Tüchtiges hervorbringt, könnte sie schon über ihre Impotenz belehrt haben und über ihr Verkennen dessen, worauf es ankommt. Ein Hund von dieser zweiten Art ist auch der Speth, der in seinem Buche: „Die Kunst in Italien" albernes Gewäsch vorbringt und sich unterfängt, den ehrwürdigen Goethe zu verunglimpfen.

(1821).

Schlendrian und Pedantismus in der Kunst urteilen immer gern nach Gattungen, diese billigen, diese verwerfen sie; der offene Kunstsinn aber kennt keine Gattungen, sondern nur Individuen.

(1855).

Darum ist in der Kunst das Bewußtlose das Höchste, weil auch in der Natur der bewußtlose Zweck das Herrschende ist. Zweckmäßigkeit ohne Zweck hat es Kant genannt.

Ich stelle mir die Sache so vor: Der Mittelpunkt des menschlichen Wesens, sinnlichen und geistigen, ist die Seele. In ihr liegt alles vereinigt und aufbewahrt: Erfahrenes, Erlebtes, Gedachtes, Gefühltes. Dieser Zuwachs ist, was man Bildung nennt. Er ändert in einem gewissen Grade selbst die Substanz der Seele, und durch ihn ist der Mensch im vierzigsten Jahre ein anderer, als im vierten, den Gesamtausdruck der Seele, insofern ihr Streben nicht nach außen geht, nenne ich die Empfindung. Die Empfindung ist nicht ohne Unterscheidung, weil das Geistige eben auch in ihr liegt. Wird die Empfindung durch starke Eindrücke angeregt, so verliert sich diese Unterscheidung, und sie wird Gefühl, sowie andererseits durch gemäßigte Anlässe die Unterscheidung vom Geiste aus sich mehr und mehr Platz macht und das entsteht, was Kants Urteilskraft ist, ein anschauender Verstand, der die Regel aus dem Geiste und die Teile aus dem sich gliedernden, unermeßlichen Vorrate von aufbewahrten Eindrücken nimmt. Diese Urteilskraft liegt dem gesunden Menschenverstand zu Grunde. Im vollständigen Auseinandertreten verfällt die Empfindung einerseits dem sinnlichen Bedürfnis, andererseits verfeinert sie sich zum Verstande, oder Vernunft, oder Geiste, wie man es eben nennen will.

Der Sitz der Kunst ist in der Empfindung, die einerseits den Unterscheidungen der Urteilskraft nahe steht, andererseits aber durch ihr Hineinreichen in den ganzen Menschen eine ungeheure Verknüpfung — Ideenassociation — anregt, deren Vorstellungen ihrem Ursprung von außen nach sich zu Bildern verkörpern und als Phantasie die natürliche Auffassung des Menschen nachahmen, die sinnlichen Eindrücke mit Gedanken verbindet, nur daß hier die Bilder sich schon nach einem Gesichtspunkte einstellen, indes die äußern Eindrücke zufällig und unvermittelt überraschen.

Ich weiß wohl, daß das alles dummes Zeug ist, aber die Welt würde in diesem Augenblicke zusammenbrechen, wenn ihre Verbindungen solche wären, die wir einsehen könnten.

(1855).

Daß sich über die Kunst und den Vernunftgebrauch von vornherein nichts ausmachen läßt, erhellt schon daraus, daß der Gegenstand der Kunst: das Schöne, durchaus ein Ergebnis der Erfahrung ist. Ob der Gedanke, in inniger Verbindung mit dem sinnlich wohlgefälligen Bilde, mehr Vergnügen über die Veredlung des sinnlichen Eindrucks, oder mehr Mißvergnügen über den unadäquaten Ausdruck des Gedankens hervorbringen wird, läßt sich vom Standpunkte des Geistes nicht voraus bestimmen. Ich sage: unadäquater Ausdruck, weil sich der Gedanke nur durch Gedanken völlig entsprechend ausdrücken läßt. Und wenn wir auch den Menschen als so vorherrschend sinnlich annähmen, daß ein Bild ihn mehr befriedigte, als eine Ausführung durch Gedanken, so wäre doch erst das Wohlgefallen an der Kunst vorausbestimmt, aber noch nicht die Begeisterung, das Entzücken, das Hinreißende der Kunst.

(1856).

Das Urteil, das der vortreffliche Macaulay in seiner englischen Geschichte Kapitel XIV über die Predigten Tillotsons fällt: His reasoning was just sufficiently profound and sufficiently refined to be followed by a popular audience with that slight degree of intellectual exertion which is a pleasure,[1]) gilt noch viel mehr als von einer Predigt, von dem Anteil, den die Denkkraft an dem Genuß künstlerischer, eigentlich ästhetischer Gegenstände zu nehmen hat.

(1840).

Die Wissenschaft überzeugt durch Gründe, die Kunst soll durch ihr Dasein überzeugen, wie die Wirklichkeit, wie die Natur.

(1839).

Das Aesthetische ist vielleicht eins mit dem Eindrucke, den das Vollkommene in seiner Art auf uns macht. Eben weil letzteres im Individuum gewöhnlich nicht vorkommt, erweckt es den Begriff der Gattung, des Zusammenhanges der Wesen, des Ganzen, und erhebt den Menschen so über sich, ja die Welt.

(1830).

Die Kunst verhält sich zur Natur, wie der Wein zur Traube.

(1836).

Die Deutschen meinen, es sei überall mit einem W i s s e n getan. Die Kunst beruht aber auf einem K ö n n e n.

(1820).

Die neuesten Deutschen haben keinen Sinn für Komposition, d. i. das Band der innern Notwendigkeit, wodurch die einzelnen willkürlichen Gestalten der Kunst zu einem organischen Ganzen, zu einer Kunstwelt verbunden werden. Komponieren kann man lernen von Raphael, Mozart und Calderon.

(1836—1838).

Was ist denn nun diese Begeisterung, die zum Schaffen in der Kunst als notwendig bezeichnet wird? Es ist nicht jene Steigerung der Gemüts- und Geisteskräfte, die, von ähnlichen physischen Zuständen begleitet und unterstützt, gewöhnlich mit einem solchen Namen bezeichnet wird. Diese Begeisterung ist bloß teils die äußere Erscheinung, teils die Folge einer vorausgegangenen anderen Ursache. Sonst würden ja Kunstwerke Ausgeburten eines kranken Zustandes, einer Art geistigkörperlichen Trunkenheit heißen müssen. Die eigentliche Begeisterung ist die Hinrichtung aller Kräfte und Fähigkeiten auf e i n e n Punkt, der für diesen Augenblick die ganze übrige Welt nicht sowohl verschlingen, als repräsentieren muß. Die Steigerung des Seelenzustandes entsteht dadurch, daß die einzelnen Kräfte, aus ihrer Zerstreuung über die ganze Welt in die Enge des einzelnen Gegenstandes gebracht, sich berühren, wechselseitig unterstützen, heben, ergänzen. Durch diese Isolierung nun wird der Gegenstand gleichsam aus dem flachen Niveau seiner Umgebungen herausgehoben; statt nur an der Oberfläche von allen Seiten umleuchtet, durchdrungen; er gewinnt Körper, bewegt sich, lebt. Dazu gehört aber die Konzentration a l l e r Kräfte. Nur wenn das Kunstwerk für den Künstler eine Welt war, wird es auch eine Welt für den Beschauer. In neuerer Zeit aber breiten sich die Richtungen zu sehr aus. Der Raum des Kunstwerkes scheint dem Künstler zu eng, er will daneben und dazwischen noch dies und das, und wie ihm das Gefühl der Notwendigkeit des Geschaffenen fehlt, stellt es sich auch bei dem Beschauer nicht ein.

Die Begeisterung der augenblicklichen Leidenschaft, die Begeisterung der Narrheit und die Begeisterung des Skandals, die einzigen in der neuesten Poesie übrig gebliebenen Stellvertreter der poetischen Begeisterung.

(1821—1822?)

Die neueste Zeit unterscheidet sich von ihren Vorgängerinnen auch darin, daß sie in allen Dingen einen ganz neuen Weg gefunden zu haben glaubt, obgleich diese Neuerungen, genau betrachtet, eben auch nur Nachahmungen oder Umkehrungen oder Verwechslungen längst dagewesener, allgemeiner oder besonderer Erscheinungen sind. — So ist die neueste Kriegskunst wahrscheinlich nur dadurch entstanden, daß die improvisierten Generale der französischen Revolution instinktmäßig die Kriegsführung der wilden Horden nachahmten und dadurch ihre taktisch gebildeten, aber geistlosen Gegner in heillose Verwirrung setzten, bis endlich der letzte Vervollkommner der kannibalischen Methode in eigener Waghalsigkeit ein seiner glänzenden Laufbahn unwürdiges Ende fand. Und so wird das System in künftigen Hordenfeldzügen fortdauern, bis einmal ein Mann von Geist etwa die Grundsätze Friedrichs des Großen als eine neue Neuheit hervorsucht und die stumpfgewordene Genialität mit denselben Waffen besiegt, die es siegreich verspottete.

Was von den garstigen Künsten gilt, gilt auch von den schönen. Sie haben sich in neuester Zeit sämtlich erweitert, weil sie teils in ihre wechselseitigen Gebiete, teils in die Prosa hinübergriffen, und halten sich nun für reicher, weil sie mehr Geld in der Kassa haben, wenn auch geborgtes.

Ich will hier vorzugsweise von der Musik sprechen; einmal weil ich sie liebe und immer mit Eifer getrieben habe, dann weil es die einzige Kunst ist, in der wir Deutsche einen eigenen Weg gebrochen haben, indes wir in den übrigen viel zu spät gekommen sind, um auf etwas anderes, als auf den Ruhm mehr oder weniger glücklicher Nachahmer Anspruch machen zu können.

Meine Behauptung geht nun dahin: daß die Musik, abgesehen von dem Mangel an Talenten, in Deutschland auf dem Wege der Verschlechterung sei, weil sie sich aus ihrem eigenen Gebiete in das der Poesie hinüber begeben hat.

Hier ist nun vor allem nötig, daß wir die Gebiete der verschiedenen Künste zu bestimmen suchen.

Wie unähnlich sie jedoch im einzelnen sein mögen, so kommen sie doch in den Hauptbestimmungen, als einer und derselben Richtung des menschlichen Geistes, der Kunst angehörig, wie natürlich überein. Diese Grundbedingungen oder wesentlichen Be-

standteile aller Kunst nun sind: der sinnliche Eindruck, die Empfindung, der Gedanke. Was einen dieser Faktoren entbehrt, gehört nicht mehr der Kunst an, verschieden aber ist das Maß des Anteils und die Stufenfolge, in der die verschiedenen Künste an denselben teilnehmen.

Die Malerei (Plastik mit einbegriffen) geht vom sinnlichen Eindruck aus, erweckt dadurch den Gedanken und durch diesen die Empfindung. Die Musik, gleichfalls vom Sinn empfangen, geht jedoch unmittelbar auf die Empfindung über, und der Gedanke, der kaum je zum völligen Bewußtsein gelangt, ist in seiner Unbestimmtheit der letzte, gleichgültigste Bestandteil des Wohlgefallens oder Mißfallens. Die Poesie endlich, die freilich auch sinnlich gehört oder gesehen werden muß, wo denn aus dem guten oder schlechten Fall der Verse allerdings ein Minimum von Lust oder Unlust entstehen mag, fängt doch eigentlich erst mit dem den Worten entsprechenden Gedanken an, erregt durch ihre Verknüpfung die Empfindung, und die nicht von außen hinein-, sondern von innen herausgehende Versinnlichung ist erst die letzte Stufe der Vollendung.

Diese Unterschiede, wie gleichgültig sie von vornherein scheinen mögen, bestimmen doch wirklich das Gebiet der Künste.

Von seinem Ursprunge kann sich nichts lossagen. Der sinnliche Eindruck, wo er den Anfang macht, ist so stark, daß die später folgende Billigung oder Mißbilligung des Verstandes die Wirkung nie mehr ausgleichen kann, die das Individuum durch seine natürlichste Wahrnehmungsquelle, den Sinn, empfangen hat; es könnte höchstens dadurch ein Umkehren, eine Art Reue entstehen, die aber immer einen zusammengesetzten Eindruck gäbe, nie einen einfachen ganzen, wie ihn die Kunst fordert.

(1836).

Ihr Elenden, die ihr Geist habt, aber nur nicht, eure Werke damit zu begeistigen! Was kümmert mich der Mensch in euch! Das geht eure Angehörigen, eure Frauen und Kinder an. Im Künstler lebt nur das, was er zu verarbeiten, was er zum Zwecke der Kunst zu verwenden weiß. Eure Werke seid ihr. Wer hat nicht Geist? Der Philister hat ihn auch. Nicht die Hand gibt einen Wert, sondern was man mit der Hand macht.

Ueber Genialität.

(Um 1840?)

1.

Nicht leicht wird ein Wort in neuester Zeit häufiger gebraucht als das Wort Genie und das ihm entsprechende Adjektiv genial. Die Bezeichnung als Talent ist dagegen so im Werte gesunken, daß

man es, Menschen und Werken beigefügt, beinahe als eine Beleidigung betrachten kann und nicht viel mehr sagen will als gemein, Mittelgut, unus ex multis.

Was wollen denn aber vor allem die beiden Ausdrücke sagen, und inwieweit ist daher ihr Gebrauch ein richtiger? Da nun in den höchsten geistigen Sphären die Grenzen oft ineinander laufen und es sich hier überdies vorläufig um eine Sprachbestimmung handelt, so wollen wir die Sprache selbst als Beispiel und Musterbild voranstellen.

Da nennen wir denn ein Sprachgenie denjenigen, der die innigsten Beziehungen und Verwandtschaften vieler Sprachen erfaßt und durchschaut und so regelgebend auf seine und die Sprache im allgemeinen rückwirkt, gesetzt auch, daß er sich in keinem einzigen Idiom, seine Muttersprache ausgenommen, geläufig auszudrücken vermöchte. Ein Sprachtalent dagegen wird demjenigen zugeschrieben, der viele Sprachen mit Leichtigkeit erlernt hat und sich ihrer mit Geläufigkeit und Gewandtheit in vorkommenden Fällen, sprechend und schreibend, bedient. Jakob Grimm ist ein Sprachgenie, der Kardinal Mezzofanti ein Sprachtalent.

Wir mögen die beiden Ausdrücke durch alle Fächer und Bildungsformen verfolgen, immer wird sich zeigen, daß Genie sich auf die Tiefe und Eigentümlichkeit der Auffassung, Talent dagegen auf das Vermögen der Ausübung bezieht.

In den wissenschaftlichen Bestrebungen nun, wo der Gedanke die Hauptsache ausmacht und die Darstellung nur als Einkleidung, als Nebensache erscheint, mag allerdings Genialität für sich allein ausreichen, obgleich auch hier, wer einer entdeckten Wahrheit keine Ueberzeugung beizufügen weiß, in Gefahr steht, fruchtlos sich bestrebt zu haben.

2.

Man hört in neuerer Zeit nichts häufiger als den Ausdruck: genial. Da fragt sich nun zuerst, was das heißen soll? Will man damit von jemandem sagen, er sei ein Genie? oder nur, er sei etwas annähernd dem Genie Aehnliches? Im ersten Falle sollte man bedenken, daß das Genie, wie die Aloe, kaum alle hundert Jahre einmal blüht. Es hat ganze Zeiträume gegeben, die nicht ein einziges Exemplar dieser seltenen Pflanze aufzuweisen hatten, und sollte die neuere Zeit daran auf einmal so fruchtbar geworden sein? Wodurch und wie? da es sich hier um eine Naturgabe handelt und nicht um etwas Erworbenes, Angebildetes, wie jedermann zugibt. Nimmt man aber genial nur für etwas dem Genie Aehnliches, so muß vor allem genauer bestimmt werden, was denn das Genie eigentlich sei, um es auch in seiner Aehn-

lichkeit wiederzuerkennen und von verwandten Gaben zu unterscheiden. Die nächst verwandte Gabe aber ist das Talent. Betrachtet man nun Talent und Genie als Stufenleiter eines und desselben Vermögens, nur dem Grade nach verschieden, so würden die Ausdrücke: ein großes, ein außerordentliches Talent, und: ein Genie, gleichbedeutend sein, was man wieder nicht zugibt. Schon die Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens unterscheidet hier sehr genau. Wer viele Sprachen mit Leichtigkeit erlernt und mit Fertigkeit gebraucht, ist ein Sprachtalent; wer die Uebereinstimmung und die allgemeinen Bezüge derselben Sprachen oder vielmehr der Sprache überhaupt durchschaut, von den Zweigen zum Stamm, vom Stamm zur Wurzel verfolgt und nachweist, ist ein Sprachgenie, wenn er sich auch in keinem einzigen fremden Idiom mit Bequemlichkeit auszudrücken vermöchte. So nennen wir den Abbé Mezzofanti ein außerordentliches Sprachtalent, Jakob Grimm, wenn man will, ein Sprachgenie. Es bleibt also nichts übrig, als einen spezifischen Unterschied zuzugeben und das Genie in die Eigentümlichkeit der Auffassung und das Talent in die Geschicklichkeit der Ausübung zu setzen.

Da leuchtet nun sogleich ein, daß in den geistigen Bestrebungen, die auf Erforschung der Wahrheit, auf Erweiterung unserer Kenntnisse gehen, das Genie und nur das Genie es ist, in dem alles Heil liegt. Wer eine neue Wahrheit gefunden hat, gesetzt, er drückte sich auch so unbeholfen aus, als Kant oder Hegel, ist ein Wohltäter des Menschengeschlechts.

Anders aber dürfte es in den Künsten sein. Wenn irgend ein Künstler, ein Dichter zum Beispiel, eine neue Idee, eine Wahrheit nämlich, gefunden hätte — obwohl mir im ganzen Bereich der Poesie kein Dichter bekannt ist, von dem man so etwas sagen könnte — so hätte er sich dadurch nur in die Reihe der Philosophen oder Naturkundigen gestellt, als Dichter aber noch gar nichts geleistet. Denn die Kunst besteht in der Lebendigmachung der Idee, in der Zurückführung des Gedankens auf die Wirklichkeit, in der *Darstellung* mit einem Worte. Wenn man sich hier durch eine Unterscheidung der philosophischen von der poetischen Idee helfen wollte, so wäre dabei wenig gewonnen, denn die poetische Idee ist schon eine Einkleidung, eine Versinnlichung, eine Verkörperung der philosophischen, und somit sie selbst schon eine Darstellung. Was bei den Philosophen gegenüber der Auffindung des Gedankens Nebensache ist: die Auffaßbarkeit von Seite des Zuhörers, ist bei dem Künstler die Hauptsache; die Kunst ist eben nichts, als der Komplex der Mittel, seine Gedanken lebendig auf den Zuhörer übergehen zu machen. Wer die höchsten Gedanken hat, aber sie nicht darzustellen vermag, kann ein außerordentlicher Mensch sein, ein Künstler aber ist er nicht.

Da man aber anderseits doch Gedanken haben muß, wenn man ihrer darstellen will, so ist allerdings Genie, verbunden mit dem Talente, Eigentümlichkeit der Auffassung, Hand in Hand mit der Gabe der Lebendigmachung, das Höchste, was die Kunstwelt aufzuweisen hat. Nur kommt das Ding, wie gesagt, oft in Jahrhunderten nicht einmal vor.

Das eigentliche Genie ausgeschlossen, kann daher die Bezeichnung genial nur auf einen Teil jenes weltbeglückenden Ganzen gerichtet sein, und da die als genial Bezeichneten den Beinamen: Talent mit Entschiedenheit, als eine Art Unglimpf, zurückweisen, so bleibt für sie vom Genie, mit Ausschluß der Darstellungsfähigkeit, nur das Eigentümliche der Auffassung, die Originalität des Gedankens übrig. Da kommt nun zu bemerken, daß in einer Zeit, wo die Ideen fixiert sind, die Eigentümlichkeit der Ansicht allerdings eine gewisse Stärke des Geistes voraussetzt. Sind die Ideen aber einmal im Fluß, hat sich die Zeit von Ehrfurcht und Ordnung emanzipiert, so ist nichts leichter, als aus dem wirbelnden Strudel ein paar Gedanken: qui hulent de se trouver ensemble,[2]) herauszugreifen und gewalttätig zu verbinden. Wenn man es nur mit der Richtigkeit nicht so genau nimmt, so hat dann die Eigentümlichkeit wenig Schwieriges. Jeder Gedanke, auf den Kopf gestellt, gibt einen neuen, und ein Narr im Narrenhause hat mehr originelle Einfälle, als alle Dichter seit Erschaffung der Welt zusammengenommen.

Aber auch die Originalität im besten Sinne zugegeben, so ist doch in der Kunstwelt derjenige, der eigentümliche Gedanken hat und sie nicht angemessen darzustellen vermag, das, was man im gewöhnlichen Leben einen Stümper nennt, d. h. ein solcher, der das nicht machen kann, was er machen möchte.

Ich bin hier bei dem Punkte angekommen, auf den ich von vornherein mein Augenmerk richtete. Genialität ohne Talent ist der Teufel der neueren Kunst. Wenn ich sage: ohne Talent, so meine ich nicht, als ob diese Gabe der neuern Zeit ganz fehlte. Aber je größer der Gedanke, um so schwieriger die Ausführung. Ein Talent, welches für einen mäßigen Stoff ausgereicht hätte, wird lächerlich, wenn es sich mit einem großen befaßt, und so haben wir denn lauter verunglückte Meisterwerke, statt genießbaren Kunstprodukten. Wenn hierin in Deutschland die bildende Kunst eine Ausnahme macht, so beruht dieses auf der einfachen Ursache, daß die Natur in ihrer unerforschten Machtvollkommenheit sich entschlossen hat, nach langer Sparsamkeit einige dem Genie nah kommende, wenn nicht gar es erreichende Talente hervorzubringen, die dann den andern die Richtung geben. Poesie und Musik aber sind gleichmäßig in jenem Grundübel befangen.

(1835).

Klassisch ist fehlerfrei.

Genialität ist Eigentümlichkeit der Auffassung; Talent Fähigkeit des Wiedergebens; Genialität ohne Talent gibt keinen andern Wert, als einen höchst persönlichen. Sie geht nur den Besitzer und seine nächste Umgebung an. Was nicht ausgeführt wird, ist leer; was nicht ausgeführt werden kann, ist verrückt. Das Talent gehört der Welt. Es ist das Vermögen, der Idee eine Ueberzeugung oder ein Gegenbild beizugesellen. Das heutige Deutschland ist die Heimat der Genialen und Talentlosen.

Man ist darum noch nicht eigentümlich, weil man die gang und gäbe Meinung auf den Kopf stellt.

In Deutschland pflegt man Genie und Talent als Stufengrade derselben Kraft, als quantitativ verschieden zu betrachten. Ihr Unterschied ist aber qualitativ. Genialität bezeichnet die Eigentümlichkeit der Auffassung, Talent die Fähigkeit des Wiedergebens und der Ausführung; das Genie faßt einen großen Gedanken, das Talent fügt ihm eine Ueberzeugung oder ein Gegenbild bei. Das neueste Deutschland ist vielleicht genial, aber gewiß talentlos.

Gott, gib uns für jedes Dutzend unserer Genies nur ein Talent, und wir sind geborgen.

(1839).

Das Genie bezieht sich auf die Auffassung, das Talent auf die Ausführung. Talent ohne Genie behält immer seinen Wert, Genie ohne Talent ist ein Vorsatz ohne Tat, ein Wollen ohne Können, ein Satz ohne Ueberzeugung. Niemand spricht mehr von Genie als die Talentlosen.

(1838).

Wenn ein Talent und ein Charakter zusammenkommen, so entsteht das Genie.

(1811).

Leute von Talent, wie man gewisse Leute zu nennen pflegt, unterscheiden sich, außer manchen andern Fällen, noch darin von großen Köpfen, daß es ihnen sehr leicht wird, etwas Angewöhntes abzulegen; z. B. ein solcher Mensch wird, wenn er im Griechischen die Reuchlinische mit der Erasmischen Aussprache vertauschen soll, es leicht tun und in acht Tagen so lesen, als ob er nie anders gelesen hätte; ein wahrer Kopf, der einmal eine Sache seinem Geiste eingeprägt hat, nimmt sehr schwer etwas Widersprechendes auf, und wenn es ihm ja die Vernunft anrät, wird ihn das Alte noch oft genug in den Nacken schlagen.

(1812—1813).

Das Genie unterscheidet sich von dem Talente weniger durch die Menge neuer Gedanken, als dadurch, daß es dieselben fruchtbringend macht, und sie immer auf der rechten Stelle hat; mit einem Wort, daß bei ihm alles zum Ganzen wird, indes das Talent lauter, wenn auch schöne, Teile hervorbringt.

Menschen von Talent sind weniger Musiker, als vielmehr musikalische Instrumente; ohne fremde Hilfe bringen sie keinen Ton hervor, aber bei fremder, auch der leisesten Berührung entwickelt sich aus ihnen herrliche Melodie.

(1836).

Sich des Geistes der Zeit bemächtigen, ist die Sache des großen Talentes; sich vom Geiste der Zeit fortziehen lassen, bezeichnet das gewöhnliche. Beides unterscheidet sich wie Handeln und Leiden.

(1819).

Ein Weiser mag und soll höher stehen, als seine Zeit; der Dichter als solcher nicht, aber ihr Gipfel soll er sein.

Ueber Dilettantismus.

Sie werden es sonderbar, vielleicht wohl gar ein wenig lächerlich finden, wenn ich mit meiner so entschieden und oft ausgesprochenen Abneigung gegen die in unsern Tagen überhandnehmende Kunstkritik, mir beigehen lasse, mit Aufsätzen ans Licht zu treten, die ein ähnliches kritisches Bestreben unverhohlen schon an der Stirne tragen. Sonderbar oder nicht, wenigstens schließt die Sache keinen Widerspruch ein. Niemand kann sich von der Richtung der Zeit frei halten, in der er lebt. Selbst den, der sie bestreitet, zwingt sie, wenn auch nicht mit ihren Waffen, doch immer auf ihrem Boden zu kämpfen, und wovon gar nicht die Rede sein sollte, davon muß er reden, wenn er überhaupt sprechen will. Ferner: mag man auch noch so sehr von der Unnotwendigkeit einer abgesondert auftretenden Kritik durchdrungen sein, so macht doch, wenn einmal die Schranke durchbrochen ist, das Dasein einer *schlechten*, die Gegenüberstellung einer *guten* wieder gewissermaßen notwendig, wie Fieberrinde an sich ein übles Ding ist, aber nach eingetretenem Fieber nur gar zu wünschenswert wird. Endlich möcht' ich nicht Werke kritisieren, sondern Kritiken, oder wenigstens nur solche Werke, die ihr Entstehen, statt einem unschuldigen Trieb, zu schaffen, einem Fleisch gewordenen kritischen Geiste verdanken.

Zur Sache! Das Grundübel unserer neuesten deutschen Litteratur und Kunst scheint mir in dem Vorherrschen eines gewissen *Dilettantismus* zu liegen.

Der Dilettant ist ein gesteigerter Liebhaber. So wie dieser, kann auch er viele, ja bedeutende Einsicht in das Wesen einer Kunst, ja selbst eigene Ideen von größerem oder geringerem poetischen Gehalte haben, nur fehlt ihm bei allem Streben doch das Vermögen einer genügenden Darstellung. Solche Leute kommen im Leben häufig vor. Sie sind, wenn ihre Auffassungsgabe mit Selbsterkenntnis und Bescheidenheit geplant ist, höchst liebenswürdig und interessant. Was sie hervorbringen, entzückt ihre Freunde, weil diese im stande und in der Stimmung sind, das Fehlende der Darstellung aus ihrer Kenntnis des Verfassers zu supplieren, und eine gewisse Unbeholfenheit in der Anwendung der Mittel wird nicht selten zu einem eigenen Reiz, wie das Lallen des Kindes der Mutter entzückender klingt, als aller Wohllaut der Dichtkunst im Munde der Musik.

Beim Dilettanten gilt immer der Willen fürs Werk, indes ein Künstler nur derjenige genannt werden kann, der auch ins Werk zu setzen vermag, was er will. Jede Kunst liegt in der vollkommenen *Darstellung* der mehr oder weniger vollkommenen Idee; und

dies zwar so sehr, daß nur darin ihr charakteristischer Unterschied von der Wissenschaft zu suchen ist.

Wer das Schöne weder weiß noch fühlt, ist ein Tropf; wer es fühlt, ein Liebhaber; wer es weiß, ein Kunstphilosoph; wer, was er davon fühlt und weiß, auszuführen strebt, ein Dilettant; wer es ausführt, ein Künstler. Wer mit einem beschränkten Ideenkreis seinen kleinen Vorrat selbständig außer sich hinzustellen vermag, ist ein Künstler, indes der Ideenreichste, dem die Gabe, das Gedachte von seinem Innern abzulösen, mangelt, dieses Namens ewig wird entbehren müssen. Hölty in seiner Nußschale wird ein Dichter bleiben bis ans Ende der Welt, und die Schlegel werden es ewiglich *nicht* sein, wären sie auch tiefer als die Tiefe des Weltmeers. Die niederländischen Kuh- und Gemüse-Raphaels sind Maler, und der *finnige* Schnorr wird es täglich weniger, je mehr er sinnt.

Es liegt aber diese *Darstellung*, die ich als das charakteristische Merkmal jedes Kunstwerks betrachte, wie schon oben bemerkt wurde, in der vollkommenen Ablösung des Hervorgebrachten von dem hervorbringenden Gemüte. Erst wenn die Frucht von dem Mutterleibe getrennt und die letzte verbindende Schnur abgeschnitten ist, dann erst tritt ein neuer Mensch ins Dasein, der das Prinzip seines Daseins in sich selbst trägt und als Geschöpf wandelt nach eigener Richte.

(1838).

Dilettanten genießen das Werk, Professoren zugleich den Meister.

(1822).

Das Kunsturteil des Dilettanten und des Meisters unterscheiden sich darin, daß ersterer dabei das Kunstwerk mit sich in Uebereinstimmung zu bringen sucht, letzterer sich mit dem Kunstwerke.

(1836).

Die Kunst ist keine Frucht der Bildung, denn das Wesen der Bildung ist Vielseitigkeit, die Kunst aber beruht auf einer Einseitigkeit. Ihr muß nämlich ein Stoff und ein Gedanke im Augenblicke des Schaffens und des Genießens an die Stelle der ganzen übrigen Welt treten.

Es gibt, besonders in Deutschland, Kunstliebhaber und Dilettanten, die in einem fremden Werke nur das lieben, was sie von ihrem eigenen hineingetragen haben. Wie gewisse Insekten, die, da sie nicht Lebenswärme genug haben, ihre Jungen selbst auszubrüten, die Eier in fremde lebende Körper hineinlegen. So gefällt Tieck, der mit dem Erhabenen nur durch das Medium Shakespeares zusammenhängt, an dem großen Briten eigentlich nur das, was er in ihn hineindeutet und dichtet. Solche Leute, an sich ziemlich unschädlich, sind als Kritiker und Freunde besonders gefährlich für ausübende Künstler. Schober ist ein solcher Mensch.

(1819—1820).

Ein gewisser Kunstsinn ist in Deutschland ziemlich verbreitet, der Künstlersinn aber ist fremd darin.

(1838).

Was den Deutschen vor allem fehlt, ist der Kunstsinn. Dieser besteht darin, den Gedanken im Bilde zu genießen. Die Deutschen gehen aber auf den Gedanken los, ohne sich um das Bild viel zu bekümmern. Diese Geistesverfassung gehört der Wissenschaft an, zerstört aber die Kunst.

(1854).

Wenn eine Zeit in der Kunst für das Hohe und Tiefe schwärmt, so ist der Geschmack verdorben; denn der wahre Sinn — um nicht zu sagen: das Verständnis — für das Tiefe und Hohe ist immer nur das Vorrecht einzelner Begabter, die andern beten nach.

(1834).

Was dem empfindenden Menschen wahr ist, ist poetisch wahr, und was dem denkenden wahr ist, philosophisch wahr.

Jeder, der eine wenn auch nur subjektiv wahre Beziehung der Dinge auf das Gemüt entdeckt und darzustellen weiß, ist ein Dichter. Byron so gut als Klopstock ꝛc.

(1834).

Philosophisch wahr ist, was sich erweisen läßt; poetisch wahr das, wovon man überzeugt ist, oder besser, was man als wahr fühlt, im Gegensatz von dem, was man als wahr weiß.

(1834).

Die Welt mit den Gesetzen der Empfindung in Uebereinstimmung zu bringen, das ist die Aufgabe der Poesie, oder vielmehr der Kunst im allgemeinen.

Des Menschen unabweisliches Streben ist, sich mit der Welt in Uebereinstimmung zu setzen. Wo das nun nicht gehen will, sucht die Philosophie am Menschen zu bessern, die Poesie kehrt es um, und ändert die Welt.

(1857?)

Der Kunst die Erkenntnis der Ideen zuzuschreiben, ist lächerlich, da der Ausdruck Idee doch immer eine objektive Gültigkeit beansprucht, wo es denn endlich auf die Urbilder der Dinge hinausgeht, deren Erkenntnis dem Menschen wohl nicht gegeben sein dürfte. Daß dem Künstler bei vollständiger Konzentration aller Kräfte (der Philosoph konzentriert nur die geistigen) das innere Wesen der Gegenstände deutlicher werde als den übrigen Erdensöhnen, ist allerdings anzunehmen, aber wie weit ist es da noch bis zu den Urbildern. In früherer Zeit hat man statt Ideen Ansichten gesagt, und da kann es denn allerdings höchst vernünftige und annähernd richtige geben.

(1830).

Was ist komisch? Ist komisch und lächerlich das nämliche? Wenn lächerlich das ist, worüber man lacht, so ist auch der Witz lächerlich, ohne darum komisch zu sein. Der Witz ist korrosiv, das Komische ist expansiv. Witzige Menschen sind oft nicht gute Menschen, komische sind fast nie böse. Der Witz gehört dem Geiste an, die Komik jener gemischten Region, die man Gemüt nennen kann, wenn es einem beliebt, wo Empfindung und Gefühl, Fürwahrhalten (Glauben?) und Phantasie, Neigung und Wärme ihren Sitz haben. — In der Wirkung steht das Komische

am nächsten dem Spaßhaften, obwohl die Hervorbringung des letztern etwas Bewußtes hat, das bei dem Komischen nicht notwendig ist. Man *macht* einen Spaß, und man *ist* komisch. — Hier wäre vielleicht einzubohren! — Wie, wenn das Komische das Objektiv-Lächerliche wäre, gegenüber dem Spaßhaften, dem Witzigen, dem Satirischen, das in der Wendung liegt und subjektiver Natur ist.

(1822).

Man schreit jetzt in allen Künsten so sehr gegen die Regeln und daß das Genie sich durch sie nicht könne binden lassen. Das letztere ist wohl auch wahr. Aber durch gänzliches Aufheben der Regel auch jene Köpfe davon zu befreien, die keine Genies sind, muß doch notwendig zum Unsinn führen; und das tut es auch.

(1820).

Der Hauptgrund der Verschiedenheit in den Kunsturteilen der Männer und denen der Frauen liegt darin, daß letztere in der Regel keiner Abstraktion fähig sind und nur das bewundern können, was sie zugleich auch vollkommen billigen.

(1822).

Ein Kunstwerk muß sein wie die Natur, deren verklärtes Abbild es ist: für den tiefsten Forscherblick noch nicht ganz erklärbar; und doch schon für das bloße Beschauen *etwas*, und zwar etwas Bedeutendes. Wer etwas schafft, das der gemeinmenschlichen Fassungskraft *nichts* ist und erst der tiefsinnigen Reflexion sich gestaltet, hat vielleicht ein philosophisches Problem glücklich in poetischer Einkleidung gelöst, aber er hat kein *Kunstwerk* gebildet.

Die Kunstverderber.

(1856).

Wenn man vom Verderben eines Strebens, einer Richtung, einer Kunst spricht, so meint man wie natürlich nicht die mangelhaften Schritte, die vom Anfange aus bis zur Gewinnung

eines, der Vollkommenheit sich nähernden Standpunktes gemacht werden. Sie sind förderlich, notwendig und in ihrer Unvollkommenheit verehrungswürdig, ob es gleich lächerlich ist, wenn eine übersättigte Zeit ihnen einen höhern Wert zuschreiben will, als den, den sie wirklich haben. Verderben heißt: eine schon vorgeschrittene Kunst durch falsche Bestrebungen wieder rückgängig machen. Da stößt man denn freilich bei den Verteidigern eines immerwährenden Fortschrittes gewaltig an. Aber wollte man diesen auch, gegen alle Erfahrung, im ganzen der Welt zugeben, so stößt man doch im einzelnen damit gewaltig an, besonders wenn es sich um Begabungen und Energien handelt, die nur bei einzelnen vorkommen, ja ihrer Natur nach eine Art Abgeschlossenheit, um nicht zu sagen: Einseitigkeit bedingen. Kenntnisse lassen sich mitteilen, Kräfte nicht. Die Bildung, die allerdings in den letzten drei Jahrhunderten in immerwährendem Fortschritt war, beruht auf einem Gleichgewicht aller menschlichen Fähigkeiten; Bestrebungen, die wesentlich ein Uebergewicht besonderer Eigenschaften voraussetzen, sind weit entfernt, durch solche Allgemeinheiten gefördert zu werden. Bildung haben und seine Bildung am gehörigen Orte vergessen zu können, sind für den neuern Dichter gleich wichtige Erfordernisse, ja letzteres beinahe wichtiger, wie es schwerer ist.

Man kann eine Kunst theoretisch oder praktisch verderben. Die falschen Theorien verderben eigentlich die Kunst nicht, sie kommen erst, wenn sie bereits verdorben ist. Die Produktion hat eine so überwältigende Macht, daß ästhetisches Gefasel dagegen unwirksam bleibt. Erst wenn die Ausübung ermattet oder sich selber untreu geworden ist, dann machen sich die falschen Grundsätze breit und erschweren, ja machen die Rückkehr für die Masse halb unmöglich. Erst ein neues schaffendes Talent bricht oft spät genug den Bann; denn die echten Grundsätze liegen im Talente selbst und, als erweckbarer Keim, auch in der Masse.

Also nur die Künstler verderben die Kunst. Das ist oft gesagt worden und daher nichts Neues. Meistens aber wurde der Satz so gebraucht, als ob es die eigentlich schlechten Künstler wären, die dieses Verderbnis herbeiführen. Das ist aber ganz unwahr. Die schlechten Dichter bleiben unbeachtet, und die mittelmäßigen unterhalten, oft ganz mit Recht, die Menge, die aber recht wohl zu unterscheiden weiß, daß, wenn sie Wallensteins Tod sieht, sie auf eigentlichem Kunstgebiete steht, indes sie sich gestern bei Kotzebue oder Iffland ganz einfach nur unterhalten hat.

Die ausgezeichneten Künstler sind es, die die Kunst verderben, wenn sie sich individuellen Richtungen mit zu großer Vorliebe hingeben. Der Tadel trifft aber dann eigentlich nicht sie. Jede

Begabung hat das Recht, zu sein, was sie ist, und wenn die Kunst ein Allgemeines hat, das aus der Sache selbst fließt und in dem Zusammentreffen mit allen großen Künstlern desselben Faches sich kundgibt, so macht das Individuelle den eigentlichen Reiz aus, der unterscheidet und erfrischt. Wollte Gott, jeder Künstler wäre ein anderer. Wenn aber die Nachahmer, durch den Glanz des Namens und das Einschneidende der Besonderheit verführt, sich auf das Individuelle werfen, ohne die Individualität zu besitzen, die es naturgemäß erzeugt und ebenso rechtfertigt als entschuldigt, dann weicht die Kunst von ihrem Wege ab, und die Verwilderung tritt ein, entweder augenblicklich, wenn das Nachgeahmte leidenschaftlicher Natur war, oder später, als Nachwirkung gegen reflektive Kälte und launische Ablehnung.

Man muß daher unter den ausgezeichneten Künstlern einen großen Unterschied machen, zwischen den vortrefflichen als solchen und den mustergültigen (der eigentliche Begriff für das, was man klassisch nennt). Die ersteren gehen einen Pfad, der nur für sie gangbar ist, die zweiten den Weg, der für alle paßt. Der Ausdruck originell ist daher sehr zweideutiger Natur, und es gehört eine große Begabung dazu, um einen Künstler nicht schon durch diese Bezeichnung in die zweite Rangstufe zu setzen. Auf den eigentlich großen Künstler übt das von seinen Vorgängern Uebernommene als Vorhandenes die Macht eines Natürlichen, und er macht es wie alle andern, nur unendlichemale besser.

So ist in der Musik Beethoven vielleicht ein so großes musikalisches Talent als Mozart oder Haydn, nur hat etwas Bizarres in seiner Naturanlage, verbunden mit dem Streben, originell zu sein, und allbekannte traurige Lebensumstände ihn dahin geführt, daß, in weiterer Ausbildung durch talentlose Nachtreter, die Tonkunst zu einem Schlachtfelde geworden ist, wo der Ton mit der Kunst und die Kunst mit dem Ton blutige Bürgerkriege führen.

(1845).

Das Unerwartete darf allerdings und soll in der Kunst vorkommen; aber wie es eintritt, muß es wirken wie ein Notwendiges und durch sich selbst Gerechtfertigtes.

Der Künstler, an dem man die Originalität als charakteristische Eigenschaft hervorhebt, gehört schon deshalb in den zweiten Rang; denn die Geister ersten Ranges charakterisiert der Sinn für das Natürliche. Sie machen es wie alle andern, nur unendlichemale besser.

(1820).

Allerdings ist es falsch, daß die Form das Höchste in der Kunst sei, aber das Höchste ist in der Kunst nur insofern etwas, als es in der Form erscheint; d. h. insofern es der Künstler nicht bloß gedacht und empfunden, sondern das Vorgestellte auch adäquat dargestellt hat.

(1819).

Jede Entfernung von der Natur in der Kunst ist entweder Stil oder Manier. Stil, wenn die Entfernung nach den Forderungen des Ideals geschieht; Manier, geschieht sie aus was immer für einem andern Gesichtspunkte.

(1829).

Die sogenannte moralische Ansicht ist der größte Feind der wahren Kunst, da einer der Hauptvorzüge dieser letztern gerade darin besteht, daß man durch ihr Medium auch jene Seiten der menschlichen Natur genießen kann, welche das Moralgesetz mit Recht aus dem wirklichen Leben entfernt hält.

Bildende Kunst.

(1820).

Wie es mit physiognomischen Urteilen beschaffen sei, zeigt unter andern auch der kolossale Kopf eines Imperators in den Studj zu Neapel, den man gegenwärtig für einen Titus hält, und in dessen Zügen der Galeriekatalog alle Güte und Leutseligkeit sieht, die jenen Kaiser auszeichneten, indes ihn noch Stolberg im dritten Teil seiner Reise als einen Vitellius ausschilt und das Kainszeichen auf seiner Stirne unverkennbar eingebrannt findet.

Sollte das sogenannte griechische Profil (mit gleichlaufender Stirne und Nasenwurzel) nicht in der Plastik dadurch entstanden sein, daß, weil Statuen meistens von untenauf angesehen werden, jeder Einbug der Nasenwurzel in dieser Ansicht teils an dem Orte des Bugs einen widerlichen Schatten gegeben, teils die gebogene Nase selbst sich unangenehm verkürzt (skorziert)hätte?

(1859).

Ein Beweis dafür, daß der besten Zeit der griechischen Plastik alles Malerische fremd war, ist wohl, daß bei allen Statuen dieser Periode der Augapfel nirgends angedeutet ist, zum Zeugnis, daß ihre Kunst nur die reine Oberfläche mit ihren Erhöhungen und Vertiefungen sich zur Aufgabe macht. Wenn dabei die nachweisbaren Statuen aus Gold und Elfenbein eine Ausnahme machten, so kommen ebenso nachweisbar diese Gebilde in der Zeit des Uebermuts der athenischen Republik vor, wo es Zweck des Staates war, der aus allen Teilen Griechenlands zusammenströmenden Menge eine hohe Idee von der Macht und dem Reichtum der Republik zu geben. Daß aber, wie man sagt, auch Marmor- und Erzbilder der besten Zeit Spuren von Bemalung zeigen, erklärt sich vielleicht so, daß sie erst in den Zeiten der verfallenden Kunst, also später, bemalt worden sind.

(1838).

Die Maler kann man en gros in zwei Hauptrubriken teilen. Die einen betrachten die Darstellung der Natur als Hauptaufgabe, die andern jene des Gedankens. So sehr nun der eigentliche Maler beides vereinigen müßte, so ist doch nicht zu leugnen, daß, die Spaltung einmals als vorhanden zugegeben, die erstere Klasse im Vorteil ist. Denn wer die Natur nachahmt, bekommt jene Gedanken, die in der Natur selbst liegen, gratis in den Kauf mit, indes in dem Gedanken keineswegs noch die äußere Naturwahrheit mit eingeschlossen ist.

(1835).

Die Deutschen sind in der letzten Zeit sehr geneigt, die sogenannte erste (jugendliche) Manier großer Künstler den Werken ihrer Reife vorzuziehen. Ob ihnen dabei nicht der Verdacht kommt, daß sie vielleicht im allgemeinen knabenhafte Forderungen an die Kunst machen!

(1855).

Eigentliche Ideenmaler sind die Kinder. Bei diesen ist ein vierbeiniger Schragen und darauf ein paar senkrechte Striche mit einem Säbel und Federbusch ein Husar. Das drückt die Idee vollkommen aus.

(1836).

Dieser neuern deutschen Malerschule fehlt, bei manchen Vorzügen, doch die starke Empfindung der Natur. Ueberall bloß Gedanken- und Gefühlszwecke.

(1821).

Speth bemerkt bei der Madonna della sedia von Raphael: „Das Kind verstecke die eine Hand zu tief in den Busen der Mutter, was dem lüsternen Geist Ursache gebe, in Gedanken sich zu belustigen, welche der Seele beim Anblick eines Bildes, das das Heiligste in irdischen Gestalten zeigt, durchaus fremd sein müssen.“ Elender! für Leute deinesgleichen hat Raphael nicht gemalt. Ja freilich, wer bei dem Anblick dieser Madonna an so etwas nur denken kann, hat wohl nötig, religiöse Gesinnungen auch in der Kunst zu suchen, denn Schufte brauchen Religion, damit sie im Zaume gehalten werden.

(1821).

Ein großer Teil von dem angenehmen Eindruck, den die Gemälde der ältern Meister auf uns machen, mag wohl auch in dem Rührenden liegen, das jedes redliche Streben hat, dem der Erfolg aus Mangel der Mittel entgeht. So zieht auch das Steife in alten Gedichten und Chroniken an. Die Unbeholfenheit scheint Unschuld, und die Manier einer verflossenen Zeit wird, wenn man sie, statt mit ihrer, mit unserer Zeit vergleicht, zum Charakter, wohl gar zum Stil. Ein Chinese ist in Europa eine Sonderbarkeit, in China eine Gemeinheit.

(1836).

Wie leer ist, was Gaudy (Römerfahrt) über Michel Angelos letztes Gericht sagt. Es soll nicht in Einheit zusammengehen, zu ausgedehnt kolossal sein. Wer hieß ihn die Seitengruppen als Hauptsache betrachten? Der Welterlöser als Richter mit der entsetzlichen Gebärde der Verwerfung ist nicht nur der Mittelpunkt, er ist die Essenz des Gemäldes, das andere ist nur Staffage.

Ghiberti.

(1833).

Ich kann nicht umhin, meine Landsleute auf ein Buch aufmerksam zu machen, das nur eben jetzt (1833, Leipzig, bei Brockhaus) erschienen ist. Ich meine des berühmten florentinischen Bildgießers Lorenz Ghiberti Chronik seiner Vaterstadt von August Hagen aus der italienischen Handschrift übersetzt. Ich gestehe, daß nur wenige Bücher einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. Wenn Benvenuto Cellinis Leben uns einen himmelstürmenden Giganten zeigt, der, in unerschöpflicher Kraftfülle wirkend, die Mit- und Nebenwelt mehr in dem Lichte einer störenden und ankämpfenden Opposition betrachtet, so schmiegt dagegen Ghibertis sanfte, vielleicht wohl gar etwas schwächliche Natur sich mit verklärender Liebe an seine Zeitgenossen an, und gibt ein Bild jener Tage, dergleichen wohl keine Kunstepoche aufzuweisen hat. Der Michel-Angelo-artige Brunellesco, der werkfrohe Donatello, Masaccio, Philippo Lippi, Mönch und Maler zugleich, die ersten Schritte des wundervollen Leonardo da Vinci und, nur kurz erwähnt, aber doch wie aus einer Engelglorie hereinschimmernd, der stille Maler von Fiesole; dazu noch eine Welt von Künstlerfiguren zweiten und dritten Rangs, nicht nur mit scharfgezeichneten Umrissen hingestellt, sondern auch in Lagen und Lebensverhältnissen, dergleichen heutzutage nur noch der Roman erfindet, damals aber das ungeschwächte Leben selbst in Wirklichkeit und Fülle hervorbrachte. Welch eine Zeit! Es gibt ganze Länder, deren Geschichte von Erschaffung der Welt bis zum Jahre des Heils 1833 nicht halb so viel Interesse darbietet, als das kleine Florenz unter seinen Mediceern. Wahrlich, wer einen Italiener auf der Straße begegnet, soll von weitem den Hut vor ihm abziehen und denken: Das ist einer von denen, die die Väter der neueren Bildung sind. Ich zweifle nicht, daß diese letztere Zumutung manche spaßhaft finden werden. Diese mögen nur immer Ghibertis Buch ungelesen lassen; den übrigen wird es gefallen.

Poesie.

(1821).

Die Poesie ist wie der Lichtnebel im Schwert des Orions. Ein ungeheures Lichtmeer läßt dort den Mittelpunkt des Sonnensystems ahnen, aber beweisen kann man nichts.

(1821).

Was die Lebendigkeit der Natur erreicht, und doch durch die begleitenden Ideen sich über die Natur hinaus erhebt, das und auch nur das ist Poesie.

(1836).

Poesie ist die Verkörperung des Geistes, die Vergeistigung des Körpers, die Empfindung des Verstandes und das Denken des Gefühls.

(1836).

Nichts ist abgeschmackter, als von schönen Wissenschaften zu sprechen. Die Poesie ist eine bildende Kunst, wie die Malerei.

(1853).

Die Wissenschaft und Kunst (Poesie) unterscheiden sich darin, daß die Wissenschaft die Erscheinungen auf das Wesen oder den Grund zurückführt und dadurch die Erscheinung als solche aufhebt, die Poesie dagegen läßt die Erscheinung als solche bestehen und rechtfertigt sie nur dadurch, daß sie sie auf eine tiefer liegende Grunderscheinung bezieht, die ohne weitere Beglaubigung, durch ihr Vorkommen in allen Menschen sich als eine der Grundlagen der menschlichen Natur im allgemeinen ausweist.

(1833).

Die Enunziationen und Eindrücke des Lebens in ihrer Fülle sind der Gegenstand der Poesie. Alles, was den Menschen im Gefühl einer Realität über sich selbst, d. h. über seinen gewöhnlichen Zustand erhebt, hat ihn begeistert, und diese Begeisterung ist die Poesie. Jede Realität nimmt hieran teil. Die Vorstellung oder Darstellung einer Idee erweckt das Gefühl des Aehnlichen im Menschen, bringt ihn für länger oder kürzer seinem Ursprunge, dem Urbilde der Menschheit näher, macht ihn sich wesenhaft fühlen, und der Genuß dieser Wesenhaftigkeit ist die Poesie. Die moralische Kraft gehört auch in den Kreis der Poesie, aber nicht mehr, als jede andere Kraft, und nur insofern sie Kraft, Realität ist; als Negation, als Schranke liegt sie außer der

Poesie: und gerade um die Lebensgeister von den ewigen Nergeleien dieser lästigen Hofmeisterin etwas zu erfrischen, dem inneren Menschen neue Spannkraft zu geben, flüchtet man von Zeit zu Zeit aus der Werkstube des Geistes in seinen Blumengarten.

Die Poesie ist die Aufhebung der Beschränkungen des Lebens.

Die Poesie stellt die Naturverhältnisse wieder her, welche die konventionellen Verhältnisse gestört, und sie ist daher notwendig um so unmoralischer, je verwickelter diese Verhältnisse im Gange der Zivilisation werden. Das Verhältnis Achills zur Briseis, das unschuldigste zur Zeit Homers, würde revoltant im Munde eines neuern Dichters sein, eben weil die neue Zivilisation das Verhältnis zwischen Mann und Weib ...

(1819).

Religiöse Entzückungen unterscheiden sich dadurch von poetischen, daß erstere nur einer innern Wahrheit bedürfen (gleichviel, sei sie nun objektiv oder subjektiv), letztere aber nebst der formalen innern noch auch eine äußere Wahrheit brauchen, d. h. daß sie sich auf das allgemeine Menschengefühl stützen, mit dem wirklichen oder möglich geglaubten Gang der Natur zusammentreffen müssen. Worauf die Vernunft in stetigem Fortschreiten nach Prinzipien folgerecht kommt, das ist wahr, gleichviel, ob sie dafür ein entsprechendes Bild nachweisen kann oder nicht, sie ist ihre eigne Gesetzgeberin, und in der Uebereinstimmung mit sich selbst liegt der Rechtstitel und der Erweis ihrer Ansprüche. Die Phantasie als Schöpferin der Kunst hat aber keine eigene Gesetzgebung aus sich selbst; je weiter sie fortbildet, je mehr ist sie in Gefahr, sich zu verirren, und der Dichter wäre ein Wahnsinniger, wenn er sich ihr allein überließe. Der Verstand muß die Wirksamkeit der Phantasie zwar allerdings formell leiten, wie er denn der formale Leiter aller unserer inneren Vermögen ist; hinsichtlich des eigentlichen Zweckes der Kunst aber kann er uns nicht helfen, da sie nicht auf formale Möglichkeit, sondern auf ideale Wirklichkeit ausgeht und als höchstes Prinzip ihrer Entscheidungen ein dunkles Gefühl des Schönen anzunehmen genötigt ist, das, indes es manches anerkannt Wahre als Nicht-Schön vorbeiläßt, seinen ganzen Beifall oft dem rein Erdichteten zuwendet, insofern es mit jenem dunklen Ideale zusammenstimmt.

(1836).

Jedes Streben ist prosaisch, das einer Realität nachgeht. Kants Definition wird ewig wahr bleiben: Schön ist dasjenige, was ohne Interesse gefällt. Aller Poesie liegt die Idee einer höhern Weltordnung zum Grunde, die sich aber vom Verstande nie im ganzen auffassen, daher nie realisieren läßt, und von welcher nur dem Gefühl vergönnt ist, dem Gleichverborgenen in der Menschenbrust, je und dann einen Teil ahnend zu erfassen. Zweckmäßigkeit ohne Zweck hat es Kant ausgedrückt, tiefer schauend, als vor ihm und nach ihm irgend ein Philosoph.

Das Symbolische der Poesie besteht darin, daß sie nicht die Wahrheit an die Spitze ihres Beginnens stellt, sondern, bildlich in allem, ein Bild der Wahrheit, eine Inkarnation derselben, die Art und Weise, wie sich das Licht des Geistes in dem halbdunkeln Medium des Gemütes färbt und bricht.

(1836—1838).

Wissenschaft und Kunst oder, wenn man will: Poesie und Prosa, unterscheiden sich voneinander, wie eine Reise und eine Spazierfahrt. Der Zweck der Reise liegt im Ziel, der Zweck der Spazierfahrt im Weg.

Die prosaische Wahrheit ist die Wahrheit des Verstandes, des Denkens. Die poetische ist dieselbe Wahrheit, aber in dem Kleide, der Form, der Gestalt, die sie im Gemüte annimmt. Man hat die poetische Wahrheit auch die subjektive genannt. Unrichtig! denn die Grundlage ist ebenso objektiv, als die andere, denn alle Wahrheit ist objektiv. Aber die Gestalt, das Bild, die Erscheinung ist aus dem Subjekt genommen. Man würde sie am besten die symbolische Wahrheit nennen. Warum nimmt denn aber die Wahrheit Gestalt? Weil alle Kunst auf Gestaltung, Formgebung, Bildung beruht und die nackte Wahrheit ihr Reich ohnehin in der — Prosa hat.

(1849).

Die Gewalt des bildlichen, also uneigentlichen Ausdrucks in der Poesie kommt daher, daß wir bei dem eigentlichen Ausdruck schon längst gewohnt sind, nichts mehr zu denken oder vorzustellen. Das Bild und, weiter fortgesetzt, das Gleichnis nötigt uns aber aus dieser stumpfen Gewohnheit heraus, und die unentsprechende Bezeichnung wirkt stärker als die völlig gemäße.

(1837).

Es handelt sich nicht darum, was die Poesie in ihren ersten Anfängen war: gegenwärtig ist sie da, um in erhabener Einseitigkeit jene Eigenschaften herauszuheben und lebendig zu erhalten, die das menschliche Beisammenleben, die Unterordnung des einzelnen unter eine Gesamtheit, notwendig und nützlich beschränkt und zurückdrängt; die aber eben darum — köstliche Besitztümer der menschlichen Natur und Erhaltungsmittel jeder Energie — ganz verlöschen würden, wenn ihnen nicht von Zeit zu Zeit ein, wenn auch nur imaginärer Spielraum gegeben würde.

(1847).

Es geht der Poesie gerade so, oder vielmehr umgekehrt, wie der Philosophie. Letztere ist bei ihrem Entstehen mit der Religion vereinigt und umfaßt das gesamte Schauen, Ahnen und Denken des Volkes, bis sie sich endlich von ihr scheidet und sich auf das durch den Verstand Erweisbare beschränkt. Ebenso ist die Poesie anfangs das Organ für den Gesamtinhalt des menschlichen Geistes. Später, nach Erfindung der Prosa, überläßt sie dieser das Lehrhafte und behält für sich die Darstellung, die Empfindung, statt der Einsicht die Aussicht.

(1841).

Die Gegenwart ist nie poetisch, weil sie dem Bedürfnis dient: das Bedürfnis aber ist die Prosa.

(1841).

Es ließe sich sehr gut durchführen, daß der Poesie die natürliche Ansicht der Dinge zu Grunde liege, der Prosa aber die gesellschaftliche. Die Poesie würdigt Personen und Zustände nach ihrer Uebereinstimmung mit sich selbst, oder der ihnen zu Grunde liegenden Idee; die Prosa nach ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen. Sie sind daher wesentlich voneinander getrennt, zwei abgesonderte Welten; und wer poetische Ideen in die wirkliche Welt einführt, steht in Gefahr, mit prosaischen die Poesie zu verfälschen.

(1857—1858).

Wenn man von einem goldenen Zeitalter der Literatur spricht, so meint man gewöhnlich den Gipfelpunkt, den die Redekünste, namentlich die Poesie eines Landes erreicht haben. Und

mit Recht. Einesteils ist die Poesie der Ausdruck und die Zusammenfassung der literarischen und menschlichen Bildung einer Nation; ihr Einfluß ist der durchgreifendste und weitgreifendste, und solange es keine Wissenschaften im strengsten Verstande gibt, wird die Poesie immer an der Spitze der geistigen Bestrebungen stehen, da sie das ist oder wenigstens sein kann, was sie sein soll, ein Ziel, das den Wissenschaften entweder für immer, oder doch für jetzt streng versagt ist. Wenn die letzteren einmal demonstrativ werden sollten, wenn sie je die erstletzten Gründe ihrer Folgerungen angeben könnten, würde die Poesie zu einem angenehmen Spielzeug herabsinken, für jetzt aber hat sie den Vorzug, wie die Natur sagen zu können: Das ist, und wenn das Gemüt die Wahrheit empfunden hat, ist von einem Erweis oder Zweifel weiter nicht die Rede.

Man hat lange darüber gestritten, ob die Nachahmung der Natur der Zweck der Kunst überhaupt sei, und die Vernünftigen sind darüber einig, daß diese Naturnachahmung, wenn auch nicht der Zweck, doch gewiß das Mittel der Kunstdarstellung sei Ja, man könnte sogar sagen, ohne darum ein Anhänger der prosaischen Kunstschule zu sein, daß der Künstler, der sich darauf beschränkt, die Natur vortrefflich nachzuahmen, dabei alle Empfindungen und Gedanken mit in den Kauf bekomme, die dem Beschauer bei der Betrachtung des Originals der Nachahmung in der Wirklichkeit unmittelbar in der Seele entstehen, indes der Künstler, der von Ideen und Empfindungen ausgeht, nichts weniger als sicher ist, jene Gestaltung zu finden, die seine Intentionen aus dem Reich der Möglichkeit zur Anschauung und Wirklichkeit bringt. Die eigentliche Naturnachahmung aber, und die mit dem Abklatschen des Wirklichen nichts zu tun hat, besteht darin, daß den Beschauer des Kunstwerkes, das sich möglicherweise weit von dem gewöhnlich Vorkommenden entfernt, dasselbe Gefühl des Bestehens anwandelt, wie bei Betrachtung der Natur. Das oben erwähnte: Es ist hat das echte Kunstwerk mit der Natur gemein. Es schließt ab, weil die Gestalt in ihren Grenzen bestimmt ist, und es befriedigt, weil der ewig bewegte Gedanke froh ist, endlich auch einmal zur Ruhe zu kommen.

(1838).

Das, was aller Poesie zu Grunde liegt, womit sie anfängt, ist etwas, was dem geistigen Wissen gar nicht zur Ehre gereicht. Sie fängt nämlich an mit dem Bilde, dem Gleichnis. Worin liegt es denn nun, daß das poetische Bild, der Tropus, das Gleichnis, einen Eindruck macht, den die zu Grunde liegende Wahrheit ewig

nimmer machen würde? — Darin — worüber sich eben die Metaphysik die Haare ausraufen sollte — daß ein wirklich existierendes Staubkörnchen mehr Ueberzeugung mit sich führt, als all die erhabenen Ideen, die unserer geistigen Bildung zu Grunde liegen sollen, oder wirklich liegen.

Die ganze Poesie ist nur ein Gleichnis, eine Figur, ein Tropus des Unendlichen.

Der Geist der Poesie ist zusammengesetzt aus dem Tiefsinn des Philosophen und der Freude des Kindes an bunten Bildern.

(1822).

Poesie und Prosa sind voneinander unterschieden wie Essen und Trinken. Man muß vom Wein nicht fordern, daß er auch den Hunger stillen soll, und wer, um das zu erreichen, ekelhaft Brot in seinen Wein brockt, mag das Schweinefutter selbst ausfressen.

(1830).

Was der Mensch forscht und weiß, ist die Wissenschaft; was der Mensch fühlt und wünscht, ist die Poesie.

(1822).

Mein Geist ist den Krämpfen ebenso unterworfen als mein Körper. Jede nur etwas stärkere Gemütsbewegung, selbst von der Gattung der angenehmen, bringt in meinem Innern eine solche krampfige Zusammenziehung hervor, und erst wenn all diese Veranlassungen, all diese Anspannungen entfernt sind, kann mein G ist sich ausdehnen, und dann kommt gewöhnlich auch die Poesie.

(1839).

Ihr habt die Poesie zu etwas Menschlichem gemacht, sie ist aber ein Göttliches; sie ist nicht die Prosa mit einer Steigerung, sondern das Gegenteil der Prosa.

Die Prosa ist des Menschen Speise, die Poesie sein Trank, der nicht nährt, sondern erquickt. Man kann aber auch, wie die neuesten Deutschen, Bier trinken, in dem Nahrungsstoffe zur Gärung gebracht sind, wovon man fett wird und noch dazu einen schweren Dusel in den Kopf bekommt.

(1834).

Es besteht nämlich die Poesie aus zwei Teilen: Poesie der Auffassung und Poesie der Darstellung; der Roman ist deshalb auch nur höchstens halbe Poesie.

(1820).

Was für einen wunderbar verstärkenden Eindruck es macht, wenn in den altdeutschen Gedichten statt: „er küßt sie" gesagt wird: „er küßt sie auf den Mund".

(1841).

Was die Poesie ausmacht, ist denn doch die Lebendigkeit der Darstellung, der Schwung der Gedanken und der Rhythmus der Sprache.

(1858).

Was Schiller die naive und sentimentale, Schlegel die antike und romantische Poesie genannt hat, wo aber allen diesen Bezeichnungen teils falsche, teils unbestimmte Nebenbestimmungen anhängen, möchte ich die Anschauungs- und Empfindungspoesie nennen.

(1820—1821).

Jede poetische Feuersbrunst bringt, wie jede wirkliche, ihren eigenen Wind mit sich, der die Flammen nicht selten weiter trägt, als man anfangs vermuten konnte.

(1822).

Nicht die Ideen machen den eigentlichen Reiz der Poesie aus; der Philosoph hat deren vielleicht höhere: aber daß die kalte Denkbarkeit dieser Ideen in der Poesie eine Wirklich-

keit erhält, das setzt uns ins Entzücken. Die Körperlichkeit der Poesie macht sie zu dem, was sie ist, und wer sie, wie die Neuern, zu sehr vergeistigt, hebt sie auf. — Hierher gehört der Reiz des Bildes, der Metapher, der Vergleichung, und warum z. B. eine Fabel mehr überzeugt, als der ihr zu Grunde liegende moralische Satz.

(1843).

Jede poetische Figur enthält eine contradictio in adjecto zum deutlichen Beweis, daß die Logik nicht die Richterin der Kunst ist.

(1819).

Als allernotwendigstes Streben hat mir immer geschienen, so wie bei dem gewöhnlichen Menschen Erweiterung, so bei dem ungewöhnlichen Begrenzung; nur so kann in des letztern Wirksamkeit Gestalt kommen und vermieden werden jenes so häufig vorkommende und so zerstörende Verstäuben ins Unermeßliche. Was ich erreichen möchte, wäre: Reines Auffassen in der Idee aller menschlichen und natürlichen Zustände, mit besonnener Resignation über das Weitere, das nur, mit Freiheit aufgefaßt, verschönernd in das erstere hereinstrahlen dürfte.

Die unharmonischen Accorde der Poesie, aus denen man in die entferntesten Leidenschaften ausweichen kann, im Gegensatz der charakteristischen, die nur in die Tonart führen, zu der sie gehören.

(1846).

Volkslieder sind wie die Wiesenblumen, die, wenn man sie im Felde ohne Pflege und Kultur aufgewachsen antrifft, erfreuen, ja entzücken; in den Gärten, zwischen Rosen, Nelken und Lilien versetzt, sind sie nicht viel besser als Unkraut.

(1824).

In einem philosophischen Werke verstehe ich nichts, bevor ich nicht weiß, worauf das Ganze hinausgeht; für mich gibt's keine Form ohne Inhalt.

(1836).

Inhalt! Inhalt! Was kann der Dichter für einen Inhalt geben, den ihm der denkende, fühlende Leser nicht überbietet? Aber die Form ist göttlich. Sie schließt ab wie die Natur, wie die Wirklichkeit. Ueber das wahrhaft Vorhandene geht kein Gesund-Organisierter hinaus. Durch die Form beruhigt die Kunst und ist allem Wissen überlegen.

Weh dem Dichter, der sich seinen Stoff und die Behandlung desselben vom Publikum diktieren läßt. Aber weh auch dem, der vergißt, daß seine Aufgabe ist, sein Werk der allgemeinen Menschennatur verständlich und empfindbar zu machen. Von dieser allgemeinen Menschennatur kennen wir aber keinen unzweideutigeren Ausdruck, als die Stimme der allgemeinen Menschheit.

(1844).

Auf die Masse soll und muß jeder Dichter wirken, mit der Masse nie.

(1836).

Die Richtigkeit der Empfindung, die erste und wesentlichste Eigenschaft des Dichters, ist nicht eins und dasselbe mit der Wahrheit des Gefühls. Letztere geht den Menschen an und bestimmt seinen Wert, nicht aber den Wert des Gedichtes. Die Richtigkeit der Empfindung besteht in der Fähigkeit, sich durch starke Anschauung in die Gemütslage eines wahr Fühlenden zu versetzen. Verstand und Phantasie haben dabei ebensoviel zu tun, als das Gefühl.

(1819).

Wenn man in den Fall käme, einem recht prosaischen Menschen, besonders einem Monarchen vom gewöhnlichen Schlag, die Nutzbarkeit der Poesie beweisen zu sollen, so wüßte ich es von keiner Seite besser zu tun, als von der, daß sie Bewahrerin des Reiches der Idee ist. Daß aber Ideen von Vaterlandsliebe, Selbstaufopferung usw. in besonderen Lagen des Staates von einigem Nutzen seien, ließe sich wohl noch dartun, selbst dem trockensten begreiflich dartun. Wollte aber der Mann dann nur jene Poesie gelten lassen, die sich mit der Aufregung solcher nützlicher Ideen beschäftigt, so müßte man ihm vorstellen, daß das

Vermögen, sich auf die Höhe der Idee zu setzen, geübt und in allen Dingen zur Fertigkeit gebracht werden müsse, wenn man im Notfalle hervorrufen wolle, was man eben braucht.

(1822).

Mit der Poesie ist es wie mit den Religionen. Wenn beide einmal ihre Echtheit durch Wunder bewährt haben, muß man über die einzelnen Sätze keine Beweise mehr fordern, sondern an sie glauben.

(1841).

Was nützt der Glaube ohne Werke. Im Kunstsinn genommen.

(1836).

Que les collections d'idées, aux-quelles nous donnons le nom de sentiment.[3]) Balzac, le livre mystique T. I, p. 178. Dabei hat der Hanswurst doch etwas gedacht und vielleicht etwas sehr Richtiges.

Denn die vollendete Form ist es, wodurch die Poesie ins Leben tritt, ins äußere Leben. Die Wahrheit der Empfindung gibt nur das innere; es ist aber Aufgabe aller Kunst, ein Inneres durch ein Aeußeres darzustellen.

(1837).

Den Gedanken festzuhalten auch in einem größern poetischen Werke, ist nicht schwer, wenn man die Teile über der Idee des Ganzen vernachlässigen will. Aber mannigfaltig und lebendig bis ins Kleinste sein, und dabei doch nie den Grundgedanken aus den Augen zu verlieren, das ist die Schwierigkeit.

(1837).

Eigentlich absurde, aber durch ihr immerwährendes Vorkommen als in der innersten Natur des Menschen begründet anzusehende Vorstellungen, daher für die Philosophie verwerflich, für die Poesie aber von hohem Werte: Strafe der Untat bis ins späteste Geschlecht. Wirkung von Elternfluch und Segen. Vorbedeutende Träume. Das Schicksal, mit Vorauswissen und Vorausbestimmen gedacht. Die Gottheit leidenschaftlich. Eine von

den natürlichen Folgen der Tat verschiedene Nemesis. Wahrsagung. Gespensterglauben. Spezielle Erhörung des Gebetes. Glück und Unglück, objektiv gedacht.

(1817).

Um recht überzeugt zu werden, wie mißlich es mit dem Theoretisieren über Poesie aussehe und was für schiefe Resultate selbst scharfsinnige Männer herausbringen, braucht man nur jene Briefe Lessings an Mendelssohn zu lesen, wo sie beide über den Zweck und die Idee der Tragödie streiten. Wenn das am grünen Holz geschieht —. Der Teufel hole alle Theorien!

(1840).

Die komische Poesie strebt dem Ideal ebenso nach, wie die ernsthafte. Nur spricht letztere das Ideal aus, indes erstere dasjenige angreift und verspottet, was dem Ideal entgegensteht.

(1839).

Unterschied von Roman und Novelle: Die Novelle ist das erste Herabneigen der Poesie zur Prosa; der Roman das Hinaufsteigen der Prosa zur Poesie. Jede gute Novelle kann man in Verse bringen, sie ist eigentlich ein unausgeführtes poetisches Sujet; ein versifizierter Roman wäre ein Unding. Daher im Roman die Begebenheiten vielfach vermittelt, in der Novelle positiv auftretend, so daß in ersterm die Ursachen vorherrschen, in zweiter die Wirkungen. Der Roman psychologisch, die Novelle psychopathisch; der Roman, wie schon Goethe bemerkt hat, retardierend, die Novelle fortschreitend.

(1836).

Warum man in der Poesie die Gattungen nicht mischen soll? Weil jede ihren eigenen Standpunkt der Anschauung, einen anderen Grad der Verkörperung mit sich führt und erfordert, welche, gemischt, sich stören und aufheben: Lyrik, Epos, Drama, Aussicht, Umsicht, Ansicht.

(1837).

Ein Werk nenne ich eine Hervorbringung, die so viel inneres Leben oder innere Wahrheit hat, um wenigstens mehrere der wandelbaren Gefühls- und Meinungsphasen der Zeit zu überdauern. Was aus einer Zeitrichtung entsteht und mit ihr untergeht, ist nur Flugschrift, und wenn es dreißig Bände stark wäre.

(1841).

Hauptfälle, wo sich in neuerer Zeit das ästhetische Interesse in praktischen Dingen vordrängt:

Religiosität, gegenüber der wirklichen Gleichgültigkeit gegen allen Kultus.

Nationalität, indes in der Wirklichkeit die Verschiedenheiten zwischen den Völkern sich immer mehr abschleifen.

Republikanismus der Gedanken bei vorherrschendem Streben nach Ruhe, die nur die stabile Gewalt sichern kann.

Nachteile der Uebersetzungen.

(1834).

1. Ein Dichter läßt sich nicht übersetzen.
2. Sie werden uns zu nahe gerückt.
   a) Wir vergessen die Zeit- und Länder-Zwischenräume, welche die großen Geister voneinander trennen und spannen die Forderung an die Gegenwart zu hoch.
   b) Wir vergessen, daß die Denk- und Empfindungsweise des Autors die einer fremden Zeit und eines fremden Volkes sind, nehmen sie als unsere an und verlieren dadurch die richtige Empfindung der Gegenwart.
3. Verderbnis der Form durch zu genaue Uebersetzung.

(1847).

Einen Trost habe ich im Griechischen, daß, wenn ich eine Stelle nicht verstehe, ich später bemerke, daß es den Kommentatoren nicht besser ergangen ist. Mancher, der die griechischen Tragiker in Uebersetzungen liest und bei solchen Stellen entzückt ist, hat keine Ahnung, daß er die Poesie des Uebersetzers bewundert und nicht das Original. In der Ursprache leuchtet doch immer ein Schimmer der eigentlichen Meinung durch.

(1854—1855).

Die Schriftsteller fehlen gewöhnlich nach zwei Seiten: die einen sind so verliebt in ihre eigenen Gedanken, daß sie auf das Publikum gar keine Rücksicht nehmen. Ein großer Fehler; denn man denkt für sich, schreibt aber und läßt drucken oder aufführen für andere. Die zweite Klasse will nur dem Publikum gefallen. Da läßt sich denn schwer voraussehen, was dem Publikum jederzeit und überall gefallen wird, nebstdem, daß dieses Verfahren geradezu zur Gemeinheit führt. Das Wahre ist, die Moralregel des Christentums: was du nicht willst, daß dir ein anderer tue, das tue ihm auch nicht, geradezu auf die Poesie anzuwenden und sich beim Schreiben zu fragen: würde dir das gefallen, wenn es ein anderer schriebe?

(1836).

Diese Schriftsteller, die nur über anderes sprechen, Schmarotzerpflanzen.

(1822).

Von den weiblichen Dichtern kann man wohl im allgemeinen sagen, was Plutarch (de virtutibus mulierum) von der Dichterin Telesilla sagt: Ich habe wenigstens (aus den Fragmenten der Sappho läßt sich kein ganzes Urteil fällen) nie an ihren Werken Gefallen finden können.

(1849).

Die Kraft des Stils liegt in der Ueberzeugung, und oft werden Unbehilflichkeiten des Ausdrucks zu Schönheiten, weil man merkt, daß der Verfasser den Inhalt lebhaft gefühlt, und Empfindungen sich bekanntlich nur sehr entfernt in Worten ausdrücken lassen.

Kritik

(1861).

Die Deutschen haben bei der kritischen Beurteilung dichterischer Werke eine widerwärtige, weil völlig geistlose Gewohnheit. Erstens legen sie immer einen ungeheuren Maßstab an. Sie sagen nicht: dieser Mensch ist groß, denn er hat fünf Schuh, fünf Zoll, sondern er ist klein, denn er hat weniger als eine Klafter. Wer aber die Größe überall als Forderung anbringt, zeigt nur, daß er ihr Wesen und ihre Würde nicht erkannt hat, die beide durch die Seltenheit

heit des Großen bedingt sind. Was dieses Verfahren aber außer dem Widerwärtigen auch völlig geistlos macht, ist, daß sie die Idee, die ihnen den Maßstab der Beurteilung abgeben muß, nicht aus sich selbst, nicht aus ihrem eigenen Denken und Empfinden nehmen, sondern anders woher, aus einem Buche, aus einem Mode gewordenen Zeitgeschwätz, so daß ihnen von dem riesenhaften Grundsatze nichts gehört, als die Abgeschmacktheit der Anwendung. Sie sollten doch bedenken, daß der Verfasser des beurteilten Werkes, das von ihnen gelesene Buch auch gelesen; daß er das moderne Zeitgeschwätz auch vernommen hat, so daß, wenn er Lust gehabt, er leicht ebenso weise und gigantisch hätte sein können, als sie sich selbst vorkommen.

(1858).

Diese produktive Kritik, die (in der Kunst) vorausempfinden soll, was zur Bildung des Volkes notwendig sei. Da aber der Kritiker zugleich nicht weiß, ob das, was er für notwendig hält, sich auch durch die Mittel der Kunst machen läßt, so ist seine Vorausempfindung ein leeres Wahngebilde. Durch solche Anmaßungen suchen die Kritiker von Profession (Julian Schmidt, Geschichte der französischen Litteratur I, 189) ihr plebejisches Geschäft in den Adelsstand zu erheben.

Die Mühe dieser Kritik ist nichts als der Aerger des Verstandesmenschen, in dem Künstler eine Begabung anzuerkennen, von denen ihnen selbst jede Spur fehlt.

(1860).

Jedermann weiß (ich würde es sonst auch nicht wissen), daß der Deutsche an Geist, Gemüt, Fleiß, Humor, Witz alle andern Völker der Erde übertrifft. Wenn ich sage: jedermann weiß, so meine ich dabei nicht die andern Völker, wohl aber die Deutschen selbst, zu denen ich gehöre, und die für mich eben jedermann sind. Nur haben sie bei so vielen Vorzügen, wie sie selbst in ihrer Bescheidenheit zugeben, einen Fehler: sie sind nicht praktisch genug. So, um gleich meinem Gegenstande näher zu rücken, wissen ihre Kritiker, Kunstphilosophen und Kunsthistoriker so genau, was Poesie ist, sie beurteilen, klassifizieren, rubrizieren nicht allein das Vergangene und Gegenwärtige, sondern bestimmen sogar das Künftige, daß man sich nicht genug wundern kann, wenn sie die Anwendung ihrer erhabenen Lehren andern überlassen usw.

Dramaturgie.

(1817).

Man hat oft gestritten, ob die Wirkung der dramatischen Poesie in der Illusion oder in der mit Bewußtsein verbundenen Idee der Nachahmung liege. Die Wahrheit scheint in der Mitte zu sein. Der Zuschauer muß hingerissen werden, er muß, was er sieht, in einem gewissen Grade für wahr halten oder mit dem Mitleid und der Furcht ist's vorbei; aber seinen Zustand muß ein dunkles (ich hätte bald gesagt: bewußtloses) Bewußtsein begleiten, denn wo bliebe sonst das Vergnügen an tragischen Begebenheiten und die Idee der Kunst? Ich stelle mir oft die Wirkung der dramatischen Poesie wie einen Morgentraum, kurz vor dem Aufwachen vor, wo angenehme Bilder um die Stirne gaukeln, uns mit Freude und Schmerz erfüllen, obschon (wenigstens bei mir) immer der Gedanke dazwischen kömmt: es ist ja doch alles nur ein Traum! Aber im nächsten Augenblicke taucht die kaum erwachte Klarheit wieder in die süßen Wellen unter und kommt nur jedesmal, wenn der Eindruck zu stark wird, wieder zum Vorschein.

(1817).

Wenn wir die Aristotelische Definition der Tragödie gerade so nehmen, wie sie vor uns liegt, so sollte es beinahe scheinen, als ob das bürgerliche Trauerspiel die folgerechteste Gattung wäre. Aber besitzen wir denn des Aristoteles Poetik vollständig? Wissen wir denn, ob er nicht gleich von vornherein bei Definition der Poesie überhaupt die Erhebung zum Ideal, über die Wirklichkeit hinaus, zu einer Grundbedingung jeder poetischen Gestaltung gemacht hat, so daß er es, als etwas, das sich ohnehin von selbst versteht, bei der Tragödie hinzuzusetzen nicht nötig gefunden hat?

(1845—1846?)

Die aristotelische Sühne der tragischen Leidenschaften besteht darin, daß durch die Kunst das Gefühl, das diese Leidenschaften mit sich führen, zur Betrachtung erhoben wird

---

(1819).

Das Wesen des Drama ist, da es etwas Erdichtetes als wirklich geschehend anschaulich machen soll, strenge Kausalität. Im Lauf der wirklichen Welt bescheiden wir uns gern, daß manches vor-

kommen könne, was sich für uns in die stetige Kette von Ursache und Wirkung nicht fügt, weil wir einen unfaßlichen Urheber des Ganzen anzunehmen genötigt sind und immer hoffen können, daß das, was für unsere Beschränktheit unzusammenhängend ist, in ihm einen uns unbegreiflichen Zusammenhang habe: im Gedicht aber kennen wir den Urheber der Begebenheiten und ihrer Verknüpfung und wissen in ihm einen dem unsern ähnlichen Verstand, daher sind wir auch wohl berechtigt, anzunehmen, was in seiner Schöpfung für unsere und überhaupt für die menschlich-endliche Denkkraft nicht zusammenhänge, habe überhaupt keinen Zusammenhang und gehöre daher in die Klasse der leeren Erdichtungen, die der Verstand, von dessen formaler Leitung sich auch die schaffende Phantasie, wie jedes innere Vermögen, nicht losmachen kann, unbedingt verwirft, oder die wenigstens die beim Drama beabsichtigte Annäherung an das Wirkliche ganz ausschließt.

Das Kausalitätsband ist nun, den Begriff der Freiheit vorausgesetzt, einer Möglichkeit nach ein doppeltes: Nach dem Gesetze der Notwendigkeit, d. i. der Natur, und nach dem Gesetze der Freiheit. Unter dem Notwendigen wird hier alles dasjenige verstanden, was, unabhängig von der Willensbestimmung des Menschen, in der Natur oder durch andere seinesgleichen geschieht, und was, durch die unbezweifelte Einwirkung auf die untern, unwillkürlichen Triebfedern seiner Handlungen, die Aeußerungen seiner Tätigkeit, zwar nicht nötigend, aber doch anregend bestimmt. Die Einwirkung dieser äußern Triebfedern ist bekanntlich so stark, daß sie bei Menschen von heftigen, durch verkehrte Erziehung und unglückliches Temperament genährten Neigungen oft alle Tätigkeit der Freiheit aufzuheben scheint, und selbst die Besten unter uns sind sich bewußt, wie oft sie dadurch zum Schlimmen fortgerissen wurden, und wie diese Triebfedern einen Grad von extensiver und intensiver Größe erreichen können, wo fast nur ein halbes Wunder möglich machen kann, ihnen zu entgehen. Das nun, was außer unserem Willenskreise, unabhängig von uns, also notwendig vorgeht, und, ohne daß wir es nach Willkür bestimmen könnten, auf uns bestimmend (nicht nötigend) einwirkt, nennen wir, im Zusammenhange und unter dem für die ganze Natur geltenden Kausalitätsgesetze als Ursache und Wirkung stehend gedacht, *Verhängnis*, und insofern wir einen Verstand voraussetzen, der, ohne Einwirkung auf die Verhängnisse, das Verhängnis denkt und, außer der Beschränkung von Raum und Zeit, von vorher und nachher erkennt, *Schicksal* (Fatum). Das Schicksal ist nichts, als eine Vorhersehung ohne Vorsicht, eine *passive* Vorsehung möchte ich sie nennen, entgegengesetzt der aktiven, die als die Naturgesetze zu Gunsten des Freiheitsgesetzes modifizierend gedacht wird.

Im Trauerspiele nun wird entweder der Freiheit über die Not-

wendigkeit der Sieg verschafft, oder umgekehrt. Die Neuern halten das erstere für das allein Zulässige, worüber ich aber ganz der entgegengesetzten Meinung bin. Die Erhebung des Geistes, die aus dem Siege der Freiheit entspringen soll, hat durchaus nichts mit dem Wesen des Tragischen gemein und schließt nebstdem das Trauerspiel scharf ab, ohne jenes weitere Fortspielen im Gemüte des Zuschauers zu begünstigen, das eben die eigentliche Wirkung der wahren Tragödie ausmacht. Das Tragische, das Aristoteles nur etwas steif mit Erweckung von Furcht und Mitleid bezeichnet, liegt darin, daß der Mensch das Nichtige des Irdischen erkennt, die Gefahren sieht, welchen der Beste ausgesetzt ist und oft unterliegt; daß er, für sich selbst fest das Rechte und Wahre hütend, den strauchelnden Mitmenschen bedaure, den Fallenden nicht aufhöre, zu lieben, wenn er ihn gleich straft, weil jede Störung vernichtet werden muß des ewigen Rechts. Menschenliebe, Duldsamkeit, Selbsterkenntnis, Reinigung der Leidenschaften durch Mitleid und Furcht wird eine solche Tragödie bewirken. Das Stück wird nach dem Fallen des Vorhangs fortspielen im Innern des Menschen, und die Verherrlichung des Rechts, die Schlegel in derber Anschaulichkeit auf den Brettern und in den Lumpen der Bühne sehen will, wird glänzend sich herabsenken auf die stillzitternden Kreise des aufgeregten Gemüts.

Es ist ein Schicksal, das den Gerechten hienieden fallen läßt und den Ungerechten siegen, das „unvergoltene" Wunden schlägt, hier unvergolten. Laßt euch von der Geschichte belehren, daß es eine moralische Weltordnung gibt, die im Geschlechte ausgleicht, was stört in den Individuen; laßt euch von der Philosophie und Religion sagen, daß es ein Jenseits gibt, wo auch das Rechttun des Individuums seine Vollendung und Verherrlichung findet. Mit diesen Vorkenntnissen und Gefühlen tretet vor unsere Bühne, und ihr werdet verstehen, was wir wollen. Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck, sagt irgendwo Goethe, und wer ein Künstler ist, wird ihm beifallen. Das Theater ist kein Korrektionshaus für Spitzbuben, und keine Trivialschule für Unmündige. Wenn ihr mit den ewigen Begriffen des Rechts und der Tugend vor unsere Bühne tretet, so wird euch das zerschmetternde Schicksal ebenso erheben, wie es die Griechen erhob; denn der Mensch bleibt Mensch „im Filzhut und im Jamerlonk", und was einmal wahr gewesen, muß es ewig sein und bleiben.

Zudem tun diejenigen, die das Heilige durch die Kunst verherrlichen wollen, weder der Kunst noch dem Heiligen einen Gefallen; denn das Heilige, das der Phantasie bedarf, um ins Herz zu kommen, ist ein erlogenes, und das Kunstgefühl, das, um aufgeregt zu werden, einen Gegenstand braucht, der das hat, was Kant Interesse nennt, ermangelt des Schönheitssinnes.

(1819).

Wenn das Drama in einen Mittelpunkt zusammengeht, so geht das Epos von einem Mittelpunkte aus. Wenn das Verhältnis des Einzelnen im ersten wie das von Mittel zum Zweck ist, so stellt es sich im zweiten mehr als Verhältnis des Teils zum Ganzen dar.

(1855).

Der wesentliche Unterschied der Novelle vom Drama besteht darin, daß die Novelle eine gedachte Möglichkeit, das Drama aber eine gedachte Wirklichkeit ist. (Für Bauernfeld.)

(1819).

Die Ursache, warum das Gräßliche nicht auf der Bühne erscheinen darf, ist, weil es durch seine, ich möchte sagen: physische, Wirkung auf die Nerven sich als ein Wirkliches darstellt. Selbst das Tragische müßte von der Bühne verbannt bleiben, wenn nicht das Bewußtsein, daß es erdichtet sei, es immer begleiten könnte.

(1821).

Gehört nicht vielleicht unter die Gründe, warum ein Seelenschmerz auf dem Theater Wirkung macht, nicht aber auch ein körperlicher, dieser Grund, daß der Schauspieler sich durch seine Einbildungskraft wohl vollkommen in den erstern versetzen kann, nicht aber auch in den letztern, so daß dieser immer als offenbare Lüge sich darstellt. Ich kann mich durch die lebhafte Vorstellung fremden Kummers so sehr rühren lassen, daß ich selbst ein ähnliches Leiden empfinde; wenn ich mir aber einen Podagristen noch so lebhaft denke, so werde ich deswegen doch keine Schmerzen in den Füßen empfinden.

(1820).

Offenbar liegt ein Teil des Grundes von dem Wohlgefallen an dem Tragischen in der Poesie auch darin, daß der unbestimmte, formlose Schmerz über die Uebel des Lebens durch die bildende Kunst Gestalt bekommt und nun nicht mehr als ein Unbegrenztes in dumpfer Marter, sondern als ein zu Ueberschauendes bei vollem Bewußtsein wirkt. — Das bliebe, meine ich, selbst dann noch übrig, wenn man beim Sprechen über Poesie von der Poesie selbst absähe.

(1837).

Man gefällt sich in neuester Zeit darin, einen Unterschied zwischen Dramatischem und Theatralischem zu machen. Ganz falsch, wie mir scheint. Das echt Dramatische ist immer theatralisch, wenn auch nicht umgekehrt. Das Theater ist der Rahmen des Bildes, inner welchem die Gegenstände Anschaulichkeit und Verhältnis zueinander haben. Ueber den Rahmen hinaus sind sie nicht mehr mit einem Blick zu umfassen, die Anschauung wird schwächer und verwirrt sich, sie nimmt mehr die Form der epischen Succession als der dramatischen Gleichzeitigkeit und Gegenwart an.

(1822).

Die neuesten Aesthetiker wollen der Stoffe suchenden tragischen Kunst bloß allein die Geschichte anweisen, deren Fakta, als unmittelbare Ausflüsse des Weltgeistes, allein die nötige Tiefe und Würde hätten. Lächerlich! Die Begebenheiten mögen wohl allerdings das Werk des Weltgeistes sein, aber die Geschichte? Was ist denn die Geschichte anders, als die Art, wie der Geist des Menschen diese ihm undurchdringlichen Begebenheiten aufnimmt; das, weiß Gott ob, Zusammengehörige verbindet; das Unverständliche durch etwas Verständliches ersetzt; seine Begriffe von Zweckmäßigkeit nach außen einem Ganzen unterschiebt, das wohl nur eine nach innen kennt; Absicht findet, wo keine war; Plan, wo an kein Voraussehen zu denken, und wieder Zufall, wo tausend kleine Ursachen wirkten. Was anders ist die Geschichte? Was anders, als das Werk des Menschen? Da es nun aber nicht die Begebenheiten, sondern ihre Verbindung und Begründung ist, worauf es dem Dichter ankommt, so laßt ihn in Gottes Namen sich auch seine Begebenheiten selbst erfinden, wenn er anders dazu Lust hat.

(1837).

Ein historisches Drama in dem Sinne statuieren, daß der Wert desselben in der völlig treuen Wiedergabe der Geschichte bestehe, ist ebenso lächerlich, als wenn man einst die Aufgabe der Kunst im allgemeinen in der getreuen Nachahmung der Natur suchte und zu finden glaubte. Die Natur in Handlung (Geschichte) ist Natur wie die leblose, und beide Bestreben sind eins so absurd und prosaisch als das andere.

(1819—1820).

Die Aufgabe der dramatischen und epischen Poesie gegenüber der Geschichte besteht hauptsächlich darin, daß sie die Planmäßigkeit und Ganzheit, welche die Geschichte nur in großen Partien und Zeiträumen erblicken läßt, auch in dem Raum der kleinen gewählten Begebenheit anschaulich macht.

(1836).

Die Handlung unterscheidet sich dadurch von der Begebenheit, daß bei letzterer hauptsächlich auf die Folgen einer gegebenen Lage Wert gelegt wird, bei der Handlung aber auf ihre Ursachen, wo denn freilich wieder die Lage selbst in die Reihe der Ursachen tritt und mit einer letzten Folge endlich abschließt.

(1839).

Man hat öfter über die Bedeutung des Wortes Handlung in poetischer Beziehung gesprochen, und wodurch sie sich vom Ereignis unterscheide. Eben darin, wodurch sie sich historisch oder ethisch unterscheiden. Handlung ist ein Ereignis, dem Absicht zu Grunde liegt. Diese Absicht kann aber entweder in dem Subjekte der Tätigkeit liegen, oder ihrer Tätigkeit von außen entgegengesetzt werden, und zwar wieder entweder von einer andern Person, oder von Umständen, die die Form von Absicht annehmen. Letzteres nennen wir Schicksal.

(1844).

Das ist der innere Zusammenhang des Drama, daß jede Szene ein Bedürfnis erregen und jede eines befriedigen muß.

(1835).

Das Publikum fordert unnachsichtlich Eines, wodurch es eben zu einer so vortrefflichen Kontrolle für den dramatischen Dichter wird, und dieses Eine ist Leben.

(1834).

Fragt mich aber nun jemand, ob ein Drama eine Idee zur Grundlage haben könne und solle? so antworte ich: warum nicht? vorausgesetzt, daß sich der Verfasser einer großen belebenden Kraft

bewußt ist, wie Calderon allenfalls. Die übrigen großen Dichter haben es aber nur selten praktiziert und sind in ihren Hervorbringungen zu Werke gegangen wie ihre große Meisterin, die Natur: Ideen anregend, aber vom lebendigen Faktum ausgehend. Im Anfang war die Tat.

(1821).

Die Konsequenz der Leidenschaften ist das Höchste, was gewöhnliche Dramatiker zu schildern und gewöhnliche Kunstrichter zu würdigen wissen, aber erst die aus der Natur gegriffenen Inkonsequenzen bringen Leben in das Bild und sind das Höchste der dramatischen Kunst; nur faßt diese niemand auf, als etwa noch das unbewußte Gefühl der Menge, und der Kritiker höchstens an abgeschiedenen Klassikern auf Autorität.

(1811).

Aber warum ist denn eine Verwicklung und Entwicklung dem Drama notwendig? Weil nur unter dieser Form die Handlung jenen Grad der Lebhaftigkeit erhält, der den Eindruck der Gegenwart erzeugt.

(1816).

Es ist eine große Frage: ob das zu scharfe Individualisieren der Charaktere, wie wir es bei Shakespeare finden, dem dramatischen Effekt nicht schädlich ist. Der Mensch verschwindet in eben dem Verhältnisse, in welchem das Individuum hervortritt.

Schauspieler und Theater.

(1819).

Die Kunst des Schauspielers hat drei Stufen: eine Rolle verstehen, eine Rolle fühlen, und das Wesen einer Rolle anschauen.

(1816).

Man hat so viel über die Gründe gesagt und geschrieben, warum die Schauspieler, obwohl so häufig gehätschelt und geschmeichelt, doch im allgemeinen der eigentlichen bürgerlichen Achtung entbehren? Sollte nicht der Hauptgrund dieser Erscheinung in dem indignierenden Gefühle liegen, jemanden zu sehen, der das

Tiefste seines Gemütes, die edelsten Empfindungen, Gefühle, die wir im Innersten hegen und jedem Fremden verschließen möchten, offen und ohne Hülle dem Ungebildeten, Rohen für Geld hingibt? Es geht beim Gemüte, wie beim Körper. Beide haben Teile, die nicht entblößt sein wollen, wenigstens der Neugierde nicht.

Am Ende ist's ein Stand wie ein anderer, und ein tüchtiger Schauspieler ist aller Achtung wert. Aber Leute mit poetischen Anlagen sind sehr selten gute Schauspieler geworden. Holtei hatte die glänzendsten Verhältnisse aufgegeben, um Schauspieler zu werden, und gestand zuletzt, daß es der unseligste Schritt seines Lebens war. Ist denn ein Händeklatschen so viel wert?

Ehemals hatten die Schauspieler keinen Verstand als den, der schon jedem Talente anklebt; die neueren denken — ohne Talent und spielen — ohne Verstand. Da die Weiber geborene Komödianten sind, so würde die Zahl der guten Schauspielerinnen größer sein, wenn nicht auf der andern Seite der Entschluß, diesem Stande sich zu widmen, beim Weibe so bedenklich wäre. Und am Ende — was ist es denn auch so Großes damit? Unter 10 Menschen kann man 9 zu Schauspielern machen. Wer im Leben andere täuschen will, spielt vortrefflich. Diese Anlage zu objektivieren ist zwar schwer, aber nicht unmöglich zu wecken. Man könnte ebensogut einen durch Hunger zum Dichten zwingen. — Aber wo offenbarer Beruf ist, muß man ihm folgen. Wenn ich einen Sohn — ja! eine Tochter hätte mit einem vorzüglichen Talent zum Seiltanzen, ich würde sie davon nicht abhalten. Und wenn es nur die Kunst des Kartenaufschlagens, wenn es nur eine überwundene Schwierigkeit wäre — es wird doch Erstaunen erregt, also der Geist beschäftigt, und das ist schon immer ein Glück für die Kanaille, die in Betrügerei und Selbstsucht befangen lebt.

(1822).

Du magst den Wunsch, schreibst du, nicht aufgeben, daß das Theater eine moralische Tendenz erhalte? Du hast unrecht; nicht bloß in künstlerischer, auch in moralischer Hinsicht, denk' ich. Denn erstens hat die Moral des Theaters, die doch des Gefälligen nie entbehren kann, etwas so Zwitterhaftes, daß nur höchst selten ein praktischer Nutzen daraus hervorgehen kann. Dann würde aber auch all das Leichtfertige und Lustige, das auf denselben Brettern verhandelt wird, unter der Aegide jener Ansicht nur um

so verderblicher auf das Gemüt des Zuschauers einwirken, der, gewohnt, Lehren von dorther zu empfangen, die angenehmeren darunter gewiß nicht unbeachtet vorübergehen lassen würde. Das Theater muß als sittlich gleichgültig behandelt werden, oder es wird sittenverderbend.

(1811).

Unsere Theaterdirektion gleicht dem Räuber, den Theseus erschlug (ich weiß nicht mehr, wie er hieß). Dieser legte nämlich die Reisenden in ein eisernes Bette, und wenn sie größer als dieses waren, schnitt er die herausragenden Teile ab. So auch die Direktion. Ist ein Stück für die Erbärmlichkeit zu groß, so schneiden sie ihm getrost den Kopf ab.

(1811—1812).

Unsere Theaterentrepreneurs machen es mit den Schauspielen wie der bekannte Räuber Prokrustes mit den Reisenden. Sie haben ein enges Bette, in dies legen sie jedes Stück, und was zu groß ist und nicht hineinpaßt, wird zu beiden Enden abgeschnitten. Daher sehen wir Shakespeare so oft auf unsern Theatern lahm und ohne Kopf.

(1822).

Der absurde Verfasser der falschen Wanderjahre macht unter anderm Goethen den Vorwurf, daß seine Schilderungen der Liebe das Zeitalter verderben. Bei mir haben sie gerade das Gegenteil bewirkt. Meine ersten Neigungen waren, vielleicht wohl mit durch Goethes Mariannen und Philinen, auf Schauspielerinnen gerichtet, und ich dachte mir ein Verhältnis mit dieser Klasse von Frauenzimmern immer als das reizendste. Als ich aber in der Folge mit Schauspielerinnen wirklich bekannt wurde, wirkte die Unähnlichkeit derselben mit den nach Goethe geschaffenen Urbildern so heftig auf mich, daß ich mich mit Abscheu von ihnen entfernte und, obschon ich notwendig so oft in ihrer Nähe sein mußte, nie irgend ein Verhältnis mit einer von ihnen gehabt habe.

(1855).

Man eifert jetzt gegen die Deklamation im versifizierten Trauerspiele. Man kann allerdings die Emphase zu weit treiben, darf aber auch nie vergessen, daß der Vers die Mitte zwischen der Rede und dem Gesange ist.

(1842).

Für den dramatischen Dichter ist das Theater das, was für den Maler der Rahmen ist.

(1839).

Seit man nicht mehr in die Kirche geht, ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, sowie die Litteratur die Privatandacht.

Vom Schicksal.

(1819).

Der Grund, der dem Schicksal seinen Platz im Drama anweist, ist die strenge Ursächlichkeit, die durch das Wesen des Drama bedingt wird. Alle Ereignisse, die kein unmittelbares Produkt einer freien Willenskraft sind, und die im Epos, abgesondert, als Lauf der Welt, als Zufall gelten, können im Drama nur als Glied einer Kette, als Schicksal (mag man es auch Vorsehung taufen) erscheinen.

1.

(1817).

Es ist in der neuesten Zeit so viel über das Schicksal und seine Anwendung oder Unanwendbarkeit für die neuere Tragödie gesagt und geschrieben worden, daß ich, da besonders mein Trauerspiel die Ahnfrau den Streit neu entzündet hat, es für meine Schuldigkeit achte, dem Publikum meine Ansichten von dieser vielbesprochenen Sache vorzulegen.

Um nicht weitläuftig zu sein, gleich zur Sache. Vor allem: was verstanden die Alten (die Griechen nämlich) unter dem Worte Fatum, und in welchem Sinne machten sie davon Gebrauch in ihrer Tragödie? Da stoßen wir nun gleich auf verschiedene Meinungen. Der eine findet in dem Fatum der Griechen bloß ihre Naturnotwendigkeit, ein zweiter die strafende Weltgerechtigkeit, ein dritter eine feindselig einwirkende Macht. Unsere Verwunderung über diese Verschiedenheit der Meinungen nimmt ab, wenn wir die Werke der alten Dichter und insbesondere der Tragiker in dieser Beziehung durchgehen und das Schicksal in ebensovielen Gestalten wieder finden. Bald erscheint sie als ausgleichende, selbst die Götter fesselnde Gerechtigkeit, wie im Prometheus, bald als unbedingt notwendige Vorherbestimmung, wie in der Fabel vom Untergange des Labdakosstammes, bald als rächende Nemesis über

den Tantaliden. Einmal in Opposition mit den Göttern, ein andermal (wie bei dem Geschlechte des Tantalos) zusammenfallend mit dem Willen der Olympier. Ja, im Euripides treten meistenteils Götter selbst an die Stelle des Schicksals. Alles dieses muß uns auf den Gedanken bringen, daß wohl die Griechen selbst mit dem Worte Fatum keinen bestimmten, genau begrenzten Begriff verbanden, daß es ihnen erging, wie uns mit den Worten Zufall, Glück und andern, die wir gebrauchen, um gewisse Erscheinungen zu bezeichnen, die da sind, ohne daß wir sie erklären könnten, Worte, die jedermann versteht, wenn sie auch niemand begreift. Und so ist es auch. Die Griechen nannten Schicksal die unbekannte Größe gleich x, die den Erscheinungen der moralischen Welt zu Grunde liegt, deren Ursache unserm Verstande verborgen bleibt, ob wir gleich ihre Wirkungen gewahr werden. Der ganze Begriff war lediglich ein Ausfluß des dem menschlichen Geiste angeborenen Strebens, dem Begründeten einen Grund aufzufinden, des Strebens, ein Kausalitätsband unter den Erscheinungen der moralischen Welt herzustellen.

Dieses Streben des menschlichen Geistes liegt in seiner Natur und besteht gegenwärtig noch ebenso, wie unter den Heiden. Es sollte zwar scheinen, als ob das Christentum hierin die Lage der Dinge ganz geändert hätte, es *scheint* aber nur so. Das Christentum hat uns einen allmächtigen Gott gegeben, der in seinen Händen die Gründe alles Seins hält, und von dem alle Veränderungen ausgehen. Das ist genug, um das ahnende Gemüt zu befriedigen. Aber auch, um den grübelnden Verstand, die schwelgende Phantasie zu bezähmen? Die Erfahrung von 1800 Jahren hat das Gegenteil gezeigt. Wir kennen Gott als den *letzten* Ring in der Kette der Dinge, aber die Mittelglieder fehlen, und gerade eine *Reihe* sucht der Verstand. Statt, wie das Gemüt von oben anzufangen und das Irdische an jenes zu knüpfen, beginnt der Verstand, seiner Natur nach, von dem, was er faßt, von dem untersten Gliede nämlich, und sucht nun zu dem obersten auf einer Leiter ohne Stufen emporzusteigen. Hat er sich hier eine Weile vergebens abgemattet, so bricht die Phantasie, die er bisher zügelte, los und verknüpft die hier und dort sichtbaren Ringe der in Dunkel gehüllten Kette mit ihrem Bande, und — nihil novi in mundo![4]) Tausend Dinge, die wir nicht begreifen, tausend Schickungen, deren ausgleichenden Grund wir nicht einsehen und die uns ewig an die lästige Beschränktheit der menschlichen Natur verweisen, machen uns irre; die Gewohnheit, Erscheinungen, die aufeinander folgen, in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung zu betrachten, trägt das Ihrige bei. Daß das wirklich so ist, zeigt der so allgemein verbreitete Glaube an: Glück, Zufall, Vorbedeutung: unheilbringende Tage, Worte, Handlungen; die Astrologie, die Chiromantie usw.

Der Glaube an einen gütigen und gerechten Gott wird dadurch nicht aufgehoben — auch devote Personen hängen an derlei Aberglauben — sondern nur für Augenblicke aus dem Gesichte gerückt. Die Phantasie ist zufrieden, ihr Gebäude bis zu einer Höhe geführt zu haben, deren Entfernung ein klares Weiterschauen unmöglich macht, und ergötzt sich an den verfließenden Umrissen. So ist es, und so wird es bleiben, bis es das Gemüt mit seinem Ahnen und Glauben bis zur Deutlichkeit der Verstandesbegriffe und Phantasiebilder gebracht hat, das heißt, bis ans Ende der Welt.

Dieses vorausgeschickt, erhellt, daß die Idee des Schicksals, obschon für die Philosophie verwerflich, für die Poesie von höchster Wirkung ist. Nicht theoretisch Erwiesenes, sondern praktisch Vorhandenes braucht diese letztere, und was könnte ihren Phantasiegebilden erwünschter sein, als ein von der Phantasie selbst gemalter Hintergrund, der in seiner Unermeßlichkeit ihr Raum zur freiesten Bewegung gibt. Die Frage über Anwendbarkeit des Fatums in der Poesie fällt hierdurch zusammen mit der Frage über die Anwendbarkeit der Gespenster der vorbedeutenden Träume usw., welche letztere sogar die geisterscheuen Franzosen in ihren Tragödien so wichtige Rollen spielen lassen.

Soll daher die Idee des Fatums in der neueren Tragödie ebenso vorherrschen, wie in der antiken? Nichts weniger als das. Bei der religiösen Tendenz, die den Tragödien der Alten, von ihrem Ursprunge her, anhing, war das Fatum so gut, als das Göttersystem, notwendige Voraussetzung; bei den Neuern wird sie — Maschine, eine schwer zu behandelnde, vorsichtig zu brauchende Maschine, und zwar lediglich für die Tragödie, mit Ausschluß jeder andern Dichtungsart, der Epopöe zum Beispiel. Aus dem Grunde dieses Unterschiedes wird zugleich die Art des Gebrauches folgen.

Der Begriff Schicksal ist bei uns nicht eine Frucht der Ueberzeugung, sondern der dunkeln Ahnung. In allen andern Dichtungsarten spricht der Dichter selbst; was er sagt, ist *seine* Meinung, und daher wäre ein auf die Idee des Fatums gegründetes neueres Epos ein Unding. Im Drama sprechen die handelnden Personen, und hier liegt es in der Macht des Dichters, ihre Charaktere so zu stellen, den Sturm ihrer Leidenschaften so zu lenken, daß die Idee des Schicksals in ihnen entstehen muß. Wie das Wort ausgesprochen oder die Idee rege gemacht worden ist, schlägt ein Blitz in die Seele des Zusehers. Alles, was er hierüber in schmerzlichen Stunden ausgegrübelt, gehört, geahnet und geträumt, wird rege, die dunkeln Mächte erwachen und er spielt die Tragödie mit. Aber nie trete der Dichter vor und erkläre den Glauben seiner Personen für den seinigen. Dasselbe Dunkel, welches über das Wesen des Schicksals herrscht, herrsche auch in seiner Erwähnung des-

selben; seine Personen mögen ihren Glauben daran deutlich aussprechen, aber immer bleibe dem Zuschauer unausgemacht, ob er dem launichten Wechsel des Lebens oder einer verborgenen Waltung das schauderhafte Unheil zuschreiben soll, er selber ahne das letztere, es werde ihm aber nicht klar gemacht; denn ein ausgesprochener Irrtum stößt zurück.

Auf diese Art hat Müllner die Idee des Schicksals gebraucht, auf diese Art schmeichle ich mir, sie gebraucht zu haben, und die Wirkung, die dieselbe auch auf den gebildeten Teil des Publikums gemacht hat, bekräftigt meine Meinung.

Mit dieser Erklärung werden vielleicht gerade die eifrigsten Verteidiger des Fatums am wenigsten zufrieden sein, die demselben einen großen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie es in Verbindung mit den Grundsätzen der christlichen Religion zu bringen suchten und der Tragödie, wer weiß, was für eine hohe moralische Bestimmung anwiesen. Aber sie mögen sich vorsehen. Das eben ist das Unglück der Deutschen, daß sie ewig all ihr Wissen zu Markte bringen und nicht glauben, eine rechte Tragödie gemacht zu haben, wenn sie nicht im Notfall zugleich als ein Kompendium der Philosophie, Religion, Geschichte, Statistik und Physik gelten kann, so daß man in ihren dramatischen Werken alles bis auf das Dramatische antrifft. Ich kann einmal nicht helfen, und alle eigentlich produktiv poetischen Köpfe werden mir hoffentlich beistimmen. Menschliche Handlungen und Leidenschaften sind der Vorwurf der tragischen Kunst, alles andere, und wäre es auch das Höchste, bleibt zwar nicht ausgeschlossen, aber ist — Maschine. Religion auf die Kanzel, Philosophie auf den Katheder, der Mensch mit seinem Tun und Treiben, seinen Freuden und Leiden, Irrtümern und Verbrechen auf die Bühne. Und somit genug.

2.

(1817)

Mich dünkt, wenn die Idee des Fatums in einer neuern Tragödie vorkömmt, so müsse sie notwendig in einem gewissen Dunkel verhüllt sein; das Wort Fatum als das Glaubensbekenntnis des Dichters ausgesprochen, klingt aufs mindeste höchst sonderbar und stößt zurück, da es gegen die einmal angenommenen Ueberzeugungen streitet. Aber als dunkle Ahnung existiert das Fatum noch jetzt, und wird es ewig, solange nicht unsere theoretische Einsicht bis zu einem Grade praktischer Ueberzeugung gesteigert ist, der vielleicht außer den Grenzen der menschlichen Natur liegt. Als Ahnung nun muß sie auch sich in der Tragödie zeigen. Es müssen Fakten gegeben sein und dem Zuschauer überlassen werden, dabei schaudernd ein Fatum zu denken.

Dem steht nicht entgegen, daß die handelnden Personen selbst ein Fatum glauben, nur muß nirgends ganz klar werden, daß der Dichter ihren Glauben völlig billigt. Darum ist das Fatum (um ja auszusprechen, was gar nicht ausgesprochen werden sollte) in neuern Zeiten bloß im Drama zu brauchen, wo die Gesinnungen der dramatischen Personen dargelegt werden, im Epos wäre seine Einwirkung Unsinn.

3.

(1818).

Der vorzüglichste Grund, warum die (sogenannte) heidnische Idee vom Fatum der Poesie, namentlich der dramatischen, mehr zugesagt, als die Vorstellung von Vorsehung, fließt schon aus der Betrachtung des Wesens der Poesie, als Gegensatz der Wissenschaft. Die Wissenschaft bringt das Besondere unter das Allgemeine, sie erhebt die Wahrnehmung zum Begriff. Die Poesie hingegen, in ihrer Funktion der Wissenschaft entgegengesetzt, sucht das Besondere aus dem Allgemeinen heraus, indem sie, ihrem Wesen nach, das letztere anschaulich zu machen, zu versinnlichen sucht. Die Wissenschaft hat es mit Begriffen zu tun, die Poesie mit Bildern. Hieraus fließt, wenn beide ihre Erzeugnisse nach dem dem Menschen einwohnenden Bedürfnisse aneinander reihen und verbinden, eine wesentliche Verschiedenheit. Die Wissenschaft sucht den denkbar letzten Grund auf, die Poesie den letzten sinnlich erkennbaren, bildlich darstellbaren. Die Philosophie ist zufrieden, wenn sich in den Gliedern der Kette, durch die sie die Erscheinung an ihren letzten Grund knüpft, nur kein Widerspruch ergibt, die Poesie muß jedes Glied vorzeigen können, wenn es für sie da sein soll, und sie läßt sich lieber einen wirklich verborgenen als einen scheinbaren, obgleich in der Tat nicht vorhandenen, Widerspruch gefallen.

4.

Man hat in neuerer Zeit — oder vielmehr diese Zeit ist auch schon vergangen, wie in Deutschland alles schnell vergeht — man hat also in einer nur kurz vergangenen Zeit viel gegen das Schicksal geeifert, in dem Sinne, wie es von den Poeten gebraucht worden ist, und gebraucht wird. Man hat bewiesen, daß diese Idee weder mit der Vernunft, noch mit dem Christentum übereinstimme, denn selbst von dem Christentume sprechen die Kritiker, wenn es ihnen irgendwo theoretisch zu Paß kommt. Man hat dabei nur vergessen, daß es dem Dichter nicht um eine philosophische, sondern um eine poetische Idee zu tun ist, der Unterschied aber ist

groß. Wer ihn nicht kennt, gehe in die Schule und lerne, dann komme er wieder, um Poesie zu genießen oder, will's Gott, zu beurteilen. Die Philosophie mißt die Dinge mit dem Maßstabe der Vernunft, zersetzt sie in ihre Elemente und vereinigt diese wieder zum Begriffe, wo dann das Ding verloren gegangen ist, aber seine Erkenntnis gewonnen. Jede Idee ist, philosophisch genommen, leer, wenn sie sich nicht auf einen Begriff bringen läßt. Die Poesie dagegen, die Kunst, nimmt den Gegenstand als Ganzes auf, d. h. mit der Empfindung. Die dabei sich entwickelnden Gedanken werden keineswegs begriffsmäßig abgeschlossen, sondern in ein ahnungsvolles Unübersehbares fortgeführt, vollkommen gerechtfertigt, wenn ein unvertilgbares Gefühl in der Menschenbrust für die Richtigkeit des Weges einsteht und die Möglichkeit eines Abschlusses verbürgt. Nicht zu Ende gedachte Gedanken sind die Logik der Poesie. Wie man denn überhaupt den Verstand eine artikulierte Empfindung und die Empfindung einen artikulierten Verstand nennen könnte.

Aber wohlgemerkt! Ein unvertilgbares Urgefühl der Menschennatur muß die Richtigkeit der Konsequenzen einsehen.

5.

(1845—1846?)

Man hat in neuerer, nicht neuester Zeit viel gestritten über den Gebrauch des Schicksals in der Poesie, vornehmlich in der dramatischen, und das Ergebnis des Streites war ein verneinendes. Aber ihr werdet doch an ein Schicksal überhaupt glauben? Die Philosophie an der Hand der Naturwissenschaft weist euch unabweisliche Gesetze des Geschehenden nach und wenn erstere auch, wie billig, der Freiheit einen Platz vorbehält, so gibt sie doch zu, daß, wo die freien Handlungen mit der Notwendigkeit der Natur nicht übereinstimmen, sie, die Freiheit zerschellt wird und ihr Verdienst sich auf den Entschluß und auf den Versuch der Ausführung beschränkt. Der Lauf der Welt ist das Schicksal des einzelnen, ja die Freiheit des einen ist das Schicksal des andern.

Die Religion läßt alles von einem höchst weisen und gütigen Schöpfer aufs beste eingerichtet sein, wo denn aber, was in seinem Ursprunge Vorsehung ist, in seiner Wirkung wieder zum Schicksal wird; das Christentum nennt derlei zwar Schickung, die bloße Endsilbe ändert aber nichts, man müßte denn eine so spezielle Vorsehung annehmen, die immerfort an dem einzelnen zurechtstellte und rüttelte, was dann ziemlich vernunftwidrig wäre, ja durch die Schickung selbst widerlegt wird, die sich manchmal als höchst unbillig und ungerecht darstellt. Man hilft sich zwar bei derlei inkommensurablen Schickungen damit, daß man sie als Prüfungen oder

Besserungsanlässe bezeichnet und dafür Anweisungen auf ein anderes Leben ausstellt, wo denn aber auch, menschlich genommen, nichts erklärt ist.

(1837).

Was man Schicksal nennt, muß dem poesielosen neuern Deutschland notwendig unstatthaft erscheinen, da die ganze Idee, abgesehen von einer teilweisen Realität, rein Poesie ist. Ein Anthropomorphismus, eine Personifikation der Naturnotwendigkeit, der von unserm Willen unabhängigen äußern Umstände. Ein Welttropus. Was die äußere Gestalt betrifft, in der diese Figur auftritt, so hängt sie von der Form ab, in der sie der jedesmaligen Zeit geläufig ist.

(1816).

Die Griechen waren weit entfernt, mit der Idee von Fatum einen bestimmten abgeschlossenen Begriff zu verbinden. Die verschiedene Art, in welcher das Fatum in der griechischen Tragödie erscheint, liefert hierzu den sprechendsten Beweis. Es war ihnen wohl nichts, als der unerklärte Grund (das unbekannte Absolute), das allen Veränderungen, allem Wollen, Handeln, wohl auch Sein, zu Grunde liegt. Daher kommt es in ihren Tragödien bald als unausweichliche Notwendigkeit, bald als schadenfrohe Opposition, bald als rächende Nemesis vor und es kann deshalb auch, abgesehen von der Form des Christentums, allerdings noch in der neueren Tragödie gebraucht werden. Was Schlegel davon sagt, ist, aufs gelindeste, einseitig.

Die Idee der Vorsehung an die Stelle des Fatums als Prinzip der romantischen Tragödie einzuführen, wie jene das der antiken gewesen sein soll, ist Unsinn. Wenn einmal die Idee der Vorsehung den höchsten Grad ihrer möglichen Intension erreicht hat und durchaus praktisch geworden ist, hört überhaupt die Möglichkeit eines Trauerspiels auf. Denn aus diesem Gesichtspunkte ist der Schmerz und der Tod kein Uebel mehr und jede mit der Vorsehung in Kampf stehende Leidenschaft ist verbrecherisch und hört auf, tragisch zu sein.

(1817).

In Bezug auf die Idee der Alten vom Schicksal ist interessant der vorletzte Chorgesang in der Alkestis des Euripides, besonders v. 976 und 977.

(1817).

Gut ist die Erklärung, welche Blümner (Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylos) von dem bei den Alten so häufig wiederkommenden Widerspruche zwischen der Macht der Olympier und des Fatums gibt, indem er mutmaßt, daß das Fatum nicht in allen Begebenheiten obgewaltet, sondern nur bei gewissen, großen Ereignissen eingegriffen habe. Mir scheint aber noch eine natürlichere Deutung aus der dunkeln Vorstellung, die die Griechen selbst mit ihrem Fatum verbanden, hervorzugehen, da es eigentlich nur ein Supplement der Götter war, und daher unaufhörlich mit diesen zusammenfiel. Es war die unbekannte Größe gleich x in der Gleichung der moralischen Welt.

Musik.

(1837).

Der übelste Dienst, den man in Deutschland den Künsten erweisen konnte, war wohl der, sie sämtlich unter dem Namen „der Kunst" zusammenzufassen. So viel Berührungspunkte sie unter sich allerdings wohl haben, so unendlich verschieden sind sie in den Mitteln, ja in den Grundbedingungen ihrer Ausübung. Am schlimmsten ist hierbei die Musik weggekommen. Den Verfertiger eines Tonwerks „Tondichter" zu heißen, ist nicht um ein Haar vernünftiger, als wenn ich einen Dichter „Wörtermusikant" nennen wollte.

Wenn man den Grundunterschied der Musik und der Dichtkunst schlagend charakterisieren wollte, so müßte man darauf aufmerksam machen, wie die Wirkung der Musik vom Sinnenreiz, vom Nervenspiel beginnt und, nachdem das Gefühl angeregt worden, höchstens in letzter Instanz an das Geistige gelangt, indes die Dichtkunst zuerst den Begriff erweckt, nur durch ihn auf das Gefühl wirkt und als äußerste Stufe der Vollendung oder der Erniedrigung erst das Sinnliche teilnehmen läßt; der Weg beider ist daher gerade der umgekehrte. Die eine Vergeistigung des Körperlichen, die andere Verkörperung des Geistigen. Aus diesem theoretischen Unterschiede ergibt sich nun aber ein wichtiger praktischer, in Bezug auf den Gebrauch des Häßlichen nämlich. Die Poesie darf das Häßliche (Unschöne) schon einigermaßen freigebig anwenden. Denn da die Wirkung der Poesie nur durch das Medium der unmittelbar von ihr erweckten Begriffe an das Gefühl gelangt, so wird die Vorstellung der Zweckmäßigkeit den Eindruck

des Häßlichen (Unschönen) von vornherein insoweit mildern, daß es als Reizmittel und Gegensatz sogar die höchste Wirkung hervorbringen kann. Der Eindruck der Musik aber wird unmittelbar vom Sinn empfangen und genossen, die Billigung des Verstandes kommt zu spät, um die Störungen des Mißfälligen wieder auszugleichen. Daher darf Shakespeare bis zum Gräßlichen gehen, Mozarts Grenze war das Schöne.

(1822).

Drei Hauptunterschiede im Wesen der Musik und Poesie müssen notwendig auch eine große Verschiedenheit in den Gesetzen ihrer beiderseitigen Hervorbringung veranlassen. Diese sind:

Erstens, daß eine Verbindung von Tönen gefallen, ja sogar auf das Gemüt wirken kann, ohne daß man sich etwas dadurch Ausgedrücktes dabei bestimmt zu denken braucht, was bei Worten nicht der Fall ist, die immer nur durch ihren Sinn wirken.

Zweitens, daß die Worte zunächst auf den Verstand und höchstens durch ihn auf die Sinne, die Töne aber zunächst auf die Sinne und nur durch sie und höchst entfernt auf den Verstand wirken.

Drittens, daß Töne nur höchst allgemein und vag bezeichnen, und zwar fast allein Gefühle, nie Sachen; indes das Wort mit der Schärfe des Begriffes bezeichnet. Ich möchte ein Gegenstück zu Lessings Laokoon: über die Grenzen der Musik und Poesie schreiben.

Der oft gebrauchte Satz: die Musik ist eine Poesie in Tönen, ist ebensowenig wahr, als es der entgegengesetzte sein würde: Die Poesie ist eine Musik in Worten. Der Unterschied dieser beiden Künste liegt nicht bloß in ihren Mitteln; er liegt in den ersten Gründen ihres Wesens.

(1820).

Vergißt man denn immer bei Vergleichung der Poesie mit Worten und mit Tönen (Dichtkunst und Musik), daß das Wort bloß Zeichen, der Ton aber, nebstdem, daß er ein Zeichen, auch eine Sache ist?

(1819).

Ein Gegenstück zu schreiben zu Lessings Laokoon: Rossini, oder über die Grenzen der Musik und Poesie.

Es müßte darin gezeigt werden, wie unsinnig es sei, die Musik bei der Oper zur bloßen Sklavin der Poesie zu machen und zu verlangen, daß erstere, mit Verleugnung ihrer eigentümlichen

Wirksamkeit, sich darauf beschränke, der Poesie unvollkommen nachzulallen mit ihren Tönen, was diese deutlich spricht mit ihren Begriffen.

Es müßte aufmerksam darauf gemacht werden, um wieviel und worin der Kreis der Musik weiter ist und worin enger; wie verschieden die Art ihrer Wirkung ist, bei der Musik zuerst als Sinn- und Nervenreiz, nur mittelbar den Verstand berührend; bei der Poesie erst durch das Medium des Verstandes auf das Gemüt wirkend. Wie die Musik als eine für sich bestehende Kunst ihre eigenen, an Regeln gebundenen und in ihrer eigenen Wesenheit gegründeten Bedingungen habe, die sie niemanden, auch der Poesie zuliebe nicht, aufgeben kann und darf; daß sie, wenn sie ein Thema aufgefaßt hat, es organisch ausbilden und zu Ende führen muß, die Poesie mag auch dagegen einwenden, was sie will. (Hier darauf hingedeutet, wie selbst die größten, ja darunter die denkendsten Tonsetzer in ihren Opern das vielmalige Wiederholen einzelner Worte und Sätze, ja oft ganzer Stellen, zum großen Skandal der Dichter, nicht aufgeben wollen.) Als Grundsatz gelte: Keine Oper solle vom Gesichtspunkte der Poesie betrachtet werden — von diesem aus ist jede dramatisch-musikalische Komposition Unsinn — sondern vom Gesichtspunkte der Musik: als ein musikalisches Bild mit darunter geschriebenem, erklärendem Texte. Ballettmusik wäre eigentlich der Triumph der Tonkunst, wenn sie einmal aus sich herausgeht, vorausgesetzt, daß wir nämlich eigentliche Ballette hätten und nicht Gauklersprünge.

(1825).

Die Poesie will den Geist verkörpern, die Musik das Sinnliche vergeistigen. Darin liegt beider Wesen und der Grund ihrer Verschiedenheit. Seiner Basis kann aber nichts Fortschreitendes ungestraft untreu werden, darum auch nie die Poesie dem Begriff, und die Musik nie dem Sinne.

(1822).

Philipp V. ließ sich von Farinelli durch 40 Jahre täglich vor dem Schlafengehen einunddieselbe Arie vorsingen. Das hat für mich gar nichts Unbegreifliches.

(1819—1820).

Manche Eindrücke des Geruchssinns haben mit denen des Gehörs (wenn es in einzelnen, gehaltenen Tönen affiziert wird) eine auffallende Aehnlichkeit hinsichtlich der Art ihrer Wirkung auf das Gemüt (nämlich unmittelbar als Nervenreiz).

(1822).

Betrachtung der ersten Elemente, die in der Musik zum Ausdruck der Leidenschaft und Empfindung liegen. Das Laute und Leise. Das Wohlklingende, das ganz oder zum Teil Uebelklingende, das Schnelle, das Langsame der Bewegung nach. Das Gebundene, ligato, das Abgestoßene, staccato, das Weiche, das Harte (moll und dur), das Lang- und Kurzwährende (der Dauer des Ganzen nach), das Leichtsichentwickelnde, das Gehemmte und sich selbst Hemmende, das mit leicht erkennbarem Takt, das scheinbar Taktlose. Die eigentümliche Natur der vier Stimmen: Sopran, Alt, Tenor, Baß; das Eigentümliche der Instrumente, das Solo, das Tutti; der ungezierte Ton, die Koloratur; das Ausharren im Grundton, die Ausweichung. Die Vorbereitung, der Sprung. Die Bewegung nach aufwärts oder nach abwärts. Das più mosso, das ritardando, die Pause, die Fermate, das inganno. Die Farbe der Tonart G-dur oder F-dur, die Taktart zwei- oder dreigeteilt, die Wiederholung mit oder ohne Veränderung.

(1820—1821).

Wenn man über den Unterschied der französischen und italienischen Opernmusik urteilen will und über das Charakteristische und Nichtcharakteristische, das in ihnen herrscht, so muß man sich vor allem auf den Standpunkt setzen, von dem aus beide Nationen das Verhältnis des Textes zur Musik betrachten. Dem Franzosen soll die Musik die Wirkung der Worte verstärken, weshalb er auch auf seine Opernbücher viel Fleiß verwendet und der Wert oder Unwert des Gedichtes mehr als zur Hälfte sein Urteil über die Oper bestimmt; dem Italiener gelten die Worte kaum mehr, als eine Ueberschrift über das Tongemälde des Komponisten, weshalb auch ihre Bücher schlecht und bloß darauf berechnet sind, dem Tonsetzer Gelegenheit zu effektvollen Musikstücken zu geben.

(1821).

Es wird keinem Opernkompositeur leichter sein, genau auf die Worte des Textes zu setzen, als dem, der seine Musik mechanisch zusammensetzt; da hingegen der, dessen Musik ein organisches Leben, eine in sich selbst gegründete innere Notwendigkeit hat, leicht mit den Worten in Kollision kömmt. Jedes eigentlich melodische Thema hat nämlich sein inneres Gesetz der Bildung und Entwicklung, das dem eigentlich musikalischen Genie heilig und unantastbar ist, und das er den Worten zu Gefallen nicht aufgeben

kann. Der musikalische Prosaist kann überall anfangen und überall aufhören, weil Stücke und Teile sich leicht versetzen und anders ordnen lassen; wer aber Sinn für ein Ganzes hat, kann es nur entweder ganz geben, oder ganz bleiben lassen. Das soll nicht der Vernachlässigung des Textes das Wort reden, sondern sie nur in einzelnen Fällen entschuldigen, ja rechtfertigen. Daher ist Rossinis kindisches Getändel doch mehr wert als Mosels prosaische Verstandesnachäffung, welche das Wesen der Musik zerreißt, um den hohlen Worten des Dichters nachzustottern; daher kann man Mozarten häufig Verstöße gegen den Text vorwerfen, Glucken nie; daher ist das so gepriesene Charakteristische der Musik häufig ein sehr negatives Verdienst, das sich meistens darauf beschränkt, daß die Freude durch Nichttraurigkeit, der Schmerz durch Nichtlustigkeit, die Milde durch Nichthärte und der Zorn durch Nichtmilde, die Liebe durch Flöten und die Verzweiflung durch Trompeten und Pauken mit obligaten Kontrabässen ausgedrückt wird. Der Situation muß der Tonsetzer treu bleiben, den Worten nicht — wenn er bessere in seiner Musik findet, so mag er immer die des Textes übergehen. Dies führt wieder auf den schon öfter bemerkten Unterschied zwischen Singspiel und Oper. Im erstern (wozu fast alle Opern des wahrhaft großen Gluck gehören) dient die Musik dem Text, in der zweiten ist der Text die Unterschrift des musikalischen Bildes.

(1821).

Wäre die Musik in der Oper nur da, um das noch einmal auszudrücken, was der Dichter schon ausgedrückt hat, dann laßt mir die Töne weg, ich will die Worte des Dichters allein lesen, denn die Musikbegleitung wäre in diesem Falle denn doch nur ein Kunststück, ein Gaukelversuch, mit andern, scheinbar unzureichenden Darstellungsmitteln das zu erreichen, was der andre leichter, verständlicher und genügender schon erreicht hat. Oder soll dadurch der Eindruck des Gedichtes verstärkt werden? Das mag bei Gedichten gelten, die keine sind, wie z. B. bei italienischen Operntexten; aber dann enthaltet euch von eigentlichen Dichterwerken und hört auf, zu klagen, daß nur schlechte Dichter euch Textbücher machen wollen. Aber das alles ist's nicht. Sämtliche Künste, wenngleich aus gemeinschaftlicher Wurzel entsprossen, sind streng geteilt in ihren Gipfeln. Wo die Poesie aufhört, fängt die Musik an. Wo der Dichter keine Worte mehr findet, da soll der Musiker mit seinen Tönen eintreten. Wer deine Kraft kennt, Melodie! die du, ohne der Worterklärung eines Begriffs zu bedürfen, unmittelbar aus dem Himmel, durch die Brust wieder zum Himmel zurückziehst, wer deine Kraft kennt, wird die Musik nicht zur Nachtreterin der Poesie machen: er mag der letztern den Vorrang geben — und ich

glaube, sie verdient ihn auch, wie ihn das Mannesalter verdient vor der Kindheit — aber er wird auch der erstern ihr eigenes, unabhängiges Reich zugestehen und beide wie Geschwister betrachten und nicht wie Herrn und Knecht, oder auch nur wie Vormund und Mündel.

(1821).

Die von einer Oper eine rein dramatische Wirkung fordern, sind gewöhnlich jene, die dagegen auch von einem dramatischen Gedichte eine musikalische Wirkung begehren (d. i. Wirkung mit blinder Gewalt).

(1857).

Es heißt, man will die Instrumentalmusik in den Kirchen verbieten. Damit ist erstens das Todesurteil über die Musik ausgesprochen, die einzige geistige Bestrebung, in der Oesterreich noch bis vor kurzem in der Welt einen Rang eingenommen hat. Die ausübenden Musiker werden ihren Unterhalt verlieren; die Dorfschulmeister werden sich nicht mehr mit den Regeln des Satzes und der Begleitung beschäftigen, der katholische Süden wird musikalisch mit dem protestantischen Norden in eine Reihe treten. Ja, aber der Papst ist gegen die Instrumentalmusik in den Kirchen! Der Papst, dessen Ansehen in Glaubenssachen allerdings entscheidend ist, kennt die deutsche Kirchenmusik nicht, er kennt nur die italienische, die Opernarien und Militärmärsche während der heiligen Handlung spielt und dadurch allerdings revoltant wird. In Deutschland hat man einen Kirchenstil, der in seiner größern oder mindern Strenge dem Ohr der großen Masse nicht sehr schmeichelt, und wenn in den Hauptstädten wohl ein Teil der sogenannten Musikkenner vielleicht nur der Musik wegen in den Gottesdienst geht, so fühlt dagegen in den kleinern Orten der schlichte Einwohner sich durch die Musik nicht zerstreut, vielmehr gesammelt, erhoben und in seiner Andacht unterstützt. Ihr wollt die Musik wegnehmen? Warum nicht auch die Bilder? Warum nicht die Pracht in der Ausschmückung der Kirchen, der Gewänder und Aufzüge? Warum nicht so manche fromme Zeremonie, denen von den Andersgläubigen etwas Dramatisches, ja Theatralisches vorgeworfen wird? Entkleidet den Katholizismus nicht seiner Kunstgewänder, der Protestantismus ist nackt.

(1822).

Merkwürdig ist die große Vorliebe Napoleons für die Musik. Große Orchestermusik aber mißfiel ihm. Nebst der militärischen,

die ihm wahrscheinlich die sie begleitenden Erinnerungen lieb machten, zog er sanfte Musik, italienischen Gesang allem andern vor. Dann schien er sich ganz dem Genuß zu überlassen; aber diese Musik mußte immer gleichsam von einer Farbe sein; kein Instrument durfte vorherrschen und kein Forte vorkommen. „Meine Herren, ich will nur einen Tonhauch," sagte er oft. Ein sanfter Ton hatte überhaupt einen großen Reiz für ihn, und eine Person, deren Stimme seinem Ohre schmeichelte, mißfiel ihm selten. Wenn aber ein Name übel lautete, so kauete er ihn gleichsam zwischen den Zähnen und sprach ihn niemals gehörig aus. (Memoiren Josephinens.)

Ueberhaupt mögen wohl alle bedeutenden Menschen die sanfte und somit die italienische Musik jeder andern vorgezogen haben. Leute, die zu denken imstande sind, mögen dafür aber über nichts denken, als wo etwas des Denkens Wertes dabei herauskommt. Sie suchen die Musik als ein Besänftigungsmittel; Toren lieben zusammengesetzte Musik zur Erregung.

(1822).

Sind die Molltonarten nicht die Weiber der Musik? die sich von ihrem Vater (der Durtonart, von der sie entstanden) trennen und die Vorzeichnung ihres Gatten (der Durtonart ihrer nächsten Verwandtschaft) annehmen!

(1825).

Ist diese wohltemperierte Stimmung der neuern Musik nicht wie ein wohltemperierter Staat? Die armen einzelnen Terzen und Quinten müssen so viel ab- und zugeben, damit nur das Ganze einen irgend erträglichen Zusammenklang erhält! Was werden die interessanten Kinder alltäglich, wenn sie, als Erwachsene, unter dem Stimmhammer der geselligen Verhältnisse durchgegangen sind! Arme zweite Stufe mit deinem verstümmelten Gliedmaßen; noch ärmere siebente, über deine geräderte Quint! Ist denn nur das im Menschen etwas, was dem andern nützt? Ist denn nicht jede Realität ein Vorzug?

(1817).

Wenn eine Violinsaite gestrichen wird, so klingen die Saiten einer daneben liegenden unberührten Geige mit. Wie, wenn ein ein ähnliches Nachleben unserer Nerven Ursache an der so großen Wirkung der Musik wäre? Bei mir wenigstens liegt gewiß so

etwas zu Grunde; denn ich darf nur einen Ton hören, ohne noch Melodie zu unterscheiden, so gerät schon mein ganzes Wesen in eine zitternde Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann.

(1832).

Lablache sang als Knabe Alt. Bei der Aufführung von Mozarts Requiem, bei dem er, damals 15 Jahre alt, mitwirkte, waren die Alte sehr schwach besetzt, und Lablache strengte seine Stimme ungeheuer an, das Mißverhältnis auszugleichen. Das Requiem vorüber, hatte er alle Stimme verloren, selbst sprechen konnte er kaum. Das dauerte zwei Monate. Endlich eines Morgens erwacht er mit anhaltendem Husten und spricht, singt einen vollkommenen, sonoren Baß.

(1820).

Drieberg in seiner „Musik der Griechen" hält die Lyra für ein bloß ideales Instrument, das mit seinen 3, 4, oder 7 und 8 Saiten als solches nie existiert habe. Aber, alles andere unberücksichtigt, reicht die einzige von ihm selbst angeführte Anekdote von dem spartanischen Ephor, der dem Timotheus bei dem Wettkampf, indem er ihm ein Messer reichte, befahl, die von ihm erfundenen Saiten von dem Instrument abzuschneiden; — diese einzige Anekdote reicht hin, diese Meinung zu widerlegen und die Wirklichkeit der Lyra, als ein bestimmtes musikalisches Instrument, zu beweisen. Ferner: wenn sie auch unmöglich ein melodisches Instrument sein konnte, war sie nicht vielleicht ein harmonisches, d. h. bloß gebraucht, um die Stimme zu unterstützen, dieser die feststehenden Töne, die sich in allen drei Tongeschlechtern gleich blieben, anzugeben; mit einem Wort, mehr das Instrument des Direktors oder des Gesangaccompagnierenden, als des eigentlichen Tonkünstlers, Virtuosen? Auf diese Art verschwände das scheinbar Widersinnige ihrer Besaitung und Stimmung.

(1822).

Es ist nur zu offenbar, daß die Musik als für sich bestehende Kunst bei den Griechen eigentlich gar nicht existierte, sondern immer nur als Begleiterin der Poesie erschien. Das zeigt unter anderm auch schon die dürftige Besaitung und die sonderbare Stimmung ihres Hauptinstrumentes, der Lyra. Es ist schlechterdings nicht möglich, daß mit der Stimmung auf die enharmonische Skala irgend eine für menschliche Ohren hörbare, selbständige Melodie

hätte können hervorgebracht werden; wohl aber konnte gerade diese sonderbare Stimmung dienen, zur Unterstützung des Singenden die schwersten Töne des gewählten Modus anzugeben und so der Intonation zum Leitfaden zu werden. Dasselbe beweist der Mangel an aller Taktbezeichnung, wozu lediglich die Länge und Kürze der Silben des Textes dienen mußten. Wenn in späterer Zeit auch Musik ohne Worte vorkommt, so war es immer nur die für sich allein gespielte Melodie eines bekannten Liedes, wo nur für den Augenblick die Worte weggelassen wurden. So war der Kriegsmarsch der Spartaner die Melodie zu einem Hymnus an den Kastor. Die Musik als selbständige Kunst ist daher gänzlich für eine Erfindung der Neuern zu halten, und das ist auch das Einzige, was sie in Künsten vor den Alten voraus haben.

(1822).

Wie, wenn ein Teil unserer Irrtümer über die griechische Musik daher entstünde, daß man auf ihre Art, die Intervallen zu berechnen, nicht genug acht gegeben hätte? Es scheint, daß die Besaitung ihrer Leier nicht, wie unsere Geige oder Guitarre, mit der tiefsten Chorde anfing, sondern wie unsere Harfe mit der höchsten, daher auch der Name der ersten (vom Körper des Spielenden an gerechnet), die Höchste, sowie der entferntesten die Letzte. Ist es nun so, so zählten sie ihre Intervalle nicht aufwärts, wie wir, sondern abwärts, und ihr Diatesseron ist eine Unterquarte, d. i. eigentliche Quinte. Daß ihnen die Terz keine Konsonanz war, ist natürlich, weil die untere Terz mit der Sekunde zusammenfällt, die eine Dissonanz ist.

(1822).

Daß die Franzosen so viele gute Opernbücher haben, und die Deutschen keine, ist wohl schon daraus begreiflich, daß eine Menge, besonders romantische, märchenhafte Stoffe, die der Deutsche sehr wohl zu Lust-, Schau- und Trauerspielen verarbeiten kann, für den Franzosen, bei seinen eisernen dramatischen Regeln, ganz unverwendbar bleiben, wenn er sie nicht auf dem Operntheater los werden kann.

(Um 1836).

In Frankreich ist der Geschmack fürs Romantische und Gräßliche nichts Neues, er war schon früher da neben dem klassischen. Das Romantische in der Oper, das Gräßliche in den unzähligen Melo-

dramen, an denen sich nebenbei auch die gebildete Welt ergötzte. Das Romantisch-Gräßliche hat sich nun in neuester Zeit mehr Raum gewonnen. Es ist wie die jüngere Linie der Bourbons, die die ältere verdrängt, und nun allein herrscht.

(1836—1838).

Der Text zur Schöpfung war eigentlich von van Swieten für Mozart geschrieben. Als er ihn in der Folge Haydn zur Komposition übergab, ließ van Swieten, ein großer Musikkenner, sich jedes Musikstück, sowie es fertig ward, mit kleinem Orchester vorprobieren. Vieles verwarf er, als für den großen Stoff zu kleinlich. Haydn fügte sich gern, und so kam jenes erstaunliche Werk zu stande, das die kommenden Zeiten noch bewundern werden. Alles dies habe ich aus dem Munde eines wohlunterrichteten Zeitgenossen, der bei jenen ersten Teilproben selbst mitwirkte.

(1822).

Wenn der Text der Oper Don Juan, die Mozart komponiert hat, unmittelbar, wie nicht zu zweifeln, aus Molières Festin de pierre gezogen ist, so kann man der Kunst des Bearbeiters, seiner Kenntnis dessen, was zur Oper gehört, und tiefen Einsicht in das Wesen der Musik, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Bearbeitung ist ein Muster für alle ähnlichen, und Kind hätte wohlgetan, sie sich bei seinem Freischütz zum Muster zu nehmen.

(1843).

Wer die Arien der Constanze in der Entführung hört, merkt, daß Mozart in seinem Anfange dem Punkte näher stand, auf dem Beethoven aufhörte. Die Empfindung herrscht noch vor über die Form. Mit zunehmender Reife aber lernte er, ohne Schaden für die Empfindung, sie der Form unterzuordnen, sie zu gestalten, was Beethoven immer mehr verlernt hat.

(1849).

Ein Umstand, den Ulibischeff in seiner Biographie Mozarts und zur Bestätigung der Meinung, daß auch die letzten Nummern des Requiems im wesentlichen von Mozart herrühren, außer acht gelassen hat, ist, daß unmittelbar nach Mozarts Tode das

vollständige Requiem dem Besteller übergeben und kaum 14 Tage nach Mozarts Tode in Wiener-Neustadt probiert und aufgeführt wurde. Wenn man nun auch Süßmayer die Fähigkeit zutraut, die fehlenden Stücke des Meisterwerks ergänzend hinzu zu komponieren, so wird es ihm doch nicht so leicht geworden sein, um die Arbeit in ein paar Tagen zu vollenden. Er hat also entweder mozartische Gedanken in jenen nachgelassenen „Papierstreifen" schon beinahe ausgeführt vorgefunden, oder noch in Mozarts letzten Tagen und unter seiner Direktion das Fehlende suppliert.

(1834).

Beethovens nachteilige Wirkungen auf die Kunstwelt, ungeachtet seines hohen nicht genug zu schätzenden Wertes:

1. Leidet das erste und Haupterfordernis eines Musikers, die Feinheit und Richtigkeit des Ohrs, unter seinen gewagten Zusammensetzungen und dem nur gar zu oft eingemischten Tongeheul und Gebrüll.

2. Durch seine überlyrischen Sprünge erweitert sich der Begriff von Ordnung und Zusammenhang eines musikalischen Stückes so sehr, daß er am Ende für alles Zusammenfassen zu lose sein wird.

3. Macht sein häufiges Uebertreten der Regeln diese als entbehrlich scheinend, indes sie doch die Aussprüche des gesunden, unbefangenen Sinnes, und als solche unschätzbar sind.

4. Substituiert die Vorliebe für ihn dem Schönheitssinne immer mehr den Sinn für das Interessante, Starke, Erschütternde, Trunkenmachende: ein Tausch, bei dem, von allen Künsten, gerade die Musik am übelsten fährt.

Erinnerungen an Beethoven.

(1844—1845).

Ich lese einen Aufsatz von Herrn L. Rellstab: „Beethoven" überschrieben, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist. Diese Anschuldigung gilt nicht Herrn Rellstab, der ohne Zweifel alles, was ihm Beethoven sagte, bis auf die Worte getreu niederschrieb. Die Ursache dürfte vielmehr in dem traurigen Zustande des Meisters während seiner letzten Jahre liegen, die ihn wirklich Geschehenes und bloß Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ. Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammentreffen und was daraus erfolgte, nach

Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.

Das erste Mal, daß ich Beethoven sah, war in meinen Knabenjahren — es mochte in den Jahren 1804 oder 5 gewesen sein — und zwar bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause meines Onkels, Joseph Sonnleithner, damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven befanden sich noch Cherubini und Abbé Vogler unter den Anwesenden. Er war damals noch mager, schwarz und zwar, gegen seine spätere Gewohnheit, höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hilfsmittel eines kurzen Gesichts nicht mehr bediente. Ob er selbst oder ob Cherubini bei dieser Musik spielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, sich Abbé Vogler noch ans Klavier setzte und über ein afrikanisches Thema, das er selbst aus dem Mutterlande herübergeholt, endlose Variationen zu spielen anfing. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach während seiner musikalischen Durchführungen in den Speisesaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieser, und Beethoven stand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abbé Vogler, nunmehr ganz allein gelassen, aufhörte, sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen. Ich selbst war im dumpfen Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben. Was von diesem Augenblicke an weiter geschah, darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtnis völlig. Neben wem Beethoven bei Tische saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abbé Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles das hingezogen hätte.

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien. Unsere Wohnung gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemietet. Beide Abteilungen waren durch einen gemeinschaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann — er war unterdessen stärker geworden und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet — wenn er brummend an uns vorüberschoß; meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang, und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Türe hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paarmal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Tür aufgeht, er selbst

heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle andern Gelegenheiten abgeschnitten waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Türe nach dem Gange verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausgangs durch den Garten bedienen würden; Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauffolgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahe gelegenen Döbling eine Landwohnung inne hatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das baufällige Haus eines wegen seiner Liederlichkeit berüchtigten Bauers, Flehberger hieß er. Dieser Flehberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Liese. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flehbergers Hoftore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernburschen gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignorieren in Zorn brachte, dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächste Mal wieder am Hoftore stehen zu bleiben. Ja, sein Anteil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängnis gesetzt wurde (Kotter genannt), Beethoven sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Freilassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die gestrengen Ratsherren so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte, und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillige Gesellschaft leisten müssen.

Später sah ich ihn höchstens auf der Straße und ein paarmal im Kaffeehause, wo er sich viel mit einem jetzt seit lange verstorbenen und vergessenen Dichter aus der Novalis-Schlegelschen Gilde, Ludwig Stoll, zu schaffen machte. Man sagte, sie projektierten zusammen eine Oper. Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von diesem anhaltlosen Schwebler etwas Zweckdienliches,

ja überhaupt etwas anderes als — allenfalls gut versifizierte — Phantastereien erwarten konnte.

Unterdessen hatte ich selbst den Weg der Oeffentlichkeit betreten. Die Ahnfrau, Sappho, Medea, Ottokar waren erschienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moritz Dietrichstein, die Kunde kam, Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu schreiben.

Diese Anfrage, gestehe ich es nur, setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Einmal lag mir der Gedanke, je ein Opernbuch zu schreiben, an sich schon fern genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdessen völlig gehörlos geworden war, und dessen letzte Kompositionen, unbeschadet ihres hohen Wertes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singstimmen in Widerspruch zu stehen schien; ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch imstande sei, eine Oper zu komponieren. Der Gedanke aber, einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle Rücksichten, und ich willigte ein.

Unter den dramatischen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte, befanden sich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulassen schienen. Der eine bewegte sich in dem Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft. Aber nebstdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Hauptrolle gewachsen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend da lagen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten.

Ich wählte daher die Fabel der Melusine, schied die reflektierenden Elemente nach Möglichkeit aus und suchte durch Vorherrschen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatisch hielt, mich den Eigentümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen. Mit dem Komponisteur früher über den Stoff zu konferieren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Ansicht erhalten wollte, auch später Einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm ja freistand, das Buch zu komponieren oder nicht. Ja, um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzutun, sandte ich ihm das Buch auf demselben Wege zu, auf dem die Anforderung geschehen war. Er sollte durch keine persönliche Rücksicht irgend einer Art bestimmt oder in Verlegenheit gesetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethovens — derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat — zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete

mich an und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte. Ich fand ihn, in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Türe, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich, mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücke des Wohlwollens und kam sogleich auf die Oper zu sprechen. Ihr Werk lebt hier, sagte er, indem er auf die Brust zeigte, in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu komponieren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte: wo soll das hinführen? Obwohl ich die Notwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständnis er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Aenderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Kontrakt mit mir zu schließen. Die Vorteile aus der Oper sollten gleich zwischen uns geteilt werden usw. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte (wodurch es auch kam, daß mir dieselben, die ich — Uhland ausgenommen — für das Beste halte, was Deutschland seit dem Tode seiner großen Dichter hervorgebracht, allesamt kaum so viel eingetragen, als einem Verstorbenen, oder Lebendigen, oder Halbtoten ein einziger Band ihrer Reisenovellen und Phantasiebilder). Am wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Kontrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.

Ich hoffte, er hätte das Geschäftliche seiner Idee aufgegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger, Wallishauser, zu mir und sagte, Beethoven bestünde auf der Abschließung eines Kontraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entschließen könnte, sollte ich mein Eigentumsrecht auf das Buch ihm, Wallishauser, abtreten, er würde dann das Weitere mit Beethoven abmachen, der davon schon präveniert sei. Ich war froh, der Sache los zu werden,

ließ mir von Wallishauser eine mäßige Summe auszahlen, cedierte ihm alle Rechte der Autorschaft und dachte nicht weiter daran. Ob sie nun wirklich einen Kontrakt abgeschlossen haben, weiß ich nicht; muß es aber glauben, weil sonst Wallishauser nicht unterlassen haben würde, mir über sein aufs Spiel gesetzte Geld nach Gewohnheit den Kopf voll zu jammern. Ich erwähne alles dies nur, um zu widerlegen, was Beethoven zu Herrn Rellstab sagte: „er habe anders gewollt, als ich". Er war damals vielmehr so fest entschlossen, die Oper zu komponieren, daß er schon auf die Anordnung von Verhältnissen dachte, die erst nach der Vollendung eintreten konnten.

Im Laufe des Sommers besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Hetzendorf. Ich weiß nicht, sagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringende bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Komposition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen herausbrachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor das seine, und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wildnaiven, gutmütigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich, ohne Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Toren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohns, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.

Später sah ich ihn — ich weiß nicht mehr, wo — nur noch einmal wieder. Er sagte mir damals: Ihre Oper ist fertig. Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen

Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn, auch nicht aufs leiseste, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, in schwarzem Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter seinem Sarge herging.

Zwei Tage vorher kam Schindler des Abends zu mir mit der Nachricht, daß Beethoven im Sterben liege und seine Freunde von mir eine Rede verlangten, die der Schauspieler Anschütz an seinem Grabe halten sollte. Ich war um so mehr erschüttert, als ich kaum etwas von der Krankheit wußte, suchte jedoch meine Gedanken zu ordnen, und des andern Morgens fing ich an, die Rede niederzuschreiben. Ich war in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte abzuholen, denn Beethoven sei eben gestorben. Da tat es einen starken Fall in meinem Innern, die Tränen stürzten mir aus den Augen, und — wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte — ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäste entfernten sich in andächtiger Rührung, und Beethoven war nicht mehr unter uns!

Ich habe Beethoven eigentlich geliebt. Wenn ich von seinen Aeußerungen nur wenig wieder zu erzählen weiß, so kommt es vorzüglich daher, weil mich an einem Künstler nicht das interessiert, was er spricht, sondern was er macht. Wenn Sprechen einen Maßstab für Künstlerwert abgäbe, so wäre Deutschland gegenwärtig ebenso voll von Künstlern, als es in der Tat leer ist. Ja, der eigentlichen Schöpfungskraft kommt nur jenes, bereits im Talent gegebene, gleichsam gebundene Denkvermögen zu gute, das sich instinktmäßig äußert und die Quelle von Leben und individueller Wahrheit ist. Je weiter der Kreis, um so schwerer seine Erfüllung. Je größer die Masse, um so schwieriger ihre Belebung. Als Goethe noch wenig wußte, schrieb er den ersten Teil des Faust; als das ganze Reich des Wissenswürdigen ihm geläufig war, den zweiten. Von einzelnem, was Beethoven sagte, fällt mir nachträglich nur noch ein, daß er Schillern sehr hoch hielt, daß er das Los der Dichter gegenüber den Musikern als das beglücktere pries, weil sie ein weiteres Gebiet hätten; endlich daß Webers Euryanthe, die damals neu war und mir mißfiel, ihm gleich wenig zu gefallen schien. Im ganzen dürften es doch Webers Erfolge gewesen sein,

die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper zu schreiben. Er hatte sich aber so sehr an einen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt imstande gewesen wäre, seine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand keines, weil es für ihn keines gab. Es hätte ihn doch sonst einer der vielen Stoffe, die ihm Herr Rellstab vorschlug, besonders ehe ihn noch Mängel der Ausführung zurückschrecken konnten, wenigstens in der Idee anziehen müssen.

Mein Opernbuch, als dessen Eigentümer ich mich nicht mehr betrachten konnte, kam später durch die Buchhandlung Wallishauser in die Hände Konradin Kreutzers. Wenn keiner der jetzt lebenden Musiker der Mühe wert findet, es zu komponieren, so kann ich mich darüber nur freuen. Die Musik liegt ebenso im argen als die Poesie, und zwar aus dem nämlichen Grunde: dem Mißkennen des Gebietes der verschiedenen Künste. Die Musik strebt, um sich zu erweitern, in die Poesie hinüber, wie die Poesie ihrerseits in die Prosa. Dies weiter auseinanderzusetzen scheint nicht an der Zeit, solange Kunstphilosophen, Kunsthistoriker — ich denke hier an Gervinus und ähnliche Halbwisser, die die Unfähigkeit für ihr eigenes Fach als eine Befähigung für jedes fremde ansehen, — solange derlei sachunkundige Schwätzer den deutschen Kunstboden inne haben. Von dem gesunden Sinne der Nation ist übrigens zu erwarten, daß sie sich der Herrschaft der Worte baldmöglichst entziehen und wieder auf Sachen und Taten zurückkommen werde.

Zum Schlusse noch ein paar Reimzeilen, die ich vor kurzem niedergeschrieben und für die ich keine bessere Stelle weiß:

Es geht ein Mann mit raschem Schritt, —
Nun freilich geht sein Schatten mit —
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn,
Und all sein Streben ist nach vorn;
Ein Strom will hemmen seinen Mut,
Er stürzt hinein und teilt die Flut;
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den unbezwungnen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß jedem bangt,
Ein Sprung — und sieh da, unverletzt
Hat er den Abgrund übersetzt. —
Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Rede am Grabe Beethovens.

(29. März 1827).

Indem wir hier am Grabe dieses Verblichenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesamten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte dessen, was uns übrig blieb von dem dahingeschwundenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüte. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges in deutscher Sprache und Zunge; aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bachs, von Haydn und Mozarts unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels. Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben stammende Kunst. Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm?

Wie der Behemot die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, alles hatte er durchmessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demütiges Lied! — Kinder ihr der drei- und viergeteilten Stimmen! brausende Symphonie: „Freude, schöner Götterfunken", du Schwanengesang! Muße des Lieds und des Saitenspiels: stellt euch rings um sein Grab und bestreut's mit Lorbeeren!

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfin-

dung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüts keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unserem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer. Drum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt. Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungeborenen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint.

Rede am Grabe Beethovens bei der Enthüllung des Denksteines.

(Herbst 1827).

Sechs Monden sind's, da standen wir hier an demselben Orte; klagend, weinend: denn wir begruben einen Freund. Nun wir wieder versammelt sind, laßt uns gefaßt sein und mutig: denn wir feiern einen Sieger. Hinabgetragen hat ihn der Strom des Vergänglichen in der Ewigkeit unbesegeltes Meer. Ausgezogen, was sterblich war, glänzt er ein Sternbild am Himmel der Nacht. Er gehört von nun an der Geschichte. Nicht von ihm sei unsere Rede, sondern von uns.

Wir haben einen Stein setzen lassen. Etwa ihm zum Denkmal? Uns zum Wahrzeichen! Damit noch unsere Enkel wissen, wo sie hinzuknieen haben, und die Hände zu falten, und die Erde zu küssen, die sein Gebein deckt. Einfach ist der Stein wie er selbst war im Leben, nicht groß; um je größer, um so spöttischer wäre ja doch der Abstand gegen des Mannes Wert. Der Name Beethoven steht darauf, und somit der herrlichste Wappenschild, purpurner Herzogsmantel zugleich und Fürstenhut. Und somit nehmen wir auf immer Abschied von dem Menschen, der gewesen, und treten an die Erbschaft des Geistes, der ist und bleiben wird.

Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Ihr, die ihr versammelt seid an dieser Stätte, tretet näher an dies Grab. Heftet eure Blicke auf den Grund, richtet alle eure Sinne gesamt auf das, was euch wissend ist von diesem Mann, und so laßt, wie die Fröste dieser späten Jahreszeit, die Schauder der Sammlung ziehen durch euer Gebein, wie ein Fieber tragt es hin in euer Haus, wie ein wohltätiges, rettendes Fieber, und hegt's und bewahrt's. Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Heiliget euch! Der hier liegt, war ein Begeisterter. Nach Einem trachtend, um Eines sorgend, für Eines duldend, alles hingebend für Eines, so ging dieser Mann durch das Leben. — Nicht Gattin hat er gekannt, noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß. — Aergerte ihn ein Auge, er riß es aus und ging fort, fort, fort bis ans Ziel. Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns sammeln an seinem Grab. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels.

Sprachliches.

(1822).

Die Beweise einer Verwandtschaft von Völkern aus der Verwandtschaft ihrer Sprachen sind um so trüglicher, da die historisch am wenigsten verwandten Völker es doch eigentlich genetisch gar sehr sind, als Menschen beiderseits nämlich: als Menschen, die mit denselben Organen, durch dasselbe Bedürfnis, aus denselben Anlässen zum Sprechen gebracht werden; wozu noch kommt, daß daher auch die ersten Worte aller Völker wahrscheinlich Onomatopöen sind. Sollen sie sich da nicht ähnlich sein?

(1857 ?)

Die Sprachgelehrten setzt mitunter der Zirkel in Verlegenheit, der darin liegt, daß die Sprache zum Behufe des Denkens erfunden oder gefunden werde, indes man doch ohne vorläufige Sprache nicht denken könne; welch letzteres auch ungezweifelt wahr ist. Aber es hat der Mensch, außer den Gedanken, und zwar noch früher, auch Empfindungen, Bedürfnisse, Triebe, Wünsche, Befürchtungen, die gleichfalls einen Ausdruck suchen und brauchen, wenn erst ein Zusammensein, ob auch nur von zweien, vorausgesetzt wird. Der Mensch allein würde lautlos sein wie das Tier, und die Sprache ist weder ein Erzeugnis des Denkens, noch auch der Empfindung, sondern des Dranges und der Notwendigkeit der Mitteilung, wo denn freilich die Empfindungen das erste Mitzuteilende sind. Die Schwierigkeit bei der Mitteilung aber besteht nicht darin, ein Zeichen für das, was man meint, zu finden, sondern daß die andern mit dem Zeichen denselben Sinn verbinden, den ich hineinlegen will. Vor aller Uebereinkunft verständliche Zeichen nun sind nur die Gebärden. Die erste Sprache wird daher eine Gebärdensprache gewesen sein. Diese ist dem Menschen so natürlich, daß wir noch jetzt unsere Wortsprache mit Gebärden begleiten. Ebenso wird man aber auch nicht unterlassen haben — da die unartikulierte Stimme eben auch nicht als eine Gebärde für das Ohr ist — solche sichtbaren Andeutungen durch Töne, Lautnachahmungen und Stimmaccente zu erläutern und zu ergänzen. Daß aus der Gewohnheit, die

nämlichen Gebärden mit den nämlichen Stimm- und Lautfällen zu begleiten und aus der Ueberzeugung, daß in der Nacht, im Dickicht des Waldes das Stimmzeichen brauchbarer sei als die Gebärde, endlich das Uebergewicht auf die Seite der Mündlichkeit fallen mußte, ist ebenso einleuchtend. Wie aus diesem Gestammel des Bedürfnisses und des Sinneneindrucks unsere abstrakte Wortsprache entstehen konnte, erklärt eine Kategorie, welche in der Logik und Metaphysik keinen Platz hat, in der Wirklichkeit aber mächtiger als jede Macht ist: die Allmählichkeit. Ohnehin ist jedes, selbst das roheste Zeichen bis zu einem gewissen Grade abstrakt, da es nicht den einzelnen Gegenstand, sondern den Gegenstand im allgemeinen bezeichnet.

Hiermit geschieht nicht der Würde des Menschen ein Eintrag, da nur unter Voraussetzung seiner naturbestimmenden Eigenschaften eine solche Entwicklung möglich war und nicht der Punkt, von dem man anfängt, den Wert bestimmt, sondern der, auf dem man ankömmt.

(1860).

Die Mitteilungsfähigkeit ist das Palladium der Menschheit. Die Tiere würden vielleicht von uns nicht so ungeheuer weit abstehen, wenn der Alte das Erlebte und Erfahrene seinen Jungen als Vermächtnis hinterlassen könnte. Aber in diesem Vorzuge liegt auch eine Gefahr des Verfalls. Die Frühergewesenen haben sich ihre geringen Kenntnisse mit vieler Mühe, durch Erfahrung und oft getäuschtes Nachdenken erworben. Sie sind dadurch in Fleisch und Blut übergegangen und zu Ueberzeugungen geworden. Die Spätern bauen auf dem Ueberlieferten fort und je höher sie bauen, um so schwächer werden ihnen die gar zu leicht, fast nur mit dem Gedächtnis erworbenen Grundlagen. Ist es endlich so weit gekommen, daß die Empfindungen zu Worten, die Ueberzeugungen zu Notizen geworden sind, so verliert die Generation ebensoviel an Charakter, als sie an Kenntnis gewinnt; und dann tritt jener Umsturz ein, der die alten Bildungsepochen zerstört hat und die unsere nicht verschonen wird.

(1819).

Die deutsche Sprache hat ihre Unbeholfenheit in der Poesie schon größtenteils abgelegt. In der Prosa wird sie dahin erst dann gelangen, wenn sie das Periodenmäßige aufgibt, das teils angeborene Gravität, teils Nachahmung des Lateinischen dem Deutschen aufgeredet haben. Der Mangel bestimmter, regelmäßig sich wiederholender Endsilben bei Nenn- und Zeitwörtern, die in den artikellosen

Sprachen die entferntesten Glieder einer Rede so leicht und natürlich verbinden, der beschränkte Gebrauch der Mittelwörter, ja ihr Abgang in der leidenden Bedeutung; die häufigen sich selbst verwirrenden Hilfszeitwörter machen jede verschlungene Redestellung unzweckmäßig, und man muß sie um so sorgfältiger fliehen, je mehr die verführerische, Kürze-lügende Möglichkeit, mehrere Sätze ineinander einzuschachteln, durch die abtrennbare Natur unserer Fürwörter begünstigt wird. Soeben bemerke ich, daß die vorstehende Warnung gegen die Verwickeltheit der Redestellung, durch ihre eigene Verwicklung sehr gut das Objekt darstellt, vor dem gewarnt wird und daher als Regel und Beispiel zugleich dienen kann.

Neue Rechtschreibung.

(1856).

1.

Man will eine neue Rechtschreibung in den Schulen einführen. Ich bitte die Behörden, es zu unterlassen.

Man muß Neuerungen überhaupt nur einführen, wenn sie notwendig oder von wesentlichem Nutzen sind, sonst hat das Bestehende die Vorrechte des Natürlichen.

Der Prüfstein alles Neuen ist die Zeit. Erst wenn ein Menschenalter vorübergegangen ist und trotz alles Wechsels der Ansichten das Neue sich erhalten hat, weiß man, daß man eine Verbesserung gemacht und nicht einer Mode gehuldigt hat.

Nirgends ist die Vorsicht gegen Neuerungen so notwendig, als in Deutschland, wo man alle zehn Jahre literarische Absurditäten in Gang setzt, über die man zehn Jahre später wieder lacht.

Die Sprachen werden durch den Gebrauch und die großen Schriftsteller gemacht. Wie unsere Altvordern gesprochen und geschrieben haben, ist uns höchst gleichgültig, denn sie waren albern, und wir wollen uns bemühen, gescheit zu sein.

An dem Materiellen einer Sprache ist nichts stoßweise zu ändern, wenn sie einmal eine klassische Literatur hat. Leider veralten auch die großen Schriftsteller, es wäre aber Frevel, beizutragen, daß sie vor der Zeit veralten.

Was für jedermann gilt, gilt vor allen für die Schule. Sie hat nichts vorzutragen, als was sich durch längere Geltung als gut und richtig bewährt hat.

Bei literarischen Schulen mag einige Ausnahme gelten, obwohl wir auch da die traurigsten Beispiele in Deutschland gesehen haben. In Zeit von fünfzig Jahren sind vier philosophische Sy-

steme vergöttert und verlacht worden. Aber die Zöglinge der höhern Schulen bleiben auch später in einigem Verhältnis zur Literatur. Sie mögen sich die Kleider ihrer Jugend ändern lassen, wenn man statt der langen Taille wieder eine kurze trägt.

Die Schüler der deutschen Schule aber lernen, was man ihnen beibringt, für ihr ganzes Leben. Es wäre traurig, wenn ein Bekenner der neuen Orthographie in einer Schreibstube nicht aufgenommen oder nach zehn Jahren wieder entlassen würde, weil er nicht Deutsch schreiben kann.

Man beherzige dies und überlasse die urhochdeutschen Bestrebungen den Phantasten und Pedanten. Es gibt in Deutschland nämlich auch Pedanten des Neuen und, was fast überall unerhört ist: phantastische Pedanten.

2.

Des Schreibens Regel nehmt, der Neuzeit zum Affront,
Aus einer Zeit, die schreiben nicht gekonnt.

Aber auch im Ernst ist es lächerlich, die alt- oder mittelhochdeutsche Schreibweise als Muster aufzustellen. Beim Uebergang aus der Runen- in die Buchstabenschrift erfand man nicht eigene deutsche Buchstaben, sondern nahm die lateinischen und suchte sie den deutschen Lauten anzupassen. Wie denn schon Notker oder Otfried, wer's nun eben war, sich beklagt, wie schwer es sei, für die deutschen Worte Buchstaben zu finden. Die brutalen Doppellaute oa und uo und ao und ou zeigen den greulichen Vokalismus unserer Vorfahren; mit den Mitlautern wird es auch nicht besser bestellt gewesen sein. Diese Unfähigkeit, die Sprachlaute wiederzugeben, soll nun als Regel für eine gebildete Sprache gelten.

(1854).

Wenn das Schreiben den Seelenzustand erleichtert, so sollte man das Mittel auch nicht so selten in Anwendung bringen. Das Schreiben ist für das Denken das Nämliche, was der Gegenstand für die Vorstellung ist, nur dort von innen heraus, wie hier von außen hinein. Es fixiert die Kraft und ordnet, indem es bestimmt. Wir glauben oft von etwas überzeugt zu sein, weil uns das Resultat anzieht und wir uns der Mittelglieder nicht völlig bewußt sind. Indem wir uns die Gedankenverbindung einzeln vor die Augen legen, bemerken wir erst den Abgang oder den Fehler, das Schreiben ist daher zur Verdeutlichung nützlicher als das Reden, weil das Wort entschwindet, die Schrift aber bleibt.

(1820).

Es ist etwas Aehnliches im Gebrauch des Wortes deinos bei den Griechen und dem: erschrecklich der Oesterreicher, wenn sie sagen: erschrecklich schön, entsetzlich gut.

(1822).

Das comfortable der Engländer liegt zwischen unserm behaglich und erquicklich in der Mitte. Es ist erquicklicher als unser behaglich und behaglicher als unser erquicklich.

(1826).

Fällt es jedermann so schwer als mir, sich eine junge Römerin zu denken, die mit ihrem Heißgeliebten von ihrer Leidenschaft — Lateinisch spricht? Warum kann ich mir sehr wohl eine Griechin in derselben Lage in ihrer Sprache redend vorstellen?

Ein großer Nachteil der französischen Sprache gegenüber der deutschen besteht in der Allgemeinheit, in dem oft Unsinnlichen des Ausdrucks.

Z. B. die vielen Fügungen mit prendre, an dessen Stelle im Deutschen lauter genauer bezeichnende Zeitwörter stehen: prendre haleine: Atem schöpfen, — tabac: Tabak schnupfen, — café: Kaffee trinken, — place: niedersitzen.

Derlei weite Ausdrücke geben der französischen Sprache etwas Naives, es ist aber das Naive des Kindes, das noch nicht das bezeichnende Wort kennt und statt der Species die Gattungsbenennung braucht.

Der Franzose hat kein Wort für stehen, reiten, schiffen, fechten usw.

Wie viele Bedeutungen hat nicht unter anderm das Wort coup: boire un coup, à coup sûr, encore un coup.

Zum Singen ist die italienische Sprache,
etwas zu sagen: die deutsche,
darzustellen: die griechische,
zu reden: die lateinische,
zu schwatzen: die französische,
für Verliebte: die spanische,
und für Grobiane: die englische.

Von den Sprachen.

(Um 1840).

Wenn die Ungarn den Slaven die magyarische Sprache wenigstens für die öffentlichen Verhandlungen aufdringen wollen, so bedienen sie sich vornehmlich zweier Argumente. Das erste ist, daß sie die erobernde Nation seien und daher ein Recht hätten, ihre volle Nationalität auf die Besiegten zu übertragen. Wenn aber die Magyaren in frühester Zeit Ungarn erobert haben, so ist dasselbe in späterer Zeit von den Deutschen geschehen, die das Land den Türken entrissen haben, und die Deutschen hätten daher dasselbe Recht für ihre Sprache geltend zu machen, was auch unter Kaiser Joseph geschehen ist und, genau besehen, für die ganze Einwohnerschaft das Vernünftigste wäre, wieder nur für die öffentlichen Verhandlungen, versteht sich.

Das zweite Argument ist, daß die Slaven bei Erlernung der magyarischen Sprache doch nichts verlieren, da sie auch früher die lateinische hätten erlernen müssen, dabei ist nur der kleine Unterschied, daß bei Aneignung der lateinischen Sprache man zugleich einen großen andern Besitz erwirbt, den der gesamten römischen Literatur nämlich, indes man mit der magyarischen Sprache nichts erhält als ein Ausdrucksmittel, das kein Kulturmittel ist und auch nie eines werden wird. Die Ungarn sollten vielmehr selbst bedenken, daß, wenn bei der allgemeinen Kulturlosigkeit ihrer eigenen Nation sich in ihren bessern Köpfen, wie nicht zu leugnen, eine gewisse Originalität und Kraft kundgibt, sie dies vielleicht hauptsächlich der von Kindheit auf betriebenen römischen Literatur verdanken. Ich will der ungarisch-lateinischen Sprache nicht das Wort reden, sie hatte aber wenigstens einen Vorzug, das allgemeine Verständigungsmittel für drei verschieden redende, gleich berechtigte Nationen zu sein.

Die magyarische Sprache wird dem Lande nie das werden, was die lateinische war. Dieselbe Nationalität, welche die Ansprüche der Magyaren hervorgerufen hat, ist — in verdoppeltem Maßstabe, wie immer bei den Unterdrückten — unter den Slaven

tege geworden; sie werden sich die Sprache ihrer Bewältiger nie, als höchstens zu den öffentlichen Verhandlungen, aufdringen lassen, und zwar um so mehr, als die ungarische Sprache keine Zukunft hat. Ohne Zusammenhang mit irgend einem europäischen Idiom und auf ein paar Millionen größtenteils unkultivierter Menschen beschränkt, wird sie — abgesehen davon, daß in der ungarischen Nation sich nie ein wissenschaftliches oder Kunsttalent bemerkbar gemacht hat — nie ein Publikum haben. Und ohne Leser keine Literatur. Wenn Kant seine Kritik der reinen Vernunft in ungarischer Sprache geschrieben, so hätte er vielleicht drei Exemplare abgesetzt. Gedichte und allenfalls einzelne Romane, Zeitungsartikel und politische Diatriben können, besonders solang die Mode warm ist, mit Glück in der Landessprache debitiert werden; das ist aber die Literatur des Augenblicks und der Oberflächlichkeit, wo bleibt da die sonstige, die eigentliche Bildung? Ein Ungar, der nichts als Ungarisch kann, ist ungebildet und wird es bleiben, wenn seine Fähigkeiten auch noch so gut wären. Anders dagegen ist es schon mit dem Slaven. Er gehört einem weit verbreiteten Stamme, dessen Zeit nahe bevorsteht und schon da wäre, wenn nicht an der Spitze das mit Recht verabscheute Rußland stände. Er hat also für seine Sprache wenigstens eine Aussicht, der Ungar keine, obwohl für die Gegenwart dem Slaven seine Aussicht eben auch nichts hilft und er, wie der Ungar, genötigt ist, zu einer andern Sprache als Bildungsmittel seine Zuflucht zu nehmen, und das ist die deutsche.

Was folgt nun aus dem allem? Es folgt, daß, was die Ungarn gegen die lateinische Sprache getan haben, alles nicht für die ungarische, sondern für die deutsche Sprache geschehen ist. Ungarn ist germanisiert und wird's mit jedem Jahre mehr werden. Jeder Kandidat der Bildung ist zugleich ein Kandidat der deutschen Sprache. Hier ist von keinem gewaltsamen Aufdrängen die Rede, wie Kaiser Joseph getan hat, sondern die Sache nötigt, und das ist der rechte Zwang. Fünf oder sechs große Nationalitäten haben den Raum der Welt eingenommen, und nur für die slavische ist noch Platz. Kleinere Korporationen gelangen nicht mehr an die Oberfläche. Der Schotte und Irländer befindet sich, was Sprache betrifft, wohl dabei, sich mit den Schätzen der englischen zu bereichern, und der Baske dies- und jenseits der Pyrenäen liest und schreibt Französisch und Spanisch, je nachdem er diesem oder jenem Völkerverbande angehört, obschon von gleichem Stamme und im Verkehr mit Stammverwandten der mütterlichen Ursprache noch immer und mit Vorliebe sich bedienend. Sollten die Ungarn, um sich vor der zwingenden Gewalt des deutschen Idioms zu retten, auf die Möglichkeit einer Bildung durch die französische oder englische Sprache hinweisen, so wird dadurch die Verwirrung nur größer, der Viellern- und Nichtswisserei fände sich

Tür und Tor geöffnet, und die magyarische Sprache gewänne doch auch nichts dabei.

Bildet daher eure ungarische Sprache aus und verbreitet sie ohne andern Zwang, als den ihrer Vorzüge, nach Möglichkeit, besonders da einmal die Mode der Nationalität gekommen ist, ein Artikel, den ihr wie eine Kinderkrankheit eben von den perhorreszierten Deutschen durch Ansteckung ererbt oder doch in neuen Schwung gebracht habt. Aber bedenkt: mit Umschlag der Mode wird die jetzt verspottete Humanität wieder in ihre früheren Rechte treten, und man wird einsehen, daß das Beste, was der Mensch sein kann, eben ist, ein Mensch zu sein, ob er nun einen Attila trägt und Ungarisch spricht, oder trotz seiner deutschen Sprache in einem englischen Frack und französischen Hut einhergeht.

Kritisches.

Moore, Wanderungen eines Irländers zur Entdeckung einer Religion.

(1834).

Wenn die Kirchenväter der ersten Zeit sich über die wichtigsten katholischen Glaubenslehren nur unbestimmt und dunkel äußern, so schreibt Moore es der disciplina arcani oder dem Grundsatze der Verheimlichung der Lehre vor den Feinden und Spöttern zu. Auf diese Art ist die Verteidigung des Symbolums freilich leicht.

Die Einkleidung, die Moore gewählt hat, recht glücklich, daß nicht ein eifriger Katholik seinen Glauben verteidigt, sondern einer, der Gründe zum Abfall sucht, zur Rückkehr bewogen wird.

Das Dasein jener disciplina arcani übrigens durch jene Stelle aus Cyrillus p. 59 allerdings erwiesen. Wir erklären den Heiden nicht usw. Obschon, warum schrieben sie denn überhaupt theologische Bücher, wenn so wichtige Glaubenssätze als: daß Jesus Christus Gottes Sohn sei, aus Bedenklichkeit verschwiegen wurden?

Freilich beweist er, daß die katholische Lehre vom Abendmahle wirklich die (wenn auch nicht Christi und seiner Apostel) doch jene der ersten Kirche gewesen sei. Zugleich geht aber die Abscheulichkeit daraus hervor, daß diese Ansicht eine echt menschenfresserische, daß es die war: Christi wirklicher Leib werde, Mensch von Menschen wirklich gegessen. Darum taten jene Christen damit so geheim und nannten es ein: schreckliches Geheimnis.

Man könnte eine Braut von Korinth schreiben und die Handlung in diese Zeit verlegen. Vater und Bräutigam Heiden, sie Christin. Sie schweigselig, wie die Katechumenen damals waren. Sie leidet als Christin den Tod und erscheint dem Bräutigam in der Schlafkammer und führt ihn, der sie für lebend hält, in die Versammlung der Christen, wo er ihren Gebräuchen beiwohnt und sich selbst von der Irrigkeit seiner Meinungen über sie überzeugt. Da kommt jemand, anzuzeigen, daß jene heimliche Christin, des Jünglings Braut, ermordet gefunden worden sei. In demselben Augenblick verschwindet das Mädchen an seiner Seite. Wie sie dann tot liegend gefunden wird.

Die disciplina arcani über die Eucharistie und die Dreieinigkeit. Aus Furcht vor Bestrafung durch die Menschen, wie Tertullianus sagt.

Im vierten Jahrhundert, durch Konstantins Toleranzedikt ermuntert und bald darauf durch den entstehenden Arianismus genötigt, wird die disciplina arcani hinsichtlich der Dreieinigkeit allmählich aufgehoben.

S. 104 die Lehre vom alleinseligmachenden Glauben ziemlich deutlich gepredigt.

Die Art, wie er S. 109 von Luther spricht, eigentlich mönchisch-miserabel; ebenso S. 122, wo er mit Simon Magus zusammgestellt wird.

Sollten denn diese „Wanderungen" wirklich von dem Verfasser der Lallah Rookh, von einem Freunde Byrons sein? Die Anlage ist ingenios. Das Buch interessant, aber (wenn es von Moore ist) wie phantasielos jener Traum, in dem er sich in die ersten Zeiten der Kirche versetzt sieht; wie gemein zelotisch sein Eifer! wie reizlos jene Parodie von dem homerischen chair' ithake.

Meinung der Gnostiker, daß der Gott des Neuen Testamentes ein von jenen des Alten ganz verschiedenes Wesen sei.

Die Emanationen, Aeonen.

Der Gott, der Christus gesendet, ein wohlwollendes weises Wesen, Jehovah oder Demiurgos aber ein unwissender, ungerechter, rachsüchtiger, inkonsequenter Gott.

Ebenso nahmen sie zwei Messias an, den von den Juden erwarteten und Christus. Ihr Haß gegen alles Jüdische. Die Ophiten, die glaubten, daß vor Christus alle Leidenden Opfer eines ungerechten Gottes gewesen seien, weshalb sie besonders Kain verehrten, vor allem aber die Schlange, die den Menschen die Täuschung des grausamen Judengottes verraten habe.

So auch Judas hochgehalten, der die Heilsamkeit von dem Opfertode Christi eingesehen.

Der zweite Teil, die neuere Zeit umfassend, äußerst abgeschmackt und langweilig.

(1823).

Die Jesuiten und ihre Mission Chiquitos in Südamerika von Moritz Bach. Leipzig 1846. Eine merkwürdige Stelle p. 78, wo er die Jesuiten in den Missionen der Freimaurerei beschuldigt, eine Sache, die sich wohl hören ließe (vide Tempelherren). Er gesteht übrigens selbst, nichts Schriftliches darüber in ihren Bibliotheken gefunden zu haben; als monumentalen Beweis beruft er sich aber auf die Bauart ihrer Kirche zu San Ignacio, ohne jedoch anzugeben, worin diese Kennzeichen denn beständen. Wir sollten also nach Südamerika reisen, um uns

zu überzeugen! Alles was er sonst anführt, haben wir längst gewußt und worüber wir noch nichts wissen, davon schweigt er. Daß übrigens alle diese weitstrebenden Orden, die zu ihrer Berechtigung nach außen den römischen Stuhl als unbedingten Oberherrn anerkennen müßten, doch zugleich etwas notwendig hatten, um sich nach innen frei zu erhalten, leuchtet von selbst ein.

Grote, Geschichte von Griechenland.

(1857).

Der Haupt- und vielleicht einzige Fehler Grotes ist seine Vorliebe für die athenische Demokratie. Mag man auch die Frechheit und Verkehrtheit Kleons übertrieben haben — Aristophanes hat sich schon bei Sokrates als parteiisch gezeigt und Thukydides hatte Privatursache ihn zu hassen, aber sein schmähliches Benehmen bei Amphipolis reicht hin, ihn zu verdammen. — Zwei anderweitige gleichzeitige Zeugnisse sprechen gleichmäßig das Urteil der Athener.

Zuerst die Rede des Alkibiades zu Sparta, wo er sie nicht allein tadelt, sondern von ihrem Benehmen als einem allgemein zugegebenen Unsinn spricht; denn die letzte Depesche des Nikias aus Syrakus, wo er seinen Landsleuten ins Gesicht sagt, daß sie nichts glauben, als was ihren Wünschen entspricht und gleich unwillig werden, wenn nicht alles dem gemäß ausfällt. Die ganze Expedition nach Sizilien ist wohl ein Beweis des äußersten Leichtsinns.

Ein Grund noch für Grotes Ansicht von den Sophisten, die ich übrigens nur halb teile, ist, daß Aristophanes, der doch so sehr für die altattische Einfachheit und Rechtlichkeit eifert, keinen derselben aufs Theater gebracht hat, sondern nur den Sokrates, den offenbar rechtschaffensten und daher unschädlichsten unter allen.

Capefigue, histoire de la Réforme, de la Ligue et de Règne de Henri IV.

... Reuchlin. Gute Bemerkung über die geringe Zahl und Unbedeutendheit der deutschen Gelehrten zu jener Zeit ...

Das Papsttum erhielt sich so lang, als es der Ausdruck der Bildung der Zeit war, und kein geistiges Bedürfnis über den Kreis desselben hinausging; sobald aber Wissenschaft, Kunst, körperliches und politisches Leben einen eigenen, einen anderen Weg einschlugen, war es von einem Förderungsmittel ein Hindernis und zerfiel, seiner inneren Stützen beraubt.

Darstellung des Verlaufes von Luthers Reformation ziemlich unbedeutend, was den Gang derselben in Deutschland betrifft.

Besser geschildert der Abfall Englands.

In Frankreich ist er auf bekanntem Boden und wird zusehends bedeutender.

Franz I. und Margarete, seine Schwester, lieben die philosophierenden, der Reform geneigten Geister, lassen aber ungehindert zu, daß sie verbrannt und auf jede Art verfolgt werden.

Franzen werden wohl zu tiefe Motive geliehen, wenn man diesen Widerspruch in seinem Betragen durch die Furcht erklärt, daß der Geist der Untersuchung sich später von der Religion auch auf die Staatsgewalt wenden werde. Er war aber gewohnt, andere in den Geschäften schalten zu lassen und sich mit dem Genuß seiner Stellung zu begnügen, Genuß nicht gerade im niedrigsten Sinne genommen.

Das Hauptübel bei Capefigue ist, daß er den Charakter Luthers nicht versteht, daß er nicht begreift, daß man so rechthaberisch, so heftig, so unbillig als Luther und doch zugleich ein wahrhaft Begeisterter sein kann. Luther bestand so eifern auf seiner Meinung, weil er sie Wort für Wort aus der Schrift geschöpft zu haben glaubte, nicht weil sie die seinige war.

(1841).

Habe das Buch „Oestreichs Zukunft" gelesen, ist viel Wahres mit vielem Falschen darin enthalten, welch letzteres bei solchen Schriften nicht anders möglich ist. Nach meiner Ansicht geht Oestreich seinem Untergange entgegen, wenn es nicht dreierlei bewerkstelligt:

Verbesserung der Finanzen.

Uebergewicht des deutschen Prinzips auf freiwilligem Wege, als Bürgen der Einheit.

Endlich Erweckung des Wunsches bei Ungarn, aus seiner vereinzelten Stellung herauszugehen.

Die Verbesserung der Finanzen scheint das Schwerste und ist das Leichteste. Abgesehen von staatswirtschaftlichen Verbesserungen, darf man nur den Gedanken aufgeben, die Geschicke der Welt bestimmen und veralteten Prinzipien die Oberhand verschaffen zu wollen. Die antiliberalen Rüstungen seit dem Jahre 1830 haben die Verlegenheit herbeigeführt. Oestreich, das nur seine eigenen Interessen besorgt, hat augenblicklich sein Defizit entfernt und Einnahmen und Ausgaben in Einklang gebracht.

Ebenso wird dem deutschen Prinzip und damit dem Prinzip der Einheit die Oberhand verschafft, wenn man die Fesseln

der Bildung aufhebt. Die deutschen Provinzen werden durch ihren Zusammenhang mit dem gebildeten Deutschland dadurch eine solche Oberhand erhalten, daß alle diese slavischen und magyarischen Bestrebungen dagegen wie Seifenblasen zerplatzen werden. Ist Wien einmal der geistige Mittelpunkt der Monarchie, so wird es der politische sein und bleiben.

Um den Ungarn Lust zu machen, sich den übrigen Provinzen anzuschließen, muß man diesen eine Lage geben, die sie für Ungarn beneidenswert hinstellt, und eine Form, die ähnliche Bürgschaft hat, wie sie Ungarn bereits besitzt, so daß letzteres durch Aufgeben ihrer Konstitution nicht etwas verlöre, sondern etwas Besseres eintauschte. Das könnte nun geschehen, indem man allen außerungarischen Provinzen eine gemeinschaftliche Verfassung gäbe. Ich bin eben kein besonderer Freund der Konstitution, aber ohne dieses Mittel wird man Ungarn nie aus seinem zugleich isolierten und absurden Zustande herausreißen.

(1842?)

Da wäre denn in einem Bändchen gesammelt, alles, was in Kaffeehäusern und Salons gegen die ungarische Konstitution vorgebracht zu werden pflegt. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Vorgebrachte durchaus falsch sei. Im Gegenteile, das meiste ist wahr; verliert aber dadurch an seinem Werte, teils, daß es Gebrechen aufzudecken vermeint, die jedermann schon längst als solche anerkannt hat, ferner aber, daß bei der Oberflächlichkeit des Ueberblicks nur die eine Seite betrachtet, die andere dagegen gänzlich außer acht gelassen wird. So reicht z. B. der Verstand eines Schulknaben hin, um das gehässige des englischen Torysmus zu zeigen, indes die bedeutenden Männer der genannten Partei recht gut wissen, was sie wollen, und wenn sie im Unrecht sein sollen, doch nur von ebenso tief denkenden und zugleich praktischen Köpfen, als sie selbst sind, dessen überführt werden könnten. Das Wort Aristokratie hat in neuerer Zeit und zwar mit Recht, einen übeln Klang, woher aber in einem Lande, dessen dritter Stand noch gar nicht existiert oder unfähig ist, sich über die Anforderung seiner unmittelbarsten Bedürfnisse zu erheben, woher anders als aus dem zur Not gebildeten Teile der Nation in einem solchen Lande die Elemente der Volksvertretung zu nehmen seien, dürfte schwer zu bestimmen sein. Sagt man: aus dem Bürgerstande, so sind unter den ungarischen Städten wohl nicht viele, deren Bewohner sich wesentlich von den Landbewohnern unterscheiden: dann vermehrt ihr die Last, indem ihr sie erweitert, denn die Aristokratie macht nicht den Adel aus, sondern das Vorrecht. Adel und Bür-

ger würden die Rechtsungleichheit nicht nur verdoppeln, sondern auch verewigen.

Da bliebe denn bei der Unzulänglichkeit der bisherigen Repräsentation und der Unmöglichkeit zur Gewinnung einer bessern freilich nichts anderes übrig, als — was der Verfasser auch anzudeuten scheint — sich mit Aufgebung aller Bürgschaften zutrauensvoll der Regierung in die Arme zu werfen. Das wäre auch allerdings das beste, vorausgesetzt, daß die Regierung Beweise gegeben hätte, ein solches Zutrauen auch zu verdienen. Ob die österreichische Regierung nun in diesem Falle ist, liegt nicht in den persönlichen Zwecken des Verfassers zu untersuchen. Ebensowenig aber soll es auch hier weiter ausgeführt werden, sondern soll zur eigenen Begutachtung des Lesers als unbeantwortetes Fragezeichen hiermit diese Zeilen schließen. —?—

(1844).

Das erste Heft der deutschen Monatsschrift enthält unter dem Vorwande einer Kritik des Tengoborskischen Werkes einen heftigen Angriff auf den Zustand des östreichischen Finanzwesens und wieder unter letzterem Vorwande einen weit heftigeren, ja boshaften auf den gegenwärtigen Leiter dieses Finanzwesens, den Hofkammerpräsidenten Freiherrn von Kübeck. Der Schreiber gegenwärtiger Zeilen wird es nicht unternehmen, den eben genannten Staatsmann zu verteidigen, wozu es ihm vielleicht an Kenntnissen fehlt, gewiß aber an genügenden Daten, in welch letzterem Falle sich übrigens nicht nur er, sondern mit ihm zugleich die ganze übrige Welt befinden dürfte. Die ersten Schritte des Freiherrn von Kübeck deuten nämlich weniger auf ein isoliertes Auskundschaften, als vielmehr auf ein durchgreifendes System hin, dessen Entwicklung als Ganzes man erst abwarten muß, ehe man sich ein Urteil über die einzelnen Teile anzumaßen berechtigt ist. Ebensowenig soll über Ziffern gestritten werden. Denn — abgesehen von einzelnen Kalküls- oder Vergleichungsfehlern, die auf das Hauptresultat wenig Einfluß haben — wer kennt diese Ziffern, solange sie die östreichische Staatsverwaltung nicht selbst bekannt macht? Wer steht Herrn Tengoborski dafür, daß man ihm alles mitgeteilt habe? Ich selber kann mich nicht rühmen, in das Geheimnis eingeweiht zu sein. Dasselbe dürfte von dem Verfasser des Aufsatzes in der deutschen Monatsschrift gelten, da man doch nicht annehmen kann, daß der Aufsatz von jemand herrühre, der durch Amt und Eid, durch Gehalt oder Pension berufen ist zur Verschweigung dessen, was er kundgibt, und zur Verteidigung von dem, was er angreift.

Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit.

Von Clemens Hügel.

Hier ist nun ein Buch, welches dem Inhalt nach abscheulich, der beweisenden Form nach absurd und der Stellung nach, die sich der Verfasser gegenüber der ganzen gebildeten Welt gibt, unverschämt genannt werden muß. Vielleicht ist aber der Mann nicht so schlimm, als er scheint. Einzelne Stellen im Buche deuten sogar darauf hin. Verwechslung der Zufälligkeit der Presse mit ihrer Wesenheit; mit der Muttermilch eingesogene Vorurteile, unter denen eine verkehrte Religiosität obenan steht, endlich die Beistimmung und Anciferung bereitwilliger Tischfreunde lassen eine mildere Deutung zu.

Ich stelle mir den Verfasser als doktrinäres Ichneumon irgend eines diplomatischen Krokodils vor, das als solches die Obliegenheit hat, die Handlungen, die sein Herr und Meister aus Hochmut, Rechthaberei oder irgend einer andern Leidenschaft in die Welt schickt, hinterher zu rechtfertigen und so seine Nahrung zu finden, indem er dem Krokodil die Zähne reinigt. Das geschieht nun am besten durch die Phrase, die voraussetzt, was erst zu beweisen wäre und in möglichst runden Sätzen, zum bequemen Gebrauch des hohen Gönners die bildliche Aehnlichkeit für logische Gleichheit nimmt.

Einer solchen Phrase begegnen wir schon im Motto: „Was wächst, macht kein Geräusch.“ Allerdings! Aber auch was verfault, macht keines, bis endlich alle innern Teile gelöst sind und das Aeußere mit einem Krach zusammenstürzt. Uns dünkt, als ob in den Gegenden, in denen der Verfasser lebt und schreibt, vor ganz kurzem bedeutende „Krache“ dieser Art gehört worden wären.

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von L. Wachler.

(1835).

Diese jetzt so perhorreszierte Darstellung der alten Deutschen zur Zeit der Einfälle der Römer als Wilde, scheint nichtsdestoweniger so ziemlich richtig. Von ihren innern Einrichtungen wissen wir zu wenig; denn was Tacitus davon sagt, unterliegt erstens dem Zweifel, ob er auch hinlänglich genaue Kenntnis davon gehabt, und ist zweitens offenbar gar zu lehrhaft, telemachisch-kyropädisch auf die verweichlichten Römer gemünzt, als daß es viel Gewicht haben sollte. Wohl aber kannten und schildern die Römer ihre Art der Kriegführung, und die ist doch offenbar die von Wilden. Heftiger Angriff, rasche Flucht, furcht-

bares Geheul, das allein schon zeigt, daß sie ohne Ordnung und Kriegskunst fochten, da in dem Lärmen ein Befehl nicht gehört wurde. Man lese im Tacitus jenen nächtlichen Angriff des Lagers (ich glaube des Tiberius), und man wird das Bild von tätowierten Wilden so ziemlich vor Augen haben.

Beim Eginhart nachzusehen, ob aus dem Kontext nicht zu eruieren ist, zu welchem Zwecke Karl der Große die Ueberbleibsel der alten deutschen Volkspoesie sammeln ließ; ob in historischer oder poetisch-literarischer, oder vielleicht — was auch möglich wäre — bloß in sprachlicher Beziehung, als die einzig vorhandenen Belege zur Erforschung und Feststellung des Sprachgebrauches.

Die prosa ornata des guten Wachler ist doch häufig gar zu gedankenarm und gedankenschief.

Wachler meint, im Nibelungenliede seien die Herkömmlichkeiten und Gebräuche der Menschen im hunnischen Zeitalter (?) ganz getreu abgespiegelt. Dieses schulchrienmäßige Gewäsch ohne innere Ueberzeugung ist denn doch gar zu abgeschmackt.

Dagegen sehr gut, was er über die Unwahrscheinlichkeit sagt, daß das Nibelungenlied schon in älterer Zeit als geschlossenes Epos bestanden habe. Der Mann ist tüchtig, aber er sollte sich zu keiner Begeisterung zwingen.

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen von Gervinus.

Erster Band.

(1835).

Wenn Gervinus S. 12 meint: „In den Künsten muß man überhaupt am wenigsten tolerieren," so ist vielleicht nur das Gegenteil wahr, und nur die Wissenschaft verträgt keine Toleranz; denn es gibt keine Steigerung: wahr, wahrer, am wahrsten, sondern was nicht wahr ist, ist falsch; wohl aber Vergleichungsgrade: schön, schöner, am schönsten. Das Mittelmäßige hat auch seinen Wert in der Kunst, indem es lebendig und in Uebung erhält; ohne lebendige Ausübung aber ist das starre Haften am Vortrefflichsten leblose Pedanterie.

Widersprüche häufiger, als man von einem so guten Kopfe erwarten sollte. S. 11: „Ich habe mit der ästhetischen Beurteilung der Sachen nichts zu tun, ich bin kein Poet und belletristischer Kritiker." S. 12: „Besonders wünschte ich es nicht vergessen zu haben, daß ich bloß eine Geschichte der Dichtung schreibe, nur den poetischen Wert der Dinge im Auge habe und jede andere Eigenschaft nur gelegentlich berühre."

S. 9: „Dieser Höhepunkt (der griechischen Kunst) ward erreicht, als die homerischen Gedichte ihre letzte Gestaltung erhalten hatten und die frühern Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunst noch bewahrten." Dieser Höhepunkt, man muß gestehen, hat einen breiten Gipfel.

Es ist falsch, daß im Euripides der Gedanke einen überwiegenden Einfluß zum Nachteile der Darstellung gewinne. Eher den Aeschylus träfe ein solcher Tadel.

S. 13 von der altdeutschen poetischen Sage könnte man etwas Aehnliches aussprechen wie von den homerischen Gedichten, daß sie die fast einzigen Mittel der fast einzigen ästhetischen Erziehung abgegeben hätten!

„Im alten Deutschland, wo es kein Volk gab, sondern nur Adel und Leibeigene?"

Wo der Beweis, daß diese poetischen Sagen nur den geringsten Einfluß auf das deutsche Volk ausgeübt hätten?

Die Erklärung der Kunsthöhe aus dem Gesichtspunkte der Evolution ist der ekelhafteste Materialismus. Berge sind eben Berge, weil sie durch keine Ebenen verbunden sind, und die Geister gehorchen keinen mechanischen, sondern nur dynamischen Gesetzen. Ein Genie erscheint auch ohne Vorgänger, und in seinem Erscheinen liegt keine Bürgschaft eines Nachfolgers.

Was soll man nun vollends sagen, wenn der Verfasser sich etwas darauf zu gute tut, daß er kein bloß forschendes, daß er ein darstellendes, daß er ein Kunstwerk geliefert habe? indes es doch, mit geringen Ausnahmen, eine so peinliche Geschichtsklitterung ist, als je eine aus der Feder eines Menschen floß.

Der Zoll der Achtung, den er S. 17 dem Regisseur Grüner darbringt, spricht nicht sehr für seinen Schönheitssinn, wie überhaupt die ganze Stelle etwas auf pedantische Gefühlsanbildung schließen ließe (S. 18). Daß die alten Deutschen Lieder gehabt, bedarf freilich keines Beweises. Die Lobsprüche des Tacitus waren übrigens wohl sehr ad hominem, den verweichlichten Römern nämlich zur Angehör.

Daß Paul Warnfried seine longobardische Geschichte aus Liedern geschöpft habe, ohne Beweis angenommen. Ueberhaupt geschieht das wohl nie. Jeder Geschichtschreiber nimmt sich vor,

Wahrheit zu berichten, und daß die in Liedern nicht zu finden sei, weiß auch jeder. Wenigstens muß das Lied zur Sage geworden sein, oder eine solche parallel neben sich laufen haben; dann schöpft man aber aus der Sage und nicht aus dem Liede.

---

p. 87. Wie kann einem einfallen, daß, wenn das Nibelungenlied zur oder bald nach der Zeit der Ottonen überarbeitet worden wäre, man einen ihrer Zeitgenossen und Mitkämpfer in den Ungarkriegen, Rüdigern von Pechlarn, in das Gedicht aufgenommen hätte?

Deutsche Volksepen: was heißt denn das? Epen, die vom Volk ausgingen? Kein Epos ging je vom Volk, sondern von einzelnen seltenen, begabten Männern aus, die allenfalls das im Volk zerstreute Sagen- oder Liedermaterial sammelten und zum Ganzen bildeten, mit Hinzufügung eigener Erfindungen (denn zum Nachschreiber sich herzugeben, hat von jeher jeder Begabte verschmäht). Oder waren sie Volksepen, weil sie im Munde des Volkes lebten, etwa wie die Homerischen Gesänge? Aber das deutsche Volk konnte nicht lesen, und Rhapsoden gab es bekanntlich in Deutschland nicht, vor den Zeiten der Minnesänger, die aber an den Höfen herumzogen und das Volk verschmähten. Dann, wenn sie im Munde des Volkes lebten, wo findet man ihrer irgend in Chroniken oder gleichzeitigen Zeitschilderungen erwähnt? Die Rittergedichte und die letzte Bearbeitung der Nibelungen rührt bekanntlich aus dem dreizehnten Jahrhunderte her. Wie kam es, daß, bei Erfindung der Buchdruckerei im fünfzehnten, niemand aus dem Druck dieser Lieblingswerke des Volkes Gewinn zu ziehen suchte. Ohne Zweifel hätte man es getan, wären sie nicht damals schon rein vergessen gewesen, nach Verlauf von armen zwei Jahrhunderten. Hofpoesie waren diese Epen. Das Volk hat nie etwas davon zu hören bekommen, als die alten Sagen oder Märchen, vielleicht Lieder, die der Erfindung zu Grunde lagen.

(p. 97.) Was das für eine Idee ist! Die nationale Poesie Deutschlands im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderte sei durch die aufgezwungene klassische Bildung erstickt worden. Als ob irgend jemand damals klassische Bildung gehabt hätte, als höchstens ein paar Geistliche, die der Nationalpoesie weder nutzen noch schaden konnten. Und als ob die klassische Bildung der Nationalpoesie irgend genutzt oder geschadet hätte, als endlich in der letzten

Zeit der Hohenstaufen wirklich nationelle Dichter, die Minnesänger, aufstanden? Mangel an Talenten war das Hindernis, das der Nationalpoesie früher im Wege stand, kein anderes.

Nicht leicht ist mir bei allem unleugbaren Geist und Verdienst etwas so unerträglich geworden, als diese Geschichte der deutschen Literatur von Gervinus. Die geistige Welt wird da, als ein vollkommenes Gegenbild der körperlichen, den Gesetzen der Schwere, der Attraktion, der Kohäsion, und was weiß ich, unterworfen; alles, was kommt, mußte so kommen; der Willkür, der Stimmung, dem Genie, der Laune ist kein Spielraum gelassen, bis aufs Blut wird alles erklärt, und wenn der Mensch bis dahin ein kaum lösbares Rätsel schien, sieht man mit einemmal, daß jede Erscheinung der sittlichen Welt sich nach den Anhandgebungen der Regeldetri und des Einmaleins darlegen lasse. Wenn Wille und Entschluß des Menschen n i c h t frei sein sollten, so sind doch die Fäden ihrer Leitung so fein und kompliziert, daß Seildreher und Zwirnspinner ewig nicht dahin kommen werden, sie zu unterscheiden und aufzuzählen.

„Denn Volkspoesie kann nur heißen, was den Weg zu seiner Vollendung unter der Teilnahme aller gemacht hat." p. 159.

Abendländische rohe Kraft, in Verbindung gebracht mit einer morgenländischen spitzfindig-asketischen Religion; Brutalität, moderiert durch Absurdität: aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich das ganze Mittelalter so bis aufs kleinste, daß alle weitwendigen Forschungen der neuesten Zeit als ein reiner Luxus erscheinen. Damit sind dieser Uebergangsperiode nicht alle guten Seiten abgesprochen. Der Mensch ist immer von Gott, aber die Zeit war des Teufels.

Als ob jemandem im zwölften Jahrhunderte etwas daran gelegen hätte, jene alten Sagen von Dietrich und den Nibelungen, die jeder historischen Wichtigkeit entbehrten, in ihrer Ursprünglichkeit wieder aufzufinden.

Die getadelte Vorliebe der Hohenstaufen für den Süden erklärt sich wohl dadurch am leichtesten, daß damals die gerühmte deutsche Poesie noch gar nicht bestand, vielmehr, entgegengesetzt der Hypothese von Volkspoesie, erst unter den letztern dieser Kaiser aus fremder Nachahmung sich entwickelte.

Daß der Stoff jener alten Rittergedichte so schlecht und undankbar gewesen, als Gervinus meint, kann ich nicht finden, der des Ariost ist nicht um ein Haar besser. Die Auffassung und Darstellungsgabe jener Dichter aber war eine ärmliche.

---

p. 342. Daß jene ritterliche Frauenliebe auf dem Stamme der Mutterliebe gewachsen sei, führt keine Ueberzeugung mit sich. Vielmehr ist es die notwendige Wirkung einer asketisch-skrupelhaften Religion gegenüber den heftigen Begierden eines athletisch herangebildeten Kriegerstandes. Daß die Minne derselben Ritter nicht ebenso auf den körperlichen Genuß gestellt gewesen sei, als die Liebe der Franzosen und Briten, wird durch jede Seite der deutschen Rittergedichte und Minnelieder widerlegt; dagegen eine Verherrlichung des häuslichen Zustandes nirgends vorkommt.

---

p. 344. Also doch wird jene Zeit des Eschenbach und Gottfried von Straßburg eine Zeit hoher Bildung genannt?

Ebendaselbst wird bedauert, daß jene edlen löblichen Gesinnungen, die damalige Dichter in den didaktischen Einschiebseln ihrer Gedichte zeigen, nicht auch auf den eigentlichen Inhalt derselben Einfluß genommen hätten. Das zeigt eben, daß sie schlechte Dichter waren, größtenteils bloße Reimer. Hier muß ich auch darauf zurückkommen, daß so oft die Reinheit ihrer Reime, verglichen mit denen späterer Dichter, gelobt wird. Wo der Reim die Hauptsache ist, und die Präzision des Gedankens die Nebensache, wo man sich Weitschweifigkeit, Dunkelheit des Ausdrucks, Flickworte und Sätze ohne Anstand erlaubt, kann der Reim leicht tadellos sein.

Wenn bei diesen altdeutschen Erklärern nur nicht immer von Sagen die Rede wäre! Glaubt man denn nicht, daß es damals auch Märchen gegeben habe?

Ob dem Gral nicht kundgewordene Andeutungen von dem mystischen Geheimdienste der Tempelherrn zu Grunde liegen?

Im Nibelungenlied sind vielleicht nur zwei Punkte, die auf urdeutschen Sagen beruhen. Der Hort, der, im Rhein versenkt, dem Sande seine Goldhältigkeit mitteilt; und, daß eine Schar deutscher Helden irgendwann in Ungarn durch Verrat oder Ueber-

fall den Tod gefunden. Siegfried iſt wahrſcheinlich eine Applikation des ſkandinaviſchen Sigurd; Chrimhilde erdichtete Trägerin des Fatums; Brunhildens Brautwerbung ein hereingezogenes fremdes Märchen; die Fahrt ins Heunenland willkürliche Ausmalung eines vielleicht hiſtoriſchen Umſtandes. Das alles im Munde der Erzähler, wenn man will, des Volkes, ſich allmählich näher und näher gebracht und endlich von einem Dichter völlig verbunden. Daß das Gedicht ſich im Munde des Volkes gemacht oder gebildet habe, iſt eine analogieloſe und eigentlich Unmögliches vorausſetzende Annahme.

Wenn Gervinus über jene irokeſiſche Anſicht Grimms, welcher den Arioſt unter den Wolfram von Eſchenbach ſtellt, billig erhaben iſt, ſo fehlt ihm doch nichtsdeſtoweniger ein richtiges Urteil über Arioſt und das Weſen der Poeſie ebenſoſehr als jenem. Er äußert ſich nämlich wiederholt: Die Karlsſage habe doch eigentlich ihren Abſchluß in Arioſts Behandlung erhalten. Begreift er denn nicht, daß man Arioſt mit jenen frühern Dichtern gar nicht zuſammenſtellen kann? Dieſen war es eigentlich um die Sage, den Stoff zu tun, die Behandlung iſt nur Ausſchmückung, indes Arioſt den Stoff der Tafelrunde nur wählte, weil er ihm eine Maſſe von Begebenheiten und Situationen, eine Grundlage für ſeine Behandlung darbot, um die es ihm eigentlich, um nicht zu ſagen einzig, zu tun war. Arioſt für einen Vollender der Sagen von den zwölf Pairs ausgeben iſt ebenſo, als wenn man Yoriks sentimental journey unter die Reiſebeſchreibungen klaſſifizieren wollte.

Fünfter Band.

(1842).

Vor allem ſcheint dem Verfaſſer nicht klar geworden zu ſein, ob er, wie der Titel beſagt, eine Geſchichte der poetiſchen Literatur Deutſchlands oder eine deutſche Kulturgeſchichte vom Standpunkte der Poeſie ſchreiben wollte. Ein Unterſchied, der, wenn er auch über die Faſſungskraft des Herrn Verfaſſers gehen ſollte, doch nichtsdeſtoweniger höchſt bedeutend iſt. Ob Horaz und Ovid durch ihre Werke den ſittlichen und geſellſchaftlichen Zuſtand Roms ſehr gefördert haben, iſt eine große oder vielmehr keine Frage; daß ſie aber demungeachtet vortreffliche Dichter ſind, wird wohl auch Herr Gervinus, und wäre es auch nur wegen der lateiniſchen Ausgangsſilben ihrer Namen, gern zugeben.

Im übrigen bringt Herr Gervinus zur Löſung ſeiner Aufgabe eine ſehr gute und eine ſehr üble Eigenſchaft mit. Die gute iſt,

daß er gesunden Menschenverstand besitzt, ein Vorzug, der in dem literarischen Deutschland immer seltener zu werden anfängt. Infolge dieses gesunden Menschenverstandes hält er z. B. bei Beurteilung der mittelhochdeutschen Poesie instinktmäßig den Mittelweg zwischen zu enthusiastischem Lob und zu ablehnendem Tadel ein und kommt dadurch auch vergleichungsweise der Wahrheit am nächsten. Andererseits borgt er bei den Erscheinungen der späteren Literatur, wo es mit einem juste milieu nicht abgetan ist, fremde Kunsturteile und und geht dabei, eben durch jenen gesunden Menschenverstand geleitet, meistens vor die rechte Schmiede. Lessing und Goethe, Schiller und Herder müssen ihr Kontingent zur Abschätzung ihrer gleichzeitigen oder vorhergegangenen Periode abgeben, nur daß das en bloc genommene Urteil, z. B. über Jean Paul, in der weitern, Herrn Gervinus angehörigen Ausführung leicht ins Verkehrte hinübergespielt wird. Es ist viel Richtiges in dem Buche, nur gehört dies durchaus nicht dem Verfasser an, was aber für die Sache gleichgültig ist.

Dieses führt mich, nachdem ich die gute Eigenschaft des Herrn Gervinus: gesunden Menschenverstand im allgemeinen, geltend gemacht habe, auch auf seine schlimme: er versteht nämlich von seinem Gegenstande nicht das Geringste. Das ist nicht gleichgültig. Ein Geschichtschreiber der allgemeinen menschlichen Dinge versteht von seinem Gegenstande immer so viel, als er eben Verstand hat. Bei Spezialitäten ist das aber ein anderer Fall. So wie ein Geschichtschreiber der Chemie mehr Chemiker sein muß, als Historiker, und einer, der die Geschichte der Astronomie schreibt, vor allem Astronom, so müßte auch der Verfasser eines Buches über die poetische Literatur Deutschlands notwendig, wenn auch nicht ein Dichter sein, doch wenigstens poetischen Sinn haben. Diese Gabe der Natur aber ward Herrn Gervinus leider nicht zu teil. Erfindung und Komposition, Lebendigmachung und Ausführung üben auf sein ästhetisches Urteil nicht den geringsten Einfluß aus. Wenn er sich bei Goethe mit der Form viel zu schaffen macht, so geschieht es nur darum, weil Goethe in seinen Konfessionen den Anspruch selbst so häufig urgiert; eine gleiche Rücksicht aber den andern Dichtern angedeihen zu lassen, fällt Herrn Gervinus nicht ein. Das macht, weil er von Form keine Vorstellung hat und sie nur in ihrer Uebertreibung gewahr wird. Ihm ist die Poesie lediglich ein Mittel, seine Gedanken und Meinungen auszusprechen, zu nützen, zu belehren, volkstümliche und rechtschaffene Gesinnungen zu erwecken und fortzupflanzen.

Alles das war die Aufgabe der Poesie auch wirklich in ihrem Anfange, vor Erfindung der Prosa nämlich. Seit diesem letzteren Ereignisse aber hat man das Begriffsmäßig-Wahre, Belehrende, Erbauende, mit einem Worte: alles, was dem Bedürf-

nisse angehört, ihr, der Prosa, überlassen und für die Poesie das Gebiet des Gefühls und der Phantasie in Anspruch genommen. Es gibt etwas, das man das Schöne heißt, kann ich Herrn Gervinus versichern. Wenn nun aber ein stockdürrer, lederner Skribent in einer gräßlichen Dissertationsprosa die Angelegenheiten des Gemütes und der Phantasie vor den Richterstuhl des Utilitarismus oder Sozialismus schleppt, so ist das die ekelhafteste Gerichtsverhandlung, die man sich denken kann. Damit sei nicht gesagt, daß es Herrn Gervinus an einer gewissen Begeisterung fehlt, welche immer etwas Poetisches hat. Aber Archimedes war auch begeistert, als er im Bade das Gesetz der spezifischen Schwere gefunden hatte und nun nackt, wie ein Verrückter, durch die Straßen von Syrakus lief, er blieb aber nichtsdestoweniger der A plus B-Mann, der er früher gewesen war. Jede Wissenschaft hat ihre Begeisterung als gesteigerten Zustand; in der Poesie aber ist sie zugleich der ganze Umfang des Objekts: der Inhalt. Dieser angelernte Enthusiasmus, dieser Mietpferdgalopp geht nun durch das ganze Streben des Herrn Gervinus. Man kann wohl von ihm behaupten, daß er für die Wissenschaft ebenso verdorben ist, als für die Kunst. Indes er den Pragmatismus in der Geschichte verlacht, wohin er doch gehört, huldigt er ihm in der Nachweisung der Kunstentwicklung mit der Aengstlichkeit eines Pedanten. Die Fortschritte der Kunst sind von den Talenten abhängig und nicht von den Weltbegebenheiten. Goethe wäre derselbe große Dichter geworden, wenn es auch nie einen Friedrich den Großen gab, und die französische Revolution, die doch drastisch genug war, hat doch keinen einzigen Poeten hervorgebracht. Ja, die Bildung und die Poesie sind sich in einer gewissen Beziehung sogar entgegengesetzt; denn die erstere strebt nach Allseitigkeit, gleich der Vernunft, und die letztere ist und soll einseitig sein, wie das Gefühl. Sie isoliert ihren Gegenstand, und statt ihn nach seinem Verhältnis zu den übrigen Dingen zu beurteilen, macht sie ihn zum Maßstab seiner selbst. Deshalb ist Homer größer als Schiller, und wem es um volle Poesie zu tun ist, der wird sich immer vorzugsweise an die früheren, minder kultivierten Zeiten wenden müssen.

Wenn Herrn Gervinus' Buch demungeachtet so viel Anklang in Deutschland gefunden hat, so zeigt es nur, daß dieses Land in der Gedankenvermischung immer weiter fortschreitet und da träumt, wo es denken, und denkt, wo es fühlen sollte. Wolfgang Menzel, ein gleiches Rüstzeug, hat ja auch seine Periode gehabt, wo er nicht verlacht wurde.

Zum Schluß gibt Herr Gervinus den jetzt lebenden Dichtern den Rat, durch fünfzig Jahre ihre poetischen Arbeiten einzustellen. Es ist möglich, daß die Welt dabei nicht viel verlöre; der Rat aber ist hart. Denn erstens sollte Herr Gervinus

aus seinem eigenen Beispiel erkennen, wie schwer es ist, die Schreiblust zu zügeln; selbst in Dingen, denen man nicht gewachsen ist; dann hätte ich einen Gegenvorschlag zu machen. Wie, wenn sämtliche Kunstphilosophen, Kunsthistoriker, und wie die Fortschrittsapostel heißen mögen, die aus Verzweiflung, in ihrem eigenen Fache etwas leisten zu können, sich kentaurenartig auf dem Boden der Poesie herumtummeln, es versuchten, fünfzig Jahre lang Ruhe zu halten? Ich glaube wenigstens voraussagen zu dürfen, daß der zerstampfte Boden wieder von neuem grünen und Blüten der Poesie hervortreiben würde, die, wenn auch nicht vom feinsten Aroma, doch immer beitragen würden, der von den Winterstürmen der Zeit bedrängten Gegenwart eine heilsame Frühlingserholung zu verschaffen. Man verweise hierzu nicht auf die Werke der Vergangenheit, die eben vorher als die poetischeren gepriesen worden sind; der Gefühlsausdruck einer fremden Zeit kann immer nur mit Abstraktion genossen werden, was natürlich nur die Sache weniger ist. Die Masse, im guten Sinne, wird doch nur von demjenigen angeregt, worin sich ihre eigene nächste Empfindungsweise ausspricht und verklärt. Die Zeit, die versäumt, ihre eigenen Anschauungen zu bilden und zu gestalten, fällt, indem sie der Gemeinheit aus dem Wege geht, der Pedanterie in die Arme.

Sollte er sich aber dieses Unterschiedes bewußt worden sein und schon der Zusatz Nationallitteratur auf dem Titel seines Buches diesen kulturgeschichtlichen Standpunkt andeuten, so mag er nur wissen, daß er sich eine der abgeschmacktesten Aufgaben gestellt hat. — Eine Geschichte der Pflanzen nach ihrem ökonomischen oder medizinischen Gebrauche hat einen unzweifelhaften Wert; aber eine Klassifikation der Blumen aus demselben Gesichtspunkte, wodurch die Kamille über die Rosen zu stehen käme, wäre denn doch gar zu absurd.

Dritte Auflage.

(1849).

Schon in der Vorrede von Gervinus' Geschichte der deutschen poetischen Litteratur fällt die Aeußerung auf, daß er nur darum die Geschichte der Poesie zu schreiben unternommen habe (als ob er zu jeder andern auch befähigt gewesen wäre), weil die Poesie in Deutschland durch Goethe als abgeschlossen zu betrachten sei. Eine solche Behauptung ist nun an sich lächerlich. Denn obwohl es die höchste Wahrscheinlichkeit hat, daß Jahrhunderte vergehen werden, bis in Deutschland ein Dichter entsteht, der Goe-

then und Schillern gleichgesetzt, oder wohl gar als ein Fortschritt gegen sie betrachtet werden könnte, so ist doch anderseits wieder kein Grund, als unmöglich auszusprechen, daß schon heute ein bisher unbekannter Dichter lebe, der in einem schon morgen erscheinenden Werke beide und alle bisher gewesenen Dichter überbiete. Was aber hier unbefugte Anmaßung scheint, wird später — am Schluß der Parallele zwischen Schiller und Goethe — zur sachkundigen Lächerlichkeit. Er meint dort, daß überhaupt die Zeit der ästhetischen Abschätzung vorüber sei, und der politischen den Platz räumen müsse. Die ganze Poesie wäre also nichts als eine Vorschule für die politische Freiheit und Goethe und Schiller nur die bornierten Vorläufer der Herren Gervinus, Dahlmann und sonstiger volkstümlicher und radikaler Lumpe. Daß es nun derlei stockdürre Menschen gibt, an die man wirkliches Feuer bringen muß, wenn sie warm werden sollen, das ist schon überall in der Welt vorgekommen; daß sie sich aber mit der Kunst beschäftigen und ihr Werk drei Auflagen erlebt, das kann nur in Deutschland geschehen.

Vierte Auflage.

(1856).

I 4 ein darstellendes Kunstwerk zu entwerfen unternahm.

6 „Eine Revolution, deren sichtbarste Frucht für uns die Rückkehr aus der häßlichsten Barbarei zu wahrem Geschmack in Kunst und Leben war." Aber wo ist der wohltätige Einfluß der französischen Revolution auf den Kunstgeschmack? Lessing hatte lange vorher den Weg aus der Barbarei angedeutet, Goethe seine vorzüglichsten Werke schon früher vollendet.

10 Warum er gerade die poetische Literatur zu seinem Vorwurfe gewählt hat, gesteht er auf eine höchst naive Weise. Weil darin ein Abschluß vorhanden, weil eine Erhebung für die Gegenwart daraus hervorgeht. „Hätte ich die politische, die religiöse, die gesamt-litterarische oder irgend eine andere Seite der Geschichte unseres Volkes für passender, dringender zur Bearbeitung gehalten, ich würde diese ergriffen haben." Ein hübscher Beruf zum Geschichtschreiber der Poesie! „und mag meine Geschichtserzählung auch allerhand besonderen Zwecken nachgehen, so kann und wird sie, falls auch nur das kleinste Verdienst daran ist, dem Hauptzweck (!), der Wissenschaft, der Litterargeschichte vor allem dienen."

11 Daß die Deutschen alle andern Nationen in der Poesie überboten haben, wird als unzweifelhaft vorausgesetzt. Als eine Art Beweis gilt ihm, daß die andern Völker sämtlich früher aufgehört hätten (freilich, weil sie früher angefangen), dann aber

weil sie, namentlich Schiller und Goethe, die Kunst auf das griechische Ideal zurückgebracht. Das kann von Schiller doch nur in der Theorie gelten, in der Praxis wüßte ich nichts davon zu rühmen; von Goethe weiß ich nur die Iphigenie, was er sonst gräzisierend gedichtet, besonders dramatisch, dürfte mehr vom toten Ideal als von lebendiger Poesie haben. Es werde daher auch von allen Nationen die deutsche Bildung als die erste anerkannt. — Mir deucht, diese Anerkennung hat bereits wieder ihr Ende erreicht.

12 Er erklärt, kein ästhetischer Beurteiler sein zu wollen. Er stellt sich auf den rein historischen Standpunkt. Er wird die Entstehung der Gedichte und der Dichter aus ihrer Zeit darstellen. Das geht sehr gut an bei den schlechten Dichtern, sie sind eben nichts, als was die Zeit aus ihnen macht. Ein Genie ist immer eine Art Wunder und kann durchaus nicht natürlich erklärt werden. Da es für alle Zeiten gelten soll, kann es nur lose mit einer vorübergehenden zusammenhängen. Es ist schon die Konstruktion der Ereignisse eine traurige Sache; jetzt erst die Konstruktion der ausgezeichneten Geister. Da schmeckt etwas Hegelscher Objektivismus vor.

19 Regisseur Grüner!!!

51 „Haben ja die Engländer selbst, ihrem Shakespeare sein volles Recht zu tun, uns überlassen." Du lieber Himmel.

Göschel, Unterhaltungen mit Goethe.

(1838).

Vorrede.

VI. Durch Erkennung von Seite anderer wird das Individuelle des Menschen persönlich, d. h. durchdringlich? Was ist das für ein abgeschmackter Gebrauch der Worte?

Ist das ein Geträtsch über längstgewußte Dinge! Ein Auslegen ohne Hineinlegen! p. VI.

I.

Der neue Paris.

Der Gedanke, in diesem Knabenmärchen eine Art symbolischer Andeutung von Goethes künftiger Bestimmung zu finden, wäre ganz artig, aber diese nun einzeln zu durchgehen und mit den Begebenheiten des Märchens zu parallelisieren im höchsten

Grade geschmacklos. Lustig ist der blaue Sand, mit dem im Märchen die Gänge des Gartens bestreut sind und der vorbedeuten soll jenes:

Wundert euch ihr Freunde nicht,
Wie ich mich gebärde.
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde.

Aber die Erde ist ja grün, wie soll das der blaue Sand andeuten? Ja, es ist der Resler des Himmels, der die Erde blau macht! Dazu war denn freilich eben Goethe der Mann.

---

p. 7 ... Die Ironie, welche der Puls der Poesie ist ... Die Weisen des Liedes, die sich vereinigen und die einseitigen Formen erweichen. Aha! ist das ein Solger-Tieckischer Waldvogel!

Die ganze Umdeutung des Märchens höchst widerwärtig. Goethe selbst hätte es dem Kommentator nie verziehen, den heitern Scherz in so pedantische Fußblöcke gesetzt zu haben.

Was für eine Abgeschmacktheit, Goethen das Aufgeben seiner Liebesverhältnisse für Entsagungen anzurechnen. Der hat ihn nicht recht gekannt. Entsagen wäre ihm gewesen: sie heiraten.

II.

Hans Sachsens poetische Sendung.

Die hier eingeschaltete Biographie Hans Sachsens doch gar zu weitläuftig und dem Zwecke fremd. Wenn übrigens als Grund, warum Hans Sachsens Lieder so viel Eingang unter seinen Landsleuten gefunden, angegeben wird: es sei die darin ausgesprochene Liebe Gottes gewesen, so denke ich, es werde ihm in dieser Eigenschaft mancher seiner Nebenbuhler gleichgekommen sein, ohne daß seine Lieder ebenso berühmt wurden. Das kam wohl daher, weil sie im übrigen schlechter waren.

„Alle Poesie ist wahr" — gut! aber „alle lebendige Wahrheit ist poetisch" — was ich sehr bezweifle.

III.

Wilhelm Meisters Lehrbrief.

1. Von der Kunst.

Diese Erläuterungen der ohnehin klaren Sätze des Lehrbriefs sind eigentlich nur Paraphrasen und haben als solche wenigstens den Vorzug, daß sie mit Ausnahme einiger Stellen, ihren Text nicht dunkler machen, als er zum Glück ohnehin nicht ist.

p. 49 in der Anmerkung wird vom flachen Scherze und philisterhaften Dünkel des Horatius gesprochen, weil er von der Nachahmung anders denkt, als eben gelegen ist.

p. 50 wird das Treffliche als unkenntlich angesprochen; da geht denn doch die Erläuterung über den Text hinaus.

Am schlechtesten der herrliche Absatz: Die Höhe reizt uns usw. Die Tätigkeit, die sich Selbstzweck ist, nennt man geschäftigen Müßiggang. Wer etwas Großes vollbringen will, muß immer den Zweck, auch im Mittel nur den Zweck vor Augen haben.

Als Motto zu Göschels Buche schlage ich vor: Wer sie (die Kunst) halb kennt, ist immer irre und redet viel (Lehrbrief).

In der weitern Entwicklung Nr. II vom Leben, vieles recht sehr Gutes, bis er endlich mit seinem Hegelischen Tetraeder dazwischen kommt und jede vernünftige Ansicht mit Schulbegriffen niedertölpelt.

Die Interlinear-Interpretation der Einleitungsgedichte zu den Wanderjahren doch gar zu peinlich. p. 120 eine herrliche Stelle Spinozas durch die Uebersetzung zum Unsinn gemacht.

Endlich kommt er gar mit dem ... vom Christentume und will Goethen rechtfertigen der die Salbaderei dieser blökenden Glaubensherde verachtet hat, und geblieben ist, der er war, indes die Lumpe, gleich den lichtenbergischen Wilden sich truppweise mit der Feuerspritze taufen ließen.

Goethes Leben als Phänomenologie des Geistes. — Potz! Hegelisches Waschmaul!

p. 145. Lustig ist, wenn er nach seiner sinnreichen Art, das arme Märchen der neuen Melusine zu erklären, hinzusetzt: andere werden anderes (darin) entdecken. Jawohl!

Die beste Erklärung des Buches jene Geschichte von des Verfassers Rheinfahrt p. 165, wo der schönste Tag, die beste Gesellschaft auf ihn die Wirkung macht, daß er, weil er sich nicht entschließen kann, die Hälfte seines Reisegeldes ohne Anlaß den Armen zu schenken, und sich dadurch die Partie zu verderben, traurig wird, sein ganzes Leben als ein rein kreatürliches und unfreies verwirft, wobei er denn beiläufig von seiner

Hypochondrie zu sprechen kömmt. Hinc illae lacrimae! Im eigentlichsten Verstande: Es ist ein hypochondrisches Buch.

Die kasuistisch-rabulistische Auslegung des Paktes, den Faust mit dem Teufel schließt, für einen Obergerichtsrat, was der Verfasser sein soll, höchst merkwürdig.

II. Bd., p. 56. In Wilhelm Meister, dem Wanderer, dem Entsagenden, Goethen erkennen wollen, heißt Wilhelm Meister in den Lehrjahren vollkommen verkennen. Wilhelm, der Lehrling, wird nicht als Mensch überhaupt der Kunst entzogen und ans Leben verwiesen, sondern als mangelhaft Begabter. Die strenge Lehre dieses Romans, wenn je von Lehre die Rede sein soll, ist keine andere, als: Mensch, treibe, wozu du berufen bist, und versplittere nicht Leben und Kraft an Unerreichbares. Daher ist das Buch auch nicht so unpoetisch als der über-poetische Novalis glauben machen will. Sonst wär' er's.

p. 72. „Wenn ihm jenes Christentum wirklich fehlt, so fehlt ihm auch die Poesie."

Wie aber, wenn er die Religion des Sophokles gehabt hätte?

„Hat er doch nicht einmal ein regelrechtes Trauerspiel zu schreiben vermocht, das mit irgend einem Geschick direkt aufs Theater gebracht werden könnte." — Wirklich?

p. 74. Als Beweis seiner christlichen Gesinnung jenes Karlsbader Lied auf den heiligen Johann von Nepomuk angeführt. Also nicht nur Christ, sogar Katholik war Goethe!

p. 75. Die höchste Blüte des Heidentums kommt in der Braut von Korinth zur Verzweiflung. Die Erklärung ist wenigstens neu.

p. 76. In der natürlichen Tochter trägt die Ehe (in dieser Verbindung: als religiöse Anstalt) den Sieg über Stand und Neigung davon.

p. 82 nennt er Salomo größer als Goethe! Ochse!

Statt all dieses Krams über Goethes Religiosität und Sittlichkeit hätte jene einzige Stelle hingereicht: p. 102, zu spezieller Seelsorge sind überhaupt seine Schriften nicht bestimmt.

Diese elende Begriffsvermischung der neuern Deutschen. Die Bitte: Gib uns heute unser tägliches Brot! wird S. 144 umgedeutet als Flehen: „daß er uns auch im täglichen Brote gegenwärtig sei."

Obschon ich das Buch nicht bloß berochen, sondern gekostet und gekaut habe, so muß ich doch in meinem Urteile darüber mehr mit dem ersten als dem darauffolgenden Präopinanten übereinstimmen. Es ist bei manchem Guten ein verkehrtes Buch.

Widerlich ist vor allem zweierlei. Erstens in künstlerischer Hinsicht die ewige Verlegung der philosophischen Absichten und Ansichten aus der zweiten Reihe, wohin Goethe sie gestellt, in die erste, die bei Goethe immer der Darstellung vorbehalten ist, ja das Unterschieben solcher Absichten, wo jener im Schlafe nicht darauf gedacht.

Zweitens im Philosophischen die unaufhörliche Begriffsverwirrung und -Erschleichung, die freilich gegenwärtig in Deutschland an der Tagesordnung ist. Da ist nichts so klar, es wird ihm ein anderer Sinn untergelegt. Christentum und Pantheismus verfließen wunderlich ineinander. In der Bitte des Vaterunser, gib uns heute unser tägliches Brot, sieht er II. Bd., S. 144 eine Anspielung auf das Sakrament des Altars. Goethe ist ihm ein Entsagender, weil er alle seine Geliebten sitzen ließ (sie zu heiraten, wäre die eigentliche Entsagung gewesen). Das Lied an Johann von Nepomuk beweist ihm Christentum und in der Braut von Korinth erkennt er die Verzweiflung des Heidentums!!

Daß er Obertribunalrat ist, hätte ich aus der kasuistisch-rabulistischen Auslegung des Paktes, den Faust mit dem Teufel schließt, nicht erraten.

Der Schüler Hegels dagegen zeigt sich deutlich aus der schülerhaften Einmengung der Hegelschen Terminologie und Redeweise, wo sie auch am wenigsten hinpaßt.

Der beste Kommentar des Buches ist jene Beschreibung einer Rheinfahrt (II. Bd., p. 165), wo er sich mitten in der besten Unterhaltung auf einmal kreatürlich und unfrei fühlt, wodurch er sich zum Geständnis getrieben sieht, daß er an Hypochondrie leide. Das vorliegende Buch ist ein hypochondrisches.

1.

Zu Schreyvogels Lustspiel „Donna Diana".

(1817).

1. sollen D. Luis und D. Gaston im dritten Akt nicht einen eigenen Plan zur Bezwingung Dianens durch Eifersucht machen. Dieser Plan hat mit Rücksicht auf den ähnlichen des D. Cäsar etwas Eintöniges und verwirrt die Handlung zu einer Zeit, wo sie rasch der Entwicklung zuschreiten soll, was um so gefährlicher ist, da der dritte Akt ohnehin sehr viel Handlung (innere nämlich) hat, so daß es wirklich beinahe an Raum zur hinlänglichen Entfaltung fehlt. Wenn die beiden Ritter, bloß um den ihnen für das Fest zugeteilten Damen den Hof zu machen, ohne andere

Nebenabsicht, als höchstens die, Dianen ein wenig zu ärgern, ihre Ständchen bringen, in welcher Absicht sie von D. Cäsar oder Perin, die das Hebel in ihrem Plan benützen wollen, unterstützt werden, so gewänne das Ganze an Einfachheit, an Verständlichkeit und die Handlung konzentrierte sich noch mehr dazu auf die Hauptpersonen, die im Besitz der Fäden der Intrigue blieben.

Auch ist aller Grund vorhanden, die beiden Nebenbuhler, je näher es ans Ende geht, immer mehr in den Hintergrund zu schieben: einmal, weil das mit allen Nebenpersonen in den letzten Akten überhaupt rätlich ist, zweitens, weil, man mag es anfangen, wie man will, D. Luis und Dna. Laura von Dna. Diana und D. Cäsar unzart behandelt werden, was um so schneidender ist, je bemerkbarer sie geworden sind.

2. Aus allem diesem fließt, daß Müllners Verbesserung, so wohl sie einerseits dem Verstande tut, sehr nachteilig auf das dramatische Leben des Ganzen wirken muß, wenn auch keine andere Ursache wäre, als daß sie den ohnehin sparsamen Raum zur Entwicklung der Haupthandlung und der Hauptpersonen verengt.

3. Vielleicht wäre eine gute Veränderung, wenn Dna. Diana statt D. Luis den D. Gaston als den Mann ihrer Wahl nennte. D. Gaston hat sich im Laufe des Stückes geckenhaft genug gezeigt, um einen kleinen Affront verzeihlich, ja wohl gar wünschenswert zu finden. Daß es unwahrscheinlich ist, daß Diana den eiteln Gaston wählen werde, daran liegt nichts, weil Cäsar es ohnehin nicht zu glauben braucht und vielleicht sogar etwas darin liegt, in Dianens Falle gerade den zu nennen, den sie in Wahrheit am wenigsten nehmen möchte.

4. Der Verlegenheit, wie das Zusammenkommen der beiden andern Paare zu motivieren, wäre vielleicht am besten dadurch zu begegnen, daß sie am Ende nicht wirklich verbunden, sondern nur anzudeuten wäre, daß sich wohl so etwas machen könne. Hierdurch müßte notwendig die Einheit des Interesses viel gewinnen, und noch dazu würden alle auf diese Heiraten abzweckenden Vorbereitungsreden und Annäherungen, die dem ohnehin etwas gedrängten dritten Akt unmöglich vorteilhaft sein können, mit einemmal überflüssig.

Hierdurch fiele vielleicht auch manches von den erläuternden Schlußreden weg, was dem Effekt nicht schaden kann.

2.

Zu Bauernfelds Lustspiel „Braut und Bräutigam".

(Oktober 1828).

I.

Statt Bonne immer Mad. Lesage zu sagen.

Schönau, statt Anstellung: Beförderung.

Mad. Lesage sich nicht in so starken Ausdrücken gegen den Grafen über die Mädchen beschweren.

Der ganze erste Akt kommt mir vortrefflich vor.

II.

Statt Hofmeister mag der Mann, der der Erziehung des jungen Max vorsteht, bloß Magister geheißen werden.

Er benehme sich gegen den jungen Menschen als älterer, achtunggebietender Hausgenosse. Wie das Verhältnis jetzt ist, gehört es zu sehr der Posse. Szene zwischen Wilhelmine und Schönau. Lassen Sie ihn das Gedicht nicht aus der Tasche ziehen, er habe es bei seiner ersten Anwesenheit in München zurückgelassen und diese hole es jetzt im Sprung aus ihrem Zimmer und bitte ihn vorzulesen, um eine Diversion gegen seine Stimmung zu versuchen. Wie wäre es, wenn dies Gedicht, statt eine Epopöe, etwa eine, weniger witzige, als heftig bittere Satire gegen die große Welt und ihr Leben oder so etwas dergleichen wäre?

Der Vater könnte dann vielleicht eine leicht tadelnde Bemerkung über die zu große Bitterkeit einfließen lassen, das würde dem Zuschauer die Gewinnung des Standpunktes erleichtern, von dem er Schönaus Charakter betrachten soll. Gegenwärtig wird die Bekanntschaft mit letzterem vielleicht etwas zu weit hinausgeschoben.

III.

Statt des Gelehrten ein Glied der Gesellschaft, ein vornehmer Mann, der als Kenner bezeichnet und als solcher zur Entscheidung aufgefordert wird. Das Kunstgespräch weniger kunstgemäß. Heftiges Widersprechen auf Seite Schönaus, dann längere Szene mit Hohnstein, so daß, wenn die Ausforderung erfolgt, das Publikum halb vergessen habe, daß der erste Anlaß jener Kunststreit war, und nur die Ehrenbeleidigung sehe.

IV.

Das Duell darf durchaus nicht stattfinden, man mag sie halb wider Willen versöhnt, wenigstens dem Zweikampf nicht Platz gegeben haben. Stauffen wäre hierzu ganz die geeignete Person.

3.

Zu Bauernfelds Lustspiel „Die Bekenntnisse".

(1833).

Die Schlußscene des ersten Akts müßte dahin geändert werden, daß Marie ihrem Gatten bekennt, der Anblick des früheren Geliebten habe Jugenderinnerungen erweckt, die sie in derselben Stärke nicht mehr vorhanden geglaubt. Sie bittet ihn dringend, nach Hause zurückzukehren. — Aber der Onkel sei noch zu gewinnen — das könne später auf irgend eine Art geschehen. — Wenigstens müsse er Frau von Linden besuchen. — Das möge er. Sie werde wenigstens den tollen Vorsatz nicht ausführen, ihn zu begleiten.

Dritter Akt.

Bei Frau von Linden. Sie mit Adolf und Bitter. Beide noch in der Nachwirkung des vor kurzem Erlebten. Die Linden findet sie langweilig. Adolf ärgerlich über Bitter, zieht diesen, ihm bei der Linden zu schaden, mit jener Aehnlichkeit auf. Bitter gesteht gern, daß sie außerordentlich sei. Die Linden erinnert sich, gehört zu haben, daß Adolf in Gesellschaft eines Leutnants Herrmann angelangt. Sie findet unartig, daß der junge Mann nicht mit zum Besuche gekommen ... das sei wohl gar der Bruder jener Mamsell Herrmann, von der sie einmal ein Porträt, noch als halbes Kind — von Dilettantenhand gemalt (auf Bitter) bei jemandem gefunden habe. Sie wolle den jungen Mann sehen, sie nehme Anteil an seiner Schwester. Sie fordert Adolfen auf, ihn zu bringen. Nun ist die Reihe, verlegen sein zu müssen, an diesem. Der junge Mann sei schüchtern, ein Weiberfeind. Er werde nicht kommen. Sie findet dieses Ablehnen Adolfs ungalant. Da erbietet sich Adolf, ihn zu holen. Er wisse aber, der junge Mensch werde nicht gehen. Wenn er das gewiß wisse, so solle er auch nicht nach ihm gehen. Bitter wird beauftragt. Da widersetzt sich Adolf förmlich. Das sei nun eigentlich impertinent, meint die Linden. Adolf gibt endlich nach. Aber es sei vergeblich. Der junge Mensch habe sich eingeschlossen. Er werde Bitter gar nicht sprechen, am wenigsten

aber kommen. Dann werde die Unhöflichkeit auf dem jungen Menschen haften, was ein Glück für die beiden Herren sei. Bitter geht.

Scene zwischen der Linden und Adolf, in der sie ihn kokett auf das eigentliche Thema zu bringen sucht, Adolf aber zerstreut einmal zärtlicher mit ihr spricht, als eigentlich seine Absicht ist, dann aber wieder auf das denkt, was unterdes in seiner Wohnung vorgeht. Er hört Stimmen, Tritte im Vorzimmer. Er will gehen, Bitters Bemühungen zu unterstützen. Der junge Mensch werde aber gewiß nicht kommen. Da geht die Türe auf und Bitter tritt mit dem Leutnant ein. Adolfs Unwillen, Juliens entschuldigende Gebärden und Blicke. Bitter erzählt. Man hatte sich eingeschlossen, wollte gar nicht die Türe öffnen, erst auf die Drohung, nicht von der Stelle zu gehen, Frau von Linden selbst herbeizubringen, die nun einmal die Bekanntschaft machen wolle, sei ein Geräusch von Schubladen, die man aufgemacht, ein Rauschen von Kleidern, die man angezogen, erfolgt. Der junge Mann müsse im Bett gelegen haben. Und da sei er. Die Linden, teils aus Wohlgefallen an dem jungen Blut, größtenteils aber, sich für die Kälte der beiden Herren zu rächen, macht sich viel mit ihm zu schaffen.

Der alte Baron kommt. Da ist der Milchbart schon wieder. Die Linden läßt den jungen Menschen zu sich aufs Sofa setzen, tändelt, kokettiert. Der alte Baron ärgert sich. Ebenso die beiden Männer aus verschiedenen Gründen. Die Linden fragt nach der Schwester, die sie sehr interessiert, beschließt, am Arm des jungen Menschen am Brunnen zu erscheinen und geht, Toilette zu machen. Sie läßt ihr Tuch fallen, das der junge Mensch nicht aufhebt Die beiden Herren eilen herzu. — Halt! Euch war es nicht bestimmt. Sie hebt das Tuch selbst auf. Der junge Mensch ist noch nicht formiert. Ich bin die ältere, ich kann wohl halb Mutterstelle an ihm vertreten. — Betrachten Sie mich als eine Freundin Ihrer Schwester und — bringen Sie ihr das, wobei sie ihn halb andeutend auf die Stirn küßt und geht.

Bitter will sich die Haare aus dem Kopf reißen. Der alte Baron ist empört. Sie ist eine Kokette. — Adolf. Nicht wahr? — Baron. Sie muß sich ändern, oder aus der Heirat wird nichts. — Adolf. Wirklich nichts? Mein Oheim, ich habe Ihnen etwas zu entdecken. — Baron. Sprich nicht für sie! — Adolf. Nicht für sie, für mich. Etwas, wovon das Glück meines Lebens abhängt. — Baron. Ich will nichts hören, ich gehe. — Adolf. Ich gehe mit Ihnen, und wenn mein Wort nur einige Kraft hat, so kehre ich als ein glücklicher Mensch zurück. — Julie will mit, sie hängt sich an, wie man von den Kindern sagt. Er heißt sie bleiben.

Julie, Bitter. Julie offenbar befangen durch die Nähe des einmal Geliebten. Bitter warnt den Leutnant vor den Stricken der Gefallsüchtigen. Er geht alle ihre übeln Eigenschaften durch. Julie. Warum denn aber er ihre Gesellschaft suche? — Bitter. Das sei nun einmal ein Schicksal. Er sei verliebt. — Das zweite Bekenntnis. — Julie erinnert ihn an die unschuldigen Verhältnisse einer früheren Liebe. — Bitter. Das halte nun durchaus keine Vergleichung aus. Das sei Kinderspiel im Vergleich mit Himmelsentzücken. Gegenüberstellung der beiden Geliebten, ganz zum Nachteil der ersteren. Julie enttäuscht, erbittert. Sie stößt ihn einmal nach Weiberart zurück. Bitter fährt auf. Sie häuft Beleidigung auf Beleidigung, was Bitter als von Mann gegen Mann sehr übel nimmt. Sie machen einen großen Lärm.

7.

Adolf, der Baron. — Baron. Wo das Frauenzimmer sei, das er gegen seinen Befehl — Wenn sie ihm, dem Onkel, gefalle, aber nur, wenn sie ihm gefalle. Wo sie sei? — Adolf. Bald werde er sie sehen.

Der Lärm der beiden dauert fort. Adolf lacht aus vollem Halse. Sie müßten sich schlagen. Er werde Pistolen besorgen. Bitter lehnt ab, offenbar mit einiger Abneigung gegen ein Duell. Julie aber wird nur erhitzter. Sie wünscht eine Pistole in ihre Hand, um all das Unrecht des einen Geschlechts gegen das andere einmal zu rächen. Und doch, es sei nicht der Mühe wert. Geringschätzung der Kleinmut, der Feigheit, der betrügenden Hinterlist. Nun geht Bitter in die Höhe. Adolf ruft immerfort nach Pistolen. Der alte Baron ärgert sich dazwischen, den Leutnant überall als Störenfried zu finden.

Da tritt die Linden ein, halb gekleidet, eine Kammerjungfer mit einer Spitzenhaube hinter ihr. Bitter beklagt sich schwer. Adolf dringt auf Zweikampf. — Linden. Halt! ich verbiete ein Duell. — Adolf. Eigentlich ich auch. — Was haben Sie hier zu sagen? — Ich verbiete es einmal! — Mit welchem Recht? Warum? — Warum? Weil sie meine Frau ist. — Er hat der Kammerjungfer die Haube aus der Hand genommen und setzt sie schnell seiner Frau auf, wobei er sie bei der Hand ergreift und mit ihr davonläuft. Der alte Baron läuft hinter her: Seine Frau! Hör doch einmal, Teufelsjunge: Seine Frau!

Die Linden, Bitter. Die Linden ärgerlich. Da habe sich Bitter einmal wieder lächerlich gemacht. Nun bricht Bitter los. Er wirft ihr ihre Kälte, ihre Herzlosigkeit, ihre Koketterie vor. Er will sich auf immer trennen. Er geht zur Türe. — Lin-

den. Bitter! — Er bleibt. — Linden. Haben Sie heute meine Blumen begossen? — Bitter. Ich? Heute nicht, morgen nicht, in Ewigkeit nicht! Ich scheide. — Linden. Begießen Sie doch erst meine Blumen. — Bitter. Teuflisches Geschlecht! — Es ist auch kein Wasser da. — Linden. Dort in der Ecke steht der Sprengkrug. — Bitter. Wohl, ich will den Kelch bis auf die Hefen ausleeren. — Linden. Die Ranunkeln riechen zu stark. Die Rose hängt das Köpfchen. Ei, Sie besprengen meinen schönen Fußboden. — Bitter. Es ist geschehen. — Linden. So, und nun leben Sie wohl. — Bitter. Anna, Annette, Nina! Kannst du mir gut sein? Kannst du nur so viel Erbarmen mit mir haben als mit diesen Blumen? Kannst du mich lieben? — Linden. Närrischer Mensch! — Bitter (auf den Knieen). Närrisch, rasend, treu und verliebt. Kannst du mich wieder lieben? — Linden. Wer wird denn so mit der Türe ins Haus fallen. — Bitter (nach ihrer Hand haschend, die sie ihm entzog). Du sollst. Du mußt. Ich zwinge dich! Ein Wort, ein Blick. — Linden (nun allenfalls ihm die Hand überlassend, die er mit Küssen bedeckt).

Da geht die Türe auf, der alte Baron kommt hastig herein, wie einer, der etwas zu melden hat. Er sieht die Gruppe, bleibt stehen, ruft aus: „Gratuliere!" und geht eben so schnell wieder zur Türe hinaus. Der Vorhang fällt.

Zimmer bei Frau von Linden.

Die Linden auf dem Kanapee sitzend. Adolf. Bitter.

Linden (zu Adolf). Ich freue mich sehr, Sie wieder zu sehen.

Bitter. Sie haben sich also früher schon gekannt?

Adolf. Während meines Aufenthaltes zu Berlin. Oberflächlich.

Linden. Jawohl, sehr oberflächlich. Sie haben sich seitdem in der Welt herumgetrieben?

Adolf. Alle Hauptstädte von Europa habe ich gesehen. In Italien Gemälde hinter mich gebracht und in der Schweiz Berge. Aber was der Mensch möchte, ist so viel, und was er braucht, so wenig, daß man unrecht hat, aus einem kleinen Kreise herauszugehen. On revient toujours.

Linden. „A ses premières amours"[5]) sagt Jokonde. Doch so war es wohl nicht gemeint.

Adolf. Auch, auch, beiläufig.

4.

Zu Bauernfelds Lustspiel „Der Selbstquäler".

(1837).

Ich gestehe, daß die vollere Entwicklung, die ein Lustspiel von fünf oder vier Akten dem Stoffe gewährt, meiner Empfindung mehr zusagte, als ein Abrégé, das vielleicht dem Psychologischen Gewalt antut, eben weil das letztere auf der allmählichen stufenweisen Entwickelung beruht.

Dazu müßte aber vor allem der Hauptcharakter ganz ins klare gesetzt sein: die ineinanderlaufenden Färbungen, die er jetzt hat, geben ihm einen vorherrschenden Eindruck von Wunderlichem, was der beabsichtigten Wirkung nicht zuträglich ist.

Wie wäre es, wenn man ihn als den Mißtrauischen auffaßte, vielleicht schon im Titel; versteht sich als den Mißtrauischen im edelsten Sinne, und daher vor allem gegen sich.

Die Haltung Annettens liegt ihm gegenüber größtenteils schon in der vorliegenden Bearbeitung, nur wäre noch ein Stadium beizufügen, das zugleich einen dramatischen Schluß, d. h. einen, der zugleich ein Abschluß ist, herbeiführte.

Sie ist anfangs ihrer Natur gemäß, was fruchtlos bleibt; dann empört sie die erduldete Behandlung (natürlich wie ein Wesen ihrer Art empört werden kann), das führt zum Bruche. Nach Annettens Empfindung aber gibt es keine Trennung, ja keine Absonderung in der Ehe. Sie, die Mißhandelte, bittet ihm ihr Unrecht ab, nachdem sie bei sich beschlossen, jede Laune, jedes Unrecht sklavisch zu erdulden. Dieser Mangel an Selbständigkeit muß ihm das Unerträglichste von allem sein, er verhehlt seine Geringschätzung nicht.

7.

Preislustspiele.

(1850).

Der dicke Tischler.

(Von F. v. Braunau.)

Haltung und Führung des Stückes sehr gut, ja vortrefflich. Der Hauptgedanke aber mehr spaßhaft als komisch, oder, wenn man will, mehr komisch als dramatisch. Das Stück hat nämlich keine Handlung, d. h. weder Verwicklung noch Entwicklung, da der Spaß ohne Zweck unternommen wird und aufhört, ohne Folge.

Die Personen befinden sich in der Hauptsache am Schluß völlig in der nämlichen Lage wie zu Anfange. Dem Ganzen fehlt daher die eigentliche Spannung. Es ist uns völlig gleichgültig, ob der Tischler länger oder kürzer närrisch sein werde; es müßte nur, und zwar höchst wahrscheinlich, das Mitleid sich einmischen, was aber keine komische, sondern vielmehr peinliche Wirkung machen muß.

Gegen das Ende zu wird Brunelleschi Hauptfigur und das Lustspiel geht in das Künstlerdrama über, wodurch es aller Gebrechen der letztern Gattung teilhaft wird, vor allem, daß nicht mehr die allgemeine Menschennatur, sondern der spezielle Anteil an irgend einem Künstler oder Kunstwerke den Gehalt, das Interesse hergibt. Nun ist aber weder Brunnelleschi noch die doppelte Kuppel des Domes in Florenz so lebendig in der Erinnerung der, wenigstens der deutschen Zuseher, als daß der Abschluß eines Gemütsanteiles sich irgend befriedigend darauf gründen ließe.

Der Verfasser sollte sein Stück ins Italienische übersetzen lassen. In Florenz würde es seine vollkommene Wirkung machen.

General Suwarow.

Man freut sich, in dem Verfasser einen so gescheiten, ja begabten Mann kennen zu lernen. Der Charakter Suwarows ist zwar von der Geschichte bis in die kleinsten Details gegeben, es ist aber nichts Geringes, alles, was er im Stücke tut und sagt, mit diesem gegebenen Charakter so völlig in Uebereinstimmung zu bringen. Ganz erfunden und in ihrer Art ebenso vortrefflich ist die Figur der Tochter des wunderlichen Helden. Auch gegen die übrigen Personen läßt sich teils nichts, teils nicht viel einwenden. Als Lustspiel betrachtet, bilden aber schon die Greuel der Einnahme von Praga ein sonderbares Ingredienz eines solchen.

Ferner ist die spezielle Komödienverwicklung, das Auftreten Nataliens als Pope und ihr Habhaftwerden der entscheidenden Briefschaften, so der kunstlosesten Volkspoesie, ja der Pantomime entnommen, daß ich nicht weiß, ob ein gebildetes Publikum sich derlei nur irgend werde gefallen lassen. Gerade die verständigsten Leute sind am meisten in Gefahr, unverständig zu werden, wenn sie aus dem Gebiete des Verstandes in das der erfindenden Phantasie übergehen sollen.

Endlich und hauptsächlich dürfte sich in der ganzen Schauspielerwelt kaum ein Künstler finden, der nicht sowohl in seinem Talente, als in der Großartigkeit seiner Menschennatur ein Gegengewicht fände gegen die Bouffonerien des blutbespritzten Possenreißers. Suwarows Charakter erscheint selbst in der Geschichte uns nur darum als möglich, weil er wirklich war.

Die Kunst dagegen leitet umgekehrt alle ihre Wirklichkeit aus der Möglichkeit und Begreiflichkeit her. Der Schauspieler hat keine Schlachten gewonnen, daß man ihm seine Bocksprünge darüber verzeihen sollte. Diese Trennung des Schauspielers von der dargestellten Person tritt aber jedesmal ein, wenn der Schein und die Sache in gar zu grellen Widerspruch gesetzt werden.

Man sage nicht: es geht den Dichter wenig an, ob ein Schauspieler für seine Rolle sich finde oder nicht. Der Verfasser hat offenbar selbst keine künstlerische Anschauung seines Helden vor sich gehabt. Er hat der Geschichte die getrennten Teile nachgebildet, ohne sich zu bekümmern, ob sie sich im Eindrucke möglicherweise verbinden ließen.

Morgen ist auch ein Tag!

Dem Stücke hilft nichts, daß der Verfasser ein gescheiter Mensch, die Anlage der Charaktere gut und das Gespräch nicht ohne Geist ist; die beinahe völlige Stofflosigkeit und die dadurch herbeigeführte gräßliche Langeweile schließen es nicht nur vom Preise, sondern selbst von der Möglichkeit der Aufführung aus.

Lustspiel und Lokomotive.

Der Gedanke, die beiden Preisaufgaben zum Inhalte eines Preislustspieles zu machen, recht gut und eigentlich originell. Dagegen die Motive der Handlung und Intrigue oft dagewesen und verbraucht. Wäre der dritte Akt so gut als die beiden ersten, so könnte man sich wenigstens einen guten Erfolg auf dem Theater versprechen. Für den Preis ist es denn doch gär zu bluettenartig.

Wie im goldenen Zeitalter

(Von Karl Frenzel)

habe ich gar nicht gelesen, da es so klein geschrieben ist, daß ich nicht eine Zeile, viel weniger das ganze Stück hinter mich bringen konnte.

Die Krone von Cypern.

Der Verfasser scheint gar nicht übel zu sein, das Stück aber ist im höchsten Grade langweilig. Wäre nicht einmal die Aufführung zu riskieren.

Der kategorische Imperativ.

(Von Bauernfeld.)

Offenbar das beste von den Preislustspielen, die ich bis jetzt gelesen habe. Als Lustspiel läßt sich allerdings viel dagegen

einwenden. Einmal iſt es ziemlich ungeſchickt, die beinahe vergeſſenen Narrheiten einer vergangenen Zeit — hier den kategoriſchen Imperativ der Kantianer — zu einem dramatiſchen Hebel für die Gegenwart zu brauchen; andererſeits kann in keinem Luſtſpiele der letzte Akt vier Monate nach den früheren ſpielen. Im heroiſchen Trauerſpiele geht das an. Dort iſt die Einheit der Zeit eigentlich die Zeitloſigkeit; über der Großartigkeit der Ereigniſſe gibt man auf den Zeitverlauf gar nicht acht. Im Luſtſpiele aber, beſonders wo, wie im gegenwärtigen, das Ganze auf feinen pſychologiſchen Verwicklungen beruht, iſt jedes Abbrechen eine Lücke, und Lücken darf kein Kunſtwerk haben. Dagegen iſt das Stück als Charaktergemälde und — da es ſich hier um Luſtſpiele handelt — als luſtiges, vortrefflich; der dicke Tiſchler entſpricht den äußeren Erforderniſſen mehr, der kategoriſche Imperativ aber hat alle inneren in einem bei weitem höheren Grade, darunter auch das der komiſchen Wirkung, welche bei erſterem höchſt problematiſch iſt.

Peter und Magelone.

Abgeſchmackt und im höchſten Grade langweilig. Was mich bei dieſen ſchlechten Stücken kränkt, iſt, daß ſie offenbar von geſcheiten Leuten herrühren. Daß Dummköpfe albernes Zeug ſchreiben, iſt in der Ordnung, wenn aber die Vernünftigen in dieſer Art rabotieren, ſo liegt der Grund offenbar in der Verkehrtheit des allgemeinen Mediums. Ich fürchte beinahe, daß dieſes romantiſche Luſtſpiel von Hermannsthal ſei und ihn Hebbels Rubin zu derlei Selbſtvergeſſenheiten gebracht habe.

Prudenza.

Die Figuren ſehr gut charakteriſiert, der Dialog vorzüglich, in dem Ganzen Spuren einer höchſt ſchätzenswerten Bildung; was aber fehlt, iſt das eigentliche Intereſſe. Der Mittelpunkt der Handlung, die Bekehrung einer femme savante, wird durch die Abenteuer eines verzogenen Kindes, des zwölfjährigen Prinzen, ganz verdeckt und in den Hintergrund geſchoben. Dieſer verliebte Knabe, der ſchon für ſich an das Widerliche ſtreift, wird noch dadurch um alle Geltung gebracht, daß er ſelbſt und ſeine Begebenheiten nur zu ſehr, en laid, an den Pagen in Figaros Hochzeit erinnern. Alles, was der femme savante geſchieht, könnte jedem zwanzigjährigen Weibe ebenſo gut geſchehen und ſteht mit ihrer ſpäteren Bekehrung in gar keinem Zuſammenhange, höchſtens daß ſie einmal im Vorübergehen vom Herzoge ausgelacht wird, was aber keine große Wirkung auf ſie machen kann, da ſie ihn nicht einmal achtet, ja er überhaupt nicht ſehr achtbar iſt.

Alle spekulieren.

Das Stück ist allerdings mit einer Art derbem Geschick gemacht. Die Figur des Bedienten, der auf Aktien spekuliert, wäre gut genug. Aber die Roheit des Ganzen und daß die Verwicklung, an der es nicht fehlt, einerseits auf weit hergeholte Umstände gebaut ist, andererseits durch die Widerlichkeit der Charaktere und ihrer Verhältnisse abstoßend, ja langweilig wird, schließt dieses Machwerk (im bessern Sinne des Wortes) von aller Berücksichtigung aus.

Shakespeares Liebeslaunen.

Das Stück ist so übel nicht und könnte mit einigen Aenderungen sogar aufgeführt werden, besonders da eine allbekannte Anekdote zu Grunde liegt, so daß der Mattigkeit der Verwicklung durch ein biographisches Interesse zu Hilfe gekommen würde. Das Publikum möchte es kaum übelnehmen, daß der unsterbliche Wert Shakespeares schon von seinen Zeitgenossen in voller Geltung erkannt worden sei, sowie daß man schon damals bereit gewesen, dem ausgezeichneten Künstler ein Privilegium für alle Schwächen und Verirrungen des Lebens zuzugestehen. Die Personen sind gut, obgleich mit einem erborgten (shakespeareschen) Humor. Daß unter den Schauspielern auch eine Schauspielerin vorkommt, ist freilich ein schwer zu verdauender Anachronismus. Vom Preise wird es, gegenüber den andern, durch den Mangel an Eigentümlichkeit und an durchgreifendem Interesse ausgeschlossen.

Bankier Siegfried.

Bisher habe ich mangelhafte Stücke gelesen, langweilige, verfehlte; hier ist nun einmal auch ein schlechtes, und zwar um so mehr, als das Urteil über das Stück auf den Verfasser zurückschlägt. Hier fehlt es außer der poetischen Befähigung auch an der prosaischen.

Das Preislustspiel.

(Von Eduard Mauthner.)

Dieses Stück (wahrscheinlich von Prechtler) verrät allerdings Talent. Einzelheiten sind sogar recht gut. Aber die Verwicklung ist zu roh und zu wohlfeil. Daß eine Frau demjenigen unter den eben Anwesenden ihre Hand verspricht, der ein Lustspiel geschrieben haben werde, das in der ausgeschriebenen Bewerbung den Preis erhält, erinnert an die Gattung der falschen Primadonna und der falschen Indianer in Krähwinkel, und wäre jedem eingefallen, dem die Erfindung nicht zu wohlfeil geschienen hätte. Dann, wenn sie auch in ihrem Liebhaber das meiste Talent voraussetzt, befindet sich in der Gesellschaft noch ein anderer Literat, der

Journaliſt Weller, abgerechnet den Fall, der auch ſpäter wirklich eintritt, daß jemand ſich ein Luſtſpiel von einem andern werde machen laſſen. Als der Liebhaber, um ſie für ihren Leichtſinn zu ſtrafen, ſein Luſtſpiel dem Gecken Thalheim überläßt und dieſes Luſtſpiel den Preis erhält, wird dem letzteren willkürlich die Bedingung geſetzt, daß er ſich Schlag 10 Uhr zur Verlobung einfinden werde, und er inzwiſchen wegen Schulden in Arreſt geſetzt. Auf dieſe Art hätte er ſeinen Anſpruch auf Eugeniens Hand bereits verloren. Der wahre Autor will es aber noch weiter treiben, denn er hat verſprochen, ſeine Autorſchaft zu verſchweigen, und er will den Gecken zwingen, ſelbſt die Unterſchiebung zu geſtehen. Er kauft ihn daher aus dem Schuldenarreſt los, ſo daß er zur Verlobung erſcheinen kann; im Augenblick der Unterzeichnung aber erſcheint ein als Polizeikommiſſär verkleideter Schauſpieler, der den Verfaſſer wegen radikalen Inhaltes ſeines Stückes in Kriminalarreſt führen will, wodurch denn die nötigen Geſtändniſſe herbeigeführt werden. Es iſt möglich, daß das Publikum über all dieſe Plumpheiten hinausgeht und ſich dabei köſtlich amüſiert, aber die künſtleriſche Beurteilung kann ſich derlei nicht gefallen laſſen.

Querſtriche.

(Von F. v. Braunau.)

Eine Bearbeitung von Molières Etourdi, wie der Verfaſſer ſelbſt in einem kurzen Vorworte eingeſteht. Da tritt nun von vornherein ſchon der Uebelſtand ein, daß die naiven Verhältniſſe und Ereigniſſe des Originals unſerer Zeit noch viel entfernter liegen als der Zeit Molières und es eines doppelt ſo großen Talents als des ſeinigen bedürfte, um der Gegenwart dieſelben annehmbar zu machen, welches Talent denn, wie natürlich, der Verfaſſer der Bearbeitung nicht hat. Ja, indem der Verfaſſer fühlte, daß die immer wiederkehrenden étourderies von Molières Liebhaber etwas willkürlich Einförmiges haben, ſuchte er dieſelben nach Möglichkeit zu maskieren und aus dem Geſichtspunkte zu rücken, wodurch aber alles das, wozu bei Molière dieſe Figur durch die Abſicht des Dichters gleichſam prädeſtiniert iſt, in der Bearbeitung auf die Perſon ſelbſt fällt, welche dadurch einen Grad von Albernheit bekommt, der das Intereſſe ausſchließt. Alle dieſe Umſtände, verbunden mit Mangel an dramatiſchem Geſchick und komiſcher Kraft, machen in den zwei erſten Akten das Stück unendlich ſchwach, und es würde keine Beſprechung verdienen, wenn nicht im dritten Akt eine höchſt ingenioſe Wendung einträte, die Molières ſelbſt würdig wäre, da ſie bei ihm nicht vorkommt. Lelio nämlich oder, wie er in der Bearbeitung heißt, Hilario, in Verzweiflung über die durch ihn herbeigeführten Stö-

rungen, beschließt, sich selbst die Möglichkeit zu neuen Unbesonnenheiten abzuschneiden. Er läßt sich von seinem Diener in sein Haus einschließen und schwört hoch und teuer, es unter keiner Bedingung zu verlassen. Nun brauchte aber jener Diener gerade sein Zeugnis zur Bekräftigung einer neu angezettelten Spitzbüberei. Er ruft ihn wiederholt und dringend, schließt selbst das Haus auf. Hilario aber, der glaubt, man wolle nur seinen Vorsatz auf die Probe stellen, weigert sich hartnäckig und vereitelt nun durch sein Nichthandeln die zu seinen Gunsten angelegten Pläne, wie vorher durch sein Handeln. Wie denn überhaupt der gute Gedanke die entsprechende Behandlung gleichsam von selbst herbeiführt, hebt sich das Stück an dieser Stelle auch in der Darstellung, sinkt aber bald wieder, da es die von vornherein angelegten Entwickelungsgänge einhalten muß. Bei Molière fällt der Schluß allerdings wie vom Himmel. Hier wird er weitläuftig angelegt, ohne darum befriedigender zu sein, ja die Vorbereitungen dazu beschweren durch das ganze Stück die Auffassung des Zusehers und machen am Schluß den Eindruck des Nichtkönnens, indes man bei Molière mit einem Nichtwollen davonkommt. Das „Dialektische" des dritten Aktes würde fast auf Bäuerle als den Verfasser hindeuten, wenn nicht das Ungeschickte der zwei ersten Akte wäre. Das Talentlose derselben würde mich nicht irre machen.

Estella von Deinhardstein.

Da ist nun gleich, was zwar das Stück nichts angeht, wohl aber den Verfasser, ehemaligen Theaterdirektor, Zensor und Redakteur der Jahrbücher der Litteratur (!), die krasseste Unwissenheit offen zu Tage liegend. Er weiß nicht einmal, daß erst Ludwig XIV. die Gärten von Versailles angelegt; Haarbeutelperücken zur Zeit Franz I.! Der Unkunde der deutschen Sprache nicht zu gedenken. So wie Bauernfeld in allen seinen Stücken auf den Schauspieler Fichtner spekuliert, so spekuliert Deinhardstein auf Löwe. Als Rolle für letzteren kommt in vorliegendem Stücke auch Benvenuto Cellini vor. Aber was für ein Cellini? Der seinem Originale gerade so gleicht, wie Hans Sachs dem seinigen. Es fehlt nicht an einigen Theaterkniffen, die, von einer vorzüglichen Darstellung unterstützt, auf ein ungebildetes Publikum Wirkung machen können; das Ganze aber so leer an Charakteristik, an innerem Interesse und künstlerischer Haltung, daß das vorherrschende Gefühl das des Ekels ist.

Sammeln und Genießen.

Habe ich der blassen Tinte und meiner Augen wegen, besonders in der zweiten Hälfte, ziemlich oberflächlich gelesen. Ist ein wenig gar zu bürgerlich und kann nur darum ein Lustspiel heißen, weil es kein Trauerspiel ist. Wäre nicht das burleske Motto und

noch dazu aus der Rolle des Kapuziners in Wallenſteins Lager, ſo würde ich auf die Prinzeſſin Animalia von Sachſen als Verfaſſer raten. Kann nicht in Betracht kommen.

Heinrich und Alexis oder Schickſalstücken.

(Von Leopold Feldmann.)

Das iſt nun ein Talent fürs Komiſche, das beſonders, wenn der Verfaſſer ein noch junger Mann iſt, etwas für die Zukunft erwarten läßt; vorausgeſetzt, daß der zweite Akt, der beſte des Ganzen, nicht etwa einer ähnlichen Situation aus einem franzöſiſchen Luſtſpiel nachgebildet iſt, was ich beinahe fürchten muß, da ein Geſchick dieſer Art unter uns Deutſchen höchſt ſelten iſt. Dieſer Vorzug wird aber mehr als aufgewogen durch einen beträchtlichen Grad von Roheit, und zwar nicht nur einer künſtleriſchen im Plan und in den Ereigniſſen, ſondern auch einer moraliſchen, da die ergötzliche Perſon des Stückes durch den unverhüllt ausgeſprochenen Wunſch, ſeiner Gattin baldmöglichſt durch den Tod entledigt zu werden, geradezu Abſcheu erregen muß. Mit einer durchgreifenden Umarbeitung, aber auch nur ſo, könnte ein gutes Stück daraus werden.

Der Teuerdank.

Ein Stück in Verſen, in Reimen ſogar, die aber, ſo verdienſtlich ſie ſonſt ſein mögen, doch im Drama keine gute Wirkung machen, da es Klappreime ſind, die der Natürlichkeit des Dialogs Eintrag tun. Die Perſonen teils lyriſch allgemein, teils dramatiſch karikiert. Die Verwicklung ſchon öfter dageweſen, nicht glücklich angelegt und geführt, das Stück daher auch ohne Intereſſe. Es drängt ſich wieder die Bemerkung auf, daß die Verfaſſer, die man als Menſchen und als überhaupt begabt, am meiſten ſchätzen möchte, ſich in dieſen Luſtſpielen als die ſchwächſten zeigen.

Gleich und gleich.

Vielleicht von Raupach. Wenigſtens hat es alle Vorzüge, die man von einem ſo verſtändigen und begabten Manne vorausſetzen kann, und zugleich jene Gebrechen, die mitunter bei Raupachs beſten Stücken dem harmoniſchen Eindruck im Wege ſtehen. Glücklicherweiſe laſſen ſich dieſe Gebrechen in dem vorliegenden Luſtſpiele durch kleine Aenderungen, ja durch bloßes Wegſtreichen verbeſſern, ohne daß ſie ihm darum weniger zur Laſt fielen. Da iſt nun von vornherein der Gedanke, daß das Fräulein vom Hauſe ſich in den Bedienten ihres abweſenden Couſin verliebt, dadurch, daß ſie im Namen ihrer ungebildeten Kammerjungfer mit dieſem Bedienten korreſpondiert, wobei ſie von deſſen Briefen entzückt wird; welche Briefe

aber, ohne daß ſie es ahnet, aus denſelben Gründen im Namen des Bedienten von dem Herrn desſelben geſchrieben werden. Ein an ſich ſehr glückliches Motiv. Nur hat der Verfaſſer nicht gefühlt, daß — was auch das bekannte ruſſiſche Trauerſpiel Raupachs widerlich macht — ein Sklave Träger der Poeſie ſein kann, ein Leibeigener; ein Bedienter aber nie. Aufs allerhöchſte erſt dann, wenn wir uns vorher durch Aug und Ohr von ſeiner edlen Natur hinreichend überzeugt hätten, wozu ein paar vorgeleſene Stellen aus einem Briefe desſelben bei weitem nicht hinreichen. Daß der Couſin auf Reiſen ſich in das Kammermädchen aus ihren vermeinten Briefen verliebt, dagegen iſt nichts einzuwenden; die Couſine aber muß ſich höchſtens von Mitleid hingeriſſen, ſympathiſch berührt finden und nicht in voller Liebesglut, wie hier geſchieht; was ſich aber, wie geſagt, durch Wegſtreichen einzelner Ausbrüche ins Gleiche bringen läßt. Dieſer im Grunde magere Stoff iſt mit ſo viel Kunſt ausgeſponnen (vielleicht zu ſehr für die Bühnenwirkung), die Perſonen ſind ſo gut gehalten, namentlich das Kammermädchen, der Bediente, der Herr vom Hauſe, daß man ſich wenigſtens nicht gegenüber der Kunſt zu ſchämen braucht, wenn man dem Stücke den Preis zuerkennt. Nun gefällt mir allerdings Bauernfelds kategoriſcher Imperativ — nicht als Luſtſpiel, wohl aber als Kundgebung eines glücklicheren Naturells — beſſer; aber der Preis iſt nicht von einer Akademie der Wiſſenſchaften oder Künſte, ſondern von einer Theaterdirektion ausgeſchrieben, die Aufführbarkeit gehört daher unter die notwendigen Erforderniſſe. Beim kategoriſchen Imperativ wird aber weder die Aufführung von der Behörde zugelaſſen werden, noch iſt es nach echten Kunſtanſichten zu rechtfertigen, daß in dem Bankier jenes Stückes eine beſtimmte Perſon, der Baron Rothſchild nämlich, dem öffentlichen Gelächter preisgegeben werde.

Ein deutſcher Schriftſteller.

Habe ich wegen Kleinheit der Schrift und Bläſſe der Tinte nicht leſen können. Es iſt aber ſchon die Idee unglücklich, Leſſing zum Helden eines Stückes zu machen und ſich einzubilden, man könne einen ſolchen Heroen des Geiſtes ſeiner würdig reden und handeln laſſen. Uebrigens ſcheint der Verfaſſer nicht übel, obgleich Leſſing ſchon gleich anfangs ſo von ſeinem Werte ſpricht, als allenfalls wir von ihm ſprechen. Transeat!

Witwen.

Das Ganze beinahe ſtofflos, oder vielmehr was darin dem Stoffe angehört, eher den Eindruck ſtörend als fördernd. Ueberhaupt der Fehler des Verfaſſers, daß er ſowohl in der Fabel als

in der Behandlung eine augenblickliche Wirkung von dem erwartet, was erst die Reflexion zur Geltung bringen kann. Die Verwicklung, die aus der heimlichen Ehe der einen der beiden Witwen hervorgeht, das Wunderlichste und Unwahrscheinlichste, was man sich denken kann. Die Entwicklung besteht nur darin, daß die Leute sich endlich gefallen lassen, was unverändert bleibt. Von den Personen einige sehr gut, namentlich die zweite Witwe, und in dem Dialog Stellen und Züge, die dem Verfasser die größte Ehre machen. Nach der Adresse scheint er ein Landsmann. Ich möchte ihn wohl kennen lernen.

Mademoiselle Histoire.

Schon der politisch revolutionäre Hintergrund widerlich, obgleich im ausgleichenden Sinne aufgefaßt. Die Verwicklungen teils nicht geschickt angelegt, teils in ihren Resultaten übereilt und unbefriedigend. Von den Personen höchstens der alte Registrator, der eine vorübergehend komische Wirkung verspricht.

Das Krämermädchen.

Gegen das Stück läßt sich wenig einwenden, nur ist die Verwicklung zu durchsichtig, steigert sich nirgends zur eigentlichen Spannung, und die Entwicklung kündigt sich schon zu früh an. Wäre zum Accessit zuzulassen. Nur müßte die erste Bekanntschaft des Barons mit dem vermeinten Krämermädchen von etwas länger datieren. In der gegenwärtigen Fassung ist das Ganze zu romanhaft, ohne romantisch zu sein.

Das Maskenfest zu Fischbach.

Man muß das Stück bis zu Ende lesen, um erst am Schluß sich zu überzeugen, daß es nicht so ganz und gar unsinnig ist, als man während des ganzen Verlaufes glauben mußte.

Der Täufling des Kardinals.

Schade, daß das unbestreitbare Talent des Verfassers für das Lustspiel durch eine wunderliche Wendung des Stoffes unwirksam gemacht wird. Daß der Kardinal Mazarin, um die Liebe des Königs zu seiner Nichte im Keime zu ersticken, ihr einen Scheinliebhaber gibt und hierzu einen ehemaligen Schenkjungen wählt, ist so außer aller Konvenienz und Wahrscheinlichkeit, daß die, ohnehin erst gegen das Ende wie aus der Luft herabfallende Intrigue, alles befriedigenden Eindrucks entbehrt. Zudem sind mir im Lesen — vielleicht nur aus Mangel gespannter Aufmerksamkeit

— so Plan als Mittel ziemlich undeutlich geblieben. Es ist zu fürchten, daß im Fortrollen der Vorstellung dasselbe auch dem Zuseher begegnen werde. Ich glaube fast, das Stück ist von Holtei.

Die Grundsätzlichen.

Wenn das Stück, wie sie sagen, von Raupach ist, so hat ihm das Alter mehr Schaden zugefügt, als mir; denn ich weiß doch, daß das schlecht ist, was ich schreibe, und ich halte damit zurück. Die Grundsätzlichen haben eine zweifache Intrigue, nicht aber eine Doppelintrigue, wo zwei, nebeneinander herlaufen, was sehr gut angeht, sondern zwei, die hintereinander kommen und sich ablösen. Nun kann ein Lustspiel zwanzig Intriguen als Mittel zu demselben Zwecke haben, wie der Etourdi oder die Fourberies de Scapin, oder vier bis fünf wie der Barbier von Sevilla; aber zwei, das hebt die Einheit des Stückes auf. Zudem sind die Verwicklungen beide so ohne Zartgefühl und Delikatesse, daß sie nur anwidern können. Als ich Raupach, bloß wegen des Wertes der Behandlung, für den Verfasser von Gleich für gleich hielt, habe ich ihm zu viel Ehre angetan. Das gegenwärtige Stück ist viel schlechter, halb pedantisch und halb roh.

Ein Geheimnis.

Der bedeutend langweilige Anfang geht später in das Niederträchtige über. Die Art, wie die Briefe, welche das Geheimnis bilden, von allen Personen des Stückes durch verschiedene Mittel und zu verschiedenen Zwecken gleich eifrig gesucht werden, hat etwas einer künstlerischen Verwicklung Aehnliches. Nur schade, daß die Majorin, als Hauptinteressentin, nur ihrem Manne zu sagen braucht, daß sie, bevor sie ihn gekannt, mit seinem nun bereits verstorbenen Freunde in einem Liebesverhältnis gestanden habe, um die ganze Intrigue zu Wasser zu machen. An diesem Grundübel würde das Interesse scheitern, wenn es auch nicht zu Lüge, Betrug, ja eigentlichem Diebstahl seine Zuflucht nehmen müßte.

Das Fräulein von Reval.

Offenbar von einem ältern Manne. Haltung und Führung, wie sie allenfalls von einem Verehrer der Minna von Barnhelm zu erwarten wäre, mit welchem Stücke das vorliegende — versteht sich: aus gehöriger Entfernung — eine gewisse Familienähnlichkeit hat. Der Hauptfehler besteht darin, daß man schon beim ersten Eintreten der Verwicklung, in den ersten Szenen des Stückes, die ganze Entwicklung voraus weiß. Das ist kein Fehler des Verfassers, dem offenbar um ein solches Geheimhalten gar nicht zu tun

war; wohl aber ein Fehler für den Zuseher, da das Stück dadurch aller Spannung entbehrt. Die Figuren und Begebenheiten, in denen auf diese Art das Interesse sich allein konzentriert, sind obwohl großenteils recht gut, doch nicht bedeutend genug, um für sich allein die Aufmerksamkeit zu fesseln. Der Eindruck dürfte daher ein sehr matter sein.

Der Liebesbrief.

(Von Roderich Benedix.)

Gehört unter die bessern der eingesandten Stücke, obgleich der Liebesbrief, der in drei verschiedenen Exemplaren an drei verschiedene Frauenzimmer gelangt, und von dem man eine Verwicklung erwartet, in einen bloßen Spaß ausgeht, da er auf die Handlung gar keinen Einfluß nimmt. Verdiente allenfalls die Aufführung.

Bühne und Leben.

Die Geschichte von Garriks Engagement auf dem Londoner Theater. Es bewegt sich immerfort im Kreise und bleibt daher auf dem nämlichen Punkte stehen. — Es würde ungeheuer ermüden, um nicht zu sagen langweilen, obgleich das Einzelne nicht ohne Geschick, ja selbst nicht ohne Talent ist.

(1851).

Das gekrönte Preisstück „Der kategorische Imperativ" hat in der Darstellung nicht gefallen, oder, wie manche behaupten, sogar mißfallen. Ich will hier weder eine Apologie des Stückes schreiben, noch der Preisrichter, unter die ich auch gehöre, sondern den Sachverhalt darlegen und daran einige Bemerkungen knüpfen.

Unter den 103 Stücken, welche zur Bewerbung um den Preis eingingen, fand sich keins, das ihn verdient hätte. Eines darunter von unserm Landsmann Fritsch war vortrefflich, ja musterhaft gemacht, der Verfasser hatte sich aber im Stoffe vergriffen. Ein zweites, aus der russischen Geschichte, zeigte von einer ausgezeichneten Geisteskraft des Verfassers, aber die eigentliche Lustspielverwicklung war unendlich schwach und es trat auch der Umstand ein, daß die Hauptfigur möglicherweise gar nicht darzustellen war. Ein drittes in fünf Akten, im besten Tone des ältern Lustspiels gehalten, war zu sehr ausgesponnen und trainierte, besonders im letzten Akte, hätte auch bei der Aufführung eine dem Umfange nach geringe, aber höchst wesentliche Aenderung erfordert, welche gegenüber den andern Preisbewerbern nicht vorgenommen werden konnte. Ein viertes, ohne Anstand aufzuführ-

rendes, hatte doch zu wenig Qualitäten, um es aus dem Standpunkte der Kunſt bevorzugen zu können.

Es blieb daher nichts übrig, als aus ſo vielen mangelhaften Stücken dasjenige auszuwählen, das gerechten Anforderungen doch wenigſtens am nächſten kam.

Der kategoriſche Imperativ (ſchon der Titel iſt ein Mißgriff) hat alle Mängel der frühern Bauernfeldſchen Stücke, und, die Wahrheit zu ſagen, wenig von ihren Vorzügen. Letztere ſchienen aber doch immer genug, um auch in der Darſtellung jenes Intereſſe zu erwecken, das man bei der Leſung lebhaft empfunden hatte. Man ſpreche mir hier nicht von dem Unterſchiede der Lektüre und der Darſtellung. Der Schreiber gegenwärtiger Zeilen kennt dieſen Unterſchied genau und weiß ſehr gut, was ſich darſtellen läßt und was nicht.

Theaterkritiken.

1.

(1818).

Am 12. Mai im Theater nächſt der Burg: Taſſo. Mlle. Böhler aus Leipzig und Herr Lemm aus Berlin gaben die Rollen der Prinzeſſin und des Antonio als Gäſte. Eine Schauſpielerin tut vielleicht nicht wohl, die Rolle dieſer Prinzeſſin zu ihrem erſten Auftritt auf einer fremden Bühne zu wählen. Man möchte bei einer ſolchen Gelegenheit ſich dem neuen Publikum doch gleich im beſten Lichte zeigen und demſelben ſo viel Seiten ſeines Talentes vor die Augen bringen, als nur irgend angehen mag. Einfach und in ſich ſelbſt begründet, wie dieſe Prinzeſſin iſt, ohne Glanz und Schimmer — faſt farblos möcht' ich ſie nennen — iſt ſie ſo durchaus negativ gehalten, daß ſie, richtig dargeſtellt, immer nur als Glied des Ganzen gelten, nie aber ſehr merklich hervortreten kann. Ja, man möchte überhaupt beinahe glauben, daß es irgend einem Frauenzimmer von Geiſt und Gefühl auf einer Privatbühne leichter gelingen möchte, in dieſer Rolle zu befriedigen, als der erſten Schauſpielerin auf dem öffentlichen Theater. Das Eigentümliche dieſer Prinzeſſin beſteht eben darin, ganz und gar keine Schauſpielerin zu ſein; nichts zu *ſcheinen*. Das gibt durchaus keine *Rolle*.

Wer der letzten Vorſtellung des Taſſo beigewohnt hat, wird aus dieſer Darlegung unſere Anſicht nun wohl abnehmen, wo Mll. Böhler uns vortrefflich ſcheinen mußte, und wo ſie uns zu wünſchen übrig ließ. Das Spiel der Mlle. Böhler iſt nicht frei von Manier. Das tut nie gute Wirkung, am wenigſten

in der hier angezeigten Rolle. Der Vortrag dieser Schauspielerin ist in hohem Grade deklamatorisch. Alle Stellen, wo diese Art des Vortrags am Platze war, gelangen ihr vortrefflich, dagegen verfiel sie aber häufig in den Fehler, Dinge, die leicht gesagt sein wollen, zu sehr hervorzuheben. Besonders war dies der Fall im 1. Aufzuge. Diese Rolle verträgt durchaus keine eigentlich deklamatorische Behandlung. Vom 3. Aufzuge an ließ Dlle. Böhler sich verleiten, etwas von dem Tone der unglücklichen Liebhaberin anzunehmen. Die Prinzessin liebt wohl und ist nicht glücklich; aber dieselben Gefühle wirken bei verschiedenen Menschen verschieden. Alles, was sich hierüber sagen ließe, ist in den wenigen Zeilen enthalten, die der Dichter Leonore Sanvitale in den Mund legt:

.... ihre Neigung zu dem werten Manne
Ist ihren andern Leidenschaften gleich.
Sie leuchten, wie der stille Schein des Mondes
Dem Wandrer spärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht und gießen keine Lust
Noch 'Lebensfreud' umher.

Es ist wohl begreiflich, daß Leonore gerade da, wo sie diese Worte sagt, alle Ursache hat zu ihrer eigenen Rechtfertigung, der Bedürfnislosigkeit ihrer Freundin das Gewand der Apathie zu leihen, nichtsdestoweniger aber sind doch diese Worte der Schlüssel zu dem Charakter der Prinzessin. Aber genug gekrittelt. Mlle. Böhler hat in dieser Rolle gezeigt, was sie in andern zu leisten imstande ist. Und genau betrachtet kann man als Prinzessin im Tasso manches zu wünschen übrig lassen, und noch immer eine bedeutende Schauspielerin sein. Wer denkt nicht hierbei an die Vorgängerin der Dlle. Böhler in dieser Rolle, deren Andenken noch in allen Herzen lebt, und die doch auch an derselben Stelle dieselben Klippen fand. — Das Publikum erkannte das Schwierige der Aufgabe und ließ dem Verdienste des schönen Gastes bei jeder gelungenen Stelle volle Gerechtigkeit widerfahren.

Antonio war Herr Lemm. Seine beiden früheren Darstellungen auf unserer Bühne hatten zu freudigen Erwartungen berechtigt und — sie wurden erfüllt. Herr Lemm hat seine ungeheuer schwierige Aufgabe als ein Mann gelöst, der weiß, was er will, und was er will, auch kann. Wenn man schon tadeln wollte, könnte man erinnern, daß der schroffe, kalte Antonio nicht bloß Staatsmann, daß er offenbar auch Hofmann ist. Nicht als wollte man dem tüchtigen Manne das Reverenzenwesen, das sich manche bei dem Worte: Hofmann denken und als das Höchste preisen, aufheften. Gott behüte! Laßt uns die Karikaturen der Assembleezimmer dahin verbannen, wohin sie gehören, und uns wohl hüten, die heitern Laubgänge der Kunst in Spitzsäulen und

Schnörkelpartien der Konversation zu verschneiden, damit uns das Theater ein Zufluchtsort sei vor der Erbärmlichkeit des Alltagslebens und nicht ein reflektierender Spiegel desselben. Also nicht so ist's gemeint. Aber es dünkte uns, als ob Antonio bei seinem ersten Auftreten die Unterordnung außer acht gelassen hätte, die den Hofmann charakterisiert. Herr Lemm trat im ersten Aufzuge offenbar zu sehr vor und erlaubte sich im Ton der Rede und in seinen Bewegungen manches, was Antonio wohl nicht gewagt hätte. Auch kam uns vor, als ob er gleich anfangs sich von dem Bestreben, den Gegensatz der Prosa gegen den Stellvertreter der Poesie zu markieren, etwas zu sehr hätte bestimmen lassen. In den folgenden Akten kam Herr Lemm von diesen kleinen Abwegen ganz zurück. Eine Anmerkung, die übrigens auf Herrn Lemms ganze Darstellung geht, ist diese, daß er im Vortrage — ob aus Mangel des Atmens, oder durch das Bestreben irre geleitet, den Rhythmus in den Reden des prosaischen Antonio aufzuheben, oder endlich aus übler Angewohnheit — Verse und Konstruktionen öfters auf eine unangenehme Art zerreißt, wodurch manchmal wohl gar der Sinn verloren geht. Auch sprach er manchmal zu leise. Was außer dem musterhaften Auffassen des Ganzen der Rolle in seiner Darstellung noch einzeln lobenswert war, hat das Publikum durch seine oft wiederholten Zeichen des Beifalls laut genug bezeichnet. Er und Mlle. Böhler wurden am Schluß der Vorstellung gerufen; die übrigen Darstellenden trugen alles bei, um den Abend zu einem der genußreichsten zu machen, die man irgend haben kann. Mit alten Bekannten macht man wenig Umstände, sie wissen ja doch von lange her, was sie uns gelten. Aber die Gerechtigkeit fordert, das meisterhafte Spiel der Mad. Löwe herauszuheben, die sich ganz der gewöhnlich nicht genug überlegten Ehre würdig zeigte, Goethes Geiste zum Organ zu dienen. Sie kann wohl musterhaft in ihrem Bestreben genannt werden, nicht mehr, aber auch das alles in ihrer Rolle geben zu wollen, was der Dichter hineingelegt hat. Rauschender Beifall, die Zuhörer nicht weniger ehrend als die Künstlerin, belohnte ihr schönes Hinwirken zum Ganzen. Schließlich sei es mir noch erlaubt, dem Publikum ein Kompliment zu machen über die Art, wie es das Ganze aufnahm und das Einzelne. Ich müßte mich sehr irren, oder Wien steht am Eingange einer schönen Zeit.

2.

(1847).

Ich höre täglich Klagen über das Hofburgtheater. Einesteils berührt mich das nicht viel, denn ich lese, daß man überall

in Deutschland über die Theater klagt, so daß es also scheint, das Uebel liege nicht in Lokal- oder Personalverhältnissen, sondern in der Sache selbst, in allgemeinen Mängeln, die, wie man weiß, sich nicht so leicht wegschaffen lassen. Anderseits bin ich zwar kein Besucher der Theater, lese aber häufig die Theaterzettel, wo ich denn sehe, daß Wien noch immer ein Dutzend vortreffliche und dazu noch mehrere ganz gute Schauspieler besitzt, was man von keinem andern Theater in der Welt sagen kann. Was die Wahl der Stücke betrifft, so wird eben aufgeführt, was man überall aufführt, und daß man eines oder das andere nicht aufführt, verdient eher Lob als Tadel. Die künstlerische Leitung dürfte nicht besonders sein, wie bei allen heutigen Theatern, da der Künstlerstolz mit der Künstlerbefähigung in umgekehrtem Verhältnisse steht und ich keinen Schauspieler in Deutschland weiß, der Lust hätte, sich in seinen Anschauungen von irgend jemand beirren zu lassen. Es dürfte der Mühe wert sein, den Gründen dieser Unzufriedenheit näher auf die Spur zu kommen und daher vor allem zu betrachten, von wem diese Klagen ausgehen.

Da stoße ich denn, als auf die lautesten, zuerst auf die Journalisten. Damit hat es nun eine eigne Bewandtnis. In der Regel wird einer nur Journalist, wenn er die traurige Erfahrung gemacht hat, daß es ihm an Fähigkeit in jedem Fache des menschlichen Wissens und Vermögens gebreche. Wer etwas weiß oder kann, der schreibt *etwas* und nicht *über* etwas. Man hilft sich zwar damit, daß man von einem *kritischen* Talente spricht. Damit hat es aber seine guten Wege. Das kritische Talent ist ein Ausfluß des hervorbringenden. Wer selbst etwas machen kann, kann auch das beurteilen, was andere gemacht haben. Die gewöhnliche Kritik zieht sich ihre Regeln aus dem Vorhandenen ab, mit dem es das Neue vergleicht. Nimmt sie nun Meisterstücke zum Maßstabe, so wird sie ungerecht, da Meisterstücke zu verehren, aber nicht zu begehren sind; vergleicht sie aber das Unbedeutende miteinander, so vergißt, sie, daß das Unbedeutende und Zufällige auf Millionen verschiedene Art da sein kann und davon Tassos Wort gilt: „S'ei piace, ei lice" — Erlaubt ist, was gefällt.

Mit diesem letzteren Satze sind wir auf den Standpunkt des Publikums gekommen; wir wollen vorher aber noch von einer zweiten Klasse sprechen, die sich mit ihren Klagen über das Theater laut macht, und das sind die Dichter. Diese verlangen vom Theater, daß *ihre* Stücke aufgeführt werden. Sie sind nämlich der Meinung, die Schaubühne sei nur der Dichter willen da, damit diese durch die Aufführung belehrt, gefördert, bekannt und belohnt würden. Die Schaubühne ist aber da, um dem Publikum Kunstgenüsse zu verschaffen. Sind die Stücke der lebenden Dichter gut, d. h. ge-

eignet, dem Publikum einen Kunstgenuß zu verschaffen, so müssen sie aufgeführt, sind sie aber schlecht, so müssen sie ausgeschlossen werden. Da aber heutzutage das dramatische Talent in Deutschland so ziemlich eingeschlafen ist, so hätten kaum ein paar Dichter und diese auch nur für einzelne ihrer Werke das Recht, eine Aufführung anzusprechen. Die Klage der Dichter zeigt sich daher noch ungegründeter als die der Journalisten, weil letztere doch auch die Vergangenheit und das übrige Europa in den Kreis ihrer Forderungen hereinziehen.

Aber auch das Publikum klagt über das Theater. Und das scheint schlimm. Um des Publikums willen ist das Theater da. Das Publikum ist nicht der gesetzkundige Richter, aber die Jury, die ihr Schuldig oder Nichtschuldig ohne weitere Appellation ausspricht. Damit ist nicht gemeint, als ob das Publikum im großen von der Poesie irgend etwas verstehe, als ob es die Idee des Dichters, die Schwierigkeit der Ausführung, die Mittel, die er angewendet, das Geistreiche der Verknüpfung zu beurteilen imstande wäre, sondern sein Urteil hat nur Geltung über das Faktum: ob er in der Ausführung die allgemeine Menschennatur getroffen, ob er gerührt, wenn er rühren, erheitert, wenn er erheitern, erschüttert, wenn er erschüttern, überzeugt, wenn er überzeugen wollte. Man hat, wenn man sich der Autorität des Publikums unterwirft, wie bei der Jury, nicht die Gesetzkunde, sondern den gesunden Menverstand, die richtige Empfindung, vor allem aber die Unbefangenheit beider im Auge. Sollte ein Publikum diese Eigenschaften ganz oder zum Teile eingebüßt haben, so ist es in diesem Augenblicke keine Jury mehr, sondern ein mehr oder weniger unwissender und daher unbrauchbarer Richter; unwissend, weil von einer aus allen Bildungsstufen zusammengesetzten Menge die Kenntnis der Sache nicht vorauszusetzen ist.

Wir hatten in Wien vor fünfzehn oder zwanzig Jahren ein vortreffliches Publikum. Ohne übermäßige Bildung, aber mit praktischem Verstande, richtiger Empfindung und einer erregbaren Einbildungskraft begabt, gab es sich dem Eindrucke unbefangen hin. Das Mittelmäßige gefiel oft, denn die Leute wollten vor allem unterhalten sein, aber nie hat das Gute mißfallen, wenige Fälle von höchst mangelhafter Darstellung ausgenommen.

1.

Der Freischütz, Oper von Maria Weber.

(1821).

Der Tonsetzer gehört offenbar ein wenig in die Klasse derjenigen, die den Unterschied zwischen Poesie und Musik, zwischen

Worten und Tönen verkennen. Die Musik hat keine Worte, d. h. willkürliche Zeichen, die eine Bedeutung erst durch das erhalten, was man damit bezeichnet. Der Ton ist, nebstdem daß er ein Zeichen sein kann, auch noch eine Sache. Eine Reihe von Tönen gefällt, so wie eine gewisse Form in den plastischen Künsten, ohne daß man noch eine bestimmte Darstellung damit verbunden hätte; ein Mißton mißfällt, wie das Häßliche in der Plastik, schon rein physisch, ohne weitere Verstandesbezeichnung. Wenn die Wirkung der Worte auf den Verstand und erst durch diesen auf das Gefühl geschieht, indes die Sinne dabei eine nur dienende Rolle spielen; so wirkt die bildende und die Tonkunst unmittelbar auf die Sinne, durch diese auf das Gefühl und der Verstand nimmt erst in letzter Instanz an dem Gesamteindrucke teil. Diese Betrachtung hat auch in der bildenden Kunst die größten Kenner, worunter man nur Mengs, Lessing und Goethe zu nennen braucht, dazu geführt, die Schönheit der Form als unerläßliches, ja als höchstes Gesetz für sie aufzustellen.

Was von der bildenden Kunst gilt, gilt in noch viel höherm Grade von der Musik. Ihre erste unmittelbare Wirkung ist Sinn- und Nervenreiz; weshalb ihr auch Kant (für jeden Fall nach seinen Voraussetzungen richtig) den Platz viel tiefer als den übrigen schönen Künsten anweist; weil nämlich ihre Wirkung so überwiegend physisch ist, daß der Verstand, dessen mögliche regulative Mitwirkung Kant als das Kriterium jeder schönen Kunst betrachtet, nur einen höchst untergeordneten Einfluß auf das Gefühl der Lust und Unlust dabei nehmen kann. Wenn nun auch Kant hierin zu weit gegangen ist, so bleiben doch die Tatsachen richtig, von denen er ausging. Der Gehörssinn, der beim Hören von Worten ein Diener des Verstandes ist, entzieht sich bei Tönen offenbar zum Teil seiner Herrschaft und erhält in der Unmittelbarkeit der Wirkung eine Aehnlichkeit mit den niedern Sinnen, eine Aehnlichkeit die z. B. beim Hören entfernter, indistinkter Waldhorntöne überraschend hervortritt. Daß aber auf die niedern Sinne, so süß sie auch sein mögen, ja so sehr sie auch einer Beziehung und Bedeutung empfänglich sein mögen, keine freie, keine schöne Kunst gebaut werden könne, ist allgemein bekannt und angenommen.

So sind die Töne in ihrer ersten ursprünglichen Bedeutung: unmittelbar durch sich selbst, ohne notwendige Dazwischenkunft des Verstandes gefallende oder mißfallende Sinneneindrücke. Selbst bei der künstlichen Zusammensetzung von Intervallen bleibt das Urteil darüber noch immer ein reines Sinnenurteil, weil sich die spitzfindigste Intervallentheorie doch immer nur auf das, in der natürlichen Einrichtung unsers Gehörorgans gegründete Wohl- oder Uebelklingen stützen kann.

Schreitet man in der Betrachtung der Töne und ihrer Verbindungen weiter fort, so zeigt sich bald eine neue Seite, welche die zu einer schönen Kunst notwendige Verbindung mit dem Verstande wirklich herstellt und eine Musik als Kunst möglich macht. Nebstdem nämlich, daß die Töne an sich gefallen oder mißfallen, lehrt uns auch das Bewußtsein, daß durch sie besondere Gemütszustände erweckt werden, zu deren Bezeichnung sie daher auch gebraucht werden können. Freude und Wehmut, Sehnsucht und Liebe haben ihre Töne, ja sogar der Schmerz, der Schreck, der Zorn ihre Laute, welche zu Tönen zu veredeln wenigstens nicht unmöglich ist. Wenn nun hierdurch auch die Bezeichnungsfähigkeit der Musik gerettet ist, so darf man zweierlei nicht vergessen. Erstens, daß diese Bezeichnung keine genaue bestimmende wie durch Begriffe und die dazu gehörigen Worte ist; zweitens, daß die ursprüngliche, rein-sinnliche Natur der Töne durch keine später hinzukommende Erweiterung der Bedeutung ganz aufgehoben werden kann, d. h. bei aller Musik, auch in ihrer höchsten Verfeinerung, immer der Sinn den ersten Eindruck empfängt, daß dieser Eindruck ein heftig wirkender, oft beinahe unwiderstehlicher ist und daß daher bei der ziemlich vagen Bezeichnungsfähigkeit der Musik der nur entfernt wirkende Verstand nicht fähig ist, durch seine Billigung unangenehme Eindrücke auszugleichen, welche die Sinne mit überwiegender Gewalt empfangen haben.

Was erstens die Bezeichnungsfähigkeit der Musik betrifft, so bin ich erbötig, bei jeder beliebigen Opernarie Mozarts, des unstreitig größten aller Tonsetzer, die Worte durchaus, ja sogar den Modus der Empfindung zu ändern, ohne daß jemand, der das Musikstück nun zum erstenmale hört, daran ein Arges haben und es weniger bewundern soll. Oder noch schlagender, da man die Möglichkeit eines solchen Versuches geradezu leugnen wird. Man nehme die charakteristischste Sinfonie Beethovens, und lasse von zehn geistreichen, in der Musik und Poesie erfahrenen Männern einen passenden Text darunter setzen, und erstaune dann, was für Verschiedenheiten sich da zeigen werden. Ja vielmehr ist eben dies das unterscheidende Kennzeichen der Musik vor allen Künsten, daß in ihr Sinfonien, Sonaten, Konzerte möglich sind, Kunstwerke nämlich, die, ohne etwas Genaubestimmtes zu bezeichnen, rein durch ihre innere Konstruktion und die sie begleitenden dunkeln Gefühle gefallen. Gerade diese dunkeln Gefühle nun sind das eigentliche Gebiet der Musik. Hierin muß ihr die Poesie nachstehen. Wo Worte nicht mehr hinreichen, sprechen die Töne. Was Gestalten nicht auszudrücken vermögen, malt ein Laut. Die sprachlose Sehnsucht; das schweigende Verlangen; der Liebe Wünsche; die Wehmut, die einen Gegenstand sucht und zittert, ihn zu finden in sich selbst; der Glaube, der sich aufschwingt; das Gebet,

das lallt und stammelt: alles was höher geht und tiefer als Worte gehen können, das gehört der Musik an; da ist sie unerreicht, in allem andern steht sie ihren Schwesterkünsten nach.

Was folgt nun aus dem allen? wird man fragen. Soll Musik aufhören, bezeichnend sein zu wollen? Soll sie in der Oper nicht streng dem Text folgen? Soll sie nicht streben, den Verstand zu befriedigen? Es folgt daraus, daß die Musik vor allem streben soll, das zu erreichen, was ihr erreichbar ist; daß sie nicht, um mit den Begriffen der Redekünste einen Wettstreit in der genauen Bezeichnung zu beginnen, das aufgeben soll, worin sie allen Redekünsten überlegen ist; daß sie nicht streben müsse, aus Tönen Worte zu machen; daß sie, wie jede Kunst, aufhöre Kunst zu sein, wenn sie aus der in ihrer Natur gegründeten Form herausgeht, welche Form im Wohllaut liegt bei der Musik, wie in der Wohlgestalt bei aller bildenden Kunst; daß, so wie der Dichter ein Tor ist, der in seinen Versen den Musiker im Klang erreichen will, ebenso der Musiker ein Verrückter ist, der mit seinen Tönen dem Dichter an Bestimmtheit des Ausdruckes es gleich tun will; daß Mozart der größte Tonsetzer ist und Maria Weber — nicht der größte ...

2.

Euryanthe, Oper von K. M. Weber.

(1823).

Was ich schon bei Erscheinung des Freischützen geahndet hatte, scheint sich nunmehr zu bestätigen. Weber ist allerdings ein poetischer Kopf, aber kein *Musiker*. Keine Spur von Melodie, nicht etwa bloß von gefälliger, sondern von Melodie überhaupt. (Ich nenne aber Melodie einen *organisch* verbundenen Satz, dessen einzelne Teile einander musikalisch-notwendig bedingen.) Abgerissene Gedanken, bloß durch den Text zusammengehalten und ohne innere (musikalische) Konsequenz. Keine Erfindung, selbst die Behandlung ohne Originalität. Gänzlicher Mangel an Anordnung und Kolorit. Der romantisch-leichte Stoff beschwert und herabgezogen, daß man sich bang und ängstlich fühlen muß. Kein lichter Moment ausgespart, das Ganze in *einem* Tone düster und trübselig gehalten. Ich sehe in diesem Kompositeur einen musikalischen *Adolf Müllner*. Beide traten glänzend auf, indem sie, erst im spätern Mannesalter beginnend, die kärgliche Poesie ihres ganzen frühern Lebens, durch einen treibenden Stoff gehoben, in *einer* knallenden Feuerwerkfronte abbrannten (Schuld, Freischütz). Beide Männer von scharfem Verstande, mit mannigfachen Talenten, beide von ihrem eigenen Werte und dem ihrer Hervor-

bringungen innigst überzeugt, beide Theoriemänner und daher auch Unkünstler, beide sich hinneigend zur Kritik. Kritik wird das Ende Webers sein, wie es Müllners Ende war. So wie er in der Meinung sinkt, wird er suchen jene herabzuziehen, die noch in der Meinung *stehen*, und zwar, wie Müllner, ohne sich dabei der bösen Absicht bewußt zu sein. Gott gebe, daß ich irre, und verzeihe mir, wenn ich es tue.

Gestern wieder in der Eurhanthe gewesen. Diese Musik ist *scheußlich*. Dieses Umkehren des Wohllautes, dieses Notzüchtigen des Schönen, würde in den guten Zeiten Griechenlands mit Strafen von Seite des Staates belegt worden sein. Solche Musik ist *polizeiwidrig*, sie würde Unmenschen bilden, wenn es möglich wäre, daß sie nach und nach allgemeinen Eingang finden finden könnte. Als ich die Oper zum erstenmale hörte, half ich mir über die ärgsten Stellen durch Unaufmerksamkeit weg. Gestern ließ mich der Wunsch, dem Tonsetzer nicht unrecht zu tun, genau achtgeben. Anfangs ging es ganz leidlich; teils ist der Eingang weniger verschroben, teils war die Kraft zu dulden in mir noch ungeschwächt, aber von Stufe zu Stufe stieg das innere Grausen und ging zuletzt bis zur körperlichen Uebelkeit. Wenn ich am Schluß des zweiten Aufzuges nicht das Theater verließ, hätte man mich im Verlauf des dritten vielleicht hinaus*tragen* müssen. Diese Oper kann nur Narren gefallen, oder Blödsinnigen oder Gelehrten, oder Straßenräubern und Meuchelmördern.

3.

Robert der Teufel von Meyerbeer.

(31. August 1833).

Aufführung der Oper: Robert der Teufel im Theater am Kärntnertor.

Die Aufmerksamkeit des Publikums war seit lange auf diese Vorstellung gerichtet. Es hatten sich geradezu zwei Parteien gebildet, die nach ihrer Vorliebe oder Abneigung die verschiedenartigsten Ergebnisse im Vergleich mit der Aufführung derselben Oper im Theater in der Josephstadt voraussagten. Der Erfolg hat wunderbarerweise den Erwartungen beider Teile entsprochen. Indes die gewöhnlichen Besucher des Kärntnertortheaters in der Leistung dieses Abends alles dasjenige fanden, was man von einer reich dotierten, in gutem fundus instructus befindlichen Anstalt mit Recht erwarten darf, bemerkten auf der andern Seite die Freunde der Josephstädter-Darstellungen, daß sie von dem Anteile, den

sie ihren dortigen Lieblingen geschenkt hatten, nicht das mindeste abzuziehen brauchten; ja ihre Achtung für die Leistungen und die Leitung jenes Theaters wurde selbst durch jene Partien nur noch vermehrt, wo sie der reich geschmückten Stadtdame den Vorzug vor der schlichten Vorstädterin ehrlich einräumen mußten.

Es liegt außer meiner Absicht, hier von dem Werte der musikalischen Komposition zu sprechen, die, alle andern Vorzüge abgerechnet, mindestens den hat, daß sie — aus der Feder eines Deutschen geflossen — von jener neudeutschen Ansicht abgeht, welche die Aufgabe der Oper lediglich in der öden, musikalischen Instrumentierung eines Textes sieht und findet. Vorderhand soll nur die Darstellung besprochen werden, und zwar die erste Vorstellung des Kärntnertortheaters mit der ersten Vorstellung in der Josephstadt verglichen, welche letztere — was nicht zur Ehre des dortigen Personals gereicht — von allen Wiederholungen, die ich später daselbst sah, bei weitem die beste war.

Was nun vor allem den Hebel des Ganzen, die Rolle des Bertram, betrifft, so hat mich Herr Staudigl doppelt überrascht. Einmal hinsichtlich des Spiels. Wenn ich mir Pöcks klassische Ruhe, seine edle Haltung vor die Augen brachte, wie er, ohne die reinste Linie des Schönen zu verletzen, doch alle die schauerliche Wirkung seiner Rolle hervorbringt und sich dadurch zum leuchtenden Mittelpunkt des Ganzen machte, so mußte ich für jeden Nachahmer verzweifeln. Herr Staudigl hat aber nicht nachgeahmt. Die Art, wie er seine Rolle auffaßte, gehört zwar einer minderen Region an, es ist die Art, wie das böse Prinzip gewöhnlich dargestellt zu werden pflegt; auch war er von vornherein sichtlich befangen und unscheinbar. In der Folge hob er sich aber und verdiente in den prägnanten Stellen der letzten Akte allen Beifall; ja er gab einer Stelle (der Beschwörungsarie) ein Relief, das sie in Pöcks Darstellung nicht hatte.

Die zweite Ueberraschung oder vielmehr Täuschung war sein Gesang. Wenn niemand in Deutschland Herrn Staudigls Sarastro und Priester in Norma erreichen wird, so dürfte dafür in halb Europa kein Gegenbild zu Pöcks metallreicher, herzbeschleichender Seelenstimme gefunden werden. Es gibt edle Naturen, in der Kunstwelt wie in der sittlichen. Man kann sie durch Bemühung teilweise überbieten, im ganzen aber nie erreichen. Hier war der Darsteller des Stadttheaters von vornherein im Nachteile. Aber so farb- und klanglos hatten Staudigls Bewunderer, unter die auch ich gehöre, sich ihn nicht gedacht. Er schadete sich noch dadurch, daß er, um den Umfang seiner Stimme geltend zu machen, tiefe Töne hineinzog, an denen die Tiefe bemerklicher war, als der Ton. Gegen den Schluß wurde er immer besser und besser, bei jeder

Wiederholung wird er an Wert gewinnen, Herrn Pöck wird er in dieser Rolle nie erreichen.

Madame Ernst ist eine so ausgezeichnete Sängerin, daß eine Parallele im allgemeinen zwischen ihr und Mamsell Segatta ziehen, erstere — bald hätte ich gesagt: beleidigen hieße. Aber die Rolle der Alise ist die beste der Mamsell Segatta und eine untergeordnete der Mad. Ernst. Wenn die vortreffliche Gesang-Manier der Sängerin des Stadttheaters in manchen Stellen ihre Preisbewerberin weit zurückließ, so gab auf der andern Seite der immer reine Anschlag der Mamsell Segatta, die klangarmen Stimmen gewöhnlich beiwohnende Leichtigkeit hohe Accorde zu ergreifen, der Vorstadtsängerin nur zu oft ein merkliches Uebergewicht. Auch war die naive Nuancierung, die Mad. Ernst der Rolle geben zu müssen glaubte, der Wirkung nicht günstig. Das Zünglein der Wage steht so ziemlich ein, zwischen der Leistung dieser beiden Sängerinnen, ohne Präjudiz versteht sich für alle andern Rollen.

Mehr oder weniger gilt das von Mad. Ernst Gesagte auch von Herrn Binder. Alle seine Kunstbildung konnte nicht verhindern, daß, besonders in dem schönen Duett zu Anfang des 2. (3.) Aktes Herrn Emmingers gesunde frische Tenorstimme eine ungleich bessere Wirkung hervorbrachte. Ueberhaupt sank dieses Duett, ein Glanzpunkt in der Darstellung des Josephstädter Theaters, an jenem Abend beinahe bis zur Unbedeutendheit herab. Die Sänger wurden zwar vorgerufen, sie fanden aber wohl in ihrer eigenen Brust minder günstige Richter.

Ueber Herrn Breiting ist es schwer, ein Urteil zu fällen oder vielmehr das gefällte auszusprechen. Er vereinigt manches Gute mit so viel Abenteuerlichem in Spiel und Gesang, daß man sich in Verlegenheit gesetzt findet. Seine Stimme ist die Stimme vier oder fünf verschiedener Menschen, von denen der eine übel singt, der andere gut. Wenn es ihm gelingt, mit zusammengefaßter Kehle diese gewaltigen Töne zu bändigen, so gerät manches recht vorzüglich, wo er sich aber vergißt und dem Strom seinen natürlichen Lauf läßt, so macht es, wie gesagt, eine abenteuerliche Wirkung. Der gegenwärtigen Vorstellung hat er vielleicht dadurch geschadet, daß die, wie es scheint, im voraus unberechenbare Stärke seiner Töne die der Nebensänger deckte, wodurch das künstliche Verhältnis der Stimmen mitunter unangenehm gestört wurde.

Der Chor des Stadtoperntheaters ist so anerkannt vortrefflich, daß ihn neuerdings zu loben, überflüssig scheint. Seine Richtigkeit ist sich unter allen Verhältnissen gleich geblieben. Nur scheint mir, daß in ganz neuester Zeit er sich vor allem die Stärke zum Hauptaugenmerk gemacht habe, ohne zu bedenken, daß nicht alle Zuhörer mit den Ohren der Menge hören. Unangenehm ist mir der

Weiberchor im 4. Akte aufgefallen, der mit schwungloser Starrheit vorgetragen wurde. Er erhielt zwar Beifall, ich möchte aber die Leiter des Chors fragen, ob sie dies für die Art halten, in der Gesangsstücke vorgetragen werden sollen. Der Männerchor des Theaters in der Josephstadt ist, wie natürlich, weder an Genauigkeit noch an Macht mit dem Städter zu vergleichen, in der ersten Vorstellung hat er aber sehr richtig nuanciert.

Noch viel weniger leidet der eingestreute Tanz, im Stadttheater von geübten Künstlern ausgeführt, eine Vergleichung mit der gleichnamigen Ausschmückung der Oper im Josephstädtertheater, dessen Tänzer alles können, nur nicht tanzen. Die Idee des Balletts aber schien mir im letzteren viel richtiger aufgefaßt. Alle Bewegungen haben dort eine Beziehung auf den Zweck, Roberten zur Ergreifung des Zweiges anzulocken. Im Kärntnertortheater aber erscheinen die Tänzerinnen, führen Nummer für Nummer vier oder fünf Entrees auf, wobei sie die Beine von sich strecken und echt solotänzerisch sich um den Gang der Handlung nicht im mindesten bekümmern. Und all das so reizlos, so unverführerisch, daß man glaubt, Robert ergreife nur den Zweig, um sie los zu werden. Auch ist es ein unverzeihlicher Mißgriff, daß die Verwandlung der erstandenen Sünderinnen in reizende Mädchen nicht auf dem Theater selbst geschieht. Der ganze Gedanke wird dadurch gestört.

Hier muß ich nur noch bemerken, daß das eingestreute Lob über die zum Teil getadelten Sänger des Stadttheaters nicht als ein Pflaster auf geschlagene Wunden, nicht als eine Bemühung, das einerseits Verdorbene auf der andern Seite wieder gut zu machen, anzusehen ist, sondern als meine wahre Herzensmeinung über wohlverdiente Künstler. Ich kenne keine Rücksicht auf Personen, die Gunst der einzelnen und des Ganzen ist mir gleichgültig, sowie das Wohl- oder Uebelwollen der gesamten Welt, wenn es sich um das Gute und Rechte handelt.

Mamsell Baier zog sich wohl gut aus ihrer Rolle, die sie mit Gefühl vortrug und mit Verstand auseinander setzte. Die Schwierigkeit ihrer Gesangpartie fordert eine Sängerin vom ersten Range. Sie machte mit viel Umsicht häufigen Gebrauch von einer gemäßigten sotta voce, der die sogenannten éclats ihrer Stimme am wenigsten zusagen.

4.

Erstes Auftreten der Dlle. Leeb.

(1836).

Ich fühle mich veranlaßt, auch einmal eine Theateranzeige zu schreiben. Am 27. September wurde im Josephstädter Theater die Oper: „Der Schwur" zum ersten Auftreten der Sängerin Dlle. Leeb gegeben. Daß die junge Anfängerin mit großem Beifall sang, Orchester und Chöre recht gut und die ganze Aufführung recht lobenswürdig war, gereicht dem Personal und der Direktion zu großer Ehre, geht mich aber hier nichts an, da ich mein Absehen auf etwas ganz anderes gerichtet habe. Es ist dies der Theaterzettel.

Auf demselben war nämlich Dlle. Leeb als ehemalige Schülerin des Musikvereins und gegenwärtige des Herrn Seipelt bezeichnet. Ehemalige Schülerin. Man sollte denken, das datiere von Jahren her. Dlle. Leeb aber war bis unmittelbar vor ihrem Auftreten Schülerin des Musikvereins, wo sie, noch dazu mit Stipendium, durch sechs Jahre Unterricht genoß, und das lernte, was sie jetzt kann. Gegenwärtige Schülerin des Herrn Seipelt. Er hat also wahrscheinlich den Part mit ihr durchgegangen, was allen Dank verdient; noch mehr aber, daß er sich enthalten, ihr von der richtigen Gesangsmethode und dem angenehmen Vortrag, den wir aus der theatralischen Laufbahn Herrn Seipelts an ihm kennen, und die selbst den Komiker Nestroy zur Nachahmung anreizte, ihr bis jetzt auch nur das Geringste beizubringen. Ich will Herrn Seipelt ein mir unbekanntes Verdienst im Erteilen des ersten Elementarunterrichts nicht bestreiten; aber glaubt er wirklich imstande zu sein, eine Sängerin, die im Musikverein bis auf die Stufe gebracht worden ist, auf der Dlle. Leeb schon seit länger als einem Jahre steht, — glaubt Herr Seipelt wirklich, er könne einer solchen Sängerin noch etwas beibringen? Was denn? Letzte Rundung, Geschmack, Empfindung? Herr Seipelt?

Bis hierher scheint die Sache nur lächerlich. Sie hat aber auch eine ernsthafte Seite ...

5.

(1847?).

Da ist denn eine Oper, von deren Wert jedermann gleich mir überzeugt sein wird, und die doch in der Aufführung nicht gefallen hat. Ein Teil dieses ungünstigen Erfolges fällt freilich

dem Opernbuche zur Last, das entweder geradezu schlecht, oder wenn nicht schlecht, doch wenigstens unverständlich ist. Ein anderer Teil trifft die mangelhafte Aufführung, denn außer Herrn Staudigl und, in gebührendem Abstand, Herrn Pfister, hat niemand seine Schuldigkeit völlig getan. Nichtsdestoweniger kleben aber auch der oben belobten Musik wesentliche Fehler an. Vielleicht ist jede Nummer einzeln vortrefflich, zusammen aber unterstützen und unterscheiden sie sich nicht hinlänglich. Außer ein paar gefälligen, aber auf das Ganze wenig Einfluß nehmenden Kavatinen, herrscht in dem übrigen ein durchgängiger Charakter von Beweglichkeit und Unruhe, der dem Gemüte keine Haltpunkte gestattet und daher auf die Länge belästigend wird. Die musikalischen Perioden sind durchgehends zu lang, selten durch Schlußpunkte, fast immer nur durch Beistriche und Kolons getrennt und unterschieden. Wie die Italiener eine Vorliebe, so könnte man sagen, der Verfasser habe eine Scheu vor der Kadenz. Immer wird sie durch neue Ausweichungen hinausgeschoben und, wenn das Ohr nach dem Grundtone lechzt, wird durch eine Folge von Nebenaccorden der Durst bis zum Verschmachten gesteigert. Der Verfasser hat alles, was zum Komponisten gehört, a u c h Melodie, schöne edle Melodie, er ist aber zur Zeit noch nicht Meister des Kunststückes: während er schreibt zugleich im Parterre zu sitzen und sich zuzuhören, mithin auf das Bedürfnis des Publikums Rücksicht zu nehmen. Diese Trennung der Personen, die dem Unverständigen geringfügig, ja verächtlich scheint, ist nichtsdestoweniger das, was den Begabten erst zum Künstler macht, die Brücke aus der Studierstube in die Welt.

Man spreche nur nicht gleich — wie eben die nämlichen Unverständigen — von dem Publikum als von Leuten, die nichts verstehen. Das Schlimmste für den Komponisten wäre, wenn die Zuhörer so viel oder mehr verstünden als er. Dann würden nämlich sie die Opern schreiben und er müßte zuhören. Aber die Stellung des Künstlers noch so hoch angeschlagen, wird sie doch nicht höher sein als die des Lehrers, und auch die Aufgabe dieses letztern ist: f a ß l i c h zu sein und dazu muß man sich auf den Standpunkt des Hörers versetzen können.

Es haben in der Oper mehr Nummern enthusiastisch gefallen, als in mancher andern, bis zum Himmel erhobenen. Im Verfolg aber ermattete das Publikum und zwar, nach obigen Andeutungen, ebensomehr aus physikalischen als aus ästhetischen Ursachen.

Ueber das Wirken der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates und deren gegenwärtigen Zustand.

(Wien, im Dezember 1838).

Die jüngste Leistung der hiesigen Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, die großartige Aufführung von Haydns unsterblichen „Jahreszeiten" ist noch lebendig in allen Gemütern. Sie bildet ein Ereignis, dessen Erinnerung nicht so leicht verlöschen wird. Tausendeinhundertzweiunddreißig Musiker, sämtlich Bewohner einer und der nämlichen Stadt, großenteils Schüler oder Mitglieder der Anstalt, konnten vereinigt werden, um auf gleicher Höhe mit einer riesenhaften Konzeption, dem Ausdrucke derselben eine Macht zu verleihen, wie sie der Verfasser des Werkes kaum in den Momenten der Begeisterung sich als möglich gedacht hätte. Und das alles hat eine Anstalt geleistet, die nicht durch Dotationen und ausschließliche Begünstigungen, sondern lediglich durch einzeln gesammelte Beiträge der Kunstfreunde einer wenig ausgedehnten Provinz, um nicht zu sagen einer einzigen Stadt, gegründet, erhalten, und durch mehr als ein Vierteljahrhundert fortgeführt worden ist.

Es hat im Verlaufe dieser Zeit nicht an Verkleinerern der Anstalt gefehlt. Man behauptete, die Künstler vom Fache würden dadurch in ihrem Erwerbe beeinträchtiget, aber es leben Hunderte derselben von der verbreiteten Liebhaberei für die Kunst, und so nützt, was diese Liebhaberei befördert, unmittelbar den Künstlern. Man befürchtete, ein der echten Kunst gefährlicher Dilettantismus werde genährt und über seine Grenzen befördert. Nun denn, wenn die letzte Aufführung der „Jahreszeiten" Werk des Dilettantismus war, so sei er gehegt und gepriesen für immer. Man hat der Gesellschaft vorgeworfen, sie habe noch wenige eigentlich bedeutende Künstler hervorgebracht. Aber was hat sich denn in derselben Zeit auch außerhalb der Gesellschaft musikalisch Großes nachgebildet? Mozarts, Haydns und Beethovens Platz ist noch nicht besetzt. Trägt irgend jemand, oder irgend eine Anstalt dessen die Schuld?

Die Schule *bildet* nur das Talent, aber sie *erzeugt* es nicht. Laßt es wieder bedeutend wie früher unter uns entstehen, und es wird in den Musikschulen des Konservatoriums von vortrefflichen Meistern seine Bildung, oder wenn der Zufall es andere Wege führen sollte, doch im Kreise der Gesellschaft das zweite Erfordernis seiner Wirksamkeit finden: Ein nicht nur *kunstliebendes*, sondern auch *kunstverständiges* Publikum in allen Klassen und Ständen. Und dazu, was eigentlich die Aufgabe der *Schule* ist, die Verbreitung der Lehre und der Fertigkeit in die ganze Masse der Ausübenden, dazu hat die Gesellschaft der Musikfreunde beigetragen nach Vermögen und redlich.

Wer sich der Schwierigkeit erinnert, mit der die viel schwächere Besetzung zu Händels „Timotheus" beim Entstehen der Anstalt zusammengebracht wurde, und weiß, wie viele jüngsthin bei Haydns „Jahreszeiten" als überflüssig zurückgewiesen werden mußten, kann hierüber keinen Zweifel hegen. Es sind aber auch aus der Mitte der Gesellschaft selbst und aus ihrer Lehranstalt wirklich schon mehrere ausübende Tonkünstler *ersten* Ranges, und eine große Anzahl geschickter, vollkommen brauchbarer Sänger und Instrumentalisten hervorgegangen, welche im In- und Auslande ehrenvolle Anerkennung gefunden haben, wenn es auch nicht von jedem einzelnen öffentlich bekannt geworden ist, daß sie ihre Ausbildung, oder wenigstens die Grundlage derselben, der Gesellschaft verdanken. Ein Verzeichnis derselben würde genügen, auch in dieser Beziehung jeden Zweifel über die Verdienste der Anstalt schwinden zu machen.

Allerdings fehlt aber der Gesellschaft noch manches und vieles, dessen Mangel aus der Beschränktheit der Mittel hervorgeht. Bei ihrem Entstehen vom Publikum mit Enthusiasmus gegründet, machte ihr Anwachsen bald viele und bedeutende Auslagen notwendig. Aus Mangel eines geeigneten Lokals mußte ein eigenes Haus gekauft, ein weitwendiger Bau unternommen werden, dessen Kosten, zum Teil auf die Hoffnung einer gleich günstigen Zukunft vorausgenommen, noch immer mit Kapital und Zinsen schwer auf der Anstalt lasten; zahlreiche Meister und Einrichtungen waren zu bestreiten. Wenn auf diese Art die Anforderungen sich häuften, wollten die Zuflüsse nicht gleichen Schritt halten. Im Verlaufe beinahe eines Menschenalters ward ein beträchtlicher Teil der ersten Gründer und Beförderer durch den Tod hinweggerafft; Umsiedlungen, häusliche Ereignisse machten andere Beiträge stocken. Die Anzahl der unterstützenden Mitglieder, trotz der großmütigen Gaben einzelner, blieb nach und nach soweit zurück, daß, wenn es nicht gelingt, das Publikum zu neuer Teilnahme anzuregen, die Gesellschaft ihre Zwecke, ja endlich ihren Bestand gefährdet sehen, oder, wenn man vermöchte, Beistand von andern Seiten zu erhalten, Wien wenigstens um den Ruhm gebracht sein würde, so großartige Wirkungen ohne anderes Einschreiten, bloß durch die Kunstliebe einzelner, als Ergebnis der allgemeinen Kunstbildung hervorgebracht und erhalten zu haben.

Man hat die Gelegenheit des jüngst veranstalteten Musikfestes benutzen wollen, um Wiens Bewohner und das Land überhaupt auf die Umstände aufmerksam zu machen. Wenn die Gesellschaft erst der Sorge für die Lasten der Vergangenheit enthoben ist, wird es ihr möglich werden, jene Kunsthöhe zu erreichen, die sie sich als Zweck vorgesetzt, und deren Grundbau schon in den bisherigen Leistungen sich gelegt findet. Mögen daher sämtliche Kunst-

freunde, die der Anstalt noch nicht angehören, in diesen Andeutungen einen Sporn finden, sich so edlen Zwecken anzuschließen; jene aber, die bereits Mitglieder sind, eine Aufforderung, die hier ausgedrückten Wünsche im Kreise ihrer Freunde durch persönliches Einwirken zu unterstützen.

Die Beiträge, welche die Gesellschaft von ihren gewöhnlichen Mitgliedern erwartet, sind an sich nicht bedeutend, die Vorteile jedem Gebildeten klar. Da übrigens einer der Hauptzwecke, ja der Hauptzweck selbst, die Erhaltung und weitere Fortbildung des Konservatoriums ist, so würden, wie dies schon öfters der Fall gewesen ist, Beiträge oder Zusicherungen mit besonderer Widmung für diese Anstalt, zu vorzüglichem Danke verpflichten.

F. G.

Entwürfe.

Entwurf einer öffentlichen Erklärung.

(1819).

Ich finde mich veranlaßt, dem vor einiger Zeit verbreiteten, auch in verschiedenen Zeitungen aufgenommenen Gerüchte: ich sei Sekretär Ihrer Majestät der Kaiserin von Oestreich geworden, hiermit öffentlich zu widersprechen. Ich bekleide nicht allein diese Stelle nicht, sondern bin auch — auf der untersten Dienststufe, als Praktikant der k. k. Hofkammer stehend — durchaus nicht imstande, die Zwecke irgend jemandes, insofern es dabei auf Amtsgewalt und Einfluß ankömmt, zu befördern. Diejenigen, die sich übrigens in ähnlichen Angelegenheiten bereits an mich gewandt haben, können ruhig und versichert sein, daß ich ihre aus Irrtum an mich gerichteten Schreiben jedesmal an die Personen und Behörden abgegeben habe, denen die Würdigung und Entscheidung darüber zusteht.

Entwurf einer Ansprache

an die Beamten des Hofkammerarchivs bei der Uebernahme der Direktion.

(1832).

Dem, was die Herren soeben gesagt haben, kann ich nur hinzufügen, daß Sie in mir den gefälligsten und verträglichsten aller Menschen finden werden, wenn Sie dasjenige genau erfüllen, was ich von Ihnen zu fordern berechtigt bin, sowie auch ich zur genauesten Pflichterfüllung mich hiermit bereit erkläre. Im ersten Augenblicke, bei meinem neuen Geschäfte würde mir bereitwilliges Entgegenkommen doppelt angenehm sein; wir wollen aber trachten, in möglichst kurzer Zeit Nachsicht von beiden Seiten überflüssig zu machen. Ich freue mich, unter Ihnen zu sein, und hoffe, daß auch Sie schon jetzt oder doch in Zukunft den heutigen Tag unter die angenehmen zählen sollen.

Entwurf einer Verteidigungsschrift nach der Aufhebung der Ludlamshöhle.

(1826).

Es ist im Gesetze nirgends verboten, daß Personen sich vereinigen in einer unschuldigen Absicht, als die ist, sich anständig zu unterhalten.

Es ist nirgends verboten, daß ein solcher Verein sich über gewisse Regeln des Verhaltens vereinige, die bloß Unordnung verhüten und Ausartung in Ungezogenheit und Roheit vorbeugen sollen.

Es ist nirgends geboten, derlei unschuldige und unbedeutende Regeln des Verhaltens der Behörde anzuzeigen. Das Gesetz verbietet bloß, sie zu verheimlichen.

Jede Verheimlichung setzt aber eine vorhergegangene Frage oder eine Pflicht zur Anzeige voraus; letztere, wie gesagt, ist im Gesetze nirgends angedeutet. Verheimlichung ist eine Begehung, Nichtanzeige eine Unterlassung.

Nachdem die Polizei die Ludlam über patriotische Beiträge abquittiert, und die Gabe als von der Gesellschaft kommend, in der Zeitung eingerückt, hatte sie die Gesellschaft stillschweigend anerkannt.

Das Ganze beruht auf einem Fehler der Polizei: da die Mitglieder der Gesellschaft eine Pflicht zur Anzeige nicht hatten, wohl aber die Polizei eine Pflicht, sich um die Verhältnisse eines Vereines zu bekümmern, der mit ihrem Vorwissen sich versammelte, als Gesellschaft Geld an sie abführte, so hätte sie, bevor sie das Bestehen des Vereins durch Aufführung in der Zeitung anerkannte, früher seine Einrichtung genauer untersuchen und sich von deren Unbedenklichkeit überzeugen müssen. Von dem Augenblicke, als die Wienerzeitung die Gabe der Gesellschaft, die sich täglich in der Wohnung des Gastwirtes Heidvogel versammelt, aufführte, bekam jedermann ein Recht der anerkannten Gesellschaft beizutreten.

Entwurf des Ehrenbürger-Diploms der Stadt Wien für den Grafen Radetzky.

(7. August 1848).

Wir Gemeindeausschuß und Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Wien beurkunden hiermit: Graf Joseph v. Radetzky, Feldmarschall und Großkreuz des Theresienordens, hat durch mehr als zwei Menschenalter an allen Waffentaten der österreichischen Armee, als Schwert und Schild, durch Tapferkeit und Feldherrneinsicht, ruhmvollen Anteil genommen.

Von den Türkenkriegen der Achtzigerjahre bis zu den Befreiungsschlachten von Kulm und Leipzig ist kein glorreiches Ereignis, das nicht ihn, das nicht er gleichmäßig verherrlichet hätte. Auf die höchste Stufe des Krieger- und Bürgerruhms, hob ihn aber die jüngste Vergangenheit, als sein Name und sein Heer der alleinige Ausdruck von der einst gefürchteten Macht Oesterreichs waren, als er in zwölf Tagen, deren jeder ein Sieg, einem jahrelang vorbereiteten tückischen Ueberfallskriege ein Ende machte, und sich jenen Helden anreihte, die als Wiederhersteller des Vaterlandes im Gedächtnisse der spätesten Enkel fortleben. Die Meinungen der Zeit verschlingt die Zeit, was aber alle Zeiten groß genannt haben, steht unerschüttert in jedem Wechsel.

Zum bleibenden Zeichen der Dankbarkeit, welche mit dem ganzen Vaterlande auch diese Stadtgemeinde dem größten Feldherrn unserer Zeit, der Zierde Oestreichs, dem Stolze Deutschlands, schuldig zollt, haben wir, Gemeindeausschuß und Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Wien, uns selber ehrend, dem Grafen Joseph v. Radetzky das Ehrenbürgerrecht der Haupt- und Residenzstadt angeboten und verliehen, demselben die Rechte eines Ehrenbürgers der Stadt Wien eingeräumt und seinen ruhmvollen Namen als den Ersten in dem goldenen Buche der Ehrenbürger der freien Kommune Wien eingezeichnet.

Zur Urkund und Bekräftigung dessen haben wir gegenwärtiges Diplom ausgefertigt, unterzeichnet und mit unserem Siegel versehen.

Entwurf der Adresse des Verwaltungsrates der Wiener Nationalgarde an den Grafen Radetzky.

(1848).

Eure Excellenz!
Hochverehrter Herr Feldmarschall!

Die freie Stadtgemeinde Wien hat sich selbst geehrt, als sie beschloß, Euer Excellenz Namen dem Verzeichnisse ihrer Bürger voranzusetzen. Wenn die friedliche Bevölkerung dem Manne ihren Dank ausdrückt, dessen Taten und Name die beste Bürgschaft der wiederkehrenden Ruhe waren, so fühlte schon damals, als die Kunde der ersten entscheidenden Siege in Italien zu uns drang, jener Teil der Bewohner von Wien, dessen Aufgabe es war, der Anarchie mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, und welcher noch am 23. August für Ordnung und Recht sein Blut verspritzte, — die Nationalgarde Wiens — sich gedrungen, Eurer Excellenz die anerkennende Bewunderung der weltgeschichtlichen Taten des österreichischen Heeres in Italien und ihres unsterblichen Führers auszusprechen. Indem sie es wagen, dem Sieger

von Custozza, der jüngst bei Novara neue unverwelkliche Lorbeeren errungen, dieses Schwert, das Sinnbild und Werkzeug des Sieges — darzubringen, ist ihr Wunsch, daß Eure Excellenz bei dem Anblicke dieses Schwertes jetzt und noch eine Reihe von Jahren gedenken mögen, wie nicht Mangel an Mut und Hingebung jene Greuel in Wien verschuldet, vielmehr die rollende Zeit im ersten Absturze unaufhaltbar sei, es wäre denn von einer Heldenfaust gleich Radetzkys.

Entwurf eines Trinkspruches auf Seine Majestät Kaiser Franz Joseph I.

(Sliacz 18. August 1851).

Ich trinke die Gesundheit unseres Kaisers und Herrn, als eines Leuchtturms in unserer sturmbewegten Zeit, als einer Fahne, um die sich alle Rechtgesinnten scharen mögen, um nicht vereinzelt zu unterliegen in dem Streite gegen den Wahnsinn und das Verbrechen; die Gesundheit dessen, der jung genug ist, um nicht die Fehler eines veralteten Systems als Gewohnheit in sich zu tragen, und alt genug, um den Geist der Zeit von dem Geiste der Mode zu unterscheiden, den die Vorsehung mit allen Gaben ausgerüstet hat, die ihm nötig sind und uns: mit der Frömmigkeit des Christen, der Tapferkeit des Kriegers, dem Wohlwollen des Menschen, der Festigkeit des Mannes, an den jeden schon die Sorge für das eigene Wohl fesseln würde, wenn nicht die von den Vätern ererbte Treue heilige und daher, will's Gott, festere Bande knüpfte. Oft möge ihm der heutige Tag zurückkehren, der sein Geburtstag ist und zugleich der Tag der Wiedergeburt unseres schönen gemeinsamen Vaterlandes.

Glück und Segen über Franz Joseph, den Gott für uns gewählt, und den unsere Herzen bestätigt.

Entwurf einer Adresse des Herrenhauses an Seine Majestät Kaiser Franz Joseph I.

(1861).

Eure Majestät!

Das treugehorsamste Herrenhaus des Reichsrates hat mit freudiger Bewegung die Mitteilungen vernommen, die das Staatsministerium im Auftrag Eurer Majestät bezüglich der ungarischen Wirren an dieses Haus gelangen ließ.

Wir haben daran nach zwei Seiten die Festigkeit des Fürsten bewundert, der sein angestammtes Recht zu bewahren, aber auch

auf dem eingeschlagenen konstitutionellen Wege zu beharren entschlossen ist.

Wir preisen die Friedensliebe, die ungeachtet so viel Trotz und Ungebühr, den Weg der künftigen Verständigung noch immer nicht für verschlossen hält.

Wir erkennen die Vorsorge des Vaters, der einer teils irregeleiteten, teils eingeschüchterten Menge jene Reue im voraus zu ersparen wünscht, welche der Vorhalt aller Interessen und die Vereinsamung in der Welt der Bildung auch über jene bringen wird, die jetzt Ordnungslosigkeit für Freiheit und Starrsinn für Beharrlichkeit zu halten scheinen.

Möge bald auch jenseits der Leitha wieder ein Strahl der Bruderliebe erwachen, die uns erfüllt und durch Jahrhunderte aus allen Stämmen Oestreichs ein einiges und zufriedenes Volk gemacht hat.

Entwurf einer Adresse an Ihre Majestät Kaiserin Elisabeth bei ihrer Rückkehr aus Madeira.

(1862).

Ehrfurchtsvoll und freudig begrüßen wir Sie wieder in der Mitte der Ihren.

So übertrieben die Gefahr sein mochte, von der wir Sie bedroht glaubten, in unserer Besorgnis war sie wirklich und wahr, und wir preisen jetzt als eine Rettung, was doch nur eine Erhaltung war.

Allein nicht nur für Ihr hohes Selbst, auch für Ihren Gatten, den Herrscher von Oestreich, bricht mit Ihrer Rückkehr ein neuer Tag an.

Die Zeiten sind so trüb und verworren, daß der Mann nirgends mehr einen Platz des Ausruhens hat, als in seiner Häuslichkeit.

Je höher die Stellung, um so mehr ausgesetzt dem Sturm, von Sorgen umlagert, kann er von dem Tage nichts mehr sein nennen als den Abend.

Seien Sie wieder die Herrin des Hauses, die Mutter langentbehrter Kinder, die Trösterin nach den Mühen des Tages, die erheiternde Freundin, die ausgleichende Milde selbst bei gerechtem Zorn und tugendhafter Entrüstung, eine Vertreterin des Schutzengels über Ihren Gatten und dadurch über uns alle. Oder vielmehr: Seien Sie es nicht! Sie sind es.

Entwurf eines Aufrufes zu Beiträgen für das Tegetthoff-Denkmal in Wien.

(1871).

Ausgezeichnete Männer sind ein doppelter Segen. Einmal fördern sie die Zeit, in der sie wirken. Dann bleiben sie als leuchtendes Beispiel für alle kommenden.

Ein solcher Mann war Vizeadmiral Tegetthoff, den wir eben erst verloren. Ein Seemann, dem nur ein größerer Wirkungskreis fehlte, um sich den berühmtesten Seehelden aller Zeiten anzureihen. Aber dieser weitere Wirkungskreis fehlte ihm, und als Admiral in einem wesentlich festländischen Staate ist er in Gefahr, in kommender Zeit allmählich dem Vergessen anheimzufallen.

Und das wollen wir verhüten. Denn er war nicht nur in seinem Fache, er war in jedem — als Soldat im allgemeinen, als Hochgebildeter in jedem Fache des Wissens, als Geschäftsleiter, als Staatsmann, als Bürger, als Patriot ein Vorbild, und das soll er bleiben.

Da ist denn die Idee entstanden, ihm ein Standbild zu errichten. Und in Wien, am Alserring, gegenüber der Votivkirche, soll es stehen, die aus einem Dankopfer für die Erhaltung des erhabenen älteren Bruders unabsichtlich zu einem Totenmal für den in einem anderen Weltteil so schändlich hingemordeten jüngeren Bruder geworden ist.

Hier, vermischt mit dem Andenken des unglücklichen Kaisers Max von Mexiko, unter dessen Augen sich Tegetthoff gebildet, der ihm als Leiter der Marine die materiellen Mittel für seine Siege vorbereitet, dessen Leiche der Allezeitgetreue in das Vaterland zurückgebracht hat, hier soll er stehen und seinen früheren Wohltäter und die Ehre des Vaterlandes hüten.

Mögen alle Freunde des Vaterlandes und alle Bewunderer menschlicher Vorzüge die Ausführung des Werkes durch ihre Beiträge möglich machen.

Entwurf eines Berichtes über die Vollendung von Schuberts Grabdenkmal.

(1880).

Allen Freunden und Verehrern Schuberts, vornehmlich aber denjenigen, die ihr Gefühl für ihn durch Beiträge zu seinem Denkmale werktätig gezeigt haben, dient zu wissen, daß dieses Denkmal, von geschickter Hand wohlgelungen ausgeführt und mit der ähnlichen Büste des Verewigten, aus Gußeisen geziert, eben jetzt fertig

geworden und in dem Kirchhof zu Währing aufgestellt ist, wo es der allgemeinen Ansicht offen steht.

Die Nachweisung über die Verwendung der durch Unterzeichnung eingegangenen Beträge wird nachträglich bekannt gemacht werden.

Entwurf eines Briefes an den Schillerverein in Leipzig.

Sie haben mich zum Mitgliede Ihres Schillervereins gewählt; und wahrlich, Sie haben recht getan. Nicht, als wollte ich meinen eignen Erzeugnissen damit einen besondern Wert zuschreiben, aber es gibt keinen größern Verehrer Schillers in Deutschland als mich. Goethe mag ein größerer Dichter sein, und ist es wohl auch. Schiller aber ist ein größeres Besitztum der Nation, die starke, erhebende Eindrücke braucht, Herzensbegeisterung in einer am Mißbrauch des Geistes kränkelnden Zeit. Er ist nicht zum Volke herabgestiegen, sondern hat sich dahingestellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinauf zu gelangen, und die Ueberfülle des Ausdrucks, die man ihm zum Fehler anrechnen möchte, bildet eben die Brücke, auf der Wanderer von allen Bildungsstufen zu seiner Höhe gelangen können. Sind seine Ansichten immer natürlich und selbst sein Uebernatürliches immer ein solches, welches durch sein Vorkommen zu allen Zeiten sich als ein in der Menschennatur unaustilgbar Begründetes darstellt, so ist seine Form geradezu musterhaft. Zwischen dem Allzuweiten der Engländer und dem Engen der älteren Franzosen bildet sie gerade jene Mitte, welche einerseits jeder Entwickelung Raum gibt und andererseits ein durch literarische Genüsse abgenutztes Publikum hinlänglich festhält, um nicht nach allen Seiten sich zu zerstreuen. Und wahrlich! die Ansichten oder, will's Gott, die „Ideen" der Kunst sind menschlich, aber die Form ist göttlich: sie schließt ab wie die Natur.

Satiren II. Abteilung.

Totengespräch.

(1806).

Friedrich der Große, Voltaire, Prinz Louis von Preußen, Prinz von Braunschweig.

Voltaire (hat ein Zeitungsblatt in der Hand). Vive Napoléon, vive la France!

Friedrich (eilt herbei). Was gibt's, Voltaire, was gibt's?

Voltaire. Blicke her, Friedrich, und frohlocke! — Oestreich ist gedemütigt, ist gestürzt!

Friedrich. Bist du wahnsinnig, alter Satyr?

Voltaire. Sieh dieses Zeitungsblatt, das Merkur soeben von der Oberwelt hierher gebracht hat!

Friedrich. Gib!

Voltaire. Höre. — Die tapferen Oestreicher haben sich bei Ulm und Austerlitz schlagen lassen!

Friedrich. Von meinen Preußen?

Voltaire. Nicht doch, von meinen Landsleuten, von Franzosen!

Friedrich. Wer hat wohl dem friedfertigen Ludwig diesen Gedanken eingehaucht?

Voltaire. Ludwig ist tot!

Friedrich. Tot!

Voltaire. Schon seit vierzehn Jahren!

Friedrich. Und noch haben wir davon nichts erfahren!

Voltaire. Er wurde enthauptet!

Friedrich. Enthauptet? — Wer hätte doch gedacht, daß die Engländer sich so weit vergehen würden, ihn zu töten!

Voltaire. Du irrest, seine eigenen Untertanen haben ihn getötet!

Friedrich. Und Preußen schwieg dazu stille?

Voltaire. Gott bewahre! — Es griff zu den Waffen!

Friedrich. Bravo Friedrich Wilhelm, du zeigst dich deines Vaters würdig! — Im Trüben ist gut fischen.

Voltaire. Aber da Preußen sah, daß Frankreich sich dennoch verteidigte, stand es vom Kriege ab, nachdem es —

Friedrich. Ich verstehe, ich verstehe! — O göttliche Politik, Preußen ist dein erster Opferaltar, und Preußens Könige sind deine Oberpriester!

Voltaire. Nun stand Oestreich verlassen und allein und Napoleon der Große, der Eroberer der halben Welt, der zweite Alexander der Große, hat alle Staaten Deutschlands erobert.

Friedrich. Bis auf Preußen, nicht wahr?

Voltare. Ei ja doch! Preußen spielt ja mit ihm unter der Decke.

Friedrich. Das gefällt mir nicht!

Voltaire. Was?

Friedrich. Nach deiner Erzählung betrachtet man jetzt Frankreich als dominierende Macht und Preußen als ein — als — wie soll ich nur sagen —

Voltaire. Als eine Null meinst du?

Friedrich. Pardon! Das meine ich nicht! Aber so als Alliierten meine ich.

Voltaire. Nun ja, als Alliierten! Wie anders?

Friedrich. Du verstehst mich nicht recht, Voltaire. O unsere platte, arme, rauhe deutsche Sprache hat dafür kein Wort! — en bagatelle wollt' ich sagen!

Voltaire. Ei, was kümmert das mich!

Friedrich. Aber mich desto mehr!

Voltaire. Laß die Grillen fahren, alter Deutscher!

Friedrich. Fi donc, Voltaire, wer wird so unartig sein.

Voltaire. Wieso?

Friedrich. Ich glaube, du hast es heute darauf angelegt, mir die Seele aus dem Leibe zu ärgern! Ich bin kein Deutscher, ich will wenigstens kein Deutscher sein!

Voltaire. Nun denn, so sei heute einmal ganz Franke! Verderben den Oestreichern!

Friedrich. Auch als Preuße rufe ich: Verderben den Oestreichern! Wie sich doch die Sieger von Kollin jetzt betragen werden!

Voltaire. Ha, ha, ha! über den neunzigtägigen Krieg!

Friedrich. Neunzig Tage dauerte nur der Krieg!

Voltaire. Wien ist erobert!

Friedrich. Ich will dir einen Altar bauen, Napoleon!

Voltaire. Vive Napoléon, vive la France!

(Eine Menge Schatten kommen aus der Oberwelt an. Wüstes Geschrei. Que le diable emporte ce Napoléon, nous somes le sacrifice de sa rage! Les maudites épées des Prusses. Ma tête! O Iéna, Iéna![9]) Geht zum Teufel, ihr Hunde!)

Friedrich. Was ist das?

Voltaire. Vermutlich ist eine Schlacht zwischen Oestreichern und Franzosen vorgefallen.

Beide. Vive Napoléon, vive la France!

(Prinz Louis, Prinz von Braunschweig treten auf.)

Friedrich der Große und Lessing.

(Ein Gespräch im Elysium.)

(1841).

Friedrich. Lessing, komm herab!

Lessing. Seid Ihr es, Sire?

Friedrich. Ich ennuyiere mich und habe Lust, zu plaudern.

Lessing. Und wenn ich meinesteils nun keine Lust dazu hätte?

Friedrich. Du mußt dich eben fügen. Denk, ich war ein König.

Lessing. Und ich ein deutscher Gelehrter. Ich füge mich.

Friedrich. Das währt lange! — Ah! — Willkommen! Was gilt's, du hast geschrieben?

Lessing. Erraten, Sire.

Friedrich. Und was? Anmerkungen zu den Wolfenbüttler Fragmenten etwa?

Lessing. Es kam auf so etwas heraus.

Friedrich. Gesteh nur, daß wir heute nicht viel mehr von derlei Dingen wissen, als damals. Mit der Unsterblichkeit hat's seine Richtigkeit. Man spricht auch von einem Himmel und einer Hölle, für die ganz Guten und ganz Bösen nämlich. Wir Leute vom Mittelschlag aber leben so ziemlich fort wie vorher, und wenn nicht die Gesellschaft und die Lektüre wäre, man wüßte bei Gott nicht, was anfangen; denn ewig Schlachten liefern auch hier noch, wie der kleine Napoleon Bonaparte, ist denn doch zu handwerksmäßig.

Lessing. Man setzt eben diesseits fort, was man jenseits geübt.

Friedrich. So ganz denn doch nicht. Denn kennst du den Hauptgegenstand meiner hiesigen Lukubrationen?

Lessing. Erraten möcht ich's beinahe.

Friedrich. Nun ja denn: deutsche Literatur, und die habe ich, mort de ma vie, im Leben nicht sehr geübt.

Lessing. Wir haben's noch in Erinnerung.

Friedrich. Ihr Deutschen wart aber auch langweilige Kerls damals. Der kryptogamische Klopstock. Gellert war noch der beste. Du selbst, Lessing, bist ein ausgezeichneter, aber kein großer Schriftsteller.

Lessing. Ich weiß es, Sire.

Friedrich. Ich sage das, wie ich gestehe, ein schlechter Dichter gewesen zu sein. Du hast nichts geschaffen und nichts erwiesen. Das kommt, weil es euch Deutschen an Fleiß fehlt.

Lessing. Der Vorwurf ist neu.

Friedrich. Sitzfleisch habt ihr und Fleiß beim Sammeln, aber keinen zum Reifwerdenlassen und Ausarbeiten. Drum kann eure Literatur auch keine Werke aufweisen, nur Bücher. Sein Leben an drei Bände setzen, wie Montesquieu, oder wenigstens an ein einziges Werk, wie Gibbon, das kommt bei euch nicht vor. Höchstens Kant hat so getan; der war aber auch ein Philosoph, und jede Philosophie involviert eine fixe Idee. Also daß ich auf dich zurückkomme: du hast deine Kräfte zu sehr zerstreut, deine Gegenstände sind unbedeutend, aber in der Art, wie du sie behandelt, kommt dir niemand gleich. Aber flüchtig, flüchtig, immer was Neues. Für einen Gelehrten warst du ein guter Dichter, aber für einen Dichter viel zu sehr Gelehrter. In deinem Nathan sind vortreffliche Charaktere, aber als Stück taugt es nichts.

Lessing. Das ist auch meine Meinung.

Friedrich. Die Emilia Galotti gefällt mir besser.

Lessing. Mir nicht.

Friedrich. Das Verdienst der Minna von Barnhelm liegt in den Nebensachen, die Hauptsache will nicht viel bedeuten.

Lessing. Die Hauptsache ist auch nicht von mir.

Friedrich. Von wem sonst?

Lessing. Von dir.

Friedrich. Ja so, weil der Tellheim kein Geld kriegen konnte? War notwendig damals, war notwendig. — Aber lassen wir die Anwesenden! — Also die deutsche Literatur war schlecht zu meiner Zeit.

Lessing. Aber sie ist später gut geworden.

Friedrich. Gut? Hm!

Lessing. Und wie schnell!

Friedrich. Aber auch wie kurz. Oder hältst du die heutige auch für gut?

Lessing. Sie wird's wieder werden.

Friedrich. Wird! Wird! Wir wollen nicht die Propheten machen, sondern die Beurteiler. — Erstens also leugne ich eure deutsche Literatur; in dem Sinne nämlich, als es eine französische, italienische, englische, spanische gibt; die eure ist nur ein Resumé aller übrigen. Aus Nachahmung entsprungen und nicht aus Naturdrang, aus Büchern, nicht aus eigentümlicher Auffassung, hat sie sich sämtliche Literaturen angeeignet, schon aus dem natürlichen Grunde, weil sie die letzte war und kein Mensch da erfindet, wo er nur zu benutzen braucht. Du fandest deine Landsleute über der Nachahmung der Franzosen und hast sie ihnen verleidet. Du tatest recht daran. Denn die Literatur der guten Zeit Frankreichs ist leer ohne die Urbanität und den Geschmack derselben Zeit, wo aber diese hernehmen im damaligen Deutschland oder im jetzigen? Du hast sie dafür auf die Engländer

verwiesen und tatst unrecht; denn die englische Derbheit wird nur durch die englische Tüchtigkeit wieder gut gemacht; der Deutsche aber ist in nichts tüchtig, als in der Pflichterfüllung. Einige von euch haben zwar einen eigentümlichen Ton angeschlagen, wie der Goethe, den ich übrigens nicht leiden mag; er nahm aber nur das aus der Natur, was die Kunst gar nicht brauchen kann, so wie das Gras in der Wirklichkeit recht gut, ja schön ist, der Blumenmaler es aber doch nicht nachbilden wird, sondern eben Blumen nehmen muß. Die Kunst beruht auf einer Steigerung des Wirklichen und unterscheidet sich eben dadurch von Natur. Nun haben aber gerade jene kleinen, hausbackenen Empfindungen, deren Wert in der Wirklichkeit ich nicht leugnen will, das Besondere, daß sie zu nichts werden, wenn man ihnen nur das Geringste nimmt oder zusetzt. Es muß daher auch die Darstellung, wenn sie sich an solche Zustände macht, aus einer künstlerischen zu einer bloß natürlichen werden, was das größte Unglück ist, das der Kunst irgend passieren kann. Solange das nun nur die ausgezeichneten Geister treiben, geht es noch an, denn Leute dieser Art fassen die Natur mit scharfen Sinnen auf, und das Wirkliche ist immer interessant, wenn auch nicht immer schön; die Nachtreter aber, deren blöde Augen nur allgemeine Umrisse empfangen und nun das Schattenbild treulichst auf Löschpapier abklatschen, liefern ein Unding, das endlich selbst deutschen Geschmackswerkzeugen zu matt vorkommen muß.

Lessing. Deutschen Geschmackswerkzeugen?

Friedrich. Ja! Ja! Daß ihr keinen Geschmack habt, nämlich keine Empfindung. — Lächle nicht! Es ist so. Gefühl habt ihr, vielleicht mehr als andere, aber Empfindung? Gefühl ist nur der unartikulierte Aufschrei des Innern, der sich nichts bewußt ist, als seines Zustandes im ganzen, die Empfindung erkennt aber auch die einzelnen Bestandteile des Eindrucks, daher sie vor allem dem Schriftsteller nötig ist, der seinen Zustand andern begreiflich machen, auf andere übertragen will. Auch die Tiere haben Gefühl, aber nur der Mensch hat Empfindung, weil nur er Verstand hat. Die Empfindung steht der Erkenntniskraft ebenso nah, als der Gefühlsgabe. Verzeih, daß ich dir das vordemonstriere, der du es besser verstehst, als ich; ich bin aber einmal im Zuge.

Lessing. Man lernt immer, wenn man mit vernünftigen Leuten spricht. Und überdies: der Philosoph von Sanssouci —

Friedrich. Lassen wir das! Also eure schöne Literatur taugt nichts.

Lessing. Und doch wird sie gegenwärtig von ganz Europa bewundert.

Friedrich. Weil die andern eben gar nichts haben. Zudem ist eure Literatur von gestern und befriedigt daher die Bedürfnisse von heute. Die Glanzepochen der übrigen Nationen fallen in eine so frühe Zeit, daß ihre Hervorbringungen auf viele Zustände der Gegenwart keine Anwendung leiden. Sie müssen mit Abstraktion genossen werden, indes die eure das Grobzeug recht im Kernschuß trifft. Auch verhalten sich die andern Nationen zur deutschen Literatur, wie man sonst von der Weisheit der Aegyptier sprach. Man lobt, was man nicht kennt. Um wieder auf Goethe zu kommen: seine frühern Werke sind zu natürlich und seine spätern zu künstlich. Am besten noch gefällt mir sein Wilhelm Meister. Es ist der deutsche Don Quixote und steht an Wert dem spanischen nichts nach.

Lessing. Aber der Schluß!

Friedrich. Er wollte eben aufhören. — Schiller ist gut. Er ist der deutsche Racine.

Lessing. Das wäre mir nicht eingefallen.

Friedrich. Lies seine Uebersetzungen der Phädra, und du wirst glauben, Racine habe sich selbst übersetzt. Sie decken sich. Wenn Schiller weiter ist, so ist es die im Wissen vorgeschrittene Zeit. Versetze Schillern in die Zeit Ludwigs XIV. und mache Racine zum deutschen Professor im 19. Jahrhundert, und jeder Unterschied hat aufgehört. Shakespeare hat einen übeln Einfluß auf deinen Landsmann ausgeübt, indem er seine Form erweiterte. Wäre der Wallenstein in fünf Akte zusammengedrängt, ich wüßte ihm nichts an die Seite zu setzen.

Lessing. Und doch, ohne Shakespeare als Vorgänger, was wäre Schiller?

Friedrich. Da magst du recht haben. Voltaire hat Shakespeare einen Wilden genannt. Er hätte nur dazu setzen sollen: ein großer Wilder, um die Wahrheit ganz zu treffen. Seine Form ist nämlich wild und taugt nichts, oder vielmehr nur für eine halb rohe Zeit, die neue und starke Eindrücke wollte, ohne sich um ihre Herbeiführung und Verbindung viel zu bekümmern.

Lessing. Und doch geht er immer den Weg der Natur.

Friedrich. Auf den Stationsplätzen trifft er allerdings fast immer mit ihr zusammen, aber auf dem Wege eilt er ihr so ziemlich voraus. Er gibt ein précis, ein abrégé der Natur, aber nicht die Natur selbst. In der Kunst aber sind ihre Stufen ebenso wichtig als ihre Höhe.

Lessing. Du forderst die Natur bei Shakespeare und weisest sie bei Goethe zurück.

Friedrich. Shakespeare hat eben die Natur genommen, wie der Dichter soll: in ihren großen Verhältnissen. Goethe stellt

sie zwar mit Treue dar, bringt sie aber vorher auf sein eigenes Maß herab. Hat er nicht aus Egmont einen Lebemenschen gemacht und aus dem Tyrannen Alba einen ganz plausibeln homme d'état? Ist in der Iphigenie eine Spur von dem heroischen Zeitalter, in dem die Handlung spielt? Oder glaubst du, daß solche Gesinnungen und Charaktere möglich sind, wenn nicht lange vor Anfang der Handlung der Herr Onkel seine eigenen Kinder gegessen und der Vater seine Tochter den Göttern zum Opfer gebracht hat? Nichts davon zu sagen, daß dieser König Thoas nicht danach aussieht, daß ein neues Menschenopfer irgend von ihm zu befürchten stünde. Goethe hat nur den Winkelmann in Handlung gesetzt und auf lebende Menschen angewendet, was von toten Statuen allerdings seine Geltung haben mag.

Lessing. Ich war Goethes Freund nicht, solang ich lebte, er war aber auch damals nicht, was er später geworden ist. Er ist denn doch der Glanzpunkt unserer Nation.

Friedrich. Das ist ja, was ich sage. Ich tadle nicht ihn, sondern euch. Daß ihr nichts Großartiges in eurer Natur habt, und keine Energie. Hat sich nicht Goethe über sich selbst als Dichter lustig gemacht? Oder was anders wäre der Kern seines Wilhelm Meister, ja seines Tasso, wo zuletzt die Lumpe recht behalten? Goethe ist überdies ein unmoralischer Dichter. Die gefallenen Mädchen sind seine Lieblingsfiguren, und die Wahlverwandtschaften sind abscheulicher als die französischen Schmutzromane. Die Sünde war da und wird da sein, und im Leben mag sich der Mensch mit ihr abfinden, wie er kann, aber für den Schriftsteller muß sie nicht bloß ein Unglück sein, sondern ein Verbrechen.

Lessing. Laß uns nicht ungerecht sein, König, wir sind auf dem graden Wege.

Friedrich. Es hört uns niemand, da können wir schon ein wenig übertreiben. Dann? Hat er nicht nur die Blüte eurer Poesie herbeigeführt, sondern ist auch Ursache an ihrem Verfall.

Lessing. Ich weiß, was du sagen willst, und es ist etwas daran.

Der Blinde und der Sehende.

Gewissen Kritikern gewidmet.

(1817).

Der Sehende. Welch herrlicher Garten!

Der Blinde. Ja, ja, es geht noch an! Wir haben uns heiß gegangen; die Luft weht erquickend. — Uph. — Meine Nase fetiert sich mit Düften.

Der Sehende. O! daß Sie doch ganz genießen könnten! — Armer Mann!

Der Blinde. Ganz? Ich tue es. — Diese Blätter, wie sammetweich! Diese Birne — Oh! — wie schmackhaft, wie saftig! Die Birnen sind denn doch eines Gartens Hauptzierde. Man weiß doch, was man hat.

Der Sehende. Und diese Blumen! Welche Farben!

Der Blinde. Farben? Was will das sagen?

Der Sehende (für sich). Armer Unglücklicher!

Der Blinde. Farben! Ich habe öfter schon von Farben reden hören. Mir scheint das ganze Wort Unsinn.

Der Sehende (ablenkend). Horchen Sie —

Der Blinde. Nicht doch! Bei der Farbe geblieben! — Merken Sie das Wortspiel? — Von der Farbe zu reden. Definieren Sie mir die Farbe.

Der Sehende. So was definiert sich auch! Die Farbe selbst vielleicht zur Not, aber auch ihr Reiz?

Der Blinde. Nicht wahr? Was ist Farbe? Antwort! He, he, he, Antwort! Hört man die Farbe? Riecht man sie? Schmeckt man sie? Antwort!

Der Sehende. Unglücklicher, man sieht sie!

Kunstgespräch.

Liebhaber. Welch kolossale Figur! Was für Verhältnisse! Der Mund ungeheuer; die Grübchen in den Wangen, daß man allenfalls die Faust hineinlegen könnte. Lächerlich! Abscheulich!

Künstler. Mir deucht, Sie haben nicht den rechten Standpunkt gewählt. Belieben Sie, etwas zurückzutreten. Derlei will nicht so aus der Nähe betrachtet werden.

Liebhaber. Ich liebe die Bilder von leicht übersehbarem Maß.

Künstler. Ich gleichfalls. Ich verstehe aber auch, die darüber hinausgehenden zu betrachten.

Ein Gespräch.

Deutsch. Und wer sind Sie?

Alleins. Ich bin ein apriorischer Koch.

Deutsch. Ist das nach französischer, deutscher oder englischer Art?

Alleins. Nach der Art oder vielmehr dem Prinzip des Absoluten.

Deutsch. Und muß das absolut schmecken?

Alleins. Sie haben vorher selbst die verschiedenen Arten erwähnt, die sämtlich aus der Erfahrung herstammend, keine feste Basis für eine allgemeine Kochkunst abgeben. Man pflegt deshalb zu sagen: Der Geschmack sei verschieden, was er auch ist. Eine spartanische Suppe möchte heutzutage niemand fressen und der Knoblauch der Juden und Spanier wird von höher stehenden Nationen mit Recht verworfen, ja verabscheut. Es handelt sich deshalb darum, aus der aprioriſchen, jeder Erfahrung vorangehenden Beschaffenheit des Magens und der Speise ein Prinzip zu gewinnen, dem sich jeder Einzelgeschmack fügen muß.

Deutsch. Der meinige hat wenig Lust dazu.

Alleins (grob). Muß, muß! Das Verbindende zwischen Magen und Speise ist der Hunger, das Selbstbewußtsein des Magens. Im Hunger stellt sich der Magen die noch gar nicht in ihm befindliche Speise vor, weshalb ich diese Vorstellung, die die Möglichkeit aller Speisen in sich begreift, als den Inhalt des aprioriſchen, des reinen oder leeren Magens ausspreche.

Deutsch. Die Leere ist also auch ein Inhalt?

Alleins. Allerdings. Wie ein leerer Beutel mit der Möglichkeit alles Geldes angefüllt ist.

Deutsch. Kurioser Reichtum.

Alleins. Von diesen möglichen Speisen, den Potenzen, die den Inhalt des reinen Magens ausmachen, können nur einige in das Sein, in die Wirklichkeit übergehen.

Deutsch. Gott sei Dank!

Alleins. Zum Beispiel: Knödel mit Schweinefleisch, Schöpsenkotelett mit Bohnen.

Deutsch. Das sind Speisen, die ich liebe.

Alleins. Diese dienen jedoch nur der Gemeinheit zur Nahrung, so wie sie selbst aus der Möglichkeit, der Freiheit, in die Fesseln der Existenz, des Wirklichen, übergegangen sind. Aber auch für diese ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Sie können durch die Kochkunst der reinen Idee wieder geadelt, in den ursprünglichen Zustand der bloßen Möglichkeit zurückgeführt werden, indem man sie entweder verpfuscht, oder durch widerwärtige Beimischungen ungenießbar macht.

Deutsch. Gott behüte alle Menschen.

Alleins. Die reine Kochkunst hat daher erstens: verpfuschte Speisen, durch zu viel oder zu wenig Braten oder Sieden. Zweitens: ungenießbare Speisen, als da wären: ein Hase in Schnupftabakſauce, ausgedünstete, wirkliche Regenwürmer.

Deutsch. Pfui Teufel!

Alleins. Die dritte oder höchste Potenz, die unmöglichen Speisen, sind leider für unser irdisches Dasein nicht anwendbar.

Denn wer würde einen gebratenen Engel, einen frikassierten Begriff, ein logisches Prädikat à la maître d'hotel nur in Gedanken fassen können? Sie bleiben einem höhern Dasein vorbehalten, wo man mit Vernunftschlüssen kaut und mit Urteilsformen sich die Zähne stochert.

Deutsch. Was essen denn nun Sie selbst für Speisen?

Alleins. Gewöhnliche, wirkliche, gemeine, die aber schon dadurch auf einer höheren Stufe stehen, daß Trüffelpasteten, gebratene Fasanen und dergleichen nur als ursprüngliche Potenz, als reine Möglichkeit vorkommen, nebstbei, daß ich durch Beimischung vom Begriffe des Ekels, des Widerwillens mich dem Zustande der indifferenten Unwirklichkeit möglichst zu nähern suche.

Literaturgespräch.

(1853).

1. Wo hinaus, Schwager?
2. Da durch.
1. In den Sumpf?
2. Es ist eine „Uebergangsepoche".
1. Noch zwei Schritte, so bleibst du stecken.
2. Was soll ich aber sonst tun?
1. Umkehren.

Ein Gespräch.

(1868).

Romantik. Gehörst du auch unter meine Gegner?

Ich. Im Gegenteil. Du unterhältst mich mit deinen bunten Bildern. Aber deine Anhänger haben die Sache doch sehr übertrieben.

Romantik. Was wird nicht alles übertrieben? und was geht das mich an?

Ich. Und dann der fatale romanische Name: Romantik!

Romantik. Nun, so nenne mich auf deutsch!

Ich. Wie also denn?

Romantik. Die Jugend.

Bruchstück aus einem Literaturblatt

vom Jahre 1900.

Der vorübergehende mitleidswerte Zustand der deutschen Literatur im verflossenen Jahrhundert nimmt seinen Anfang von den sogenannten Befreiungskriegen gegen Frankreich. Es wurde

durch dieselben dem still brütenden deutschen Charakter ein praktisches Element beigemischt, das, weil es nach kurzer Effervescenz an jeder Tüchtigkeit zur Geltendmachung an äußerm Leben fehlte, sich auf das Innere und namentlich auf die Poesie warf, wo es um so ungehinderter fortwuchern konnte, als es zu nichts führte, und endlich auch im Nichts, d. h. im Gefühl der völligen Leere aufhören mußte.

Staat, Rechtsverhältnisse, Demagogie, Religion, das objektiv Wahre setzten sich als Gegenstände der Poesie an die Stelle der gemütlichen Ideale, die früher die Deutschen träumerisch entzückt hatten, und selbst wo sich das Ideelle erhielt, ward es durch die Anforderungen einer hochmütig überreizten Zeit so in die Superlative getrieben, die Vorsätze liefen so der Ausführungsfähigkeit voraus, daß bald ganz Deutschland einer Irrenanstalt glich, in der die Tollen im Chorus schrieen, indes die Blödsinnigen zellenweise dummes Zeug trieben.

Zur Ueberreizung der Gemüter hatte nicht wenig die gerade vorausgegangene goldene Periode der Literatur beigetragen. Die Meisterwerke aller Zeiten und Völker waren durch Uebersetzungen allgemein zugänglich und der Gegenwart und sich selbst untereinander so nahe gebracht worden, daß das Lichtmeer von Vortrefflichkeiten Blödsichtige notwendig blenden mußte. Dazu die eigenen ausgezeichneten Schriftsteller, die in kaum mehr als einem einzigen Menschenalter gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge die deutsche Literatur gründeten und dem Kulminationspunkte zuführten. Die Nation schwindelte. Sie fühlte die Notwendigkeit, sich zu steigern. Zwei früher isoliert dagestandene Gebrechen: Pedantismus und Phantasterei, wurden in der Erregung sich näher gebracht. Sie vereinigten sich, und Deutschland gebar ein bisher noch nie gesehenes Zwitterwesen aus seinem Schoß: pedantische Phantasterei, ein Monstrum, das die Erde bis dahin noch nicht erblickt hatte.

Die Krankheit war im ordentlichen Wege nicht zu heilen, da, was die eine Seite des Uebels bekämpfen konnte, die andere vermehren mußte, und es blieb daher nichts übrig, als der Kontagion ruhig zuzusehen, wie einem brennenden Hause, das den Löschanstalten keinen Zugang darbietet.

Prosa und Poesie wurden davon gleichmäßig angesteckt und zwar, wie natürlich, im entgegengesetzten Sinne. Denn als eine Mischung aus Kalt und Heiß erhitzte es den Teil, der hätte kalt sein sollen: die Prosa, über Gebühr, und erkältete dafür das seiner Natur nach Warme: die Poesie, bis ins Mark.

Das einzige, was noch allenfalls zur Besinnung hätte zurückrufen können: die beharrliche Zurückweisung des Verkehrten von Seite des allgemeinen Menschenverstandes, der sich in der Stimme

des Publikums ausspricht, fehlte, weil es kein Publikum gab, oder dieses vielmehr keine Stimme hatte. Die Ursache dieses Abgangs stammt, die Vereinzeltheit und Unentschiedenheit der Deutschen ungerechnet, noch aus der Zeit der höchsten Blüte der deutschen Literatur. Publikum nämlich ist die einem Eindruck sich hingebende Masse. Was jeder einzelne darunter denkt und fühlt, ist ohne Wert. Was auf die Masse übergeht, insoferne sie Masse ist, der gleichmäßige Wärmegrad, der aus der unmittelbaren Berührung sich entwickelnd, die einzelnen Beschränktheiten, sowie die Vorzüge aufhebt, die Zuversicht, die aus der wechselseitigen Zustimmung entsteht, das Gefühl der Menschheit als Ganzes mit Ausschließung aller Individualität, das ist es, was der Stimme des Publikums seinen hohen Wert gibt und ewig geben wird.

Das Publikum in diesem Sinne hatten die zwei größten Geister unserer Nation seit lange sich alle Mühe gegeben, von Grund aus zu vernichten. Goethe und Schiller nämlich, an einem unbedeutenden Orte lebend, wo sie außer der Lage waren, die Großartigkeit dieser Erscheinung aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, sprachen die äußerste Geringschätzigkeit für das Publikum aus. Sie appellierten an den Beifall der Gebildeten. Da nun aber die Bildung das Ergebnis des Zeitgeistes ist, und wenn dieser ins Absurde gerät, auch die Bildung mit sich zieht, indes die allgemeine Menschennatur sich gleich bleibt von Erschaffung der Welt bis zu ihrem Untergange, so ist leicht zu ersehen, daß mit dieser Substituierung durchaus nichts gewonnen, vielmehr ein Hysteronproteron statuiert war, sie appellierten nämlich an diejenigen, die mit ihnen im gleichen Standpunkte standen, indes es doch vor allem galt, den Standpunkt selbst zu beurteilen ...

Kritische Briefe.

(1825).

I.

Liebster Hannibal!

Verzeihe, daß ich gestern mit dem versprochenen dettes-à-dettes nicht zuhalten konnte; aber ich mußte mit meinem Mann ins Theater, wo man das abscheuliche Stück gab, von dem die Leute sich so lange zersprochen haben. Jawohl ein abscheuliches Stück! und unmoralisch! Eine Frau, die ihrem Manne in Gegenwart der Leute und in seiner eigenen untreu wird! Ich bitte dich! Und dann, was für ein Mann? Jung, schön, robust, wie Milch und Blut. Ja, wenn's noch ein Knirps wie der meinige wäre! Ein höchst indizentes Stück!

Das Wichtigste zuletzt. Mein Mann ist heut abends nicht zu Hause. Wenn du nichts Besseres weißt, so eile in die Arme deiner

In Sehnsucht harrenden

Madlain.

II.

Herzensfreund!

Das war dir ein Jux gestern abends im Theater! Man gab das neue Stück: König Ottokrin oder Glück ohne Ende. Das Ding dauerte zwar verflucht lang, aber ich habe mich keinen Augenblick anuiert. Um vier Uhr war schon kein Platz mehr im Theater, und die Leute haben dir gestanden bis nahe an zwölf Uhr und konnten sich nicht regen und rühren. Ich hatte meinen Hauptspaß. Nicht genug, daß ich den neben mir Stehenden unaufhörlich auf die Zehen trat, so klatschte ich auch, wo sich nur irgend ein Anlaß zeigte, aber bloß um meinen Nachbarn mit den Ellenbogen in die Viehsionimie zu geraten. Am meisten Spaß machte mir ein ältlicher Herr, der vor mir stand und gar zu gerne auf das Stück acht gab, wenn ich ihm einen Augenblick Ruhe gelassen hätte. Als es zuletzt an das Hervorrufen des Autors ging, trampelte ich mit den Füßen, daß der Staub aufging. Der dumme Kerl kam nicht, der ich bin

der deinige

Sebastian Mollton.

III.

Gestern im Theater gewesen? Ja? Langweilig, langweilig, langweilig! Was interessiert mich so ein König mit seinem Glück ohne Ende, oder Ende ohne Glück. Ein Glück, daß es zu Ende. Ich und Freund Schewa haben seit gestern abends nichts als witzige Einfälle über das Stück. Ich gönne dem arroganten Burschen, dem Verfasser, diese Demütigung. Er ist zwar mein Freund, man muß aber auch gegen Freunde unparteiisch sein, und dann hat mich immer geärgert, daß man auf sein Urteil mehr gab, als auf das meinige. In Zukunft will ich ihn derber abtrumpfen.

Ihr Freund

Hurra.

IV.

Wertgeschätztester Herr Theatermaschinist!

Ich habe mich gestern abends schwer geärgert im Theater. Das ist ein Stück ohne Natur und Wahrscheinlichkeit. Denn haben Sie je gesehen, daß die Vorhänge eines Zeltes von allen Seiten niederfallen, sobald eine einzige Schnur abgehauen wird? So

was geht in Praxi nicht. Auch ist es dumm, daß sich der Kaiser nicht mehr erbost, wenn sein schönes Zelt in Trümmer geht. Legen Sie das Stück beiseite, und wenn Sie um die Ursache gefragt werden, so sagen Sie, ich hätte es gesagt, der sich darauf versteht,

der Zeltschneider

Knopf.

V.

Warum mußten Sie vorgestern nach Brünn abreisen? Sie haben einen Genuß versäumt, der einzig war, unaussprechlich. Man gab den König Ottokar — Nun ja, König Ottokar! Wenn man nicht wüßte, wer darunter gemeint ist! Das ganze Stück ist voll Beziehungen und Anspielungen. Kein Wort, das nicht in einem versteckten Sinne genommen wäre. Ich habe die Vorstellung angesehen, wie man ein französisches Pamphlet liest oder eine englische Parlamentsverhandlung, wo sich die Leute Grobheiten aller Art sagen und weder Tod noch Teufel in Ruhe gelassen wird! Köstlich! vortrefflich! der * kommt darin vor und die **, die ***, der **** nebst ***** und ****** und *******, ********, *********, ja sogar das ********** ist nicht vergessen. Seit Adolf von Schadens Meister Fuchs ist mir nichts so Interessantes vorgekommen. Aber freilich der dumme Pöbel merkte von dem allen nichts und nahm das Ding wörtlich, wie es gegeben ist; schien daher auch nicht sehr erbaut.

Der Ihrige

Pfiffig.

VI.

Viktoria! Ein vaterländisches Stück auf der Bühne! Stelle dir vor! Marchegg wird darin erwähnt, Horn und Krems, wo wir so oft Bratwürste mit Senf gegessen haben, ja der letzte Akt spielt sogar in Götzendorf, unserm gemeinschaftlichen Geburtsorte. Wer gibt mir Worte, ich habe nur Tränen! Viele wollen behaupten, das Stück hinge nicht gar wohl zusammen, was frage ich danach! Genug, der fünfte Akt spielt in Götzendorf.

Leb wohl! Ich drücke dir die Hand, Freund! Bruder! Landsmann!! Götzendorfer!!!

Hans Dampf.

VII.

Um des Himmels willen, teuerstes Fräulein! Sollte es wahr sein, was Ihr Herr Bruder mir achselzuckend meldete? Daß Ihnen das gestrige Stück gefallen habe? Nein, ich kann's nicht glauben! Wäre das Poesie? Und ist denn überhaupt Poesie, wo kein Gemüt, keine Zartheit, keine Liebe?

Haben Sie die Gemeinheiten, die Späße, die — Unanständigkeiten vernommen? und zum Teile im Munde würdiger, oder würdig sein sollender Personen. Unsere Spanier schrieben anders! und wenn auch mein Shakespeare sich manchmal etwas erlaubt, so hält er durch Charaktere schadlos, die diesem Stücke gerade durchaus fehlen. Denn, sagen Sie selbst! ist in dem Machwerk ein einziger Charakter, der sich treu bliebe bis zum Ende? Ein rauher harter König, der aber wieder kniet und weint und betet. Zawisch, der eigentliche Clown oder Rüpel des Stückes und als solcher ganz gut, gebärdet sich wieder manchmal recht ernsthaft. Sogar der von vornherein würdig aufgefaßte Kaiser bekommt mitunter nicht übel Lust, Spaß zu machen. Endlich der Geist der Zeit! Wäre dies das köstliche Mittelalter mit seinen Minnehöfen und Troubadours? — Kurz, mein Fräulein, tilgen Sie aus Ihrem Gedächtnisse die Spur so vieler Unwürdigkeiten und halten Sie sich bereit, heut abends am Klavier durch den Vortrag eines gemütvollen Liedes Ihre Verirrung wieder gut zu machen. Mein Auge sehnt sich nach Tränen!

Ihr Schaal.

VIII.

Sie fragen, wie mir das gestrige Stück gefallen habe? Zum Teile nicht sonderlich, zum Teile aber kam mir vor, als hätte ich es nicht ganz verstanden. Ich will daher mit meinem Urteile vorderhand noch ein wenig warten.

Florian Kurz.

Schreiben des jungen Tomes Dikson an seinen Vater in Philadelphia.

Von der Donau im Jahre 2826.

Lieber Vater!

Ich bin auf meiner Reise durch das einst so blühende, nunmehr aber beinahe wüstliegende und nur noch für den Antiquar merkwürdige Europa, im Donautale angekommen, dort, wo das so viel besprochene Wien stand, das, wie Sie wohl wissen, gerade vor tausend Jahren, in der Nacht zwischen dem 8. und 9. April 1826 um ein Uhr nach Mitternacht während des großen Jubiläums, durch einen vulkanischen Ausbruch des früher unbeachteten, jetzt aber an Höhe dem Chimborasso zu vergleichenden Spittelberges verschüttet wurde.

Es war schon Nacht, als ich ankam, ich ging aber doch hinaus in die furchtbar schöne Gegend, von den Flammen des lodernden Vulkans beleuchtet, über Schlacken und Trümmer, die Ueberbleibsel von Menschenwohnungen und Menschenglück. Hier stand der schimmernde Neubau, der plätschernde Jungelbrunn, das phantastische

Ratzenstadtel, St. Marx, des Markuslöwen Bruder und Nachbild, und so gelangte ich zur duftenden Wien und der daneben stehenden Bärenmühle am Wienerberge. Hier hielt ich an, scheuend den gespenstigen Müller. Sie müssen nämlich wissen, daß der letzte Bewohner dieser Mühle, ein ungerechter Mann, in der Blüte seiner Sünden von den Trümmern der einstürzenden Vindobona erschlagen, solange als Geist zu wandeln verurteilt ist in diesen Mauern, bis jemand sich findet, der ihn erlöst, indem er so viele gute Gedanken hat, als jener schlechte. Eine Bedingung, die bisher noch niemand erfüllen konnte. Bis zu seiner Erlösung nun spukt der Müller in dem verlassenen Hause und neckt die Vorübergehenden, indem er ihnen Bären aufbindet, allerlei Possen spielt aus dem Französischen, ihnen Haselnüsse nachwirft, vierfüßige Fabeltiere auf sie hetzt, oder Worte in einer von ihm erfundenen und nur ihm allein verständlichen Volkssprache zuruft. Diese Sprache ist, wie gesagt, ganz verloren gegangen, nur soll ein beim Theater angestellter junger Mann, namens Muley Hassan Schwaz, aus einer alten Schauspielerfamilie entsprossen, die von seinen Vorfahren ererbte Geschicklichkeit besitzen, diese Sprache zu sprechen und besonders gut darin vorzulesen.

Hier machte ich Halt und ging zurück in das Gasthaus zum roten Mohren, wo ich die Nacht durch recht gut schlief. Nur konnte ich den Gedanken nicht los werden, nach dem Vorbilde von Herkulanum und Pompeji unter der Lava Wiens nach Spuren und Ueberbleibseln entschwundener Zeiten zu forschen. Der hiesige Polizeikommissär, ein humaner, feingebildeter Mann, dem ich fünf Gulden schenkte, gab mir jede gewünschte Erlaubnis; ich dingte Bauern und mit Karst und Spaten gingen wir an die Arbeit. Ich ließ mir den Ort bezeichnen, wo der Hauptplatz Wiens, Graben genannt, liegen mußte, und dort schlugen wir ein.

Kaum hatten wir einige Klafter tief gegraben, als wir schon auf eine Inschrift stießen. Ich eilte hinzu. Schlossergasse stand mit roten Buchstaben leserlich geschrieben ...

Antwort auf die Briefe des alten Theaterfreundes.[2])

(1829).

Lieber Bruder!

Erschrick nicht, daß die Briefe, die du an deinen Sohn schriebst, von mir erbrochen worden sind, und ich sie beantworte. Dein Sohn ist weder tot, noch krank, sondern nur auf einer kleinen Ferien-

[2]) „Brief eines alten Theaterfreundes an seinen Sohn in der Residenz". Wiener Zeitschrift 1829, Nr. 49, 50, 51.

reise begriffen, und da deine Briefe Aufträge oder sonst Unverschiebliches enthalten konnten, nahm ich mir die oft genommene Freiheit, sie zu erbrechen, und fühle mich nun gedrungen, deine Kunstansichten ein wenig auf die Kappe zu nehmen.

Du nennst dich selbst einen alten Theaterfreund! Jawohl Theaterfreund! Das ist ein eigner Schlag Menschen, ich habe es oft bemerkt. Das Theater hat für sie ungemeinen Wert, schon insofern es Theater ist. Unabhängig von dem Wert oder Unwerte der Darstellung gewährt diesen Ehrenmännern der Anblick der Schaubühne, das Klingeln des Souffleurs, das Aufziehen des Vorhanges, das Kommen und Gehen der Schauspieler, die ernsthaften oder lustigen Faxen und Gesichter, die sie dabei machen, ein unbeschreibliches Vergnügen. Mit offnem Munde und Augen sieht man sie täglich im Theater die hundertmal gesehenen Erbärmlichkeiten mit immer frischem Genusse in sich aufnehmen. Ich habe diese Theaterfreunde bei mir immer in eine Klasse mit den Hundefreunden gesetzt, die alle Unarten der von ihnen geliebten Bestien höchst liebenswürdig finden, ja Schmutz und Unrat sich gerne gefallen lassen, wenn dadurch die Nähe der erkornen Lieblinge erkauft wird.

Solche Theaterfreunde pflegen gewöhnlich das übrige Publikum kalt zu schelten, und du, wie ich aus deinem Briefe ersehe, tust es auch. Aber ihr guten Leute habt unrecht. Bei denselben Anlässen, wo du die Kälte des Publikums beklagst, habe ich mich über seine Wärme verwundert.

Der Hauptwert der Schauspielkunst nämlich, wie der aller übrigen, nicht schaffenden, sondern bloß ausführenden Künste, besteht für den gesund organisierten Menschen darin, daß sie Mittel wird, zum Genusse eines andern, selbständigern Kunstwerkes zu gelangen. Die Paganinis sind selten, die durch die Art, *wie* sie spielen, das vergessen machen, *was* sie spielen; im allgemeinen wird ein Virtuos auf der Violine uns entzücken, wenn er eine gute Komposition vortrefflich vorträgt, dagegen aber langweilen, wenn er ein elendes Machwerk, sei es auch mit Aufwand von Geschicklichkeit, uns hören läßt. Nicht als ob wir darum seinem Talente des Vortrages unsern Beifall versagten. Wir werden ihm Beifall geben, werden uns aber nichtsdestoweniger langweilen. Genau in dem Falle der Virtuosen auf der Violine ist nun der Schauspieler, der Virtuose in Rede und Mimik. Welcher Genuß geht über ein vortreffliches, vortrefflich dargestelltes dramatisches Werk? Ein langweiliges Stück wird uns die Kunst des Schauspielers dagegen immer nur höchstens erträglich machen. Denn, wie gesagt, die Paganinis sind selten, in jeder Kunst.

Ich sehe dich in Gedanken vor Freude aufspringen. Da ist denn die Kälte des Publikums mit einemmale erklärt, und die

ganze Schuld von deinen Lieblingen, den Schauspielern, weg, den Dichtern in die Schuhe geschoben. Nicht so ganz, wie die Folge zeigen soll.

Aber du besinnst dich. Auch diesen Erklärungsgrund läßt du nicht gelten, ob er gleich deinen Schauspielern zu statten kommt. Langweilige Stücke? Nichtsdestoweniger! Bei denselben Stücken bleibt das Publikum kalt, die es vor zwanzig, ja vor zehn Jahren noch entzückten. — Halt, Freund! Wir sind auf der Fährte! — Laß uns darauf fortgehen, vorerst aber zum Behufe unserer Frage die an der Tagesordnung befindlichen Stücke in drei Klassen einteilen. In die vortrefflichen, eigentlich klassischen Werke, leider beinahe durchaus aus einer frühern Zeit. In die übrigen ältern, welche ohne gerade vortrefflich zu sein, doch sonst dem Publikum ein großes Vergnügen gewährten. Die dritte Klasse endlich mögen die neuesten Produktionen einnehmen; gut und schlecht, wie es kommt, nur freilich mit einem starken Uebergewicht des letzteren.

Was nun die neuesten Hervorbringungen betrifft, so ist das Publikum in Bezug auf sie allerdings in einer kläglichen Presse. Es hat sich nämlich in unserer Zeit eine sogenannte Wissenschaft der Kritik gebildet, und von der Produktion getrennt, ja sich geradezu über sie gestellt. Den ersten Anlaß zu dieser Erscheinung gab der leicht erklärliche, ewige Krieg der mehr oder weniger Geistreichen gegen die mehr oder minder Talentvollen. Es wird nämlich den ersteren gar zu schwer, in den letztern das Walten einer Himmelsgabe anerkennend zu verehren, die ihnen um so zweifelhafter scheint, je weniger sie durch Mühe erworben, sondern als reines Geschenk erhalten wird. So feinden ungefähr die Halbgebildeten unter den häßlichen Frauenzimmern die schönen an, als ohne ihr Verdienst ausgezeichnet, und nur die Ganzgebildeten erfreuen sich an ihnen. Weil die vorhandenen Werke des Schönen auch allenfalls unter die Denkgesetze gebracht und diese dabei in der Form von Regeln ausgesprochen werden können, glauben sie, von den bloßen Denkgesetzen aus ließen sich auch Regeln über das erst hervorzubringende Schöne geben, und weil sie ihre Urteile über das Vorhandene, die ihnen als Beleg ihrer Regeln dienen müssen, mit einer Art Begeisterung aussprechen, so scheint ihnen auch dieses zweite notwendige Ingredienz der schönen Kunst, das erhöhte Gefühl nämlich, diesen ihren Anordnungen nicht zu fehlen. Die Getäuschten! die nicht begreifen, daß dieses erhöhte Gefühl der Kritiker bei ihnen kein ursprüngliches, sondern ein vermitteltes ist, die Begeisterung, die jeden, auch den minder begabten Leser bei dem Genusse eines großen Kunstwerkes ergreift, aber auch nicht weiter reicht, als dieses Kunstwerk selbst, und schnell verschwindet, sobald die Grenzen des Zauberkreises überschritten sind, der so seltsame Regungen erweckt. Nicht anders leuchtet der glimmende

Schwamm, den man für einen Augenblick in abgeschlossene Lebensluft gebracht, wird aber schnell wieder zur vorigen glimmenden, qualmenden Masse, sobald eine andere, wenn auch noch so gesunde Atmosphäre ihn umgibt.

Schreiben Gottes an den Bürgermeister Hirzel in Zürch.

(1839).

Mein lieber Bürgermeister Hirzel!

Es muß in gegenwärtigen radikalen Zeiten für uns legitime Gewalten doppelt erfreulich sein, wenn wir Zeichen der Anhänglichkeit an unsere Person von Seiten her erhalten, von wo wir es am wenigsten vermutet hätten, namentlich von Freidenkern und aus Freistaaten. Die Allgemeine Zeitung vom 25. Februar hat mir daher unendliches Vergnügen gemacht. Sie sprechen darin klar und unumwunden Ihre Gesinnung gegen mich aus. Sie glauben an mich! Freundlicher Mann! Nehmen Sie dafür die Gegenversicherung, daß auch ich an Sie glaube, und zwar nicht bloß, daß Sie der Bürgermeister Hirzel sind, wie Sie gütig annehmen, daß ein Gott sei, sondern ich schreibe Ihnen außerdem auch Eigenschaften und Wirksamkeiten zu; wo ich denn nicht weiß, ob Ihr schönes Bekenntnis rücksichtlich meiner sich ebensoweit erstreckt. Ich bin vorsichtig geworden. Ihr Freund und Lehrer Hegel glaubt auch an mich, ja er beweist mich, wobei er mich aber zur absoluten Allgemeinheit macht. Mein Herr Bürgermeister Hirzel! Ich bin nicht die absolute Allgemeinheit, so wenig Sie selbst etwa die Bürgermeisterwürde in Zürch, sondern der wirkliche Bürgermeister sind. Ich will nicht bloß sein, sondern auch handeln, schaffen, regieren, belohnen, strafen und dergleichen. Wollen Sie mir daher durch die Allgemeine Zeitung gefälligst zu wissen machen, nicht bloß, daß Sie mich glauben, sondern auch als was und wie.

Nicht verhehlen kann ich Ihnen übrigens schon jetzt, daß die Berufung des Professors Strauß auf die Universität nach Zürch mit meinen Wünschen keineswegs übereinstimmt. Er ist mit meinem Sohne fast ebenso umgegangen, wie Professor Hegel mit mir. Er glaubt zwar ebenfalls an ihn, heißt das all' ingrosso oder en bloc, zerrt und zupft dann aber wieder so lange an ihm, daß man zuletzt nicht mehr weiß, was davon übrig bleibt. Er nennt ihn zwar den tugendhaftesten und weisesten aller Geborenen, wenn er aber erst all seine Lebensumstände und Wunder zu Mythen, d. h. nach Hörensagen ausgebildeten und vergrößerten macht, so weiß ich nicht, warum jene belobte Weisheit und Tugend nicht ebenso

mythisch ausgeprägt und überarbeitet sein sollte, wo denn der Name Christus das einzig Unzweifelhafte bliebe. Sie werden mir zwar einwenden, meines Sohnes Lehre stehe als Zeugnis seiner für immer unantastbar da; aber teils ist diese Lehre schon so mannigfach angetastet worden, teils habe ich genannten meinen Sohn nicht als Professor ordinarius auf die Universität Jerusalem geschickt, sondern in die Welt als Befreier und Erlöser des Menschengeschlechts.

Was Sie von der Notwendigkeit sagen, die Fortschritte der Wissenschaft nicht zu hemmen oder auf gewisse Fächer zu beschränken, trifft ganz mit meiner eigenen Ansicht zusammen. Nur gebe ich Ihnen zu bedenken, daß vorderhand Ihre Schweizer Bauern von der Religion nicht Aufklärung, sondern Heiligung und Versöhnung erwarten. Machen Sie deshalb Herrn Strauß zum Professor der Philosophie, und gelingt es ihm, als solcher Ihre Landsleute zu überzeugen, daß die Geheimnisse und Gnadenmittel der Religion zum seligen Leben überflüssig seien, so können Sie den Gehalt eines Professors der Theologie künftig in Ersparung bringen, ja die Auslagen für Kirchen und Pastoren im allgemeinen, was dem Budget Ihrer guten Stadt nicht wenig ersprießlich sein wird. Bis dahin lassen Sie die Aecker von den Ackersleuten bestellen und nicht von den Naturforschern.

So weit geht meine unmaßgebliche Meinung, der ich übrigens verbleibe

Ihr

wohlaffektionierter
Gott m. p.

Nachschrift: Wissen Sie etwas Näheres von Rauschenplatt und Mazzini? Man sagt auch, die Hannoveraner seien bei ihrer Regierung um die Erlaubnis eingekommen, eine Revolution machen zu dürfen? Sollten die Leute so kühn sein?

Schreiben des Königs von Bayern an den Schauspieldirektor Carl.

(1844).

Kopf in Walhalla aufstellen wollender, Volke zum Bier Spaß machendem, selbst ergötzt verdanke

wohlgeneigt
Hlodowich.

Vier Briefe.

1.

(1853?)

Mein Herr!

Ich habe Ihnen einen wichtigen Fund mitzuteilen. Ich lebe auf dem Lande, bewirtschafte im Sommer mein kleines Gütchen, gehe im Herbste auf die Jagd und beschäftige mich im Winter zur Zerstreuung mit den Wissenschaften, oder vielmehr ausschließlich mit Sprachwissenschaft, weil ich gefunden zu haben glaube, daß man in derselben ohne viel Geist die wichtigsten Entdeckungen machen kann. Da ich zugleich kein Freund von vielem Lernen bin, beschränke ich mich auf die deutsche Sprache. Ich habe auch bereits ein Idiotikon der Gegend von Hollabrunn verfaßt, konnte aber bis jetzt keinen Verleger finden. Vorigen Herbst war ich auf der Jagd in Sachsengang, bekanntlich am Marchfelde. Sehr gut aufgenommen, verbrachte ich einige frohe Tage. An einem dieser Tage trieb mich ein natürliches Geschäft an einen Ort, den die Anständigkeit zu nennen verbietet. Hier sitzend, gewahre ich vor mir auf dem Boden ein doppeltes Pergamentblatt, offenbar die äußere Hülle einer Papierternion, deren innere Blätter, weiß Gott zu welchem Zwecke, abhanden gekommen waren. Wie ich das vergilbte Pergament näher betrachte, fallen mir vier darauf geschriebene Verse auf in sehr unbehilflicher, daher wahrscheinlich alter Schrift. Sie lauteten:

Da ob'n auf'm Bergl'
Da sitzen zwei Hasen,
Der eine tut Zithern spiel'n,
Der andre tut blasen.

Also ein Volkslied. Ein Volkslied, das wie alle Volkslieder niemand gemacht hat, das naturwüchsig, wie einige von der Welt behaupten, von selbst entstanden ist. Ich war glücklich. Zwar schien das Lied sehr abgeschmackt, das sind aber die meisten Volkslieder, bis ein Gelehrter den tiefern Sinn und die Bedeutung herausarbeitet. Für jeden Fall war deutscher Humor darin, Hasen, die Zither spielen und blasen! Vielleicht ein Bruchstück aus einem viehischen oder Tier-Epos. Aber es sollte besser kommen.

Während ich sinnend in meinem Zimmer auf und nieder gehe, kommt der kleine Sohn des Gärtners, ein Knabe von sechs oder sieben Jahren, tritt an den Tisch und fängt an, meinen Fund zu lesen, oder vielmehr zu buchstabieren.

Da ob'n auf'm Bergl'
Da sitzen zwei — (lange Pause). — Sachsen.

Ich fahre auf, stürze hin. Das H hat wirklich eine Aehnlichkeit mit einem S. Zugleich weiß ich, daß die spirans sehr häufig in den Kehllaut Ch übergeht. Ich befinde mich in Sachsengang. Meine Hasen sind Sasen, Sahsen, Sachsen. Der Name des Ortes ist erklärt. In Sachsengang sind Sachsen gegangen. Aber wann? Auf eine neuere Kolonie kann man nicht schließen. Das Volk spricht dort ein so greuliches Deutsch, daß auf eine neuere Abstammung von Dresdnern oder Meißnern nicht zu denken ist. Also in der Vorzeit, in der Urzeit. Da bot sich mir sogleich Wittekind und Karl der Große dar. Hierher sind die glaubensmutigen Sachsen geflohen. Dort auf dem Bergl' — Nun ist in Sachsengang kein Berg, aber in einiger Entfernung zu Groß-Rußbach und Ernstbrunn befinden sich einige Hügel. Also bei Ernstbrunn haben sich die von den Franken verfolgten Sachsen gewendet und haben ihren Grimm, ihren Hohn den Verfolgern entgegengeschleudert.

Da ob'n auf'm Bergl' (bei Ernstbrunn)
Da sitzen zwei (mehrere) Hasen, (jawohl Hasen! Löwen!)
Der eine tut Zithern spiel'n,
Der andre tut blasen. (Das Schlachthorn. Kommt an, wenn ihr's wagt.)

Was das Zitherspielen betrifft, so ist damit die Poesie gemeint, nebst der Tapferkeit eine der Haupteigenschaften unserer Nation.

Durch diese Erklärung setzt sich die Handschrift außer allen Zweifel ins neunte Jahrhundert und dürfte daher der interessanteste Fund sein, den die deutsche Altertumswissenschaft bis auf diesen Tag gemacht hat. Sprachlich auch interessant, weil daraus hervorgeht, daß das Ur-Ur-Ur-Sächsische unserer heutigen Volksmundart ähnlicher war, als unsere Sprachforscher gewöhnlich glauben.

Ich bitte, diese Entdeckung, versteht sich unter Nennung meines Namens, einer gelehrten Gesellschaft mitzuteilen, zugleich auch, daß ich bereit bin, die Originalhandschrift gegen eine der Wichtigkeit der Sache entsprechende Geldvergütung einem Museum oder einer Bibliothek zu überlassen.

2.

(1854).

Mein Herr!

Ich habe die Ouverture zum Tannhäuser gehört und bin entzückt. Heißt das: gegenwärtig, denn während des Anhörens

taten mir die Ohren ziemlich weh. Ich bemerkte aber gleich, daß es sich hier nicht um ein Vergnügen für das Ohr, sondern um den Sinn und die tiefere Bedeutung handle. Ueber diese Bedeutung waren übrigens ich und einige neben mir sitzende Kunstfreunde, die damals gleich mir nicht einmal den Titel des Werks kannten, sehr im Zweifel!

Der eine meinte, die Musik drücke den russisch-türkischen Krieg aus, wo die Posaunen und Trompeten des christlichen Chorals den Todesmut der Russen, und das Zittern der Violinen die Furcht der Türken versinnlicht, obwohl in Wahrheit die Türken sich nicht sehr zu fürchten schienen.

Ein zweiter meinte, es stelle den Eisstoß dar.

Zwei andere dachten, der eine auf die Erschaffung, der andere auf den Untergang der Welt.

Endlich gab uns ein freundlicher Mann, leider erst am Schlusse der Ouverture, das Programm des Verfassers. Nun erst waren wir im klaren und beschlossen, diese herrliche Ouverture bei keiner späteren Aufführung zu versäumen.

Ein alter Herr, der hinter uns saß, meinte zwar, man sollte lieber nur das Programm lesen und die Musik gar nicht hören, um die Meinung des Tondichters ganz zu fassen; aber wer wird auf Leute achten, die hinter der Zeit zurückgeblieben sind?

Es lebe der Fortschritt!

3.

(Dezember 1856).

Hochlöbliche Akademie!

Ich bin ebenso wie Hochdieselbe von der Weltbedeutung der Weltfahrt unserer Fregatte Novara durchdrungen um so mehr, als genannte Fregatte ja doch die Welt umsegeln soll, was schon etwas bedeutet. Bei diesem Weltumsegeln bitte ich jedoch den Accent auf die erste Silbe zu legen und nicht auf die antepenultima, da das Schiff nur um die Welt herum, keineswegs aber die Welt um- oder niedersegeln soll. Vielmehr hoffe ich, daß Welt und Fregatte die Expedition glücklich überstehen werden.

Was nun meine persönlichen Wünsche und Aufträge für das Schiff betrifft, so bin ich kein Naturforscher, begnüge mich in der Zoologie mit den hiesigen nützlichen Tieren und verabscheue Insekten und Amphibien. Als Mensch und Dichter aber wären mir ein paar Zentner Gold aus Kalifornien zum Hausgebrauch sehr angenehm. Was die Kunst betrifft, wünschte ich allenfalls einige Mittel-Hoch-Nikobarische Volks-Epen zu besitzen. Sollten die dortigen Pedanten noch nicht darauf verfallen sein, ihre Volks-

lieder zu Epopöen zusammenzuschweißen, so wären mir die Volkslieder selbst sehr angenehm, besonders diejenigen, die sie beim Schinden ihrer Kriegsgefangenen, beim Verbrennen der Andersgläubigen und beim Lebendigbegraben ihrer schätzbaren Eltern singen. Nur bitte ich die Codices vor ihrer Aushändigung sorgfältigst räuchern zu lassen, da ich sonst über meinen Studien durch Ansteckung das gelbe Fieber bekommen könnte. Auch eine saubere Wilde als Pflegerin für mein Alter würde ich nicht zurückweisen.

Was die Expedition selbst betrifft, so wünsche ich, daß die Mannschaft, besonders die Offiziere, sich vor Verkältungen hüten, weshalb auch eine hinreichende Anzahl Parapluies mitzugeben wären. Gelangen sie zu einem Strudel oder Wirbel, so mögen sie sich das Schicksal des Kriegsdampfers „Adler" auf der Donau vor Augen halten. Beim Zusammentreffen mit Riffpiraten gelte als allgemeine Regel: der Gescheitere gibt nach. Sollten sie auf den Nikobarischen Inseln eine Niederlassung gründen wollen, so mögen sie vor allem einen Kirchhof anlegen und ein Spital bauen, Bequemlichkeiten, welche bei der dortigen Landesbeschaffenheit künftigen Ansiedlern am erwünschtesten sein dürften. Bei ganz dummen Nationen mögen sie den Versuch machen, östreichische Staatspapiere und Banknoten al pari an Mann zu bringen. Auch wäre, wo es nur immer sei, das Nähere über die Schicksale Robinson Crusoes, zu Behuf des Marineoberkommandos, möglichst ins klare zu bringen.

NS. Daß, wo die Fregatte anlegt, die Eingeborenen bongré malgré zu taufen und auf die unbefleckte Empfängnis in Eid zu nehmen sind, versteht sich von selbst.

4.

Mein Herr!

Ich kündige mich Ihnen als der unglücklichste aller Menschen an. Fragen Sie mich: warum der Unglücklichste? so ist die Antwort: Ich bin ein deutscher Literator und lebe in einem von allen Kommunikationen abgeschnittenen Orte. Letzteres dürfte bei oberflächlicher Betrachtung eher für ein Glück gelten, da die Abgeschiedenheit Muße zum Studium und zur Hervorbringung gewährt, aber ich bin ein deutscher Literator und Deutschland schreitet so rasch fort. Ich will nämlich mich nicht nur mit Literatur beschäftigen, sondern auch Geltung in meinem Vaterlande erhalten. Ehe ich mich nun in einer Richtung festgesetzt habe, ist Deutschland wieder fortgeschritten, und dieselben lachen mich aus, die ein Jahr früher mich bewundert hätten. Von meinem Fleiße

können Sie sich keine Vorstellung machen. Ich bin ziemlich vorgerückt in Jahren und habe seit meiner Jugend vier philosophische Systeme durchgemacht, worunter ich besonders von dem letzten, dem Hegelschen, nicht zweifelte, daß es bis ans Ende der Welt dauern würde, und doch lacht jetzt dieselbe Welt einstimmig darüber.

Ebenso ging es mir mit den Sprachen. Ich schwärmte in meiner Jugend für Horaz und Virgil, bis ich erfuhr, daß sie gar keine Dichter seien. Ebenso ging es mir mit Corneille und Racine, die ich jetzt gründlich verachte. Ich warf mich daher aufs Griechische, und zwar, bei einem schlechten Gedächtnisse, mit unsäglicher Mühe. Da kam auf einmal das christliche Bewußtsein auf und mit dem Heidentum war nichts mehr anzufangen ...

Schreiben des Nachtwächters Germanikus Walhall.

(1842).

Der Unterzeichnete fühlt sich gedrungen, vor den hohen Behörden und dem gesamten deutschen Vaterlande hiermit ein Geständnis abzulegen, das, wie er hofft, ihm selbst und den armen Seinigen nicht zum Schaden oder wie immer geeigneten Nachteil gereichen soll. Es sind nämlich seit einiger Zeit eine Reihe politischer Gedichte unter dem Namen Herwegh, Prutz, Tag- und Nachtwächter, Lebendiger, Verstorbener erschienen, welche so glücklich waren, sich den Beifall eines verehrten Publikums, wenn auch nicht einer gleichmäßig verehrten hohen Behörde zu erwerben. Diese Gedichte nun, wozu ich die Namen unschuldiger junger Leute borgte, sind sämtlich von mir, dem Unterzeichneten, in Stunden des Mißmutes und Aergers verfaßt. Vor allem muß ich mich nur wundern, daß man auf das Geheimnis einer einzigen Autorschaft bei sämtlichen diesen Gedichten nicht schon früher und von selbst verfallen ist. Denn nicht allein, daß sie alle das nämliche sagen, was auch bei verschiedenen Autoren sonst wohl zu geschehen pflegt, so sagen sie's auch alle auf die nämliche Art und Weise, was doch bei verschiedenen nicht so leicht vorkommt. Schreibart, Ausdruck, poetischer Wert und impetus sind bei allen ganz dieselben — natürlich, weil ich der alleinige Autor bin —, daß ich einen Preis darauf setzen möchte, ohne Unterschrift des Namens, eines von dem andern zu unterscheiden. Diese Gedichte nun, wie ich oben, und jedermann auch sonst bemerkt, sind sämtlich Erzeugnisse des Mißmuts und Aergers. Damit hat es aber folgende Bewandtnis. Man hat mir meine Freiheit genommen. Mit diesem Namen bezeichnet man nämlich auf unserm Dorfe ein Stück Weideland, auf welches meine Vor-

gänger, die frühern Nachtwächter, Erlaubnis hatten, ein oder zwei Stück Vieh zu treiben und so ihrer kärglichen Existenz einige, wenn auch geringe Erleichterung zu verschaffen. Wegen welchen Umstandes gedachtes Stück Land auch insgemein die Freiheit genannt wurde. Diesen Weidegrund nun hat mir der Schulze und die Dorfgemeinde zu meinem größten Nachteil und Schaden widerrechtlicherweise genommen. In der ersten Verzweiflung wollte ich mich töten und rannte mit dem Kopfe gegen die Wand. Da flimmerte es mir vor den Augen und klang es mir in den Ohren. Der Stoß hatte aber so wehe getan, daß ich beschloß, ihn vorderhand nicht zu wiederholen. Ich setzte mich vielmehr hin und wollte eine Schutzschrift ausarbeiten. Aber — Gottes Wunder! — mir, der ich sonst nie einen Vers gemacht, kamen jetzt Reime und Vergleichungen wie gerufen. Es entstand ein Gedicht, welches jedoch in den Ausdrücken viel zu stark war, als daß ich es, abgerechnet das Unschickliche der poetischen Form, bei der Gemeinde hätte einreichen können. Da fiel ich auf den Gedanken, es in die Stadt zu tragen, um vielleicht durch Drucklegung desselben — man kann ja nicht nur eine Kuh, sondern auch ein Talent melken — mir einigen Ersatz für meine verlorene Freiheit zu verschaffen. Ich erhielt sieben bare Groschen und konnte meinen armen Kindern etwas Wurst zu ihrem trocknen Brote nach Hause bringen. Als ich aber meine ökonomischen Dichtungen fortsetzen wollte, fiel mir eben nichts weiter ein. Ich plagte mich; umsonst! Endlich plagte mich meine Frau um Brot, und in dem daraus entstandenen Streite, der mit einer erhaltenen Ohrfeige endete, entzündete sich auf einmal mein ingenium aufs neue. Facit indignatio versum, sagt Ovidius oder Virgilius, und so war es bei mir. Meine von Geburt kalte und trockene Natur findet sich nur in Zorn und Aerger poetisch angeregt. Ich arbeitete nun auf mich los. Ueber alles war ich unzufrieden, überall fing ich Händel an; aus der Schenke wurde ich hinausgeworfen, und aus jedem dieser Streite — die häuslichen ungerechnet — blühte wie aus einem Mistbeete eine neue poetische Blume empor. Meine Gedichte, zu denen ich aus Besorgnis, meinen Dienst zu verlieren, fremde Namen erborgte, machten Aufsehen und warfen mir bald mehr ab, als der Milchertrag von zehn Kühen. Zugleich aber — und hier fängt meine Schuld an — bemerkte ich, daß das Publikum die Klage um meine verlorne und wieder zu erlangende Freiheit, die Kuhweide nämlich, in einem ganz andern, in einem verbotenen, mir als echten Deutschen völlig fremden politischen Sinne aufnahm. Nichtsdestoweniger — Verbrecher, der ich bin! — fuhr ich fort, das Mißverständnis zu meinem Vorteile auszubeuten; ja, wäre darin noch ferner vorgegangen, wenn nicht einer meiner Namensträger sich hätte beigehen lassen, ein nach

Stand und Würden geehrtes hohes Haupt durch briefliche Behelligungen in gerechten Zorn zu versetzen. Die Furcht, bei allfälliger Entdeckung als Namensträger meines Doppelgängers zur Verantwortung gezogen und mit dem Tode oder wohl gar mit Verlust meines Amts bestraft zu werden, zwingt mir ein freiwilliges Geständnis ab. Ich habe gefehlt. Zugleich aber verspreche ich feierlich, daß wenn man mir meine Freiheit — die Kuhweide — wieder einräumt, oder eine Vergütung von sieben Taler preußisch, gleich vierzehn Gulden rheinisch, jährlich aus der Gemeindekassa großgünstig anweist, ich mich fortan als ruhiger Staatsbürger benehmen werde, der ich in Prosa war und bin, sollte ich auch in der Besessenheit der Poesie und in der Sorge für Nahrung und Kleidung noch so verbrecherisch ausgeartet haben.

Aller Welt gehorsamster
Germanikus Walhall,
Küster und Nachtwächter zu Dombau
bei Köln am Rhein.

Epistolae obscurorum virorum.

(Den 22. August 1809).

I.

Heinrich Kodallin an seinen Bruder Matthäus.

Geliebter Bruder!

Nicht ich vermag die Freude zu schildern, die meine Brust erfüllte, als ich vernahm, daß du glücklich die heimischen Gefilde mit dem Rücken schauend, das nordpoleisumgürtelte Land, deinen künftigen Aufenthaltsort, erreicht habest, noch mehr aber als der literarischen Fama weithinschallende Tube, Belas Krieg gegen den Vater, deinen ersten Trauersang, verkündigend, mich überzeugte, daß der Geist deines Bruders, der dir in Polens Wüsten folgte, sich ganz wohl auch mit Kälte vertragen könne.

In der Tat, ich freue mich doppelt, da du bei Verfertigung dieses Werkes so genau meine Lehren befolgtest, und gewiß, wäre nicht etwas zu viel Handlung darin, ich würde keinen Augenblick anstehen, es meiner Polixena an die Seite zu setzen.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne dir über diesen Punkt einige Regeln zu geben. Die erste ist: In deinen Tragödien sei so wenig Handlung als möglich! Du wirst mich fragen: Womit aber die Auftritte ausfüllen, damit ein gutes Trauerspiel, das heißt eins von hundertzwanzig bis hundertfünfzig Seiten entstehe? Die Antwort ist die natürlichste, die du

dir denken kannst. Mit — Worten! Hierin liegt die große Kunst, von der alles spricht, und von der doch nur wenige wissen, worin sie besteht! Die Worte sind es, die ein ästhetisches Werk vorzüglich machen! Käme es bloß allein auf die Gedanken an, auf die Gefühle, die das Ganze erwärmen und beleben sollen, wie einige behaupten, denn könnte ja wohl jeder Schuster, dem die Natur ein wenig Talent und so viel Empfindung, daß er auch wohl etwas anderes als Prügel fühlen kann, gegeben, denn könnte ja, sage ich, ein solcher Ignorant sich hinsetzen und im Uebermute seines Geistes so gut dichten als dein berühmter Bruder Heinrich von Kodallin! Lieset du ein dramatisches Werk, mein Bruder, worin Handlung, Gedanken und Empfindungen den ersten, die Worte aber den zweiten Platz einnehmen, so brich auf meine Gefahr den Stab, geh vorüber, sprechend: du bist keiner von den Unsern!

Manche Versemacher lassen sich durch den Beifall des Pöbels blenden, ihre Stücke mit einem Wust von Handlung zu überladen, so daß fast in jedem Auftritt etwas *geschieht*, sie bringen, wie sie's nennen, markichte, kräftige Reden, hohe Gedanken darin an, und glauben weiß Gott wie viel geleistet zu haben, wenn ihre Werke von jedermann gesehen und bewundert werden, zu drei- und viermal aufgelegt, in jedermanns Händen sind, die Toren! Ich verachte den Beifall des Haufens, seitdem ich bemerkte, daß die Ankündigung eines meiner Stücke das Schauspielhaus selbst von seinen täglichen Besuchern entblößte, seitdem mir ein alberner Witzling vorgeworfen, meine Schauspiele würden nur darum so ruhig bis zum Ende fortgespielt, weil niemand vorhanden sei, der da pfeifen könnte, über welche Plattitüde ich mich aber herrisch hinaussetze! Ich verachte das Urteil rezensierender Pasquillanten, die mich mit ihrem Gift zu begeifern suchen und zu sagen wagen, in meinen Trauerspielen sei das Schicksal der handelnden Personen bei weitem nicht so beweinenswert als das der Zuseher. Mit einem Worte, ich verachte alle Urteile, die die zarten Schöpfungen meines Gemütes antasten. Ich habe beschlossen, als ein Verfechter unserer neuen Poesie zu leben und zu sterben. Ihr habe ich alles aufgeopfert, ich habe mit heldenmütiger Entsagung bei Produktion meiner Bianca die eine Hälfte der Zuseher weggehen und die andere gähnen, plaudern oder wohl gar schlafen gesehen, habe meines Coriolans kraftvolle Sprüche von leeren Wänden zurückhallen und wohl gar das Publikum die sinnschweren Wörter der hellenischen und trojanischen Heroengestalten in Polixena mit schallendem Gelächter begleiten gehört, dies alles hab' ich gehört und gesehen, und doch steht noch unerschüttert in mir der Entschluß, bis an mein Ende durch ähnliche Werke mir ein Denkmal im Tempel des Ruhms und unserem Wiener Pöbel Langeweile zu verschaffen.

Nun zur zweiten Frage: Deine Personen seien Ideale! — Um Gottes willen, Bruder, präge diese goldne Regel deinem Herzen tief ein, sie ist der Zauberstab, mit dem die neueste Poesie die Gemüter der Zuseher an sich reißt, sie ist der Geburtsschein, der vom höhern, vom göttlichen Ursprunge der Dramatik zeugt, sie ist die undurchdringliche Schranke, die die poetische Welt von der natürlichen trennt, die kostbare Sonne, mit deren Erlöschen auch der Poesie hochaufblühende Blume hingelebt! (per parenthesim: Wie gefällt dir dieser Ausdruck? Ich habe ihn noch gestern im Bette liegend errungen!)

Dein Held sei stark und fest, wie ein Felsstück! Keine menschliche Regung, kein Aufwallen natürlicher Empfindungen schwäche sein kraftschäumendes Tun, willst du die Größe malen; — schilderst du weiche Empfindung, dann laß ihn sich von Seufzern nähren, Tränen trinken, weinen über den Tod einer Fliege ganze Scenen lang, und bejammern den Wurm, den er unvorsichtig zertrat, mit Pathos und tiefer Empfindung. So was macht zwar dem Pöbel Langeweile, doch bei unsern poetischen Matadors kann es seine Wirkung nicht verfehlen. Ich muß gestehen, daß ich mich in dieses letzte Fach noch nicht gehörig hineingearbeitet habe; aber was den ersten Punkt betrifft, so glaube ich, daß Ezzelinos Raserei einer klassischen Unmenschlichkeit ziemlich nahe komme.

Korrespondenznachrichten aus dem Lande der Irokesen.

Anondago, am 1. April 1820.

Lieber Freund!

Du wirst wohl erstaunen, wenn du das Datum meines Briefes liesest. Anfänglich weißt du vielleicht kaum, wohin du Anondago, meinen gegenwärtigen Aufenthaltsort, hin versetzen sollst. Du wirst eine Erdbeschreibung zur Hand nehmen, und statt von deinem Staunen zurückzukommen, nur noch mehr erstaunen, wenn du findest, daß Anondago im Lande der Irokesen, im fernen Norden von Amerika, nahe dem ungeheuren Ontario, liegt. Im Lande der Irokesen? wirst du rufen. Ja, im Lande der Irokesen, wo ich gerne bin, wo ich bleiben will, solang ich lebe, wo ich gefunden habe, was ich so lang vergebens suchte, und wovon sich in Deutschland kaum noch die ersten Spuren zeigen: echt nationeller Sinn, echt volkstümliche Bildung, echt vaterländisches Leben.

O mein Freund, wie glücklich bin ich! Wenn wir so abends — ich und meine edlen Wirte, bei einer Pfeife Tabak unter den uralten Eichen sitzen und Bier trinken aus den Hirnschädeln erschlagener Franzosen und Engländer und die Trinker nach der Reihe altväterliche Lieder singen oder erzählen, wem der Schä-

bel gehört habe, aus dem er jetzt trinkt, wie er gewonnen worden im ritterlichen Streit, und dabei seine Streitaxt schwingt und schäumt und heult; wenn dann etwa ein Gefangener gebracht wird, dem man die Haut abzieht, oder ein Schaman hinzutritt, der Feuer und Wasser bespricht, Kobolde austreibt, aus der Hand wahrsagt oder klardunkle Märlein erzählt, wunderlieb und wunderbar und wunderschaurig — o Freund! Was sind dagegen eure Klubs, eure Gesellschaften, eure Zirkel! Fort! ich muß aufhören, sonst regt sich meine Galle.

Ich weiß, wie dies Volk in Europa verschrieen ist. Man nennt sie roh, barbarisch, abscheulich. Warum? Weil sie ihre Nationalität bewahrt, sich verschlossen haben dem entnervenden Einfluß fremder Kultur, weil sie nicht Weltbürger und Menschen sein wollen, sondern Irokesen! Und um Gott! tun sie daran nicht recht? O, es hat nicht an Einflüsterungen und Störungen von außen gefehlt und noch vor einiger Zeit war diese herrliche Nation nahe daran, dem Schmeichelnden der Kultur zu unterliegen. Sie fingen, durch Engländer und Franzosen verleitet, schon an, beider Sprachen zu lernen, schon fand das Christentum den Weg in ihre Wälder, schon trugen sie Beinkleider! Noch wenige Jahre, und es war um sie geschehen!

Missionarien hatten sich eingeschlichen, die Religion der Christen hatte schon angefangen, ihre alten Götter zu verdrängen, aber da standen wackere Männer auf. Im Geist ihrer Altvordern traten sie auf mit nackten Beinen und bewogen auch ihre Landsleute, die verderblichen Hosen abzulegen; sie erschlugen die Missionare, zerstörten die Christenaltäre und stellten die Tempel der Väter wieder her. Schon haben sie in ihrer Volksversammlung ihre alten Götter von neuem angenommen, und mit nächstem hoffen sie auch wieder daran zu glauben. Bis zum wirklichen Eintreten dieses Glaubens wollen sie mit einer gewissen In- und Durcheinanderrührung aller Gefühle vorlieb nehmen, die den Landeskindern wenigstens den Geschmack an dem klaren, gemein-schlichten Geist des Christentums verleiden soll.

Ihre Religion selbst ist höchst abgezogen und rein geistig. Bilder dulden sie, aber nur ganz symbolische oder vielmehr hieroglyphische. Einer ihrer größten Maler hat ihren obersten Gott Dschingdschang gebildet als ein geflügeltes Dreieck mit sieben Füßen, fünf Hälsen und vierzehn Köpfen. In ihrer Kunst ist alles symbolisch, die Gestalt kaum Nebensache.

Die Liebe stellen sie als ein Parallelepipedon dar, den Gott des Krieges unter der Gestalt eines Feuersteines, die Göttin der Weisheit als Quadratur des Zirkels. Ebenso geht ihre Poesie lediglich auf Wahrheit, nicht poetische, sondern wirkliche, objektive. Sie verachten daher auch die Dichter der Christen, die ihrer

Meinung nach notwendig schlecht sein müssen, weil ihre Religion falsch ist. Wenn sie darin vielleicht auch etwas zu weit gehen, so haben sie doch recht; denn man muß die Menschen von allen Seiten eindämmen, wenn man sie aus ihrer Universalität wieder in den eigentlichen Volkssinn hineinkriegen will.

Wenn sie vorher eine nachahmungssüchtige Nation waren, so sind sie gegenwärtig entschlossen, das Beispiel der Engländer nachzuahmen und alle Nachahmungen zu verbannen. Weit entfernt, den Fremden einen Vorzug einzuräumen, schlagen sie dieselben vielmehr tot, wenn sie sie inner ihrer Grenzen betreten, und da sie die erste Nation der Welt werden wollen, so sind sie übereingekommen, bis sie es wirklich geworden sind, vorläufig schon jetzt sich untereinander dafür zu halten.

Mit einem Wort, sie sind das wirklich und ganz, wozu ihr andern kaum noch die Idee in euch tragt, noch kaum die ersten Schritte getan habt. Ich segne die Stunde meines Eintritts in ihren Kreis. Leb wohl, mit nächstem mehr, wenn meine Beschreibung dich nicht vielmehr anlockt, selbst zu kommen, dich zu überzeugen, mit zu genießen.

Rede des Bischofs Proklus an die ersten Christen,

gehalten in den Katakomben zu Rom im Jahre 27 der christlichen Zeitrechnung.*)

(1827).

Durch die Verfolgungen unserer Feinde an diesem abscheulichen Orte zusammengebracht, wahrscheinlich der Wohnung eines wilden Tieres — eines Tigerkaters mit langen Barthaaren, eines Luxes, der unversehens auf die Leute springt, eines Wolfes, der im Dunkeln seine räuberischen Kurse macht, einer Species der lang-, kurz- oder ungeschwänzten Affenart, eines Waschbären, eines Moschus- und Bisam-, eines Beutel-, oder gleich den meisten von uns ausgebeutelten Tieres, — in der Höhle eines Ungeheuers, sage ich, das vielleicht mit seinen unmündigen Jungen bereits die Zähne nach unserm Fleische wetzt, hierher, bis hierher gebracht durch die Verfolgungen unserer Feinde, liegt es mir ob, das Letzte, was noch an euch stand, euren Mut, aufzurichten und euch zu trösten in dieser Nacht der Betrübnis.

Was härmst du dich ab, du bleichwangiger Schäfer, pastor fido, sozusagen, du Scherer der Schafe im hunnischen Land? Es geht die Sage, daß du allnächtlich dich hinwirfst vor einem

*) Wahrscheinlich gleichfalls gegen den Schauspieler Schwarz gerichtet, der die aufgelöste Ludlamshöhle wieder zu erneuern versuchte.

uralten, wundertätigen Bilde, dich zusammenziehst und ausstreckst, seufzest und stöhnest, sinnbildlich ausmessend dein eigenes, weitgähnendes Grab! Und du zweiter, schamhaft Errötender, dessen Kopf immer heiß ist und dampft — von Sorgen; siehst du vor dich hin und seufzest: pulvis et cinis sumus? Ja, wohl werden wir Staub und Asche; doch solange der Funken noch glimmt, laß uns Knaster sein und nicht, wie du, roter Dreikönig.

Avertissement.

(1817).

In hiesiger Stadt hat gegenwärtig ein ausgezeichnetes Genie seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Obschon auswärts geboren und auf der berühmten hohen Schule zu Göttingen gebildet, hat er sich doch, teils aus Verdruß über die Blindheit seines Vaterlandes, teils aus Menschenfreundlichkeit hierher gewendet, da er nämlich sah, wie sehr das arme Oestreich seiner erleuchtenden Sorgfalt nötig habe. Seine Bemühungen gehen dahin, uns vor den Einflüssen des falschen Geschmacks, der seit Schiller und Goethe in der deutschen Literatur überhand genommen und erst vor kurzem aus Weißenfels her einen neuen Anstoß erhalten hat, zu bewahren, und uns verwahrlosten Söhnen der Natur eine auf gereinigten, vernunftgemäßen Prinzipien gegründete Geschmacksbildung zu verschaffen. Da sein Zweck sohin ein öffentlicher ist, wählte er zur Ausführung auch die öffentlichen Blätter, unter deren Lesern und vorzüglich Leserinnen, wie er versichert, da sie frei von vorgefaßten Meinungen und hartnäckigen Ueberzeugungen sind, allein die Empfänglichkeit für seine Axiomen vorauszusetzen sei.

Er hat sich bisher der Welt durch eigentliche Schriften nicht bekannt gemacht; jedoch sammelt er sorgfältig Materialien, für bedeutende Werke in den meisten Fächern des menschlichen Wissens, auf die er sich gelegentlich in seinen Aufsätzen berufen wird. Sein eigentliches Feld sind die Journale, und er ist hierin ganz der Meinung der erfahrensten Feldherrn aller Zeiten, die ihre Rekruten sich erst im kleinen Kriege überlassen, bis sie in der Linie sie dem Feinde entgegenstellen. Das Publikum wird sich daher nicht wundern, wenn es ihn gegenwärtig nur aus Pistolen feuern sieht, die Kanonen werden seiner Zeit schon nachkommen, und wenn überdies der Vorzug der erstgenannten Handwaffe auch nicht gerade im Treffen besteht, so gewährt sie dem gewandten Plänkler doch manche Vorteile, die der schwere Artillerist ewiglich entbehrt.

Dieser Mann nun — sein Name ist Willibald Streithahn — sitzt seit geraumer Zeit vorzüglich den Dichtern auf dem Nacken.

Er tat zwar kürzlich erst auch einen Einfall in das Gebiet der Malerei, es war aber mehr ein Fouragierzug zu Herbeischaffung der nötigen Subsistenzmittel, und man hat alle Ursache zu glauben, daß er nicht so bald wiederholt werden wird.

Ich wiederhole: Herr Willibald Streithahn hat es hauptsächlich mit den Dichtern, und unter diesen vorzüglich mit den dramatischen Dichtern zu tun. Da, wie jedermann zugesteht, das Theater eigentlich nichts als eine Bildungsanstalt für das gemeine Volk ist, eine Vorrichtung zum Lesenlernen durch gebackene Buchstaben, ein Bilder-Abc-Buch, eine Verlängerung der Normalschule für jene, die nicht Gelegenheit hatten, die vierte Klasse oder die Realschule zu besuchen — so greift es ihm auch in die Seele, wenn er sehen muß ...

Avertissement.

(1822).

Der Unterzeichnete hat eine Erfindung gemacht, wodurch, wie er sich schmeichelt, die Musik, vorzüglich aber die Vokalmusik, auf einen Gipfel der Vollkommenheit gebracht werden muß, von dem man bis jetzt kaum eine Vorstellung gehabt hat.

Bekanntlich ist die höchste oder vielmehr einzige Aufgabe des Tonsetzers, die Meinung des Dichters aufs genaueste auszudrücken, so daß in ihrer höchsten Vollendung eine gute Oper das Bild von zwei Leuten darbieten müßte, die zu gleicher Zeit das nämliche sagen, was auf jeden Fall einen unendlichen Kunstgenuß gewähren würde. Es wäre sonach die Musik ein vortrefflicher Dolmetscher, um Fremden, die der Landessprache nicht kundig sind, den Inhalt des Operngedichts kundzumachen; ja diese herrliche Kunst würde, wenn ihre Bezeichnungsfähigkeit vollkommen ausgebildet wäre, sogar für die Diplomatik bei Verhandlungen mit fremden Völkern von höchstem Nutzen sein und die Dienste einer allgemeinen Sprache vollkommen versehen.

Leider war aber bisher zu diesem Grade der Ausbildung noch kaum der erste Schritt geschehen. Gezwungene Worte durch Accorde zu geben, blieb für den Tonsetzer noch immer ein weites Feld der Willkürlichkeit und der Zweideutigkeit für den Zuhörer. Schikaneders Liedchen: „Der Vogelfänger bin ich ja," konnte bloß nach der Musik Mozarts ebensowohl heißen: „Ich bin der Vogelfänger ja," oder: „Ich bin der Vogelfänger, ich!" oder wohl gar: „Ich bin der Vogelsteller, ich!" Welche Mißverständnisse! Gute Tonsetzer suchten dem zwar nach Möglichkeit dadurch vorzubeugen, daß sie nach dem Muster genauer Uebersetzer Wort für Wort gaben, z. B. „Ließ ihn

fall'n" — Pums! ein Accord, der dreinfällt! — Aber war das genug?

Ich endlich bin auf ein Mittel verfallen, so leicht, so einfach, daß man sich wundern muß, wie noch niemand vor mir darauf verfallen. Ein Mittel, wodurch die Musik zu einer wirklichen, nur etwas unbeholfeneren Wortsprache erhoben wird und selbst vor der Grimassensprache der Taubstummen wesentliche Vorteile voraus hat.

Ich wiederhole es noch einmal: Mein Mittel ist so einfach, daß, sobald ich es nur genannt habe, jeder Leser sich schämen wird, nicht selbst darauf verfallen zu sein. Ein wahres Ei des Kolumbus.

Oeffne jenes Buch! Was siehst du? — Worte. — Woraus bestehen diese Worte? — Aus Silben. — Und diese Silben? — Aus Buchstaben. — Nenne sie mir! — D, A — da. — Gut! Jetzt öffne dies andere Heft! Was siehst du? — Ein Musikstück. — Woraus besteht es? — Aus Accorden. — Diese Accorde? — Aus Noten. — Nenne mir die beiden ersten Noten! — D, A — D, A — da. — Noch einmal da. Buchstab für Buchstab! Du hast mit zwei Noten dasselbe gesagt, was vorher mit zwei Buchstaben! Erstaunst du? Schämst du dich?

Hierauf gründe ich meine Theorie. Jeder Buchstab des Textes werde durch eine korrespondierende Note der Begleitung gegeben, und die Musik wird zu einer solchen Deutlichkeit gelangen, daß man sich künftig mit dem Finger auf dem Klavier über das Wetter und die politischen Neuigkeiten wird unterhalten können. Die Buchstaben a, b, c, d, e, f, g, h haben ihre gleichnamigen Brüder ohnehin schon unter den Tönen.

Durch die Erhöhung und Bindung durch ♯ und ♭, schaffe ich zu diesen acht natürlichen Sprachzeichen noch dreizehn willkürliche, und die zur vollen Buchstabenzahl von vierundzwanzig noch fehlenden drei Zeichen erschaffe ich dadurch, daß ich vorderhand b und p, d und t mit denselben Noten ausdrücke und für das r den Triller brauche.

Wie schwer wäre mir nach unserer bisherigen Methode das Wort Vater zu bezeichnen. Der zärtlichste Accord, den ich anwenden möchte, könnte ebenso leicht Mutter, Bruder oder Schwester bezeichnen. Aber nach meiner Erfindung schreibe ich getrost: as. a. d. e. Triller, greife es zusammen als einen Accord und der Begriff Vater steht da für jedermann verständlich. Ich gestehe gern, daß der angeführte Accord nicht sehr wohlklingend sein wird, aber was tut's! Der höchste, denkbar genaueste Ausdruck des Wortes ist erreicht und was will man mehr. Unser Zeitalter ist aufgeklärt genug, um dem Ohrenkitzel endlich zu ent-

sagen und der Wahrheit in allem nachzustreben, es koste, was es wolle.

Nächstens das Weitere, besonders über die durch meine Erfindung ganz geänderte Theorie der Tonsetzkunst.

Avertissement.

(1842).

Unter heutigem Datum werden von der Kunstreitergesellschaft des Herrn Semilasso aus Dongola folgende equilibristisch-literarische Vorstellungen gegeben werden.

1. Der Vizekönig von Aegypten oder: Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe.
2. Fürstliche Freigebigkeit oder: Die Trinkgelder in Kairo.
3. Wird Herr Semilasso selbst auf schlappem Seil ein englisches Heiratsprojekt tanzen.
4. Wird die bekannte Abessinierin einen Beweis ihrer Stärke geben und Herrn Semilasso ertragen.
5. Rüpel und Lümmel oder: Literarische Artigkeit.
6. Ein nubischer Geck zu Pferde.
7. Höhebestimmungen und Gradmessungen, von Herrn Semilasso mit einer Schneiderelle bewerkstelligt.
8. Die Toilette auf den Ruinen von Karthago.
9. Räuberüberfall in der Wüste, wobei eine Karawane aller ihrer Pomaden beraubt wird.
10. Wird eine fürstliche Mumie mit gefärbten Haaren gezeigt.
11. Wird der Markgraf Rüdiger von Pöchlarn seinem letzten Nachkommen ins Gesicht lachen.
12. Wird Herr Semilasso mit dem Pferdehändler Herrn Schawel Brüderschaft trinken.
13. Konzert auf der Mundharmonika oder Maultrommel, von Herrn Semilasso gespielt.
14. Wird derselbe ein Wettrennen mit seinen Gläubigern halten und hierbei alle Forderungen des Publikums, keineswegs aber die der Gläubiger befriedigen.

Bekanntmachung.

(1847).

Mit Mißvergnügen wird von Seite der Behörden das langsame Fahren der Wägen in Wien bemerkt. Es sind zwar vor einiger Zeit Verordnungen gegen das schnelle Fahren erschienen, damals waren aber die Umstände ganz andere, und man hätte von der

Bildung der Kutscher erwartet, daß sie diese Verschiedenheit selbst eingesehen hätten, ohne erst durch gegenwärtige Bekanntmachung darauf aufmerksam gemacht zu werden. Früher war nämlich das Straßenpflaster nur für die Fußgänger glatt und eben, auf dem Fahrwege dagegen rauh und holpericht, so daß schnelles Fahren nur die unangenehmsten Wirkungen auf die ohnehin mitgenommenen Hinterteile des höhern, vorzugsweise liegenden, sitzenden und reitenden Teils der Bevölkerung hervorbringen konnte, in welchen Uebelständen jene früheren Verbote ihren Grund hatten. Gegenwärtig aber, da Pferde und Menschen gleich beteilt und demnach das Fahrpflaster glatter, der Gehweg aber holprichter geworden als früher, ja durch die Wölbung der Straßen in der Mitte Regenwasser und Unrat der Pferde aus dem Wege und dagegen den Fußgängern unter die Füße geleitet worden ist, muß man sich völlig verwundern, daß noch immer so langsam gefahren wird, als wirklich geschieht.

Eine solche Aufforderung soll sich jedoch nicht auf alle Wägen ohne Unterschied erstrecken, Gesellschaftswägen, Fracht- und Wirtschaftsfuhren haben ihren bisherigen unschönen und langweiligen Gang beizubehalten. Sie kommen immer noch früh genug an, und da ihr Zweck nur Erwerb und Gewinn ist, leiden Rücksichten höherer Art auf sie keine Anwendung. Dagegen wird den Herrschaftskutschern zur Pflicht gemacht, so schnell zu fahren, als das glatte Pflaster es gestattet, eine Pflicht, welche man in Form der Erlaubnis auch auf die Fiaker ausdehnen will, da der männliche Teil der höheren Stände sich ihrer bei höchst dringenden Anlässen häufig zu bedienen pflegt.

Solche Kutscher sollen von selbst einsehen, wie kostbar die Zeit ausgezeichneter Personen von höhern Ständen ist. Abgerechnet, daß der männliche Adel von den Wettrennen und dem Galoppieren und Barrierespringen im Prater, der weibliche durch zuvorkommende Erfüllung ihrer Wünsche und Einfälle an Eile gewohnt und daher ungeduldig ist, verlieren beide Geschlechter durch spätes Aufstehen, lange Toilette, Soircen und dergleichen schon unendlich viele Zeit, so daß sie den übrig bleibenden kleinen Rest sich doppelt zu nutzen machen müssen. Man will hier nicht in Rechnung bringen, wie unangenehm es für Personen höherer Stände sein müsse, auf der Straße von Handwerkern, Kaufleuten, Geldverleihern und dergleichen Plebejern gesehen zu werden, was beim Langsamfahren, trotz alles Hineindrückens in den Wagenecken unvermeidlich ist, und in den Fußwandelnden leicht Erinnerungen auffrischt, die durch Verleugnung des Portiers, Abwesenheit auf den Gütern, besonders in Ungarn, oft nur lange und mit vieler Mühe unterdrückt worden sind.

Noch unerläßlicher ist das Schnellfahren bei hohen Beamten

und Diplomaten. Diese Personen nämlich erzeugen ihre besten Gedanken nicht, wie der rohe Pöbel meint, durch langes Nachdenken und vieles Ueberlegen, sondern im Wege des Genies durch rasche Einfälle und augenblickliche Gedankenblitze. Wenn nun ein solcher Staatsmann im Wagen sitzend von einer Ideenimprovisation überfallen wird, oder er sich eben zu einem Kollegen begeben will, um die zu Hause über ihn gekommene Idee in Wirklichkeit zu setzen, so kann, wenn er durch langsames Fahren auf der Straße aufgehalten wird, leicht geschehen, daß er ankommend gar nicht mehr weiß, was er eigentlich gewollt hat und das Schicksal eines Staates, ja eines ganzen Weltteils findet sich durch einen albernen Kutscher der höchsten Gefahr ausgesetzt.

Es werden daher besonders die von solchen Matadoren bewohnten oder vorzugsweise befahrenen Plätze und Straßen, als da sind: Herrngasse, Schauflergasse, Burg- und Michaelerplatz als diejenigen bezeichnet, wo die Pferde regelmäßig in scharfen, ja schärfsten Trab zu setzen sind. Höchstens ist dem Kutscher erlaubt, aus der Kleidung und sonstigem Aussehen der über den Weg gehenden Personen einen Schluß zu ziehen, ob die Gefahr des Ueberfahrens mit der Gefahr der Verzögerung in einem rücksichtswürdigen Verhältnis stehe.

Diese Erinnerung wird eigens durch den Druck bekannt gemacht, da die an den Straßenecken aufgestellten Polizeiwachen sich eben jetzt mit der Verhinderung des Zigarrenrauchens zu beschäftigen haben und daher auf Nebendinge, dergleichen die Fahrordnung ist, kein Acht haben können.

Bittschrift der Spitzbuben.

(1844).

Die Fortschritte der Welt, wenn auch nicht auf dem Wege der Freiheit, doch wenigstens auf dem der Gleichheit, haben die sozialen Zustände auf eine Höhe der Humanität gebracht, welche frühern Jahrhunderten einen Schauder erregt hätte. Die Unterschiede verschwinden. Der schlichte Bürger sitzt jetzt auf denselben Deputiertenbänken, auf die sonst nur Standesherren und Raubritter zugelassen wurden und stimmt mit der Majorität, so daß, wenn seine Beschlüsse nicht von der obern Kammer oder dem Bundestage vernichtet werden, er jetzt mit seiner Einwilligung ebensoviel bezahlen kann, als vorher, ohne dieselbe. Die niedern Stände sind zwar nicht hinauf, die obern aber sind herunter gekommen, sie sind sich gleich.

Es war daher ganz an der Zeit, daß auch der Unterschied, der bisher zwischen den sogenannten ehrlichen Leuten und Spitzbuben bestand, und der ohnehin nicht sehr groß ist, in das Grab vergangener Jahrhunderte versenkt wurde. In Wien hat sich ein Verein zur Unterstützung entlassener Sträflinge gebildet, welcher mit Uebergehung der Notleidenden aus der bevorzugten Kaste der Ehrlichen sich bloß mit dem Wohle der Spitzbuben beschäftigt. Schön! Erhaben! Der Staat hat auch diesen Verein gebilligt, ihm seinen Schutz zugesagt, aber hat er etwas Positives getan, ist er diesem Vereine selbst beigetreten?

Wir heben dies besonders in Oestreich heraus, wo für eine andere, gleich uns verachtete Klasse, wir meinen die der Dummköpfe, so viel im Staatsdienste geschehen ist. Man ging hierbei von einem, wie uns scheint, richtigen Gesichtspunkte aus. Ein fähiger und brauchbarer Mensch hilft sich leicht in der Welt fort. Was sollen aber die Unfähigen und Unbrauchbaren anfangen, wenn die Staatsgewalt nicht ihre hilfreichen Hände bietet? Sind sie nicht auch Menschen? Bedenkt ein Vater nicht vor allem seine geistesschwachen, seine blödsinnigen Kinder? Man hat daher hierlands in Beförderungsfällen bei Hof- und Länderstellen die Dummköpfe immer ganz besonders bevorzugt und manche aus dieser von der Natur verwahrlosten Klasse stehen den höchsten Bedienstungen mit glücklicher Selbstzufriedenheit vor. Sollte so viel für die Dummköpfe geschehen und für die Spitzbuben nichts?

Wir sprechen hier nicht von denjenigen Anstellungen, zu denen man Schurken notwendig braucht, und wo wir bisher auch wirklich berücksichtigt worden sind. Nämlich die Diplomatie, Zensur und Polizei, das Brieferöffnungsgeschäft, das Personal der Denunzianten und Vertrauten. Denn auch hier nimmt man die Spitzbuben nur, b e v o r sie ins Zuchthaus kommen, indes man sie, wenn sie bereits in demselben gewesen sind und solchergestalt ein Brevet der Brauchbarkeit erhalten haben, aus einem engherzigen Vorurteil ausschließt. Wir sprechen vielmehr hier von jenen Anstellungen, zu denen man bisher nur sogenannte ehrliche Leute genommen hat. Viel ist hier von Privaten geschehen; sollte der Staat zurückbleiben?

Wir haben in dem letzten Rechenschaftsberichte des Vereins für Sträflinge gelesen, daß ein Kaufmann einen Dieb zum Einkassieren verwendet, Müßiggänger und Vagabunden werden unter die Fabrikarbeiter aufgenommen, Handschriftenverfälscher in die Comptoirs.

Auf also, ihr Vorsteher des Staates! Macht wenigstens den Versuch! Glaubt, daß wir Spitzbuben, wie der Adel und der Kriegerstand, wenn auch nicht Ehrlichkeit, doch aber Ehre im

Leibe haben. Wenn ihr uns eure Kassen verschließt, werden wir einbrechen. Wenn ihr sie aber offen uns anvertraut — mir schwindelt! Wenigstens aber werden wir sie wie Löwen gegen jeden andern verteidigen.

Publikationen die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn betreffend.

(1839).

Zur größeren Bequemlichkeit des Publikums werden auf jeder Anhaltstation der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn zwei Chirurgen und ein Geistlicher mit dem Viatikum fortwährend bereit sein.

Die Freiherrn von Rothschild und von Sina haben über die Güte ihrer beiderseitigen Lokomotive eine Wette eingegangen, zu deren Entscheidung nächsten Sonntag zu derselben Stunde zwei Wagenzüge, der eine von Wien in der Richtung nach Brünn, der zweite von Brünn nach Wien abgehen wird. Bei ihrem Zusammentreffen wird sich aus der Zahl der zerbrochenen Wagen, dann der jeseitigen Toten und Verwundeten die streitige Kraft der Maschinen am augenfälligsten beurteilen lassen.

Ein schon einmal aus dem Wasser gezogener Selbstmörder soll aus Lebensüberdruß gesonnen sein, die Fahrt auf der Nordbahn mitzumachen. Die für seine Erhaltung besorgte Familie ersucht eine hohe Direktion, ihm gefälligst die Aufnahme zu verweigern.

Der für Vervollkommnung ihrer Anstalt unablässig bemühten Direktion der priv. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn ist es endlich gelungen, als technischen Leiter den berühmten englischen Maschinenführer zu gewinnen, der bei Eröffnung der Birminghamer Eisenbahn den damaligen Handelsminister niedergeführt hat.

Aus Billigkeitsgründen wird künftig auf der Eisenbahn das Passagiergeld nicht bei der Abfahrt, sondern erst bei der Ankunft bezahlt. Auf diese Art bleiben die Toten ganz frei. Die Verwundeten zahlen nur nach Verhältnis der übriggebliebenen Gliedmaßen.

Darstellung der im Monate Juli d. Js. durch Fahren mit Pferden geschehenen Unglücksfälle, woraus sich ergeben wird, daß ein wirkliches Pferd viel hartnäckiger und unvernünftiger ist, als ein Maschinenführer.

Vorschlag, die nächste Probefahrt auf der Eisenbahn durch die Wahnsinnigen und Rasenden des allgemeinen Krankenhauses vornehmen zu lassen.

Vorschlag zur Errichtung eines Invalidenhauses nächst dem Bahnhof im Prater.

Das Treffen bei Branowitz nebst Gedanken über die Anwendung der Dampfwägen in Feldschlachten.

Die Sichelwägen der Alten und die Dampfwägen der Neuern als Zerstörungsmittel.

Die Horatier und Kuriatier oder die Familien Stubenrauch und Rothschild.

Ueber die Entbehrlichkeit der Füße seit Vervollkommnung der künstlichen Beförderungsmittel.

Ob von den Reisenden auf der Eisenbahn künftig statt der Passagierscheine nicht vielmehr die Beichtzettel abzufordern seien?

Preisausschreibung.

(1853).

Der Unterzeichnete besitzt seit lange die Büste eines ausgezeichneten Mannes, der sich in der Düngerlehre große Verdienste erworben hat. Diese Büste möchte er nun für ein Monument, will sagen für eine ganze Statue in Lebensgröße benutzen, und es ergeht daher an Deutschlands Künstler die Aufforderung, ihm zu dem fertigen Kopfe einen marmornen Frack und ebensolche Pantalons, versteht sich mit Ausfüllung, anzufertigen. Beifügen muß man nur, daß der Verewigte bedeutend bucklig war, welches

der Naturwahrheit zuliebe in dem Frack auszudrücken wäre. Beide Kleidungsstücke könnten die dem großen Manne eigentümliche Vernachlässigung des Aeußern durch schadhafte Stellen an Ellenbogen und Knieen ersichtlich machen.

Der bestimmte Preis ist 50 Taler. Nur bittet man mit der Einsendung möglichst zu eilen, da der Steinmetz des Ortes die Arbeit, freilich ohne Genialität für 2 Gulden 30 Kreuzer zu übernehmen sich erboten hat. Stiefel und Handschuhe sind von ihm bereits geliefert worden.

Büchertitel.

(1830).

Die Longobarden und Gepiden von einem Vandalen.

Dudelsack und Pistole, ein Gegenstück zu Leier und Schwert.

Reim dich oder ich friß dich.

Apollo der Büchsenschäfter mit Hinblick auf Amor den Bogenschnitzer.

Der Scharfschütz, eine poetische Kleinigkeit.

Auszüge aus dem nächstjährigen Meßkatalog.

(1837).

Goethes Romane, ein Roman von Immermann.

Knigges Umgang mit Menschen, in Gedichte gebracht von Rückert samt dem versifizierten Einmaleins als Anhang.

Die neuere Geschichte, ein Cyklus von 1837 Tragödien von Raupach.

Die deutsche Literatur, von einem Gymnasialschüler.

Ueber die Ehrlosigkeit Goethes, von einem Ehrlosen.

Teewasser, Novellen von Tieck.

Ueber den Kunstsinn der Goten und Vandalen.

Ob der Geist im Hamlet in einem geblümten oder gestreiften Schlafrock darzustellen sei? Für denkende Schauspieler, von Tieck.

Der gestiefelte Kater, zweiter Teil, wo statt Ifflands Shakespeare die Titelrolle spielen, und den Platz des Hofrats Böttiger im Parterre Herr Hofrat Tieck einnehmen wird.

Beweis, daß vor Christi Geburt eine Poesie unmöglich war.

Ueber die Entbehrlichkeit des Malens in der Malerei.

Anmerkungen.

1) Sein Vortrag war gerade hinreichend tiefsinnig und hinreichend ausgearbeitet, um von einem Volksauditorium mit jenem leichten Grade geistiger Anstrengung, welche ein Vergnügen ist, verfolgt zu werden.

2) Die heulen, sich beieinander zu finden.

3) Die Sammlung von Gedanken, denen wir den Namen Empfindung geben.

4) Nichts Neues auf der Welt.

5) Man kehrt immer zurück — zu seiner ersten Liebe.

6) Der Teufel hole diesen Napoleon, wir sind das Opfer seiner Wut. Die verwünschten Schwerter der Preußen! Mein Kopf! O Jena, Jena!

Fünfzehnter Band.

Literatur.

Literarische Charaktere.

Erste Abteilung (A- G).

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . . 3— 8

Literatur . . . . . 9— 56

Allgemeines (Tragödie bei den Alten) . . . . . 9—11

Ueber die Bedeutung des Chors in der alten Tragödie . . 11—14

Französische Schriftsteller . . . . . 14—15

Nibelungen . . . . . 15—17

Aeltere und neuere deutsche Poesie . . . . . 17—21

Das junge Deutschland . . . . . 21—22

Romantik. — Schwäbisch-österreichische Dichterschule . . . 22—29

Zur Literaturgeschichte . . . . . 30—46

Ueber den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Kunst in Deutschland . . . . . 46—56

Literarische Charaktere. A--G . . . . . 56—143

Aeschylos 56
Alarcon 65
Archilochos 66
Aristophanes 67
Avilla 67
Baggesen 68
Barante 68
Bauernfeld 68
Beaumont-Fletcher 70
Belmonte 74. 82
Bernard 75
Arnim, Bettina v., 75
Börne 77
Byron 77
Calderon 79
Cancer 82. 83
Caro, Ana 84
Cervantes 84
Chamisso 87
Chateaubriand 88
Cicero 88
Claramonte 90
Corneille 90
Cubillo 93
Cuello 94
Dante 94
Delavigne 95
Demosthenes 96
Diamante 97
Ebert 98
Eckermann 100
Eschenbach, Wolfram 101
Euripides 103
Feuchtersleben 116
Figueroa 120
Fouqué 120
Fragoso 121
Freiligrath 122
Fuente 123
Gaudy 123
Gervinus 123
Godinez 124
Goethe 125
Gomez 135
Gonzalez 136
Gottsched 136
Grafenberg 137
Griesel 138
Grimm 138
Guevara 82. 140
Gutzkow 141
Guzman 142

Einleitung.

Zu dieser umfangreichen Gruppe in dem kritischen Schaffen Grillparzers finden sich interessante Ergänzungen in den von Adolf Foglar mitgeteilten Gesprächen mit Grillparzer, die ich hier in der Reihenfolge, in der sie dort gebracht werden, nachtrage.

„Grabbe ist gestorben! Er hatte mehr Genie, und ich glaube, Talent sei doch auch erforderlich. So kennen Sie seine Werke nicht? Da fällt mir ein Stein vom Herzen! Ich fürchtete schon, Sie hätten ihn vielleicht in seiner Formlosigkeit nachgeahmt. — Man liest zu viel. Schiller und Goethe sind uns einzige Muster. Konnten sich solche Geister in die Form beugen, warum nicht wir? Darin besteht ja nicht die Genialität."

„Ich kann Voltaire nur mit Cicero oder Goethe vergleichen, so verschieden diese drei großen Geister auch immer sind."

„Schiller hatte in den Stücken *vor* Don Carlos mehr Charakteristik entwickelt, z. B. im alten Miller, Fiesco, Mohren, als später. Nur in den Räubern erscheinen geträumte Personen. Besonders ist Fiesco noch nicht genug anerkannt, die Episode mit Bertha ausgenommen. Seit Don Carlos verschwindet die scharfe Charakterzeichnung vor den melodischen Versen und goldenen Sprüchen."

„Uhlands Dramen schätze ich ungemein hoch, sie sind alle voll edler Gesinnungen. Ich halte sie den besten des Lord Byron gleich. Doch zweifle ich, daß er für die Bühne ein großer Dramatiker geworden wäre."

„Obgleich es mich stets freut, wenn ein neues Stück gefällt, so ist es mir doch lieb, daß „Richard Savage" von Gutzkow wenig Beifall fand, aber nur insofern dies ein Beweis ist, daß unser Publikum (in Wien) durch so herbe Dichtungen nicht angesprochen wird."

„Metastasio liebe ich sehr, obwohl er als Italiener etwas zu weich ist; aber soll denn nur das Lümmelhafte in der Tragödie schön sein, wie man jetzt in Deutschland meint?"

„Kleist's „Käthchen" und „Prinz von Homburg" sind die zwei ersten Akte einer Tragödie, deren dritter Akt — sein Selbstmord war. Er war ein nicht genug zu preisendes Talent. Aber sein Fehler war, in den natürlichen Gang der Dinge physische Ursachen (Magnetismus, Traumschlaf) zu bringen, was dem Publikum zu hoch steht, und selbst dem Tieck, der das Betteln des Helden um sein Leben natürlich findet. Freilich! eine Natürlichkeit, aber, die man anspeien muß. Sie wird nur durch das gestörte Traumleben gerechtfertigt."

„Die deutschen Freiheitssänger halten sich doch, einer nach dem andern, an die Fleischtöpfe Egyptens!"

„Lope de Vegas Dialog setze ich an Natürlichkeit, Poesie und Weltklugheit über den in Shakespeare's Dramen."

„Victor Hugo ist übrigens ein deutsches Talent, das heißt es paßt in keine Form; er hat eine hohe Meinung von sich, will alles Erhörte und Gesehene überbieten und so kommt Unsinn zu Tage. In Frankreich sind nur die ersten Schriftsteller überspannt; das Mittelgut ihrer Literatur kann man mit Vergnügen genießen. Jedes neue Geistesprodukt empfangen die Franzosen mit Eifer; daher halte ich sie für die gebildetere Nation. Alle Vorzüge der deutschen beziehen sich nur auf ihr Privatleben."

„Ein so matter Autor auch Iffland war, stelle ich ihn doch über die Neueren; denn er verstand aus Nichts ein gutes Stück zu machen, und gab, wenn auch kein poetisches, doch ein lebendiges Bild, das uns interessiert; wer aber Interesse erweckt, hat schon viel getan."

„Wenn Tieck, der unbedingte Verehrer Shakespeares, einen Sinn für Form hätte, so könnte er nicht die zweifelhaften Stücke desselben ihm mit der Frage: „von wem anders sollten sie sonst sein?" zuschreiben. So begriff er auch nicht, daß der Dichter die Lady Macbeth in den späteren Akten milder halten mußte und ihren Charakter nicht konsequent durchführen konnte; daß dieser Kunstgriff notwendig war, wenn der Held des Stückes nicht zurückge-

drängt werden sollte. Aber Tieck folgert, die Lady tue alles aus Liebe für ihren Gatten, und sei selbst eine recht brave Frau; denn er weiß nichts von der Konstruktion einer dramatischen Handlung, er weiß nicht, wie einem zu Mute ist, wenn man ein Trauerspiel schreibt."

„Mir hat sich eine Vermutung aufgedrungen, die ich kaum auszusprechen wage, daß nämlich Shakespeare die Spanier kannte und — benutzte; denn Don Lope de Rueda, der vor Lope de Vega schrieb, hat ein Stück „La comedia de enganos" geschrieben, dem also der Titel „Lustspiel der Irrungen" entspricht. Dieses englische Stück ist zwar dem Plautus nachgebildet; aber jenes spanische ist in der „Viola" benutzt. Auch fand ich schon viele ähnliche Gedanken in Shakespeare und Lope de Vega".

„Lope de Vega ist fast ein noch natürlicherer Schriftsteller als Shakespeare. Seine Kompositionen sind unwahrscheinlich, absurd und fast keines seiner Stücke aufzuführen, aber man wird durch ihn eigentlich in die Poesie eingeführt. Ihm ist kein Lebensverhältnis fremd, er erschöpfte sie alle; und sein Dialog ist unerreichbar an Wahrheit, Gedankenfülle, Anmut und Witz. Wir Neueren können uns nur an ihm erquicken, aber nichts von ihm lernen. Er ist der gefährlichste Schriftsteller. Alles, was man von ihm entlehnen wollte, wäre für unsere Zeit ein Mißgriff. Im Bau der vierfüßigen Trochäen steht er weit über Calderon, der ihn aber in seinen Stanzen und Ottaven übertrifft."

„Den Wilhelm Meister nenne ich immer den deutschen Don Quixote, nicht um damit eine Nachahmung zu bezeichnen, sondern in dem Sinne, daß Goethe den Nationalfehler der Deutschen, das Schwanken und Tappen in der Kunst, so wie Cervantes den spanischen überspannten Heroismus schilderte.

Eigen war bei Goethe, daß er die Leidenschaften nur bis auf einen gewissen Grad benutzte und im weiteren die Reflexion walten ließ, welche Eigenheit besonders der Tragödie Eintrag tat, und nur einem Genius, wie Goethe, hingehen darf. Sollte ein anderer es wagen, eine Iphigenia so, in solcher Fassung, uns vorzubringen!"

„Bettinas Briefe sind das einzige Buch, das ich seit zwanzig

Jahren mit Interesse las. Nur hätte sie nicht weiter schreiben sollen, dann wäre sie mit Goethe mitgegangen, wie Beatrice mit Dante. Aber, wie diese, verdarb sich Bettina alles durch ihre späteren Schriften. Sie ist ein höchst geistreiches, aber ebenso verlogenes Wesen und läßt den Goethe, Beethoven u. a. Dinge sagen, welche rein absurd sind."

„Lope de Vega hat nicht ein gutes Stück geschrieben; aber in den vielen ist so viel Gutes, daß man vor Bewunderung gar nicht aufhören kann zu lesen. Begeistern kann man sich an ihm, aber nichts von ihm lernen. Das Tiefpoetische ist in offene Absurditäten eingehüllt; aber die Leute ließen sich's damals gefallen, es war die Wahrscheinlichkeit noch nicht erfunden. Hingegen gibt es heute für einen, der selber dichtet, nichts Gefährlicheres, als die Klassiker, wenn er nicht die Gabe hat, das nach der Zeit Unpassende zu erkennen und abzusondern."

„Raimund klagte mir oft sein großes Unglück, daß man ihn für einen Komiker halte, daß er für jährliche 5000 Gulden den Leuten Späße vormachen müsse, die er in halber Verzweiflung, aber eben darum so komisch vorbrachte. Uebrigens starb dieser vortreffliche Mensch und höchst talentvolle Dichter eben zur rechten Zeit. Er hätte nichts Gutes mehr geschrieben, seit man ihn auf seine unbewußte Tiefe aufmerksam machte und er nun mit Absicht darauf hinarbeitete."

„Der neue Pitaval hat den Vorzug, daß alle diese Gräßlichkeiten wahr sind; und mich interessiert es, die Versunkenheit der menschlichen Natur zu betrachten; aber die „Geheimnisse von Paris" sind erfundenes Zeug und eine Lektüre für Zuchthäuser. Nicht daß die Richtung geradezu schlecht wäre, hie und da leuchtet sogar eine moralische Absicht durch, aber die Leute glauben dann am Ende, daß all das noch läßlich und doch nicht so arg sei. Ein Mädchen, das da auf der Gasse herumläuft, mag etwa guten Willen, auch Sensibilität, und ich weiß nicht was haben, durch zufällige Umstände; aber das ganze Buch wirft ein so schlechtes Licht auf unsere Zeit, in der wir nicht nur leben müssen, sondern auch wirken sollen, daß man die Unlust gar nicht los werden kann."

„Herder zog mich nie recht an, weil mir das Gemisch von Wissenschaftlichem und — wie soll ich's nennen? — von Belletristik nicht behagt. Goethe hat ihn gut charakterisiert: „Herder ist kein Schriftsteller, aber er ist ins Volk übergegangen." — Daher kommt es, daß man ihn jetzt weniger lesen mag. Indessen wenn ich gleich nicht sein größter Verehrer bin, teile ich doch seine Gedanken."

„Ich möchte wissen, was aus Theodor Körner geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte. Er besaß das gewisse Schwunghafte, verstand ein Stück zu machen und es fehlte nur, daß er sich auf glückliche Stoffe fixiert hätte."

„Halm wäre ein ganz guter Dichter. Er hat die Gabe der Ausführung, und wenn man ihm einmal die Intention einer Szene zugibt, so wird er sie gewiß zur Zufriedenheit lösen. Es ist ein Zufall, wenn er einen passenden Stoff findet, er macht daher auf ein recht gutes gleich wieder ein recht schlechtes Stück."

„Ich habe Lenau nicht besucht. Ich habe ihm nie behagt, noch er mir. Das Wahrscheinlichste ist, er würde mich nicht kennen; oder wenn ja, so müßte er auf Kunst zu denken kommen, und das ist das Gefährlichste für ihn. Man sagt, sein Irrsinn sei infolge einer Gehirnerweichung eingetreten; allein diese pflegt langsam zu wirken, während sein Irrsinn fast über Nacht ausbrach. Er ging mit Geistersehern, wie Kerner, um, und wollte, was ihnen Meinung war, bei sich zur Ueberzeugung bringen. Mir sind alle seine Werke Meilenzeiger zu seinem jetzigen Wahnsinn. Am besten ist er noch in Naturschilderungen, wie in den ungarischen Scenen. Aber zu den philosophischen Stoffen fehlte ihm die Wissenschaft. Auf unseren Universitäten wird man nicht in die Wissenschaft eingeführt; man muß sie vom Anfang lernen; das tut man aber schwerlich, wenn man schon ein berühmter Dichter ist."

„Wenn Bauernfeld Trauerspiele schriebe, so hätte man ihn längst eingesperrt. Ihn rettet nur das, daß die geistlosen Leute gern lachen und nicht wählig sind, worüber sie lachen. Seine letzte Broschüre gegen Hügel beweist nichts; denn mit dieser

exorbitanten Manier kann man nicht nur das Dumme, sondern auch das Gute lächerlich machen."

„Man wirft Kotzebue vor, daß er keine Ideen hatte. Er hat sie, die seiner Zeit. Für das große Publikum sind die Tagesinteressen der Geist der Zeit. Ueberall stehen sie bei Kotzebue im Hintergrunde, bald die falschen Rousseau'schen Ideen, dann wieder die Sklaven-Emanzipation — wie wir jetzt die deutsche Einheit haben. Jetzt nach dreißig Jahren lachen wir darüber und nach dreißig Jahren wird man über uns lachen. Das mit Recht verhöhnte Stück: „Menschenhaß und Reue", dieses H ... stück, ist ganz im lockeren Geschmack jener Zeit und mit wunderbarer Geschicklichkeit gemacht. Mir ist es tausendmal lieber als Uriel Acosta."

Die Anordnung dieses Teiles ist neu, indem, ohne Rücksicht auf Völker und Zeiten, alles durchweg dem Alphabet nach zusammengestellt und auch die Gruppe Lopes und Calderons Zeitgenossen mit einbezogen worden ist.

Walter Eichner.

Literatur.

Allgemeines.

(1836).

Warum die Alten besser sind und, bei gleichen Gaben, besser sein müssen, als die Neueren? Weil ihnen das große Feld des Einfachen und Natürlichen auszubeuten frei stand und sie, um neu zu sein (was jeder Schriftsteller will), nicht gekünstelt zu sein brauchten.

(1834).

Wenn man von der neuen Zeit und der Notwendigkeit einer neuen Richtung der Poesie spricht, so fallen mir die Griechen ein, die in der Zeit ihrer wütendsten Demagogie noch immer in ihrem monarchischen Homer das höchste Ideal der Poesie verehrten und sich poetisch von ihm ganz befriedigt fanden. Ja, als alle Dynastengeschlechter gestürzt waren und sie die Freiheit bei Salamis und Marathon mit ihrem Blute erkauft, wußte sich die neu entstandene dramatische Poesie keinen gemäßeren Gegenstand, als die Schicksale und Großtaten jener Könige und Machthaber. Den Bedürfnissen der Gegenwart klebt immer etwas Prosaisches an, nur die Erinnerung ist poetisch.

(1819).

Die allwissenden Schlegels machen das Plastische in den Dichtungen der Alten von ihrer Religion abhängig und finden den Grund des Romantischen im Christentum; vielleicht täten sie besser, diesen Unterschied in der Meisterschaft zu suchen. Man vergleiche die drei Heiden und Epopöen-Dichter: Homer, Virgil, Valerius Flaccus. Wie ist der erste durchaus objektiv, der zweite, bei gleichen Religionsgrundsätzen schon zu größerer Subjektivität sich hinneigend (Empfindungen gebend, wo er keine Charaktere und Anschauungen zu geben vermag). Die Argonautika des Valerius Flaccus könnte, ohne darum die einzelnen großen Schönheiten zu leugnen, ein gräzisierender neuerer Dichter geschrieben haben. So auch Apollonius Rhodius, obwohl der noch

mehr eine Mitte hält und sich durch Starrheit der alten Gediegenheit zu nähern suchte.

Daß das Christentum mit seinen Nebelbildern und schwankenden Umrissen die Ausbreitung der Romantik sehr befördert habe, ist übrigens nicht zu leugnen.

(1822).

Schlegel scheint zu glauben, daß die drei Tragödien (und vielleicht selbst das Satyrspiel), mit denen die griechischen Dichter um den Preis kämpften, immer untereinander im Zusammenhange, ja vielmehr die fortschreitende Ausführung desselben Stoffes sein mußten. Dies widerlegt Aelian variae historiae II, 8, wo er den Xenokles mit seinem Oedip, Lykaon, Bacchen und dem Satyrspiele Athamas, gegen Euripides und dessen Stücke, Alexandros, Palamedes, die Trojaner und dem Satyrspiele Sisyphus, den Sieg gewinnen läßt. (Zwar Zusammenhang ist doch wenigstens in denen des Euripides.)

(1840).

Daß in den Tragödien der Alten der Dialog nicht gesungen oder musikalisch deklamiert, sondern gesprochen wurde, darauf deutet doch offenbar jene Stelle in der Poetik des Aristoteles III, 7.

(1834.)

Bei den Griechen hat sich die Tragödie noch nicht völlig von dem epischen Element getrennt, aus dem sie entstanden war, weshalb auch die Schilderung, die Erzählung ein so großes Uebergewicht gegen die Handlung hat.

Die leeren Fragen, das vielfache Besprechen des schon Bekannten sind keineswegs bloß dem Euripides eigentümlich, sondern allen griechischen Tragikern gemein.

(1858).

Wenn Aesopus aus Aegypten kam, so folgt daraus nicht, daß er ein Aegypter war. Denn war er ein Freigelassener des Samiers Jadmon in Naukratis, so ist es nicht wahrscheinlich, daß es Griechen in Aegypten erlaubt war, eingeborene Aegypter

als Sklaven zu haben. So gewiß auch die von eben daher gekommene Buhlerin Rhodopis eine nach Aegypten verkaufte griechische Sklavin war.

Homer 900 Jahre vor Christus. Thales erst 610 vor Christus nach Aegypten, nachdem Psametich den Griechen Aegypten geöffnet hatte. Thales, der erste, der die ägyptischen Albernheiten nach Hause brachte, indes 300 Jahre früher schon die Blüte aller Poesie dort einheimisch war.

Zugleich wird angegeben, daß die Griechen ihre Weisheit aus Aegypten holten und zu gleicher Zeit sollen die griechischen Weisen und griechische Bildung in Sardis und Aegypten im großen Ansehen gestanden haben. Eins mochte in Aegypten geblüht haben durch die Beschaffenheit des Landes, namentlich die Ueberschwemmungen des Nils: die Geometrie mit der Mathematik und Astronomie. Das lernten die Griechen in Aegypten, wie denn auch Thales eine Sonnenfinsternis vorausgesagt haben soll. Daß der müßige Pfaffenstand sich auch mit hohlen Spekulationen abgegeben haben mag, ist gleicherweise glaublich.

Ueber die Bedeutung des Chors in der alten Tragödie.

(1817).

Diejenigen, die sich die Mühe genommen haben, die Sprachen der Alten zu lernen und ihre Werke zu studieren, suchen sich für ihre Anstrengungen gewöhnlich dadurch zu entschädigen, daß sie ewig von ungeheuren Reichtümern, von unermeßlichen Schätzen sprechen, die da verborgen lägen und die sie gefunden; ja jeder Kiesel, der in der alten Welt, so gut als in der neuen, am Wege liegt, ist ihnen ein Edelstein, den wir Uneingeweihten nur aus Mangel des höhern Gesichtssinnes nicht dafür erkennen.

Wenn wir in unsern Tagen so häufig den Zufall das Ruder führen, beabsichtigte Zwecke vereitelt und absichtslos Angefangenes zum glücklichsten Ende kommen sehen, wenn die Besten unter uns so häufig das Gewohnte tun, eben nur weil es gewohnt ist: so soll dafür bei den Alten alles Zweck, alles Absicht, alles Plan gewesen sein, ohne daß sie den Zoll der Menschlichkeit auch nur ein einziges Mal entrichtet hätten.

So geht es in allen Fächern, vor allem aber bei den Erklärern der alten Tragödie. Niemand kann mehr Ehrfurcht vor der letztern haben als ich; ich halte das, was davon auf uns gekommen, für das herrlichste, was die Poesie bis jetzt geleistet, aber um so mehr lüstet's mich, dasjenige ein wenig durchzugehen, was die blinden Verehrer davon gesagt haben, die, als wahre Götzendiener, bald diese, bald jene Kraft als Schöpfer und Erhalter

jener Welt preisen, unbekannt mit dem Geiste, der allschaffend, allerhaltend über dem Ganzen schwebt.

Zuerst also zu den beiden großen Hebeln der alten Tragödie: dem Chor und dem Fatum, oder vielmehr gegenwärtig nur zu dem ersteren.

Die Frage also ist: Welche ist die eigentliche Bedeutung des Chors in der alten Tragödie?

Ehe wir weiter gehen, erlaube man mir auch eine andere Frage: Warum hat wohl der Künstler auf jenem antiken Onyx den Helm des Alexanderkopfes braun gebildet, indes doch alles übrige weiß ist?

„Warum? Finden Sie es nicht recht artig? Was konnte wohl auf der Gemme schicklicher braun gefärbt erscheinen, als eben der Helm?" — Ganz recht, aber durchaus weiß gesiele mir der Kopf noch besser. — „Sie vergessen, daß der Künstler den Stein nicht selbst gebildet hat. Der braune Fleck war einmal darauf, und dem Künstler blieb nichts übrig, als ihn so geschickt als möglich zu benutzen. Aber wozu das alles?" — Wozu? Wie, wenn nun der Chor eben auch so ein Fleck (gerade kein garstiger) in dem Stoffe gewesen wäre, den der alte Tragödiendichter zu bearbeiten bekam, ein unvertilgbarer, notwendiger Fleck? Würde da die Frage: Was sollen die Flecken in derlei geschnittenen Steinen? nicht in die andere sich auflösen: Wie haben die alten Künstler die bereits vorhandenen absichtslosen Flecken zur Erreichung ihrer Absicht zu nützen gewußt?

Mit einem Worte: der Chor war da, ehe eine Tragödie war, und keinem der Dichter aus der älteren Zeit stand es frei, sich seiner zu bedienen oder nicht. Er war ein feststehender, von seinem Willen unabhängiger Teil seines Vorwurfes. Ein Teil, der schon vor der Tragödie bestand, zu dem diese nur zufällig hinzukam, und in dem an sich eine dramatische Bedeutendheit zu suchen offenbarer Unsinn wäre ...

Der Chor war allerdings ein wesentliches Stück der alten Tragödie, aber nur in theatralischer, nicht auch in dramatischer Hinsicht.

Geschichte der dramatischen Kunst. Religiöser Charakter der ersten Darstellungen. Religiöse Tendenz des Chors in allen uns bekannten Tragödien. Die Eusebie der Griechen verbot die Abschaffung, wenn die Dichter sie wirklich gewollt hätten. Notwendigkeit der Beibehaltung. Die alten Dichter hätten wahrscheinlich manches Freie im Dialog nicht sagen dürfen, wenn nicht die frommen Gesänge des Chors gezeigt hätten, wie wenig der Dichter an den Gesinnungen seiner Helden teilnehme.

Allbekannte Nachteile des Chors. Seine fortwährende Gegenwart ist in Bezug auf Geheimnisse meist lästig. Sein Verhalten

gehört unter die theatralischen Suppositionen, deren auch wir haben, z. B. unser: beiseite, unsere Darstellung der Nacht, wo sich die Personen auf dem Theater untereinander nicht sehen, wir aber doch sie. Das Unnatürliche in der Art seiner Aufführung, daß er nämlich in der Orchestra blieb, und nur sein Anführer von einer, mit der Bühne in keiner Verbindung stehenden Erhöhung das Gespräch unterhielt. So unnatürlich das scheint, so war man doch dessen gewohnt, und es gehörte einmal zu den Theaterkonvenienzen, die sich jedermann auch bei uns gefallen läßt. Diese Sonderung des Chors von den Mitspielenden mag übrigens aber erst in späteren Zeiten, seit Sophokles etwa, stattgefunden haben; bei den meisten Stücken des Aeschylos war sie unmöglich, da der Chor bei ihm manchmal unter die Mitspielenden gehört. Z. B. in den Danaiden. Die Eumeniden sind offenbar in der ersten Hälfte des Stückes auf dem Theater. In den Sieben vor Theben wäre das Theater fast immer leer, wenn es nicht der Chor erfüllt hätte. In der Folge, als man die Außerwesentlichkeit des Chors immer mehr einsah und dem Volke etwas mehr bieten durfte, entfernte man ihn von der eigentlichen Bühne und endlich ganz vom Theater.

Seine Vorzüge:

1. Der Chor gab den Dramen der Alten einen Charakter der Oeffentlichkeit. Ja! vielleicht um desto schlimmer. Ich meinesteils würde eine Anstalt nicht lieben, die mich zwänge, alle Empfindungen und Situationen, die nicht den Charakter der Oeffentlichkeit vertragen, aufzugeben. Uebrigens vergesse man nicht, daß auch ohne Chor, selbst die Bauart der Theater bei den Griechen und die Mittel ihrer Darstellung, durch die Unmöglichkeit Gemächer darzustellen eine Art von Oeffentlichkeit notwendig mit sich führte.

2. Ob er der idealisierte Zuschauer war? Was heißt das? Er war *der* idealisierte Zuschauer oder er war *ein* idealisierter Zuschauer? Beides ist falsch. Ersteres, denn der Chor betrachtete nie die Handlung mit den Augen des unbefangenen Zuschauers im Theater, er hatte ferner neben seinem allgemeinen noch immer einen besondern Charakter, je nachdem er aus Greisen, aus Weibern, aus Gefangenen bestand! Aber er war überhaupt gar kein Zuschauer durch seine Mitverflochtenheit in der Handlung. Denkt man auf die Danaiden, auf die Eumeniden? Ist der Chor in den Persern, im Prometheus, in den Sieben vor Theben Zuschauer? In den späteren Tragödien gewinnt er mehr das Ansehen, weil ihn die Dichter immer mehr und mehr zu entfernen suchten. Mit einem Worte, der Chor war der Zoll, den der tragische Dichter dem Geiste des Volkes brachte, er war aber zugleich der Schild, der sein Werk vor jedem der Anfälle schützte, die

in neueren Zeiten den dramatischen Werken zu häufig geworden sind.

3. Ob er eine Scheidemauer gegen die Wirklichkeit war? Ich sehe keinen Grund, warum der Begriff des Chors auch den Begriff des Ideals involvieren soll. Denn das will man doch sagen, wenn man von einer Scheidemauer gegen die Wirklichkeit redet. Es hat nie an geistlosen Nachahmern der Alten gefehlt, die den Chor in ihren Stücken treulich anbrachten, die aber himmelweit von jedem Ideale entfernt sind.

Ein wahrer Vorteil des Chors ist aber vielleicht die strenge Scheidung des dramatischen und lyrischen Elements der tragischen Poesie, welche leider bei den Neuern verwischt sind, bei den Alten aber eben durch den Chor sich gesondert zeigen.

(1862).

Die französischen Klassiker haben die Einfachheit der griechischen Stoffe nachgeahmt und nicht beachtet, daß bei den Griechen der Chor, die Musik, der Tanz schon von selbst eine Mannigfaltigkeit hineinbrachten.

(1838).

Punkte, worin es die Franzosen in der Literatur den Deutschen voraustun:

Logik,
Wärme,
Natur,
Praktischer Sinn,
Männlichkeit (nicht insofern sie dem Weibischen, sondern insofern sie dem Knabenhaften entgegengesetzt ist, denn weibisch oder geckenhaft sind sie oft).

(1839).

Die neuesten Franzosen verstehen wenigstens einen Stoff lebendig zu machen und stehen dadurch der Kunst immer näher als die Deutschen derselben Periode, die den bestgewählten Stoff in der Ausführung töten.

(1852).

Der Franzose will seinen Leser unterhalten, der Deutsche, der neuere nämlich, will ihn immer belehren. Ich bin jedem dankbar, der mich unterhält; wenn mich aber jemand belehren will, so seh' ich mir den Meister vorher zweimal an.

(1821).

Ein großer Teil der Beschränktheit der französischen Tragödie entspringt gewiß aus der vorherrschenden Neigung der Zuhörer, überall ein Lächerliches zu finden. Alles daher, was einen Doppelsinn veranlassen, was ins Komische gezogen werden könnte, muß von dem Dichter vermieden werden. Dadurch wird seine Aufgabe größtenteils negativ, und diese negative Kälte muß sich notwendigerweise auch auf sein Werk ausdehnen. Daher vermeiden sie auch so viel als möglich alle äußere Handlung, weil da ein einziger Mißgriff eines Schauspielers die ganze Wirkung des Stückes bei dem lachlustigen Publikum aufheben könnte. Solange den Franzosen diese Charakterseite bleibt, ist ihre Tragödie für sie die möglichst beste, und sie sollten sich hüten, durch Vermengung mit der ausländischen sich und ihre Dichter irre zu machen.

(1820).

Ein paar Tatsachen gegen die dermal herrschende lächerliche Vorstellung von der Achtung, die Dichterwerke und Dichter im Mittelalter genossen: Der Sachsenspiegel gibt nach einer erlittenen körperlichen Beleidigung dem Spielmann bloß das Recht, die Genugtuung durch einen gleichen Schlag an dem Schatten seines Gegners zu nehmen, indes jeder andere es an der Person kann. Ferner zählt das alte fränkische Recht unter die Gründe, aus welchen ein Sohn von dem Vater enterbt werden kann, auch: wenn ersterer ohne Einwilligung des Vaters ein Spielmann wird.

Nibelungen[1]) (s. auch Gaudy).

(1838).

20. Si vrumten starchiu wunder sit in Etzelen lant. Ein Beweis, daß der zweite Teil nicht zufällig und später zum ersten hinzukam, sondern schon von vornherein in Absicht lag, ebenso V. 24: si ersturben sit iaemerliche von zweier edelen frowen nit.

Eigentlich episch, daß die Vorbegebenheiten durch Hagen erzählt werden. Aber wie kurz bis zur Unverständlichkeit wird da das Wesentliche und Wichtige abgefertigt, indes das Unbedeutende vorher eine solche Weitschweifigkeit fand. Auch erschien Siegfried beim Abschied von seinen Eltern wie ein halb hilfloses Kind, so daß der Verfasser damals sich dieser Taten kaum erinnert zu haben scheint.

Wenn Chriemhild aus ihrem Gemache hervorgeht, wird der Dichter so warm, daß er selbst ein paar Gleichnisse braucht, was ihm sonst nicht leicht geschieht. Wem wohl einfiel, daß der Verfasser der Nibelungen Wolfram von Eschenbach sei? Eine größere Verschiedenheit ist kaum gedenkbar. Die Nibelungen sind grandioser, Eschenbach aber ist in der Ausschmückung poetischer.

Brunhilde — Königin von Island. Schön, daß sie sich zuerst an Siegfried wendet, obwohl er nur als Dienstmann da ist. Auch der Gegensatz der vier Helden: der König, Siegfried, der grimme Hagen und der magdlich aussehende Dankwart.

Wie weise ist die spätere Verschlimmerung von Chriemhildens Charakter schon bei der Abreise mit Sivrid vorbereitet, wo sie durchaus das väterliche Land mit ihren Brüdern teilen will. 2797.

Ueberhaupt ist Komposition in dem Ganzen; die einzige Spur davon, die sich überhaupt in altdeutschen Gedichten findet.

So sehr er sich sonst bemüht, seinen Stoff zusammenzuhalten, schlägt ihm doch die Formlosigkeit in den Nacken, wenn er Sivrid mit Chriemhilden zehen Jahre in seines Vaters Königreiche leben läßt. 2874.

Nicht allein Brunhild, auch Gunthers Sohn, Sivrid geheißen, verschwindet in der zweiten Hälfte des Gedichtes. 2888.

2905:

Er heten wunsch der eren; unt waere des niht geschehen,
so müse man von schulden dem edeln rechen iehen,
daz er waere ein der beste, der uf örs ie gesaz.

Was heißt das? Wird ihm hier der Ehrgeiz zum Vorwurf gemacht? Es scheint so und stimmte ganz mit dem zusammen, was ich mir als die Schuld seines Todes mildernd immer gedacht habe. Es ist etwas Schaugepränge in seinem Benehmen bei der Wiederkehr an Gunthers Hof.

2970 wird die Nibelungsburg, in der Sivrid mit Chriemhilden hauste, ausdrücklich nach Norwegen gesetzt.

Sivrids letzte Jagd ist auf einer Insel (Wert) im Rhein. Nun hat aber der Rhein keine solche weitläufigen Inseln, wohl aber die Donau, zumal bei Wien; der obere und untere Wert, Prater und Brigittenau, die alten Jagdgebiete der österreichischen Herzoge.

Wie wenn der Kampf auf der Wartburg ein Spottgedicht wäre, und zwar nicht Heinrich von Ofterdingen, eine fabelhafte

Person — was anzunehmen Unsinn ist — wohl aber Klingsor, der aus Ungarn, dem heidnischen Hunnenlande, mit dem sich das Nibelungenlied so viel abgibt, seinem Freunde und landsmannschaftlichen Sänger zu Hilfe herbeizieht.

9233. Ritschart gleich Richard zeigt, daß das Nibelungenlied geschrieben ward, als die französischen Rittergedichte in Deutschland schon bekannt waren.

Wie wenig diese Nibelungenabenteuer eigentliche Sagen sind, d. h. Ueberlieferungen, die dem Volke für Wahrheit galten, zeigt die Willkürlichkeit der Behandlung, da Siegfried einmal von Dietrich erschlagen wird, einmal von Hagen; letzterer bald Gunthers Bruder, dann wieder dessen Dienstmann ist.

(1844).

Man tut nichts Gutes, wenn man die Nibelungen in neue Sprache übersetzt. Es wirft sich dann die Roheit des Ganzen bloß auf den Inhalt und Stoff, die dadurch unleidlich werden. In der unbehilflichen Sprache des Originals aber zeigt sich erst das unvergleichliche Verdienst des Dichters, der in einer so brutalen Zeit der wahren Poesie — was Auffassung, Charakteristik und selbst Komposition betrifft — wenigstens so nahe kam.

(1855).

Aufgefallen ist mir in Andersens Roman „Die beiden Baronessen", daß auf Föhr, einer der holsteinischen oder schleswigschen Halligeninseln, es eine Ortschaft Niblung gibt, ein Name, der gewiß mit den Nibelungen zusammenhängt, aber wie ich glaube, nicht daß er von ihnen, sondern wohl gar sie von ihm den Namen entlehnen.

Der Name der Stadt Worms von Wurm und die Goldhältigkeit des Rheins (Versenkung des Nibelungenhorts) scheinen allerdings auf einen deutschen Ursprung der Nibelungensage hinzudeuten. Wenn aber die Sage an Grund und Boden haftet, so verlegt das Märchen gern in die Entfernung.

(1820).

Ich lese oft so unaufmerksam und vergesse leicht das Gelesene; um mich nun davor zu bewahren, will ich mir jedes Buch, wenn ich es gelesen

habe, aufzeichnen, nebstdem, was mir dabei ein- und aufgefallen ist.

Leider muß ich den Anfang mit was Schlechtem machen. Schellers Mythologie der nordischen Völker. Eine recht geistlose Kompilation. Am Schluß ein leeres Gedicht eines Freiherrn von Münchhausen, worin er in Deutschland die alten nordischen Götter wiederhergestellt wünscht. Eingefallen ist mir wieder dabei, daß diejenigen wohl herzlich wenig von Poesie verstehen mögen, die die nordischen Götter den griechischen zum Gebrauch für die Dichter unterschieben wollen. Ich wüßte nichts, was man mit diesen nebelichten Urformen in der epischen und dramatischen Poesie machen sollte; im Lyrischen möchte man sich eher noch ihrer zuweilen bedienen können.

(1837).

Was die mittelalterliche oder romantische Poesie von der neuern unterscheidet und unterscheiden muß, ist das Pragmatische in dem Charakter der neuern Zeit. Die Poesie des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts begnügt sich mit dem poetischen Was, dieses bildet sich möglichst vollständig und scharf aus, die Verbindungen und Vermittlungen erscheinen dabei Nebensache. Unsere Poesie kann sich der Nachweisung des Wie nicht entschlagen. Die Verknüpfung der Begebenheiten und Empfindungen macht sich vor diesen selbst geltend, und wo ein Sprung gewagt werden soll, muß der Dichter den Beschauer mit Gewalt fortreißen, von selbst überschreitet er keine Lücke.

(1836).

Die älteren lyrischen Dichter der Deutschen unterscheiden sich von den neueren besonders darin: jenen war das lyrische Ganze das Höchste. Um die Kontinuität des schwellenden Zuges nicht zu unterbrechen, nahmen sie es mitunter mit dem Gedankenreichtum nicht zu genau. Der Gedanke mußte sich dem Ausdruck fügen. Die Neuern setzen sich den Gedanken vor und suchen dann die Einkleidung. Ausdruck und Gedanken sollen aber zugleich geboren werden; wenigstens darf keines vorherrschen.

(1819).

Die langsame, schwerfällige Raupe der deutschen Literatur hat sich entpuppt und ist ein bunter Tagfalter geworden, der lustig unter den grünenden glänzenden Blättern des Tages sein Wesen treibt. Aber die Sonne nähert sich schon dem Horizont, und der Abend bricht herein.

(1820).

Wohin die deutsche Poesie kommen muß, wenn sie auf dem Wege fortgeht, den sie in der neuesten Zeit eingeschlagen hat, zeigt am deutlichsten die Art, wie sich — mit der Billigung des ganzen gelehrten Deutschlands — Baron Malsburg in der Vorrede zu seiner Uebersetzung Calderons über die Bedeutung des: Lebens ein Traum; dann Hagen in seiner: Bedeutung der Nibelungen für jetzt und immer, über dieses so schätzenswerte Gedicht äußern. Beider Ansichten sind vollkommen ägyptisch. Wer wird wohl das Symbolische aller Kunst leugnen? Aber sie zu zu einer Hieroglyphenschrift machen, deren an sich gleichgültige Gestalten erst durch das Herausfinden eines praktisch nutzbaren Gehaltes einen eigentlichen Wert bekommen, heißt alle Kunst aufheben und in die Poesie die Prosa zurückführen, die bei ihrem Tausch von ägyptischem Grübelgeist gegen den vormaligen französischen Leichtsinn kaum etwas gewonnen haben dürfte. Das seh' ich alles ein und grüble doch auch! „Ich muß es eben entgelten," sagt Aurelie, „daß ich eine Deutsche bin. Es ist das Unglück der Deutschen, daß sie über allem schwer werden und alles über ihnen schwer wird."

(1838).

Charakter der neuesten deutschen Poesie: das Phantasieloſe und das Gemachte.

(1838).

Die Poesie der Deutschen hat alle die Fehler, die daraus hervorgehen, daß sie gegen den natürlichen Entwicklungsgang erst nach der Wissenschaft entstanden ist. Lauter Sinn, lauter Sinn! indes die Poesie der Prosa gegenüber doch eine Art Unsinn sein sollte.

(1836).

Das ist das prosaische Element der neuesten deutschen Poesie: sie bespricht die Gegenstände, statt sie darzustellen.

(1838).

Die Deutschen haben die Poesie mit der ganzen Prosa angestückelt und freuen sich sehr über die Erweiterung des Gebietes.

(1835—1836).

Das Heer der deutschen Poesie hat schwere und leichte Reiterei, wie jede Kriegsmacht. Die schwere ist Mann und Roß dichtgepanzert, unangreifbar und undurchdringlich. Das Rüstzeug besteht zwar nur aus vielfältig verdoppeltem Papier und Pappdeckel; aber man weiß, daß ein Buch, Druckpapier oder Makulatur, selbst einer Flintenkugel widersteht. Leider hindert sie das Gewicht des Apparates, weiter zu kommen. Selbst unangreifbar, sind sie auch nicht imstande, zu ergreifen, zu bewegen, zu erobern, zu gewinnen. Unbeweglich stehen sie und schwingen den Flamberg ins Blaue. Was freiwillig in ihre Nähe kommt, wird ihre sichere Beute.

Die leichte Reiterei ist eben so leicht, als die andere schwer ist. Ihre Armatur klafft von allen Seiten. Unfähig, den Wind zu durchschneiden, werden sie vielmehr vom Windzuge vor sich hergetrieben. Sie besiegen alles, was im jeweiligen Strich der Windrose von ihnen überritten wird.

Der größte Teil der Dichter aber gehört zum Fußvolk. Sie sind zwar wie die Reiter und noch dazu meistens schwer gerüstet, haben aber keine Pferde. Sie begnügen sich daher, mit den Füßen zu treppeln und dazu in die hohle Faust Schnetterdeng, Schnetterdeng zu blasen. Die gefeiertsten Dichternamen der neuern Zeit gehören zu dieser Abteilung. In ihrer Fahne führen sie eine Rose mit einem ganz kleinen p davor.

(1838).

Man könnte die klassische und romantische Poesie auch als die männliche und weibliche (weibische?) bezeichnen.

(1838).

Die Streitfrage über den Vorzug des Klassischen und Romantischen kommt mir vor, wie wenn ein Hauswirt an der Mittagstafel seine Gäste fragte: ob sie lieber essen oder trinken wollten? Ein vernünftiger wird antworten: Beides.

(1833).

Das Unterscheidende des Romantischen gegenüber dem Klassischen ist, daß ersteres bloß die Gemütswirkung bezweckt, gleichviel, auf welche Art sie bewirkt wird; das Interessante, das

Geistreiche, das Bedeutende, ja das Häßliche, alles ist ihr willkommen, wenn nur die beabsichtigte Aufregung dadurch hervorgebracht wird. Die alte Kunst aber ging bloß auf das Schöne, d. h. auf jene Gemütserhebung, die einzig und allein aus dem sinnlich vollkommenen Eindruck entspringt.

Das junge Deutschland.

(1835).

Man hat geglaubt, dem Unwesen der sogenannten „jungen Literatur" (Gutzkow, Wienbarg, Laube usw.) durch ausdrückliche Verbote der verdächtigen Schriften ein Ende machen zu müssen. Das ist, abgesehen von dem Verwerflichen jedes solchen Verbotes, auch in literarisch-menschlicher Hinsicht ein Fehler und ein Schaden. Allerdings ist diese junge Literatur ein Unsinn, ja eine Verrücktheit. Aber wodurch soll denn die alte Verrücktheit bekämpft werden, als durch eine neue? Die Zeiten sind selten, wo die Vernunft sich Platz macht, und ebenso selten die Männer, die das Reizlose des gesunden Menschenverstandes, der richtigen Ansicht geltend zu machen wüßten. In Ermangelung der Lessinge nun bleibt nichts, als einen Unsinn durch den andern beschränken. Die faselnd-mittelalterliche, selbsttäuschend-religiöse, gestaltlos-nebelnde, Tieckisch- und Menzlisch-unfähige Periode hat lange genug gedauert, und wie denn das neue Schlechte immer schon darum besser ist als das schlechte Alte, weil wenigstens die Verjährungszeit des letztern durch den Einspruch unterbrochen wird, so hätte man froh sein sollen, in der Unverschämtheit der neuen Apostel einen Damm gegen die Anmaßung der bisherigen zu bekommen. Uebrigens hat diese junge Schule bei aller Verächtlichkeit eine löbliche Eigenschaft, die gegenwärtig in Deutschland sehr fehlt, eine, wenn auch täppische, Geradheit nämlich. Sie macht sich keine Illusionen. Sie ist frech, weil das Zeitalter frech ist; irreligiös, und die ganze Religion der Zeit ist Selbsttäuschung oder Heuchelei; sie sagt, was sie denkt, indes man in Deutschland häufig nichts denkt bei dem, was man sagt. Insofern wäre sie also allerdings als eine Art Pferdekur zu brauchen gewesen. Gerade weil sie verächtlich war, konnte sie wenig Schaden tun und mußte ein baldiges Ende nehmen. Ließen die Menschen nur erst die Natur in ihren Gegensätzen ungestört auswirken, die Uebel fänden bald ihre Heilung in sich selbst. Von Unsinn zu Unsinn geht der Bildungsgang der Welt, und in dem ewigen Zickzack kommt sie ewig ein wenig weiter. Durch unsaubere Ausleerungen führen sich die Krankheitsstoffe ab. Beim Individuum darf allerdings der Natur zu Hilfe ge-

kommen werden, denn die Kraft und das Leben des einzelnen ist beschränkt, und für einen toten Patienten kommt jede Regeneration zu spät; das Geschlecht aber stirbt nicht aus, und der Frühling findet alljährlich seine Bäume.

(1819).

In diesen Bemühungen der Neudeutschen um urdeutsche Kunst und Poesie liegt trotz der offenbaren Lächerlichkeit derselben doch etwas Richtiges und Nützliches, das sich in der Folge, wenn die Ueberspanntheit nachläßt, die von jeder Neuerung unzertrennlich ist, wohl noch entwickeln wird. Leitet das Sumpfwasser ab und trampelt erst den Boden fest, dann komme wohl auch ich hin, darauf zu tanzen.

(1819).

Der Aufforderung Fouqués möchte ich so antworten: Ich verachte euer urdeutsches Wesen nicht, aber ich kann es nicht brauchen. Laßt erst die Nationalität den Deutschen aus dem Kopf in die Adern kommen und mit dem Blut umlaufen, gebt mir erst die Gewißheit, daß es bei ihnen nachklinge, wenn ich anklinge: dann sei ein deutscher Stoff mir willkommen, mehr als jeder andere. Ich beneide die Dichter, die nach uns kommen, um den schönen Vorzug, vaterländische Gegenstände würdig behandeln zu können, das heißt so, daß der ganze Zweck der Poesie erreicht werden könne (der dramatischen vornehmlich) und daher die Wirkung nicht bloß sich auf den gelehrt gebildeten Teil der Nation erstrecke, sondern auf die ganze Masse, und überhaupt nicht bloß auf den Kopf beschränkt sei, sondern ins Blut gehe. Solange es aber nicht soweit gekommen ist, will ich das Nationelle als solches den literarischen Wegmachern und Straßenräumern überlassen, und einstweilen auf der allgemein praktikabeln Heerstraße des Reinmenschlichen in seinen durch jahrhundertlange Gewohnheit beglaubten Formen meine Zwecke verfolgen. — In m[illegible] wessen Munde glaubt ihr wohl, daß jetzt noch eine hochsinnige Mi[illegible]. mehr Wirkung selbst auf das gemeine Volk machen werde; wollten [illegible]m eines römischen Weltkonsuls oder eines engen Nürnberger [illegible]rmeisters?

(1820).

Das [illegible]s Hervorziehen altgermanischen Wesens und dessen Gegen[illegible]fischen [illegible]sung einem weit verfeinerten, aber auch mannigfach aus[illegible]viel, alten Zustande, das gegenwärtig die deutschen Schriftsteller [illegible]hr beschäftigt, ist nichts Neues; schon Tazitus hat es getan.

Aber der weise Römer suchte für seine Zeitgenossen in jener Schilderung biederer Roheit höchstens Arzenei für das Uebermaß, indes unsere Neu-Altdeutschen darin Nachahmung für das Bedürfnis zu finden glauben.

(1836).

Diese neue deutsche Poesie mit ihren Theorien kommt mir vor wie eine Schuljugend, die, von ihrem Meister wegen Unartigkeit zur Rede gestellt, sich verantwortete: sie hätten neue Gesetze der Artigkeit erfunden, und nach diesen seien sie sehr gesittet.

(1835).

Vortreffliche Bausteine, diese Legion wahrgefühlter deutscher Gedichte, aber ich sehe kein Gebäude.

(1819).

Die wunderliche Richtung des neuesten Kunstgeschmackes in Deutschland läßt sich sehr einfach erklären aus dem Zusammentreffen zweier Tatsachen: historische, ja analytisch-wissenschaftliche Kenntnis des vor uns gewesenen Vortrefflichen in der Kunst, verbunden mit eigener Impotenz. Die Tonangeber unter uns sind, was Jean Paul weibliche Genies nennt. Da fehlt es weder an Empfänglichkeit noch Liebe für das Schöne, aber an Kraft, es zu gestalten und außer sich hinzustellen. Da nun aber diese Kraftlosigkeit sich nicht leicht jemand selbst gesteht, so suchen sie den Grund des Nichtgelingens, statt in sich, immer in dem Abgang gewisser äußerer Bedingungen, die einmal dagewesen sein sollen und jetzt nicht mehr sind. Die Religion, meinen sie, habe die dramatischen Meisterwerke der Griechen und Spanier hervorgebracht, und gegenwärtig hat man keine Religion — folglich auch keine Meisterwerke. Ebendaher kommt der gegenwärtig vorwaltende Hang zum sogenannten Romantischen, zu jenem Ahnen, Sehnen und übersinnlichen Schauen, für das es in der Natur überall kein Gegenbild gibt. Alle großen Meister aller Zeiten von Shakespeare und Milton bis Goethe waren mehr oder weniger plastisch, weil eben dieses plastische, gesonderte Hinstellen mit scharfen Konturen, als das Schwerste in der Kunst, nur dem kräftigen Meister gelingt und deshalb auch seines Strebens Hauptziel ist. Die Formlosigkeit, welche ein Hauptingrediens der sogenannten Romantik ist, war von jeher ein Zeichen eines schwachen, kränkeln-

den Geistes, der sich selbst und seinen Stoff zu beherrschen nicht vermag. — Was heißt denn eigentlich der Ausdruck: romantisch? Soll er auf jenen Charakter hindeuten, den die neuere Kunst durch das Christentum erhielt, das, den menschlichen Willen einem höhern unterordnend, die Versenkung des erstern in den letztern als höchstes Ziel des Strebens aufstellt und mit Vernichtung des Leiblichen, als eines von Anfang Schlimmen, ewig Vergeistigung predigt, so weiß ich nicht, wie man Shakespeare einen romantischen Dichter nennen kann. Oder zielt man damit — besonders im Dramatischen, — auf die erweiterte Form, so macht man damit, ungerechnet alle Kunstgründe, die dagegen sprechen, die rohen Verfasser der geistlosen Moralitäten des Mittelalters zu Gründern einer neuen Kunstnorm im Gegensatz mit Aeschylus und Sophokles; denn daß Shakespeare und Calderon die Gattung, in der sie schrieben, nicht schufen, sondern nur veredelten durch die Bedeutung, die sie dem vorher Unbedeutenden gaben, zeigt ein flüchtiger Blick auf die Geschichte des Theaters vor ihnen. Dasselbe gilt von der Mischung des Ernsten und Komischen in den Werken dieser Meister. — Was folgt nun daraus? Daß die romantische Gattung schlecht und verwerflich sei? — Daß es keine Schubfächer gebe, folgt daraus, in denen man den menschlichen Geist und die Arten, in denen er erscheint, einschließen kann und registrieren wie eine Insektensammlung, daß, wenn auch das Zeitalter eines Dichters mit seinen Ansichten, als notwendiges Medium der Einwirkung der Natur auf sein Gemüt notwendig auf die Art dieser Einwirkung Einfluß nehmen muß, die Auffassung der Natur selbst und nicht das Medium die Hauptsache ist. Daß, da metaphysische und religiöse Ideen wandelbar sind, der Charakter des Schönen aber ein unwandelbarer, sich die Kunst, wenn sie letzteres abspiegeln will, auf etwas Festeres gründen müsse, als metaphysische und religiöse Ideen sind, auf den Menschen und und die Natur nämlich; daß es zwar allerdings zulässig, ja — da es sich nicht um Porträtierung, sondern um Idealisierung der Natur handelt — unerläßlich sei, in das Sinnliche das Uebersinnliche hereinspielen zu lassen, daß es aber immer auf eine, mit der allgemeinen Menschennatur, mit dem allgemeinen Menschengefühl übereinstimmende Art geschehen müsse, die subjektiv wahr bleibt, wenn auch die geträumte, objektive Wahrheit längst verloren gegangen wäre, so daß also Meinungen, die immer da waren, die vermöge eines nicht zu deduzierenden Grundzuges der menschlichen Natur, auch immer da sein werden, ungeachtet ihres Schwankenden, für die Poesie brauchbarer sind, als sogenannte Wahrheiten, unangreifbar gelagert unter den Kanonen eines philosophischen oder Religionssystems. — Betrachtet den Calderon. Hundertmal hat er den katholischen Aberglauben

gebraucht (der nichts ist, als ein maskierter heidnischer oder, kurzweg, menschlicher), kaum einmal den Glauben. Und doch erschüttert dieser Aberglaube im Gedicht Menschen, die ihn verachten in der Religion. Erklärt mir das, ihr alten Neudeutschen!

(1842).

Eines der größten Uebel der deutschen Literatur ist, daß niemand bei seinem Fache bleibt. Jeder sucht seine Grenzen auszudehnen, so weit als möglich. Jeder walkt seinen Teig nach Leibeskräften, und indem er nach den Enden zu immer ausgedehnter wird, wird er immer dünner in der Mitte, bis er endlich reißt und die Lücken im Innern entstehen, die man nach außen vermeiden wollte. Was man von einer allseitigen Bildung sagt, ist ganz gut; aber eine allseitige Tätigkeit gibt es nicht.

Freilich hat gerade diese Vermischung der Fächer in neuester Zeit der deutschen Literatur großes Ansehen im Auslande verschafft. Wenn ein armer fremder Dichter ein neudeutsch poetisches Werk liest und ein Siderallicht von weltphilosophischen, welthistorischen, psychologischen, politischen, magischen, artistischen Halbheiten ihm entgegenstrahlt, muß er freilich verblüfft werden und mit der Natur zürnen, die ihn zu nichts als zum Dichter gemacht hat; wie anderseits der Gelehrte, der den festen Boden seiner Wissenschaft verschwinden und sich in die hängenden Gärten des Idealismus versetzt sieht, wo statt der Distel des Begriffs die Blume der Inspiration wuchert und es keine Schlösser gibt, sondern nur Schlüssel; ein solcher wird gleichmäßig die Stirn auf die Erde schlagen und ausrufen: Herr, ich bin nicht würdig.

(1847—1848).

Es hat sich in ein hiesiges Blatt, dessen Ausdruck bisher die Gemeinheit war, in dem Direktor Carl gelobt und Jenny Lind herabgerissen wurde, wie ein Paradiesvogel in einem Hühnerhof, ein Herr Sigmund Engländer verirrt, der mit den Abfällen der neuesten Theorien plattiert, und Hoffnung gibt, die Fortschritte, welche die deutsche Poesie seit Schiller und Goethe bis auf den gegenwärtigen Höhepunkt gemacht hat, auch unter uns heimisch zu sehen. Es würde die Sache sehr abkürzen, wenn man Herrn Engländer dumm nennen könnte. Das ist er aber so eigentlich nicht. Er macht mitunter eine richtige Bemerkung, wie sie allenfalls eine verständige Köchin auch machen könnte, er findet hie und da einen glücklichen Ausdruck, wo einem aber immer die Erinnerung

anwandelt, daß man ihn schon irgend sonstwo gelesen habe. Das eigentliche Unglück ist, daß Herr Engländer, der selbst ohne Talent scheint, von den Bedingungen und Grenzen jedes Talentes keine Vorstellung hat. Auch ist seine Manier, die in den hiesigen Blättern neu erscheint, im übrigen Deutschland schon bis zur Lächerlichkeit verbraucht.

(1837).

Man hat lange und oft von einer schwäbischen Dichterschule gesprochen. Neulich habe ich in einem Buche auch von einer östreichischen gelesen. So absurd es nun eigentlich ist, in etwas, das, wie die Literatur, aller Menschen Gemeingut sein sollte, von Absonderungen und winkelmäßigen Unterscheidungen zu sprechen, so mag es dagegen in einer Zeit, die in einem betäubenden Wirbel fieberhafter Anregungen Genuß und Befriedigung findet, nicht unrätlich sein, durch ein näheres Anschließen Gleichgesinnter Rückhalt und Stützpunkt zu finden.

Wenn nun also schon von österreichischen Dichtern im Gegensatz zu andern, die Rede wäre, worin müßten sie sich eben von den übrigen unterscheiden? Worin anders, als in dem, was den Oestreicher zu seinem Vorteile — so sehr er in vielen andern im Nachteile steht — von den übrigen gegenwärtigen Deutschen auszeichnet. Das dürften nun ungefähr drei Eigenschaften sein. Bescheidenheit, gesunder Menschenverstand und wahres Gefühl.

Bescheidenheit. Die Deutschen waren durch Jahrhunderte eine bescheidene und dadurch eine höchst liebenswürdige, wiewohl oft verkannte Nation. Die Unverschämtheit der Schlegelschen Schule, die als Vermächtnis auf Wolfgang Menzel usw. überging, fand damals nur in einzelnen Köpfen Widerhall, und der Ton der Literatur blieb mäßig, ja, Fremden gegenüber submiß. Die Befreiungskriege der Jahre 1813 und 14 warfen dagegen ein Ferment in die Gemüter, das fortgor und wohl noch einige Zeit fortgären wird, eben weil es zu einem Abschluß nicht kommen kann, und erst im Gefühle der Leere aufhören wird, das seiner Natur nach so spät als möglich eintritt. Die gewonnene oder geträumte Wirksamkeit im Praktischen ward auch in das stille Reich der Gedanken übergetragen, da man einmal im Anfechten der Autoritäten mitten inne war, so wurden auch die literarischen nicht verschont, und man kann seitdem wohl sagen, daß die übrigen Nationen nicht froher sind, einen neuen großen Schriftsteller gewonnen zu haben, als die Deutschen, einen längst Besessenen los geworden zu sein. Die eine Hälfte der Nation feindete Schillern an, die andere Goethen, ein neuerer kritischer Tropf hat sich nicht entblödet, Johannes Müller einen — Schurken — zu nennen,

und die Urbarmachung des deutschen Bodens schreitet so rasch vorwärts, daß nach völliger Ausrottung der alten ehrwürdigen Stämme es bei eintretender Kälte bald an Erwärmungsmitteln fehlen wird. Hat man nun einen Riesen erschlagen, so muß sich der Ueberwinder notwendig selbst als ein Riese fühlen, und das tut denn auch die rüstige Schar, der innern Kraft bewußt, gegen alle Unternehmungen ins Ungeheure, Grenzenlose. Das nicht zu Umfassende wird angefaßt, das Nichtzubewirkende versucht, das Nichtauszusprechende gesagt.

Nun beruht aber alle Kunst nicht auf der Ausdehnung, sondern auf der Erfüllung. Sie ist ein Gestalten, ein Formgeben, ein Lebendigmachen. So wenig du in einem Lebenden einen leeren Raum findest, so wenig kann ein solcher in einem Kunstwerke zugestanden werden. Jede Lücke ist ein Tod. Nimmst du nun Stoffe, die über deine Kraft gehen, womit willst du sie erfüllen? Das Sittengesetz begnügt sich mit einem Wollen, die Kunst ist ein Können, davon heißt sie. Der Wert der Wissenschaft beruht auf der Idee, die Kunst auf der Darstellung der Idee. Sie führt den Gedanken ins Leben. Nun sieh aber ein Lebendiges an! Welche Masse der Muskeln und Fasern, welche Welt von Bezügen und Verbindungen in dem kleinsten Teile, und du willst Meerwunder und Riesenbilder schaffen? Wo nimmst du die Fülle des Innern her, um in jedem Atom deines Stoffes du zugleich und er zu sein? Ein aufgeblasener Lederbeutel ist noch kein Herz. Dank mit mir Gott, daß es Männer gegeben hat, imstande, sich in so großem Maßstabe mit der Natur eins zu fühlen, uns aber laß bescheiden sein, und nur das unternehmen, wozu die Kraft in uns ausreicht.

Das Zweite wäre der gesunde Menschenverstand. Da laß uns denn nicht verkennen, daß das übrige Deutschland an wissenschaftlicher Bildung uns Oestreichern weit voran steht. In die Gründe einzugehen, führte hier zu nichts; es ist aber einmal so. Nun haben sie aber bei all ihrem Vorgeschrittensein einen unglücklichen Hang zur Grübelei, der sie oft um den besten Gewinn bringt. Die Grübelei unterscheidet sich aber von dem Denken darin, daß letzteres die Gründe des Vorhandenen aufsucht, aber zuletzt demütig vor den unauflöslichen Grundfakten stehen bleibt, an denen es ebensowenig eine Befugnis zu zweifeln hat, als an sich selbst, da dieses Selbst eben auch ein unerklärliches Grundfaktum ist. Die Grübelei aber ist eine in Gang gesetzte Mühle, die, wenn einmal das Aufgeschüttete verarbeitet ist, immer fort geht, bis sie die Mühlsteine, die Vorrichtung, und so sich selbst zermahlen hat. Wenig hilft es nun in der unseligen Leere, wenn das unabweisbare Positive wieder durch eine Hintertür hereingelassen wird, denn es kommt als ein Abstraktum zurück, als ein

willkürliches Gedankending; die Kunst hat es aber mit der Natur und ihrer Notwendigkeit zu tun. Für die Poesie gibt es ein Glauben und ein Hoffen, ein Lieben und ein Fürchten, und selbst die phantastischen Gebilde, die durch ihr immerwährendes Wiedervorkommen in allen Zeiten und Orten sich als notwendig verbunden mit der Menschennatur zeigen, gleichsam als die natürlichen Schatten, die das Licht des Geistes in die Dämmerung des Gemütes wirft, haben für sie mehr Realität, als die scharfsinnigen Spekulationen, die jedes Jahrzehnt hervorbringt und das nächste verlacht. Dieser gesunde Menschenverstand nun, der nur halb im Kopfe wurzelt, halb aber in der fühlenden Brust, über den nicht versuchen hinausgehen eine Schande für den forschenden Geist ist, zu dem aber bei allen Anlässen der Wirklichkeit nicht zurückzukehren das größte Unglück, das dem Menschen begegnen kann — diesen gesunden Menschenverstand haben wir Oestreicher ziemlich rein und unverfälscht erhalten. Laß uns froh darüber sein und ihn brauchen!

(1835).

Dieses matte Schaukeln zwischen Himmel und Erde, Prosa und Poesie, das die neuere Lyrik charakterisiert, macht mir Uebelkeit; will ich einmal den Boden verlassen, so geschehʼ es im Luftball steilrecht in die Wolken hinauf.

(1838).

Die gegenwärtige literarische Epoche mag als Uebergangsperiode allerdings ihren Wert haben, gleichsam als Dünger einer künftigen Vegetation; wer aber den Dünger selbst schon für Rosen hält, ist doch ein hinlänglicher Narr.

(1820).

Es ist eine traurige Zeit gekommen für die Dichter. Der enthusiastische Schwindel aller Art, der die Köpfe in Deutschland ergriffen hat, drängt alle, die den Narrentanz nicht mitmachen wollen, so sehr auf die Seite des kalten, sichtenden Verstandes, daß selbst die poetische Begeisterung dabei kaum emporkommen kann. Ueberhaupt hat jedes Extrem, auf das der menschliche Geist mit Parteiung gerät, schon das Schlimme, daß diejenigen, die den Unsinn jenes Strebens erkennen, statt die richtige Mitte zu halten, leicht in der Hitze des Streites sich dem entgegengesetzten Punkte nähern und so auch inkonsequent werden. Das ist die Geschichte aller menschlichen Streitigkeiten von jeher gewesen.

(1835).

Es ist das Grundübel der Poesie (der lyrischen besonders) aller neueren (neuesten) Nationen, daß sie sich zur Prosa hinneigt. Nicht dadurch, daß sie trivial wird (das geschah eher in früheren Zeiten), sondern gerade, wenn sie sich erhebt. Ihre höchste Erhebung ist nämlich bis zum Gedanken, indes nichts poetisch ist als die Empfindung.

(1846).

Ich kann das für keine Poesie halten, wozu die parties honteuses der Menschheit, Widerspruchsgeist, Reiz des Verbotenen, Pöbelbeifall und Modeton den Wärmestoff hergeben. Die Frühlingsdichter unserer Tage gemahnen mich an die Dienstmägde und Bauerndirnen, die von nichts zu reden wissen, aber beinahe witzig und graziös werden, wenn verdeckte Zweideutigkeiten ins Spiel kommen.

(1835).

Diese neuere Lyrik ist kein Fluß, in dem man schwimmen kann; sie ist ein Weiher, in dem sich zwar auch Sonne und Sterne spiegeln, der aber durchrankt von Wasserpflanzen ist, gestockt von Gedankenstämmen, besandet mit Niederschlag aller Art, so daß es ohne Waten nicht abgeht. Man kann darin allerdings noch baden, aber schwimmen nicht. Und es schwimmt sich so erquicklich in Gottes freier Luft ohne Arg und besonders Nachdenken!

(1819).

Die neue Poesie und Philosophie gibt ihr Geld zu hundert Prozent in die Mississippibank auf Gewinn in einer neuen Welt; ich lege das meine lieber in die Bank von Old-England, nur zu fünf vom Hundert, aber sicher.

(1836).

Die Prosa der neueren Zeit besteht besonders darin, daß sie das Symbolische der poetischen Wahrheit nicht anerkennen wollen und nichts zulassen, was nicht eine Realität ist.

Zur Literaturgeschichte.

(Um 1860).

1.

Die Zeit dürfte nicht entfernt sein, wo die Deutschen das Uebertriebene und Unausführbare ihrer politischen Bestrebungen einsehen werden. Damit ist aber noch wenig getan. Die politischen Ueberzeugungen sind nur der ins Praktische hineinragende Teil des Ideenkreises einer Nation und Zweige und Schößlinge wegschneiden ist ein schlechtes Auskunftsmittel, solange die Wurzel in der Erde bleibt. Es muß daher ausgesprochen werden: die ganze Bildung der deutschen Nation in den letzten zwanzig Jahren war eine falsche. Vielleicht gilt dasselbe von ganz Europa mit Ausnahme von England. Das gehört aber nicht hierher. Wenn der Mensch in sich gehen will, muß er seine eigenen Fehler im Auge haben, ohne sich um die der übrigen zu bekümmern.

Wenn ich die letzten zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre als den Wendepunkt dieser Verkehrung ausspreche, so geschieht dies nicht willkürlich. Eine auffallende Erscheinung nach außen verbürgt eine gewaltige Aenderung nach innen. Dieses äußere Merkmal ist der Eigendünkel.

Ich will hier vor allem die Literatur ins Auge fassen, einmal da ja doch von der Bildung die Rede ist, dann weil die neuere Bewegung hauptsächlich von Ideen ausgeht, deren Ausdruck und Verbreitung vor allem ins Gebiet der Literatur gehört. Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von den exakten und Naturwissenschaften die Rede sein kann. Diese gehen, wenn einmal der erste Anstoß gegeben ist, durch Erfahrung und Experimente geleitet, von selbst ihren Weg, haben aber in ihrer Objektivität auf die Ausbildung des Subjekts, um die es sich hier handelt, nur geringen Einfluß. Philosophie, Geschichte, Theologie, wenn man will, und die Kunst; alles was auf Gemüt, Charakter und die Richtigkeit des Verstandesgebrauches einwirkt, habe ich hier im Auge.

Um also wieder in die Reihenfolge zurückzukommen: die Deutschen waren bei ihrem ersten Erwachen aus säkularischem Schlafe in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine wackere, tüchtige, pflichtgetreue, vor allem aber bescheidene Nation. Zu letzterem hatten sie auch alle Ursache. Hinter ihren Nachbarn zurückgeblieben, bei ihren ersten Fortschritten auf die Nachahmung angewiesen, war kein Grund zur Selbstüberhebung. Ja, als die Literatur später mit reißender Schnelligkeit einen bedeutenden eigentümlicheren Charakter annahm, blieb sie der alten Nationaleigenschaft getreu. Kants Philosophie ist die wissenschaft-

liche Anerkennung der menschlichen Beschränktheit. Wenn Goethe sich mitunter anmaßender gab, so war es etwa mehr aus Aerger über die Spießbürgerlichkeit seiner Landsleute; sich den schöpferischen Geistern früherer Jahrhunderte gleich- oder wohl gar voranzusetzen, ist ihm wohl nie eingefallen. Selbst als die unmittelbar auf Kant folgenden Philosophen nebst den Gebrüdern Schlegel zuerst den Ton des Absprechens und der Selbstüberschätzung anschlugen, blieb die Neuerung doch größtenteils im Kreise des Schulstaubes und berührte die Nation wenig. Schon nachhaltiger wirkte, durch August Wilhelm Schlegel veranlaßt, das Buch der Mad. Stael de l'Allemagne. Es war das erste Zeichen der Anerkennung von seiten des Auslandes und wirkte mit der Stärke eines befriedigten Bedürfnisses, da die unleidliche französische Unterdrückung den Nationalgeist wachzurütteln angefangen hatte.

Der eigentliche Wendepunkt aber waren die Befreiungskriege. Deutschland hatte, freilich mit der Beihilfe von halb Europa, den Sieger der Welt besiegt, ja was noch mehr, die Nation glaubte zum erstenmale nicht auf Geheiß oder im Interesse seiner Fürsten, sondern aus sich selbst etwas getan zu haben. Ein praktisches Ferment kam in die nur für Abstraktionen und Idealitäten eingerichteten Gemüter. Die Gärung war ungeheuer und zeigte sich in Monstrositäten. Zugleich war das Ausland zuerst auf die Deutschen als ein ihnen ebenbürtiges Nachbarnvolk aufmerksam geworden. Eine Bildung, die sie nicht geahnt, eine Literatur, von deren Dasein sie nichts gewußt, fiel ihnen mit der ganzen Gewalt des Unerwarteten in die Augen. Der Eindruck mußte um so stärker sein, als die Glanzperiode der europäischen Literatur längst vorüber war und die deutsche, als von gestern, den Ansichten und Bedürfnissen von heute am meisten entsprach.

Ueberhaupt hat die deutsche Literatur, aus der Ferne angesehen und für denjenigen, der sie nur zum Teile kennt, etwas ungemein Bestechendes. Da ihr Unterscheidendes darin besteht, die Peripherien jeder Sphäre auszudehnen und die Gattungen zu vermischen, so bekommen ihre Hervorbringungen einen Anschein von Reichtum, der aber nur zu bald verschwindet, wenn man sich überzeugt hat, daß der Umkreis weit, das Innere aber arm an Erfüllung, um nicht zu sagen, leer ist. Darum staunen die Franzosen die deutsche Philosophie an, die sie nicht kennen, Lord Byron glaubte sein Urbild von Poesie in der deutschen zu finden, und die Freigeister aller Nationen haben keine Ahnung, daß die deutschen Himmelsstürmereien nur die weitere Ausführung des von ihnen ausgegangenen Anstoßes sind.

Unglücklicherweise fiel diese Anerkennung des Auslandes und das Erwachen der eigenen Schätzung gerade in eine Zeit, wo auch die Glanzperiode der deutschen Literatur sich ihrem Ende

nahte. Goethe, der einzig Uebriggebliebene, war Deutscher genug, um sich in der letzten Hälfte seines Lebens in die verschiedensten Richtungen zu zersplittern und die Wärme seines Innern minder als Folge des Alters, als durch die Verteilung in das unermeßliche All bis zur Lauheit abzuschwächen. Ueberhaupt haben die sogenannten goldenen Zeitalter der Literaturen das Traurige, daß ihnen gewöhnlich ein um so ärmlicheres unmittelbar nachfolgt. Nationen von Geschmack und gesunder Urteilskraft sind von der Vortrefflichkeit des Vorhergegangenen so durchdrungen, daß ihnen alles Heil in der sklavischen Nachahmung zu liegen scheint, indes die Völker, bei denen jene Eigenschaften weniger die Grundlage des Charakters ausmachen, sich aufgefordert fühlen, das Vorhandene zu überbieten, weiterzuschreiten, wie man's nennt, und das ist eben jene Ausdehnung des Umkreises, von der ich vorher sprach, indes die Mitte leer bleibt. Die Deutschen, ihrem Streben nach Gründlichkeit zufolge, geborne Kritiker, hatten bald die Mängel ihrer großen Geister weg. Sobald sie nur diese Fehler vermieden, glaubten sie unschuldigerweise, die Vorzüge würden sich von selbst einstellen und so das Wissen mit dem Können verwechselnd, wagten sie sich kühn in die äußersten Fernen der menschlichen Entwicklung.

Das Paladium dieser Entwicklung nun und der Mittelpunkt des menschlichen Wesens ist die richtige Empfindung, die Richtigkeit nicht als Wahrheit genommen, sondern als Widerspruchslosigkeit, als Uebereinstimmung aller Faktoren des Auffassungs- und Tätigkeitsvermögens. Das ist so wahr, daß selbst das Letzte des Verstands- und Vernunftgebrauches, die Ueberzeugung, kein Denkergebnis, sondern eine Empfindung ist, das Zeugnis des Innern, daß das unwiderleglich Bewiesene mit dem Gesamtvorrate des ihm als wahr Geltenden übereinstimme. So wie auf der andern Seite, was aber nicht hierher gehört, eine zweite Empfindung, das Gewissen, den praktischen Verstandesgebrauch leitet und und abschließt. Sie ist der Verbindungsknoten, in dem die geistige und animalische Natur des Menschen zusammentreffen, das artikulierte Gefühl und der unartikulierte Gedanke. Ihr Ausdruck ist die Anschauung, die Art und Weise, wie der Mensch im ungetrennten Gebrauche seiner Fähigkeiten und Eigenschaften die Dinge und Begebenheiten in sich aufnimmt.

Was nun diese Empfindung aussagt, ist schon darum nicht unbedingt wahr, weil das halb Animalische des Gefühls darin eine so große Rolle spielt. Es ist daher allerdings die Aufgabe des Geistes, den Komplex der Empfindung in jedem einzelnen zu trennen. Das Individuelle des Eindrucks auf allgemeine Geltung zu bringen und sich der Gründe und Folgen bewußt zu werden; zu behaupten aber, daß der eine Teil der menschlichen Natur

das Recht habe, an die Stelle des Ganzen einzutreten, ist lächerlich. Der Trieb, die Neigung, das Instinktmäßige sind ebenso göttlich, als die Vernunft, und das einzige Faktum der Begeisterung mit all dem Großen, was je durch sie geschah, reicht hin, um die isolierte Denkwirtschaft der Marktschreierei zu überführen. Der Verstand oder wenn man will die Vernunft, kann vielleicht folgerichtig dahin gelangen, an der Realität der wirklichen Dinge zu zweifeln; wer aber wirklich daran zweifelt, ist ein Narr.

Die Denkkraft nun, die Hand in Hand mit der Empfindung geht, ist, was man den gesunden Menschenverstand nennt. Mit ihm allein kommt man allerdings in den höheren Bereichen der Wissenschaft nicht weit, ihn aber gänzlich aus den Augen zu verlieren, macht das Denken zum Grübeln und führt zum Unsinn.

Dieses Unglück nun ist über Deutschland durch die neueste Philosophie gekommen. Hegel, wenn nicht einer der schärfsten Denker, doch gewiß einer der größten Denkkünstler aller Zeiten, hatte zugleich viel zu viele gesunde Urteilskraft, um auf seine monstrosen Resultate oder vielleicht auf seine verrückte Methode zu verfallen, wenn nicht seine unmittelbaren Vorgänger dem natürlichen Verstandesgebrauche so schreiend Hohn gesprochen hätten. So aber baute er auf ihrem schwankenden Boden fort und das Gebäude mußte daher notwendig schief ausfallen.

Immerdar bleibt sein Wirken merkwürdig für alle Zeiten, als ein, wenngleich verunglückter Versuch, das Rätsel der Welt im Wege des reinen Vernunftgebrauches aufzulösen. Zugleich enthält es einerseits so viele Analogien mit der Wahrheit, daß man manchmal über die scheinbare Nähe erschrickt, andererseits macht es keine Schande, das nicht erreicht zu haben, was ganz zu erreichen vielleicht unmöglich ist.

Das Unglück war nur, daß seine Zeit an seine Resultate, vor allem aber an seine Beweise geglaubt hat, die unbewiesener sind als das zu Beweisende selbst. Der Schade, der dadurch angerichtet wurde, ging nach mehreren Seiten. Erstens kam dadurch der natürliche Verstandesgebrauch in Mißkredit. Der Verstand, dessen Aufgabe die Entfernung von Widersprüchen ist, wurde einer sogenannten Vernunft untergeordnet, die sich mit der Erzeugung von Widersprüchen beschäftigt, oder vielmehr der Widerspruch selbst ist, der, nachdem er in seinem Gange die Mondkälber der Ideen erzeugt, selbst in der Gottheit nach augenblicklicher Ruhe als ein gehetzter Gedankenhase zu neuem Kreislauf, eine Bewegung ohne Bewegtes, wieder aufgejagt wird.

Zweitens, indem man alles durch das Klügeln Unaufgelöste

mit dem Schimpfnamen des Unmittelbaren belegte, wurde das ganze Reich der Empfindungen mit dem Charakter des Unvollkommenen, Schwächlichen, Aufzuhebenden gestempelt, und die Wärme des Gemütes verwandelte sich in Erhitzung des Kopfes, um so mehr, als selbst das höchste Zeugnis der Empfindung: die Freiheit des Willens in ein sich Bewußtwerden und sich Gefallenlassen der Notwendigkeit aufgelöst worden war.

Das letzte Ergebnis endlich, und was am meisten hierher gehört, war ein maßloser Eigendünkel. Wie sollte auch eine Zeit, die ihren Geist als die Inkarnation des göttlichen betrachtete, der die ganze Natur „durchsichtig" war, die den Schlüssel zu allen Rätseln der Welt gefunden hatte, anders sein als hochmütig, hochmütig als Menschen und, kraft des Erfinderprivilegiums, hochmütig als Nation. Der nationelle Eigendünkel wurde nur noch durch ein anderes unmittelbar darauffolgendes Ereignis erhöht: das Entstehen der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft. Der Veranlasser dieser geistigen Richtung, ein so außerordentliches Sprachgenie und auch sonst so vielseitig begabter Mann, daß man seinesgleichen unter den ähnlich Strebenden aller Zeiten vielleicht kaum findet, hatte aber unglücklicherweise in der Mischung seines Wesens einen bedeutenden Anteil Phantasie, die, wenn sie sich in die Untersuchung mischt, gar leicht in Phantasterei umschlägt. Es war vorauszusehen, daß das neue Fach, nachdem einmal die Hauptsache getan war, als ein leichtes Mittel durch Fleiß, Nachbeterei und Koterieprotektion, auch ohne alles Talent zu Beachtung, Geltung, wohl auch Ehrensold zu gelangen, bei jenem Heer unbegabter Literaten, mit denen uns die Vielwisserei der deutschen Universitäten bis zum Ekel versieht, den größten Anklang finden werde. Was im höchsten Grade schätzbar gewesen wäre, wenn zwei oder drei berufene Geister sich damit beschäftigt und die Resultate der Welt mitgeteilt hätten, artete in einen literarischen Landsturm aus, durch den alle Bibliotheken durchstöbert und Schund aller Art, wenn er nur alt- oder mittelhochdeutsch war, zu Tage gefördert wurde. Teils in der Freude des Findens, teils weil man sich doch nicht um nichts geplagt haben wollte, übertrug man den sprachlichen Wert des Gefundenen auf den Inhalt und sprach von Meisterwerken, wo man von Unbedeutenden, aber mit Rücksicht auf Zeit und Umstände noch immer Erfreulichen hätte reden sollen.

Dadurch wurde nun dem überflutenden Eigendünkel der letzte Damm weggerissen. Dieser Damm lag in dem Bewußtsein, daß die deutsche Bildung in der allgemeinen europäischen die letztgekommene, abgeleitete, durch Nachahmung entstandene sei. Nun aber schien sich zu ergeben, daß die Nation schon im fernen Mittelalter den übrigen vorausgestanden, daß sie durch ihre

Selbstschätzung nur verjährte, unverlierbare Rechte wieder in Anspruch nehme.

Genau genommen hätte gerade die mittelhochdeutsche Poesie zur Bescheidenheit auffordern sollen, da mit Ausnahme des rätselhaften Nibelungenliedes, die übrigen epischen Gedichte die Nachbildung aus dem Französischen selbstbekennend und selbstempfehlend an der Stirne trugen.

Darauf nahm man aber um so weniger Rücksicht, als selbst diese Blüte der Poesie nur der Nachklang einer früheren, vorweltlichen, mastodontisch-ichthyosaurischen sein sollte. Da schon Hegel die Geltung des Talentes in Zweifel gezogen hatte und es dem unbegabten Pedanten zu Paß kam, das Vorrecht der Begabung abzuleugnen, so träumte man von Gedichten ohne Dichter. Man ließ die Epen aus Volksliedern entstehen, die wer immer aus dem Pöbel gemacht und nur irgend ein mittelhochdeutscher Pedant auf gut Glück zusammengesetzt hatte. Auf diese Art fand sich die ganze Nation zu Dichtern erhoben, und kraft der Volkspoesie war kein Grund, warum nicht jeder poetische Schmierer unserer Tage sich als ein Vorarbeiter für künftige Iliaden oder Odysseen betrachten sollte.

Diese Ansicht fand um so mehr Beifall, als während der letzten Jahrzehnte in Deutschland wie in ganz Europa das Talent sich selten gemacht hatte, ja in Deutschland, wo bei dem immerwährenden Zersprechen und Vermitteln jede Konzentration des Gemütes unmöglich geworden war, ganz abhanden kam. Was an bildender Kraft abging, sollte durch den Inhalt ersetzt werden, und da es den matten Seelen an jeder Eigentümlichkeit fehlte, wurde dieser Inhalt unmittelbar von der Straße genommen.

Dieser von der Straße genommene Inhalt, indem er für das Vergangene das Phantom der Volkspoesie erzeugte, brachte für die Gegenwart die politische Poesie hervor.

2.

Nicht leicht ist die Geschichte je in so hohem Ansehen gestanden, als bei den neuesten Deutschen. Und mit Recht. Die Naturwissenschaften beiseite gesetzt, und solange es keine Philosophie gibt, ist die Geschichte die Lehrerin des Menschengeschlechtes. Freilich ist ihr Nutzen großenteils ein negativer. Sie zeigt uns den Hochmut, den Eigennutz, die Leidenschaften, die Irrtümer, die von jeher an den Geschicken der Welt gerüttelt haben, und lehrt, sich davor zu hüten; aber eben dadurch wird ihr Nutzen auch positiv, denn wenn man erst alle falschen Wege bezeichnet hat, fände man wohl auch den rechten. Wer eine solche Ansicht

des Menschengetriebes für zu dunkel hielte und dagegen die unleugbaren Fortschritte der Welt zum Bessern anführte, mag in Bezug auf das Trübe der Ansicht unsere Zeit und die nächstverflossene betrachten; was aber den Fortschritt betrifft, nicht vergessen, daß einzelne ausgezeichnete Männer der Tat, des Wissens und der Kunst allerdings wie Leuchttürme ihr Licht auf ganze Generationen und Epochen geworfen haben; andererseits aber den glücklichen Umstand in Anschlag bringen, daß das Gute und Rechte, abgesehen von ihrem innern Wert, auch noch den äußern haben, daß sie der Nutzen aller, gegenüber dem Eigennutz des einzelnen, sind, so daß jeder Gewinn- und Ehrsüchtige im großen das ganze Menschengeschlecht gewissermaßen aus dem nämlichen Motiv gegen sich hat, und der gewalttätige Frevler zuletzt nicht sowohl besiegt als erdrückt wird.

Wenn man nun aber der neudeutschen Verehrung der Geschichte näher nachforscht und, wie in einem Kaufladen, außer der Aufschrift auf der Büchse, in die Büchse selber hinein sieht, so wird die Freude über jene Wertschätzung sehr vermindert. Da ist denn die Geschichte der sich selbst realisierende Begriff, und noch dazu mit nachweisbarer Notwendigkeit und zu immerwährendem Fortschritt. Hier hört auf einmal der praktische Nutzen der Geschichte auf, und sie bekommt dafür einen theoretischen Heiligenschein. Sie ist das Wandeln Gottes auf der Erde, welcher Gott aber seinerseits durch die Geschichte erst gemacht wird. Die Vergangenheit zu erforschen, wäre ein Geschäft für die Schwachköpfe, die nicht die Gabe haben, sie aus der Gegenwart zu deduzieren, und der Geschichtschreiber hätte sich vielmehr an die Zukunft zu wenden, um sie, gleichfalls mit Notwendigkeit, im voraus zu bestimmen. Man sage nicht, daß diese Ansichten einer halbverrückten Philosophie unserer wirklichen Geschichtschreibung aufgedrungen seien; in den Werken unserer ausgezeichnetsten Historiker finden sich Spuren davon und werden diese Werke, trotz ihrer Vorzüge, einer aus der Trunkenheit erwachten Nachwelt geradezu ungenießbar machen. Warum ich von dieser Verirrung der Geschichte spreche, ist, weil sie ihren Einfluß auch auf die Literargeschichte ausgeübt hat, von der ich eben sprechen will.

Zwischen dieser, der Literargeschichte und der Menschen- oder Völkergeschichte, zeigt sich nun gleich von vornherein ein ungeheurer Unterschied, der nicht nur ihren Gegenstand sondern auch ihren Wert und Nutzen betrifft. Die Begebenheiten der Völkergeschichte sind vergangen, und sie zu erforschen und richtig zu stellen, ist die Hauptaufgabe des Historikers; die Begebenheiten der Literargeschichte, die Werke der Schriftsteller sind noch heute da, wie vor Jahrhunderten, ja vor einem Jahrtausend. Homer und Shakespeare stehen vor mir auf meinem Pulte, und ich kann jeden Augen-

blick sie mir vergegenwärtigen, nicht bloß die Nachricht von ihnen, sie selbst, als ob ich mit ihnen zugleich lebte. Die Zeit- und Ortsverhältnisse, in denen sie sich befanden, sind allerdings wichtig zum Verständnis ihrer Werke, aber das leistet die Völkergeschichte, und es braucht dazu keine weitere Beihilfe. Biographische Nachrichten erläutern manches, vor allem die Mängel der Schriftsteller; die Welt lebt aber von ihren Vorzügen. An dem Schriftsteller mehr Anteil zu nehmen als an seinen Schriften ist eine sentimental-verhätschelnde Manier, die nur dazu dient, verunglückte Halbgenies mit dem Troste zu erquicken, was sie alles Erstaunliches geleistet hätten, wenn Zeit und Umstände ihnen günstig gewesen wären.

Wenn auf diese Art die eigentlichen Fakten der Literargeschichte, die Werke der bedeutenden Schriftsteller, jedermann ohnehin zugänglich sind, so bliebe ihr als Historie nichts übrig, als von den Unbedeutenden zu sprechen. Die mögen aber nur unbekannt bleiben. In der politischen Geschichte ist das Volk oder (wenn ich die Besten weggenommen habe) der Pöbel nicht ohne Bedeutung; er fügt den Unternehmungen der hervorragenden Männer die physische Kraft bei; in der Literatur ist der Schriftstellerpöbel nur da, um durch Nachahmung das Gute zu entstellen und dem Schlechten eine längere Dauer zu geben; mit Ausnahme der Zeiten, die von Originalität und Genialität träumen, wo derlei Subjekte Albernheiten auf eigene Faust treiben.

Man könnte mir einwenden, daß die Literargeschichte wenigstens für jenen Teil des Publikums ihren Wert behalte, der, andern Beschäftigungen hingegeben, nicht Zeit und Gelegenheit hat, von den Werken ausgezeichneter Schriftsteller selbst Kenntnis zu nehmen, sowie daß für dasselbe Publikum, ja für einen Teil der die Literatur ex professo treibenden Personen, das richtige Verständnis jener Werke mitunter schwierig sei und daher eine Nachhilfe nötig mache. Aber nebstdem, daß letzteres schon aus dem Felde der Geschichte in das der Kritik übergeht, spare ich mir die Besprechung dieser beiden Punkte für den weiteren Verfolg auf.

Mit alledem will ich nicht von der Literargeschichte übel gesprochen haben. Sie hat mir selbst zu viel Vergnügen gemacht, als daß ich es nicht dankbar erkennen sollte. Der Mensch will alles wissen; er soll über alles denken. Außer der Wißbegierde (ich nenne so, wenn man etwas wissen will, was innern oder äußern Nutzen gewährt) gibt es auch eine erlaubte, ja löbliche Neugier, die vor allem den geistreichen Menschen befällt und unablässlich nach Befriedigung strebt. Ich eifere nur gegen den in neuerer Zeit prätendierten Nutzen der Literargeschichte selbst für die praktische weitere Fortbildung der Literaturzweige und zähle

sie vielmehr jenen mitunter gefährlichen Bestrebungen zu, die, indes sie einerseits die Masse der oberflächlichen Kenntnisse, will sagen: Notizen, vermehren, auf der andern Seite den Gesichtskreis ins Unermeßliche erweitern, so daß endlich jene innere Konzentration immer schwieriger wird, ohne die eine Tat oder ein Werk nicht möglich ist. Im Mangel dieser Konzentration liegt aber der Fluch unserer Zeit.

Wie wenig gering ich von der Literargeschichte denke, zeigt schon die Ueberschrift dieser Blätter. Ich habe nämlich versprochen, nicht über, sondern zur Literargeschichte zu sprechen, also einen Teil Geschichte selbst und zwar, wie ich mich jetzt näher erkläre, zur Literargeschichte der Gegenwart. Daß ich hierbei, nach der Natur meiner eigenen Beschäftigungen, vor allem die Poesie im Auge habe, wird wohl jedermann schon von vornherein vermutet haben. Ich werde hierbei keine Werke beurteilen oder Namen nennen; mir ist es um das Ganze der Erscheinung und ihre Gründe zu tun. Wenn ich hierdurch in den Tadel verfalle, den ich kurz vorher über jene ausgesprochen habe, die aus dem Boden der Geschichte gar zu gern in den der Kritik übergehen, so bleibt allerdings wahr, daß, wer die Geduld hat, all das Mittelmäßige und Schlechte zu lesen, das der Historiker als solcher sich nicht ersparen kann, wohl kaum je die Gabe haben wird, ein berechtigtes Kunsturteil zu fällen, indes der künstlerisch Begabte nie den Ekel überwinden wird, den eine solche nichtssagende Lektüre mit sich führt. Ein Dichter aber, und ein solcher schmeichle ich mir zu sein, dürfte wohl, mit Vernachlässigung des Einzelnen, seine Meinung über den allgemeinen Standpunkt abgeben dürfen.

Eigentlich ist die Geschichte der Gegenwart ein Widerspruch. Die Gegenwart ist ein Augenblick, ein Jetzt, das im nächsten Augenblick in die Zukunft übergeht von der wir nichts wissen, andererseits aber sich an die nächste Vergangenheit knüpft, die man wohl unter dem Namen der Gegenwart auf ein sogenanntes Menschenalter ausdehnen kann: soweit die Jetztlebenden sich zurückerinnern, und zwar umsomehr, wenn dieser Zeitverlauf zugleich einen Wendepunkt in sich schließt, wo er denn zur Epoche wird. Ein solcher Wendepunkt hat nun in der deutschen Poesie allerdings stattgefunden, und er dürfte so ziemlich mit Schillers Tode zusammentreffen; der große Goethe hat ihn zwar um viele Jahre überlebt; aber an der Poesie zuletzt fast nur durch den Wechselverkehr mit seinem Freunde festgehalten, gab er sich von da an immer mehr und mehr den Naturwissenschaften hin, und seine spätern poetischen Erzeugnisse haben, bei diesem geteilten Interesse, dem Verfalle der Poesie eher Tür und Tor geöffnet, als ihr einen wirksamen Damm entgegengesetzt. Hiervon, so frevelhaft es klingen mag, vielleicht später mehr.

Die erste Erscheinung dieser neuen Epoche: die Abnahme des Talents mit einem immer sich mehrenden Beischmack von Talentlosigkeit, darf uns, was die bloße Abnahme betrifft, weder wundern noch beschämen. Die unmittelbar vorausgegangene Periode war eben das goldene Zeitalter der deutschen Poesie, ja der deutschen Literatur überhaupt. Alle Literaturen haben solche Glanzperioden, deren Gründe zum Teil erklärbar, teils so unerklärlich sind, als alle Erscheinungen der geistigen und körperlichen Natur. Nach einigen anregenden Vorläufern erscheinen ein, gewöhnlich aber zwei große Dichter, welche die Poesie mit einem Ruck auf eine bis dahin nicht geahnte Stufe erheben. Die Nation fühlt sich auf den neuen Weg hingewiesen, die Sprache gewinnt Farbe und Gestalt; Gleichgestimmte werden sich ihrer dunkeln Begabung bewußt; die der allgemeinen Richtung Widerstrebenden werden durch die Gewalt des Mittelpunktes zu einer gewissen Konzentrizität gezwungen. Selbst das Mittelmäßige arbeitet sich zur Angemessenheit und Brauchbarkeit empor. So weit ist alles erklärlich. aber die große Masse und Bedeutendheit der Talente auf einem Punkt, verglichen mit der frühern Dürre und der darauffolgenden spätern, obgleich den Nachgekommenen das Beispiel der großen Männer mit den Gleichlebenden gemeinschaftlich ist: darin liegt das Rätselhafte der Sache.

Diese Glanzperioden haben nämlich für die nächste Zukunft etwas Gefährliches. Nationen von Geschmack und gesundem Urteil sind von der Vortrefflichkeit des Vorhergegangenen so durchdrungen, daß sie in der genauen Nachahmung das einzige Heil sehen und so allgemach in leeren Formalismus geraten, indes Völker, denen jene Eigenschaften im mindern Grade eigen sind, meinen, das Vortreffliche zu haben, das sie nur besitzen, und sich gedrungen fühlen, darüber hinauszugehen. Fortschreiten nennt man es. Unsere Landesgenossen haben diesen letztern Weg erwählt. Wie es kam, lohnt der Mühe betrachtet zu werden.

Die Deutschen waren von dem Zeitpunkte an, als die Faust aufhörte, den Wert zu bestimmen, die bescheidenste Nation der Erde. Aus ihrer politischen Bedeutung herabgesunken, von ihren Nachbarn, nicht an löblichen Eigenschaften, wohl aber an Macht, Glanz und Bildung übertroffen, fiel es ihnen nicht ein, von sich selbst groß zu denken. Sie hatten bereits eine große Literatur, und sie maßten sich noch keiner Ueberhebung, ja kaum einer Vergleichung an. Wenn Goethe den oft wiederholten Ausspruch tat: „nur die Lumpe seien bescheiden," so fühlte ganz Deutschland, erstens, daß es dem alten Herrn selbst nicht geschadet hätte, wenn er etwas bescheidener gewesen wäre; dann, daß er dabei wohl nur gemeint habe, wie er eben nicht Lust empfinde, gegen irgend einen seiner Zeitgenossen demütig zu sein; worin er ganz recht

hatte. Selbst die Vormänner der Literatur waren sich bewußt, als die Letztgekommenen, sich an fremden Mustern herangebildet zu haben, und sie schämten sich weder ihrer Lehrlingsschaft, noch verleugneten sie ihre Lehrer. Die Anmaßungen der Schlegel, die Selbstüberhebung der nachkantischen Philosophen hielten sich im Kreis der Schule, und die Nation blieb bescheiden wie vorher. Es fehlte nämlich, was auch den einzelnen über sich selbst aufklärt: die fremde Anerkennung.

Diese Anerkennung wurde Deutschland durch das Werk der Madame Staël de l'Allemagne zu teil. Obwohl sie selbst ihren Gegenstand größtenteils nur aus fremder Zurichtung kannte und bei ihrem Lob, wie ihr Vorgänger Tazitus, nach einer andern Seite aggressive Hintergedanken im Sinne hatte, so hob sich doch durch die Darstellung der geistreichen Frau, in der Weltsprache geschrieben, das literarische Deutschland wie eine neu entdeckte Insel aus dem Weltmeere der Jahrhunderte empor. Das Ueberraschende des Eindrucks, dort, wo man nichts als Leere vermutet hatte, eine vollständige und bedeutende Literatur zu erblicken, dazu der Umstand, daß die übrigen Literaturen Europas eben damals gar nichts hatten und die deutsche, als von gestern, der Empfindungs- und Anschauungsweise von heute am gemäßesten entgegenkam, wirkte magisch, und der Lichtglanz nach außen verklärte, zurückgeworfen, das Land. Hierbei ging es freilich wie mit der gerühmten Weisheit der alten Aegyptier; man lobte, was man nicht kannte. Ueberhaupt hat die deutsche Literatur, unbeschadet ihrer Vorzüge für den, der sie kennt, etwas ungemein Bestechendes für den, der sie aus der Entfernung betrachtet. Das kommt von der Vermischung der Gattungen. Man mengt die Philosophie in die Poesie, und dafür wieder letztere in jene. Naturwissenschaft und Gedichte strotzen von sogenannten Ideen, die in ihrer Halbwahrheit überraschen. Dadurch werden die Umkreise ins Ungeheure ausgedehnt, und man muß scharf hinsehen, um zu bemerken, daß die Mitte häufig leer ist.

In dieser Geistesstimmung fanden uns die Befreiungskriege, die den kulturhistorischen Abschluß der früheren Literaturperiode bilden, wie Schillers Tod den literarischen. Deutschland hatte damals seine Schuldigkeit getan und wohl auch mehr. Die Unabhängigkeit der deutschen Gauen war errungen. Sie hatten, und zwar, wie sie gütigst voraussetzten — allein — den Helden des Jahrhunderts besiegt, nicht auf Geheiß ihrer Fürsten, sondern gewissermaßen selbst gegen den Willen derselben, aus eigenem Antrieb, freiwillig, durch Volksmacht. Ein neues tausendjähriges Reich von Freiheit, Ruhm und Größe schien angebrochen. Wer alt genug ist, um sich jener Zeit, als ein damals schon Gereifter, lebhaft zu erinnern, wird sich leicht die Ungeheuerlichkeiten

vergegenwärtigen, die das erwachte Nationalgefühl an das Licht der Sonne brachte.

Augenblicklich wirkte das noch nicht auf die Literatur. Die Schlachtensänger der Zeit hielten sich so ziemlich in den Fußstapfen Schillers, und Goethe, obgleich politisch bemakelt, blieb der Abgott der Nation.

Unglücklicherweise mußte aber der außerordentliche Mann selbst dem Verderbnis in die Hand arbeiten. Einerseits erging es ihm wie jedem, der widerstrebt; indem er sich nicht fortreißen lassen will, nähert er sich unwillkürlich der entgegengesetzten Seite mehr als billig. Mit Ausnahme Lord Byrons (wo denn der Engländer und der Lord auch mit in Rechnung kommen) widmete er seine Anerkennung nur dem Wirkungslosen, Abgeschwächtruhigen. Trotz seiner anderweitigen Beschäftigungen konnte er doch nicht unterlassen, sich von Zeit zu Zeit poetisch auszukünden, was aber so nebelhaft, abstrus und matt geriet, daß nur eine alte Garde von Hochgebildeten den Einbruch der Barbaren in sein Feldlager mühsam abhielt. Ich habe mich in dem Bisherigen so ziemlich als ein Freund des Alten dargestellt; demungeachtet aber muß ich bekennen, daß der Dalai-Lamadienst der damaligen Goetheaner nicht so absurd, aber bedeutend abgeschmackter war, als die Burschikosität unserer heutigen Feuer- und Wassermänner.

Da geschah etwas, was der Urteilsfähigkeit der deutschen Nation auf ewig zur Schande gereichen wird. Ein obskurer Skribler schrieb falsche Wanderjahre, in denen er Goethe offen angriff, und mit einem Schlage, sozusagen über Nacht, fielen zwei Dritteile Deutschlands von dem für alle Zeiten ehrfurchtgebietenden Großmeister ihrer Literatur ab. Es wurde offenbar, daß, mit Ausnahme seiner Jugendwerke, Goethes übriges Wirken der Nation fremd geblieben und seine Verehrung nichts als Nachbeterei war.

Die entstandene Bresche stürmte das junge Deutschland. Die Masse war froh, auf die frühern Nebelbilder und Schaueissen wenigstens etwas Substantielles zwischen die Zähne zu bekommen, und die Verwilderung machte reißende Fortschritte.

Vielleicht wäre bei der sehr geringen Begabung der damals tätigen Geister die Wirkung nur eine vorübergehende gewesen, wenn nicht zwei andere Faktoren tätigst mitgewirkt hätten: die seit den Befreiungskriegen immer fortwuchernden politischen und Freiheitsideen, dann und vor allem: die Hegelsche Philosophie.

Die erstern machten es jedem Tropf möglich, den Anteil des Publikums zu gewinnen, wenn er nur gegen die Gewalt ankämpfte, den Fürsten bittere Wahrheiten sagte und alles Heil vom Volke, will sagen: von seinen Lesern erwartete. Ja, diese Ideen wirkten nach einer zweifachen Seite. Selbst die Dichter wur-

den besser, als sie waren, wenn sie, beim Mangel eigener Begeisterung, sich an der allgemeinen begeisterten. Wie einer sich am Ofen wärmt, wenn ihm die eigene Wärme ausgeht, oder die Bauernbursche und Mägde, die sonst kein Wort zu sagen wissen, witzig, ja in ihrer Art geistreich werden, wenn das Gespräch auf versteckte Zweideutigkeiten und Unanständigkeiten fällt. Vielen dieser politischen Gedichte kann man eine gewisse Anerkennung nicht versagen, indes die Verfasser, als ihnen das Handwerk in dieser Richtung gelegt wurde, entweder ganz verstummten oder über keinen andern gedenkbaren Gegenstand etwas nur Leidliches vorzubringen wußten.

Es ist hier nicht der Ort, und ich bin wohl auch nicht imstande, die Hegelsche Philosophie philosophisch abzuschätzen, was übrigens auch nicht notwendig sein dürfte, da sie ihre Geltung bei allen Vernünftigen bereits verloren zu haben scheint. Mir ist nur um ihren Einfluß auf die übrige Literatur zu tun. Und der war nun: der maßloseste Eigendünkel. Was Wunder auch? Die Natur war durchsichtig geworden, die Schlüssel zu allen Rätseln der Welt waren gefunden. Gott war nur noch ein Rattenkönig aus Menschen, oder vielmehr er war ein Deutscher, da die Deutschen ihn nach ihrem Ebenbilde geschaffen, indem sie ihn demonstrierten und allein begriffen. Da die Entwicklung des objektiven Begriffes den immerwährenden Fortschritt notwendig in sich schloß, so konnten die Mitlebenden nicht zweifeln, ihren Vorgängern unendlich überlegen zu sein, wenn nicht an Talent, doch durch die Höhe des Standpunkts, auf den alles ankam. Wir haben erlebt, daß bei einer Schillerfeier der große Mann entschuldigt wurde, daß er sich mit der Ausschmückung von romantischen Albernheiten befaßt habe, aber daran trage seine Zeit die Schuld, und nicht er. Wenn Goethe bei den Wortführern in großer Achtung blieb, so verdankte er es weniger seinen Vorzügen, als seinen Fehlern, worunter eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht gehört, so daß das Moralische dem Tatsächlichen untergeordnet wird.

Ueber ihren Mangel an Talent trösteten sie sich damit, daß unsere Zeit eine Uebergangsperiode sei, und ihr Augenmerk ging besonders auf die Zukunft, der sie die Richtung vorzeichneten und den Weg pflasterten. Daß auf diesem Wege das Außerordentliche kommen müsse, zweifelten sie keinen Augenblick. Ich erinnere mich hierbei eines politischen Zeitungsschreibers aus dem Jahre 1848, der sich wunderte, daß die allgemeine Revolution noch keinen großen Mann hervorgebracht habe, indes doch die Revolutionen die großen Männer auf die Oberfläche brächten; was auch allerdings wahr ist, wenn nämlich eben große Männer wirklich vorhanden sind.

Dieser Eigendünkel und die damit zusammenhängende Geistesverwirrung schien durch nichts mehr gesteigert werden zu können, und doch geschah es von einer entgegengesetzten Seite, und zwar durch einen Wissenszweig, der für jeden Deutschen höchst interessant wäre, und für den er sich den Urhebern zu wahrem Danke verpflichtet fühlen muß, nur daß die eingerissene Uebertreibung und Nachbeterei auch hier dem an sich Erfreulichen den Samen des Schädlichen beizumischen verstand. Ich meine die deutsche Sprach- und Altertumswissenschaft. Es fand sich auf einmal, daß die deutsche Nation eine urpoetische sei, obgleich die aufgefundenen Gedichte, mit Ausnahme des rätselhaften Nibelungenliedes, den fremden Ursprung eingeständlich und offen an der Stirn trugen. Man postulierte antediluvianische, mastodontisch-ichthyosaurische Volksepen oder doch Fragmente derselben, die nur ein mittelhochdeutscher Pedant zusammengesetzt und so das Außerordentliche auf mechanischem Wege hervorgebracht hatte. Die Volkslieder, die niemand gemacht hatte, wurden der rohen Masse in die Schuhe geschoben, und man bedurfte von nun an nur das Volk und ein paar Pedanten, um jede poetische Begabung überflüssig zu machen.

Es teilten sich demzufolge die Dichter in mehrere Richtungen. Die Ideendichter, die irgend einem halb verrückten Satze einen ganz ausgerenkten und verkrüppelten Körper anzupassen strebten; die Altertümelnden und Volkstondichter, und endlich die Dichter des Wirklichwahren, die nämlich ihre eigenen lumpigen Zustände für so bedeutend hielten, daß sie dieselben von Mund auf in den Himmel der Poesie einzubürgern hofften.

Ich habe früher von der Talentlosigkeit unserer Zeit gesprochen. Damit meinte ich keinen gänzlichen Abgang des Talentes. Eine solche Zeit war nie und wird nie sein. Es gibt aber auch eine Talentlosigkeit, die dadurch entsteht, daß man sich Aufgaben stellt, zu deren Ausführung die Kräfte bei weitem nicht zureichen, und endlich noch eine andere durch die Befolgung ganz falscher Grundsätze. Die richtigen Grundsätze, oder mit andern Worten: die wahre Aesthetik, wenn es je eine solche gibt, ist ziemlich gleichgültig. Die richtigen Grundsätze sind mehr oder weniger unbewußt im Talente selbst enthalten, wie im gesunden Menschenverstande die Logik und in der Rechtschaffenheit die Moral. Wie man denn schon früher bemerkt und oft wiederholt hat, daß die großen Dichter da waren, ehe es eine Aesthetik gab. Wenn auf diese Art die wahre Aesthetik entbehrlich und für jeden Fall durch das Studium der großen Vorbilder zu ersetzen wäre, so ist dafür eine falsche Aesthetik geradezu verderblich, indem sie in ihrer aus allen Fächern des Wissens zusammengestoppelten Rüstung der Waffenlosigkeit der Anschauung weit überlegen ist und, indem sie Worte und Begriffe gebraucht, die auf einem

andern Felde Wert, ja Würde haben, die Produktion an sich selber irre macht und einem falschen Standpunkte zutreibt. Auf einem falschen Standpunkte aber erlahmt jedes Wirken.

In dieses traurige Geschäft, das in früherer Zeit die Kunstphilosophen betrieben, traten nun, infolge der gestiegenen Wertschätzung der Geschichte, die Kunsthistoriker ein. Mitunter ganz gescheite, ohnehin höchst unterrichtete Leute, hatten sie nur einen Fehler, den nämlich, daß sie von ihrem Gegenstande nichts verstanden, daß sie gar nicht wußten, was Poesie allenfalls sein dürfte. Außer dem lächerlichen Streben, die aufeinanderfolgenden Erscheinungen der Literatur mit Notwendigkeit auseinander abzuleiten, war es ihnen hauptsächlich um die Fällung eigener Kunsturteile zu tun, wobei sie den künstlerischen Standpunkt in einem fort mit dem kulturhistorischen vermischten und der Poesie Zwecke andichteten, die allerdings die höchsten Aufgaben der Prosa sind. Ein guter Bürger und tüchtiger Landmann muß man sein, und nicht mit der Phantasie sich auf den Standpunkt eines solchen versetzen. Die politische und bürgerliche Freiheit ist ein schönes Ding, aber die Wege dazu müssen mit dem Verstande erwogen und angebahnt werden, und nicht mit dem poetischen Hallo. **Exempla sunt odiosa.**

Aber soll denn die Literargeschichte bloß Fakten geben und die Urteile ganz ausschließen? Keineswegs, sie soll sie geben; aber als Geschichte, historisch. Es ist interessant, zu wissen, wie die Mitlebenden über einen Dichter geurteilt haben, in welcher Geltung er bei der darauffolgenden Zeit gestanden, und wie die berufenen Geister heutzutage über ihn urteilen. Es ist interessant, zu wissen, daß die Academia della Crusca Tassos bereits Jerusalem verwarf, was den Verfasser veranlaßte, es umzuarbeiten, d. h. zu verschlechtern, so daß man später die Verbesserung wegwarf und das ursprünglich Verworfene bewundert. Es ist interessant, zu wissen, daß Shakespeare unmittelbar nach seinem Tode von Beaumont und Fletcher verdrängt wurde und er vergessen blieb, bis anderthalb Jahrhunderte später ein Schauspieler ihn wieder zu Ehren brachte. Selbsturteilen sollen nur Sachkundige, und das ist man nicht, wenn man weiß oder wohl auch lebhaft fühlt, daß Schiller und Goethe große Dichter sind und Lessing ein vortrefflicher Kopf war.

Wenn auf diese Art die Nachhilfe zum bessern Verständnis der Literatur wegfällt, so ist der zweite Vorteil der Literargeschichte, daß dadurch die Sommitäten der Literatur aller Zeiten und Völker dem Lesepublikum bekannt werden, noch viel problematischer. Vielleicht waren die Dichter früherer Zeiten nur darum um so viel besser, als die heutigen, weil sie, mit Ausnahme der Klassiker, die fremden Literaturen gar nicht kannten. Ich spreche

hier nicht von den Wissenschaften, sondern von der Poesie. Ein Dichter muß seine eigene Empfindung aussprechen, und das Publikum ihn ebenso mit der eigenen genießen. So lächerlich es ist, wenn man in eine vorgeschrittene und gewissermaßen fertige Literatur die Nationalität hinterher einführen will, ebenso gewiß ist, daß nur jene Literaturen Kraft und eigentliche Geistesfrische zeigen, die vom nationellen Standpunkte angefangen haben. Mit Abstraktion, d. h. von einem fremden Standpunkte aus, zu genießen, ist ein trauriges Vorrecht der Literatoren selbst, traurig, weil sie an ihrer wahren Empfindung als Menschen häufig ebensoviel einbüßen, als sie an der Erweiterung ihrer Empfindungsfähigkeit als Literatoren gewinnen. Es ist schon die Uebersetzung fremder Dichter, besonders wenn ihre Formen sehr künstlich sind und man sie möglichst genau übersetzen will, ein halbes Unglück. Die in einer solchen Uebersetzung kaum zu vermeidenden verrenkten Redensarten und das daraus entstehende Wortgepolter erzeugen bei den der Originalsprache Unkundigen die Meinung, die Dichter selbst hätten sich auf eine so ungeschickte und verworrene Art ausgedrückt, was in der Nachahmung dieser Vorbilder die schauerlichsten Wirkungen hervorbringt. Vielleicht ist unsere poetische Sprache hauptsächlich durch solche wortgetreuen Uebersetzungen verdorben worden. Nun erst die Darstellungen, Inhaltsangaben und Lobpreisungen der Literarhistoriker, die von dem, was für den Geschmack bestimmt ist, höchstens den Geruch geben.

Die traurigste Wirkung ist aber die auf das Publikum, für das man die Größen der Literatur zum Gesprächsstoffe macht, und dem die ausgezeichneten Geister, zu deren Hervorbringung die Natur Jahrhunderte, ja Jahrtausende gebraucht hat, in die Nähe von Wandnachbarn gebracht werden, von welcher unmittelbaren Nähe sie denn allenfalls in der eigenen Beurteilung ihrer Zeitgenossen Gebrauch machen und meinen: das oder jenes hätte Shakespeare besser gemacht oder Aeschylus wahrscheinlich tiefer aufgefaßt.

In Deutschland ist der Wert des Publikums nie genug erkannt worden. Schiller und Goethe haben an kleinen Orten gelebt und daher den Eindruck dieser großartigen Erscheinung nie empfunden, weshalb sie auch von der unberufenen Menge abschätziger sprechen als billig. Für seine Gedanken und Intentionen muß der Dichter selbst einstehen, ob er aber mit der Darstellung die allgemeine Menschennatur getroffen, kann er nur vom Publikum erfahren. Dieses ist nicht ein gesetzkundiger Richter, wohl aber eine Jury, die ihr Schuldig oder Nichtschuldig nach gesundem Menschenverstande und natürlicher Empfindung ausspricht. Was diese Natürlichkeit und Unbefangenheit stört, hebt den ganzen Wert des Publikums auf. Wenn Gefallen oder Nichtgefallen kein Grund mehr der Billigung oder Mißbilligung ist, wenn statt dem

Zeugnis des eigenen Innern das Publikum nachgebetete Meinungen und fertige Phrasen in Bereitschaft hat, dann taumelt die Literatur, Richter und Partei zugleich, schrankenlos jeder Uebertreibung und Abgeschmacktheit zu.

Uebrigens ist dieser Mißbrauch der Literargeschichte keine vereinzelte Erscheinung, sondern fällt mit der Popularisierung der Wissenschaften, den physiologischen, odischen und metaphysisch-theologischen Briefen in unsern Zeitungsblättern, kurz zu sagen: mit jener Vielwisserei zusammen, die schon unter Voraussetzung einer wahren Bildung gefährlich, bei einer falschen aber geradezu verderblich ist.

Es wäre noch viel zu sagen, aber um Ihre Geduld, vor allem aber meine nicht noch auf eine härtere Probe zu setzen, will ich mit einer Bemerkung schließen.

Einer unserer geachtetsten Literarhistoriker meint: nachdem Goethe die deutsche Poesie auf den höchst denkbaren Standpunkt gebracht, sollten die deutschen Dichter nun fünfzig Jahre lang schweigen. Vielleicht wäre der Verlust dabei nicht groß. Aber der gelehrte Mann sollte aus seinem eigenen Beispiele merken, wie schwer es ist, zu schweigen, selbst über Dinge, von denen man gar nichts versteht. Ich meinerseits möchte einen Gegenvorschlag machen. Wie, wenn sämtliche Kunstphilosophen, Kunstkritiker und Kunsthistoriker fünfzig Jahre lang das Maul hielten. Ich zweifle keinen Augenblick, daß das Talent, an dem es in Deutschland nie gefehlt hat, sich auf die erfreulichste Art wieder Bahn brechen würde.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Kunst in Deutschland.

I.

(1834).

Es gab vielleicht keine Zeit, wo das deutsche Volk mit seiner Literatur im allgemeinen so zufrieden war, als eben jetzt. Es fehlt zwar nicht an einzelnen Anschuldigungen und Klagen mancher Art. Das ist aber eitel Koketterie. Die Stimmung im großen zeigt das Gegenteil. Da ist keine Spur mehr von der ängstlichen Bescheidenheit, die sonst den Deutschen gegenüber dem Auslande charakterisierte; Anmaßung und wegwerfendes Absprechen haben deren Stelle eingenommen. Deutsches Gemüt, deutscher Fleiß, deutscher Tiefsinn, deutsche Phantasie klingt's von allen Seiten, ja das Ausland scheint in die Ansicht einzugehen (oder vielmehr sie ging von ihm aus), und des Preisens unserer Art und Kunst ist kein Ende, so weit der Erdboden reicht.

Nur eins — die Füße des Pfaus! — scheint uns zu Bescheidenheit aufzufordern: der eingestandene Zustand unsers Theaters, unserer dramatischen Literatur. Das Theater selbst, die Bühne, scheint nur gelegentlich in die allgemeine Verwerfung mit einbezogen zu werden, denn, wenn wir auch wirklich weniger große Schauspieler haben sollten, als in früheren Zeiten, so zählen wir doch mehr gute als jemals. Das Uebel muß also tiefer sitzen. In der dramatischen Literatur also. — Da liegt der Knoten!

Indes die Engländer in ihrem Shakespeare eine komplette Theaterbibliothek für Jahrhunderte besitzen, die Spanier nur das Grabscheit anzusetzen brauchen, um aus ihrer Vergangenheit Schätze für alle Zukunft zu erheben; die Franzosen frischweg zwei literarische Jahrhunderte — so lange ihr Stolz — wegwerfen und mit dem Neubegonnenen für das Bedürfnis der Gegenwart genügend und voll ausreichen, hat das deutsche Theater kaum ein Dutzend Stücke aus seiner Vorzeit gerettet, die den Kenner befriedigen; ein bißchen Mittelgut wird zur Not geduldet; das Neue ist durchweg schlecht. Weh sei darob geklagt, besonders wenn man selbst Schriftsteller und ein Neuerer ist.

Es wäre nicht uninteressant, den Ursachen dieses Uebelstandes nachzuforschen, vielleicht daß bedeutende praktische Ergebnisse dabei zu gewinnen wären. Versuchen wir's denn! Ich kann nicht hoffen, den Gegenstand zu erschöpfen, der ein eigenes Buch erforderte; aber meine Andeutungen werden wenigstens den Vorzug haben, von einem die Kunst Ausübenden herzurühren, indes sich bis jetzt nur Schulgelehrte, Skizzisten und Dilettanten damit befaßten, die ihre Meinungen ohne inneres Erleben, auf nichts zu gründen wissen, als auf links und rechts zusammengelesene Beispielfälle, wo dann das Urteil nicht weiter reicht als der Fall selbst.

Aufs Praktische gehende, durch eigene Erfahrung bestätigte Ansichten hier niederzulegen, wäre die Aufgabe. Und sollte man's handwerksmäßig finden! Liegt doch jeder Kunst ein Handwerk zu Grunde, und wer beide nicht zu vereinigen weiß, ist ein Stümper, nur, je nachdem das eine oder andere vorschlägt, mit einem Uebergewicht von Gemeinheit oder Abgeschmacktheit. An hohen Ansichten hat es den Deutschen nie gefehlt, aber ihre Grundlagen schweben nicht selten in der Luft, und ob sie da für unsern Vorwurf am rechten Platze seien, soll im folgenden untersucht werden.

Von allen poetischen Formen die strengste ist die dramatische. Alle andern gehen formell von einer Wahrheit aus, die dramatische von einer Lüge, und ihre Aufgabe ist, diese Lüge aufrecht zu erhalten, ja sie in letzter Ausbildung zu einer Wahr-

heit zu machen. Die Lyrik spricht ein Gefühl aus; das Epos erzählt ein Geschehenes (für die Form gleichviel, ob wahr oder erdichtet); das Drama lügt eine Gegenwart.

Man hat sich in neuerer Zeit sehr lustig gemacht über die Täuschung, welche man in früherer einem Schauspiele zum Erfordernis machte, und gewiß, eine unabweisliche, zwingende Täuschung würde alle Kunst von vornherein aufheben, eine einschneidendere Wirklichkeit an deren Stelle setzen und namentlich die Tragödie zu einem Schauspiel für Schlächter und Kannibalen machen. Es gibt aber noch eine andere, willkürlich selbst übernommene Täuschung, eine Supposition, in die der Zuschauer eingeht, auf die stillschweigende Bedingung, sie wegzuwerfen, wenn ihre Wirkungen lästig, wenn sie quälend würden. Die Aufgabe der dramatischen Kunst, als Form, besteht nun darin, daß diese Supposition einer Gegenwart (ja nicht mit Wirklichkeit zu verwechseln) aufrecht erhalten, ihre Bewahrung dem Zuschauer erleichtert und nicht gestattet werde, daß er sie aus Langeweile oder Zerstreuung fallen lasse, oder wohl gar im Widerwillen wegwerfe.

Wer diese Sätze leugnen wollte, müßte erst verhindern, daß als gegenwärtig dargestellte Personen nicht auch wie gegenwärtige wirken; er müßte ungeschehen machen, daß die dramatischen Meisterwerke aller Zeiten, gut gespielt oder gelesen, jenen tiefen Eindruck machen, den nur die Gegenwart gewährt; er müßte endlich erklären, warum man überhaupt die in jeder andern Rücksicht unbequeme dramatische Form wählt, wenn es dabei bloß auf kühle Möglichkeiten und behagliche „Es war einmal" abgesehen ist.

Dies vorausgeschickt, fragt es sich: Durch welche Mittel kann nun bewirkt werden, daß eine niemals dagewesene oder längst vergangene Begebenheit als eine, wenn auch nur vorausgesetzte Gegenwart wirke? Die bloßen Gegenreden der Personen mit: tritt auf, und: geht ab, reichen dazu nicht hin, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt. Was ist es also sonst?

Die Wirklichkeit zwingt. Die Häuser in meiner Straße abzuleugnen, fällt mir nicht ein, und wenn ich morgen einen Stein vom Himmel fallen sehe, muß ich mir's gefallen lassen, ich mag es begreifen oder nicht. Wenn mir aber jemand erzählt, er habe ein Schiff in der Luft fahren gesehen, so werde ich es erst dann glauben, wenn ich es, durch Ursache und Wirkung vermittelt, in den Kreis meiner Ueberzeugungen aufnehmen kann. Kausalität zwingt den Geist, wie das Wirkliche die Sinne; und was als Gegenwart gelten will, muß vor allem als Ursache und Wirkung streng verknüpft sich erweisen. Daher verweigert auch das Drama dem Zufall sein Spiel, und die eifrigsten Verfechter der Willensfreiheit, die täglich von jedermann die tugendhaftesten Handlungen wie

aus der Kanone verlangen, sind höchst erzürnt, wenn derlei unmotiviert auf dem Theater vorkommt. Der Charakter sei nicht gehalten, sagen sie.

Scharf und bestimmt sind die äußern Gestalten der Wirklichkeit. Mit nebelhaften Abschattungen wird niemand eine Gegenwart anschaulich machen.

Ebenso incisiv sind ihre innern Auskündigungen. Glücklicherweise *verlangt* die Kunst eine Milderung mancher Gefühle des wirklichen Lebens, wer würde sonst auslangen? Und auch das, was übrig bleibt, wer erreicht's?

Endlich fügt sich das Wirkliche in seiner Bestimmtheit allerdings der Anwendung des Begriffs, ist ihm aber nirgends adäquat. Eine Menge Zufälligkeiten begleiten es und machen das Lebendige desselben aus, unterscheiden das wirkliche Ding von dem Gedankending.

Alles dies zugegeben, wird man von dem dramatischen Dichter, alle andern poetischen Qualitäten eingerechnet, noch in besonders hervorstechendem Grade folgende Eigenschaften fordern:

Scharfen, sichtenden *Verstand* zur Motivierung und Begründung.

Bildliche *Phantasie*: sie erfindet und stellt dar.

Warmes, richtiges *Gefühl*.

Endlich *Empfindung*, im Verstande der Maler genommen, wo es den Sinn für die Abstufungen und das Verfließende in den Zufälligkeiten der Naturtypen bedeutet.

Man könnte hier stehen bleiben und im Entgegenhalt der deutschen Naturanlage zu ermitteln suchen, welche von diesen Eigenschaften den Nationalvorzügen entsprechen und welche, im mindern Maße vorhanden, dem Gelingen dramatischer Komposition schon von vornherein störend im Wege stehen.

Es würde sich vielleicht zeigen, daß der deutsche Verstand seine Stärke mehr im Vorarbeiten für die Zwecke der Vernunft zeige, als in rein analytischer Brauchbarkeit für die Angaben des Wirklichen, daß die Abweisung des gemeinen Menschenverstandes von Seite der deutschen Philosophie ihre Wirkungen mitunter weiter erstrecke, als auf jene abstrakten Höhenpunkte, für die sie eigentlich gemeint war, und unbefangener, gesunder Sinn, unbeschadet aller anderen Vorzüge unter deutschen Literatoren vielleicht seltener gefunden werde, als irgend anderswo.

Die deutsche Phantasie könnte man beschuldigen, gar zu gern ins Weite zu gehen, und dadurch unbildlich zu werden. Je höher diese Kraft sich versteigt, um so nebelhafter werden ihre Gebilde, bis sie endlich zu bloßen Schematen einschwinden, die den Gedanken wohl unterstützend begleiten, aber nicht mehr versinnlichen, nicht *darstellen*. Der Wert der Phantasie für die

Kunst liegt in ihrer Begrenzung, welche die Gestalt ist. Die deutsche Phantasie liebt, ihre Bilder nach einwärts, auf den Hintergrund des Gefühls zu werfen, was in der lyrischen Poesie oft hinreicht; die epische, besonders aber die dramatische Poesie fordert bestimmte Gestalten nach auswärts, die selbstständig für sich dastehen und keiner Nachhilfe von Seite des Gemütes bedürfen.

Das deutsche Gefühl sei in Ehren gehalten. Was sich dagegen, außer einer gewissen Vorliebe für die Halbtinten, sagen läßt, wird am besten in Verbindung mit dem folgenden Absatze ausgesprochen. Dieser begreift die Empfindung in dem oben angedeuteten Sinne. Hier liegt vielleicht die poetische Hauptschwäche der Deutschen, was um so trauriger ist, da das Geheimnis der Komposition damit allernächst zusammenhängt. Gewohnt, von scharf bestimmten Begriffen auszugehen, verlieren sie nur zu leicht den Takt für die Zufälligkeiten des Lebendigen. Da nun zugleich ihr Gefühl warm und wahr ist, an welchen Eigenschaften sie sich zu versündigen glaubten, wenn sie davon im einzelnen auch nur ein Jota abgehen ließen, so werden nur zu häufig die verschiedenen Figuren, ihre Erlebnisse, Gesinnungen, Gefühle und deren Aeußerungen so haarscharf und ungeschwächt aneinandergefügt, daß man dabei an die Kartenmalerei und, wenn's gut geht, an die unbehilflichen Uranfänge der bildenden Kunst erinnert wird, die noch keine Ahnung davon hat, daß die schönsten Einzelheiten zusammen ein schlechtes Bild machen können. Da ist nichts reflüsiert, das eben Emportauchende macht seine Wirkung geltend, ohne auf den Eindruck eines Vorher oder Nachher Rücksicht zu nehmen; Licht sammelnde und sparende Gegensätze werden als Effektmacherei verworfen, an Ruhepunkte zur Erleichterung der Auffassung ist nicht zu denken, und so rollt denn die ganze Komposition (!) als ein unentwirrbares Chaos belästigender Schönheiten um ihre eigene Achse, und der Leser (denn bis zum Zuseher gelangt derlei selten) weiß sich nicht anders Rat, als den Knäuel hinzulegen, um sich zu besinnen und Kraft zu sammeln, wo ihm denn keine Ahnung beikommt, daß, wenn er sich nun orientiert hat und fortfährt, er kein Drama mehr mitlebt, sondern ein Buch liest.

Die Deutschen können nicht komponieren. Was in Frankreich der letzte Skribler (bei allen Mängeln des Inhaltes) kann, ist in Deutschland höchstens die Gabe weniger.

So war es aber nicht immer. Unsere großen Dichter verstanden zu komponieren, und es gab eine Zeit, wo es auch die mittelmäßigen konnten. Was hat also in neuerer Zeit die Deutschen für die Anforderungen der dramatischen Kunst weniger tauglich gemacht?

Das sei der Inhalt des zweiten Teils meiner Predigt.

II.

(1835).

1.

Als ich von dem Herausgeber dieser Blätter aufgefordert wurde, sein Unternehmen mit einem Beitrage zu unterstützen, überwog im ersten Augenblicke das Gefühl der Freundschaft meinen Widerwillen gegen das leidige Kunstgeplauder. Ich sage: Geplauder, weil in Dingen, wo es sich um ein Können handelt, alles Reden mehr oder weniger ein Geplauder ist. Wer den Hammer einmal heben kann, wird durch Uebung ihn schon brauchen lernen, für wen er aber zu schwer ist, der mag ihn ruhig liegen lassen, ohne ihn viel zu umschreiben oder zu besprechen. Auch hieße es Wasser in die Donau oder vielmehr in die Elbe, den Neckar, die Spree usw. tragen, wenn man in unserer Almanach- und Journal-Anleitungs- und Erklärungszeit, wo jedermann statt zu sehen, von der Farbe spricht (als Blinder nämlich), wenn man in dieser eigentlich doktrinären Zeit mit Beiträgen die Masse der Surrogate des Unvermögens noch vermehren wollte.

Aber so sehr mich nun das gegebene Wort reuen mag, wie lang ich die Erfüllung hinausschob, das Versprechen geschah, der zweite Teil der Predigt fehlt, und der Herausgeber ist ein gewalttätiger Mann.

2.

(Der in der ersten Nummer dieser Zeitschrift begonnene und allerdings über die Gebühr verspätete Aufsatz unter obigem Titel gedieh bis auf die Frage:) was für Erscheinungen haben in Deutschland während der neueren und neuesten Zeit Platz gegriffen, um das Gelingen dramatischer Kompositionen noch mehr zu erschweren, als dies bereits früher der Fall war?

Die hierher gehörigen Erscheinungen lassen sich, so mannigfach sie sind, vielleicht auf folgende beiden Hauptpunkte bringen:

Mißbrauch der Gelehrsamkeit und Mißachtung der Rechte des Publikums. Die Gelehrsamkeit, oder, wenn man will, Belesenheit, so schätzbar sie an sich und so förderlich sie für alle Seiten des menschlichen Erkennens, ja Vollbringens ist, hat doch auch mitunter hemmende Einflüsse, und diese äußerten sich in Bezug auf unsern Gegenstand:

1. In Gestalt der Ideologie.

Die deutsche Philosophie hatte kaum durch Kant ihre große Umwälzung vollbracht und in ihren ersten Ausbildungsformen

Bestand und Platz gewonnen, als sie auch, ziemlich revolutionär, anfing, ihre Usurpationen über benachbartes und weltfremdes Gebiet auszudehnen. — Wobei jedoch vor allem Kant selbst ausgenommen werden muß. Nie hat ein Philosoph aneignender über die Vorfragen der Kunst gesprochen, als er, und wenn, was er sagte, nicht künstlerisch förderlich war, so liegt die Ursache nur darin, daß aus dem Standpunkte der Philosophie die Kunst überhaupt nicht zu fördern ist. — Damals also, wo man Prinzipien für alles auffand, ging, wie natürlich, die Kunst auch nicht leer aus. Das Schöne war apriorisch erwiesen, die Kunstformen desgleichen, so daß, wenn sie zufällig verloren gegangen wären, man sie augenblicklich aus freier Faust wieder hätte erfinden können. Große Schubfächer wurden gezimmert für die Hervorbringungen aller Zeiten; da mußten sie unterkriechen, und was für das eine Schubfach als Grundwahrheit galt, war für das andere grundfalsch, als ob der Unterschied zwischen Mensch und Mensch in allen Lagen und Zeiten, weiß Gott, wie groß wäre. Dem gesamten Altertum ward als Marionettendraht die Schicksalsidee beigegeben, und Atriden und Labdakiden mußten sich abmartern, bloß um den breitgetretenen Heischesatz: daß niemand seiner Bestimmung entgehen könne, beispielsweise einzuschärfen. Der Chor war der idealisierte Zuseher, auch da, wo er Mitspielender, auch da, wo er Hauptperson, auch da, wo er einseitiger befangen ist, als der Zuseher selbst. Was nun, obschon man es mit der Konsequenz nicht sehr genau nahm — durchaus der Anwendung widerstrebte, ward als unwürdig und schlecht ausgeschieden; wie denn Euripides, einem schlechtbestandenen Schüler gleich, bis auf diesen Tag mit dem schwarzen Täfelchen herumgeht.

Mit dem Schubfach für die neuere Zeit ging das nicht so leicht an. Daß namentlich das Tragische im Kampfe der Freiheit mit der Notwendigkeit liege, darüber war man bald einig; nur darüber nicht, ob der Freiheit oder ihrer Gegnerin der Sieg bleiben solle. Ein kleiner Unterschied, wie man sieht. Statt eines allgemeinen Prinzips ward daher jeder einzelnen Hervorbringung ein besonderes zugewiesen, eine Schulidee, deren Versinnlichung die Aufgabe des Kunstwerkes sein sollte; ein Satz, und zwar kein moralischer — worauf hingearbeitet zu haben, man den Vorgängern sehr übel nahm — sondern womöglich ein theoretisch-dogmatischer, was weniger veraltet, dafür aber bedeutend lächerlicher war. Fand das schon unter der Herrschaft der kritischen Philosophie statt, so ward der Drang noch heftiger, nachdem durch Beimischung von Gefühls- und Phantasie-Elementen die Philosophie selbst eine Art Poesie geworden war, wo man denn, um doch auch eine Philosophie zu haben, gern die Poesie dazu gemacht hätte.

Entstünde nun die Frage: ob man überhaupt Ideen an die Spitze dramatischer Hervorbringungen stellen solle? so wäre die Antwort: Warum nicht? wenn man sich einer so gewaltig lebendig machenden Kraft bewußt ist, als z. B. Calderon. Sonst haben aber die großen Dichter meistens den Gang der Natur zum Muster genommen, die Ideen anregt, aber vom lebendigen Faktum ausgeht.

Auch müßte jederzeit der Unterschied zwischen philosophischer und poetischer Idee im Auge behalten werden, von denen die erste auf einer Wahrheit beruht, die zweite auf einer Ueberzeugung. Denn es ist die Aufgabe der Philosophie, die Natur zur Einheit des Geistes zu bringen; das Streben der Kunst, in ihr eine Einheit für das Gemüt herzustellen.

Die hier bezeichnete Richtung der sogenannten Kunstphilosophie hatte ein so allgemeines Erlahmen jeder Produktionskraft zur Folge, daß sie sich unmöglich lange halten konnte. Sie ist im ganzen aufgegeben und spukt nur noch unter dem rezensierenden Troß, wenn er seine Sachunkenntnis hinter Worten verschanzen will.

Länger, und bis auf unsere Tage nachwirkend, dauerte die zweite Ausgeburt falsch angewendeter Gelehrsamkeit: Uebertreibung der Forderungen an die Produktion.

Hatte man sich in früherer Zeit mit der Kenntnis der ewigen Alten und etwas förmlichem Franzosentum begnügt, so entstand, unmittelbar vor und mit dem neuen Jahrhundert, plötzlich eine Entdeckungswut unbekannter Regionen, den portugiesisch-spanischen Ost- und Westindienzügen vergleichbar. Mit nicht genug zu preisendem Eifer ward Shakespeare den Deutschen näher gebracht, und eine neue Welt tat sich auf, als Calderon seine ersten Strahlen durchs weichende Gewölk herübersandte. Die klassische Welt, bisher ausschließliches Eigentum der Gelehrten, ward durch Uebersetzung Gemeingut für alle. Was man den Römern entzog, häufte man um desto überschwenglicher auf die Griechen; und im schwindelnden Wirbeltanze drehten sich Kunstvollkommenheiten und Meisterwerke um den staunenden Lehrling. Aber durch einen leicht begreiflichen Irrtum vergaß man, daß, was so mit einemmale und in einem Maße die nächste Nähe vereinigte, in der Wirklichkeit durch Länder und Meere, durch Völker und Jahrhunderte getrennt war.

Weil man das alles wußte, glaubte man sich zu der Forderung berechtigt, das alles zu können, und Shakespeare und Sophokles wurden als Wegsäulen und Meilenzeiger hingestellt, indes sie Sterne sind, nach denen man aus unendlicher Entfernung allenfalls seinen Lauf einrichten kann. Das Gute erschien klein

im Vergleich mit jenen ewigen Heroen, und das Dankenswert-Annehmbare schrumpfte zum Atome ein, im Entgegenhalt eines Maßstabes, dessen Grade Volksbildungen waren, und dessen Ganzmaß die Kultur des Menschengeschlechtes.

Daß nun niemand erreichen konnte, was gefordert ward, setzte die Fordernden scheinbar hoch hinauf über die nach Erfüllung Strebenden, d. h. die Kritik über die Produktion, was allemal und jederzeit ein sicheres Zeichen des Verfalles der Kunst war.

Ja, selbst ein Teil des Publikums fand die dauernde Stellung auf den unfruchtbaren Höhen des Ueberschwenglichen lohnender für das Selbstgefühl, als die Unterordnung, die jeder übernimmt, der einen Eindruck auf sich wirken läßt, und der Dichter fand ablehnende Grübler, wo er dankbare Zuhörer vorausgesetzt hatte.

All diese Verkehrtheit wäre noch zu ertragen gewesen, ohne die notwendige Rückwirkung, die dieses Hetzen und Drängen endlich auf die Produzierenden selbst ausüben mußte. Ueber all dem Vermeiden und Sichhüten ward die Aufgabe des Dichters zuletzt halb negativ. Um doch einigermaßen zu wirken, mußte sich jeder mit einem solchen Apparat, einem solchen Rüsthaus von Offensiv- und Defensivwaffen beladen, daß unter ihrem Gewicht kein freier Schritt mehr möglich war. Jedes Vornehmen ging so ins Ungeheure und Weite, daß das Continuum zur innern Ausfüllung ermangelte. Das natürlich Genießbare verschwand, und man sah nichts mehr, als verunglückte Meisterstücke.

Der Schreiber dieses Aufsatzes läßt das alles gern auf sich und seine eigenen Werke anwenden. Er wollte nicht diesen oder den tadeln, sondern die Richtung einer Zeit, zu der er auch gehört. Man mag sich verwahren, wie man will: ist einmal derlei in der Luft, so saugt jeder seinen Teil davon beim Atemholen ein.

In letzter Ausbildung gedieh diese Richtung — was entsetzlich zu sagen ist — bis zur Verfälschung des Gefühls.

Kenntnisse und Wahrheiten werden von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, und der wäre ein Tor, der sich keine andere Bildung aneignen wollte, als die er selbst aus sich selbst gefunden. Das eben unterscheidet den Menschen von den übrigen Naturwesen, daß der spätere Enkelsohn, weiterbildend, fortsetzt, was der Urahn, dunkel ahnend, begonnen; indes der Sprößling des am besten abgerichteten Tieres genau von demselben Punkte wieder anfangen muß, von dem sein gelehrter Vorfahr gleichmäßig ausging: das Palladium der Geistesbildung ist die ungehinderte Mitteilung. Das Gefühl dagegen ist der Ausdruck der besonderen Existenz des einzelnen; es stirbt mit jedem und wird mit jedem

neu geboren. Ich kann ebensowenig das Gefühl eines andern annehmen, als die Person mit ihm tauschen; und die eigene Art, zu fühlen, aufgeben, heißt so viel, als seine Individualität verleugnen, sich als Mensch vernichten.

3.

Kenntnisse und Ansichten werden erworben, sie sind etwas willkürlich von außen zum Menschen Hinzugekommenes; das Gefühl dagegen ist der innere Mensch selbst. Indes der Verstand sich nur zu häufig mit Möglichkeiten abgibt und je nach gewissen Ansichten der ganzen äußern Welt eine Voraussetzung, eine Annahme setzen kann, ist dagegen das Gefühl der Eindruck, den das Aeußere als eine Wirklichkeit macht. Es kommt daher vom Wirklichen und geht aufs Wirkliche, und wenn erdichtete Zustände uns je und dann ebenmäßig anregen, so liegt dabei nur eine Uebertragung durch die Phantasie zu Grunde, weshalb wir auch den Menschen verachten, den durch die Kunst geschilderte Leiden rühren, indes sie ihn im Leben kalt lassen. Wenn nun auch die Grundlagen des Gefühls durch alle Zeiten und Völker dieselben bleiben, so sind doch die Modifikationen desselben, Grad und Stärke, Entstehung und Vermittlung durch Umstände bedingt, die mit der Zeit wechseln. Die Liebe der Griechen war eine andere als die unsere; die weibliche Schamhaftigkeit ertrug im sechzehnten Jahrhunderte Aeußerungen und Vorgänge, die sie gegenwärtig empören; am Ende der mittelalterlichen Fehden erschienen Gewalttätigkeiten an Sachen und Personen in einem viel milderen Lichte, als sie uns jetzt in einem weit geregelteren Zustande sich darstellen: beim Fortschritt der Kenntnisse ist das Gefühl für die Wahrscheinlichkeit zu einer Feinheit ausgebildet, von der man zu Zeiten Lope de Vegas keine Vorstellung hatte; ja um etwas hier einzumischen, was weniger den Inhalt als die Form des Gefühls, die Empfindung angeht — die durch Zerstreuung weniger geschwächte Aufmerksamkeit des Publikums zur Zeit der großen englischen und spanischen Dichter war williger bereit, eine in ihrer Zusammenfügung losere Komposition zu unterstützen und zusammenzuhalten, als die verbrauchte Genußfähigkeit unsers Jahrhunderts. Nun hat sich aber in letzterer Zeit die deutsche Gelehrsamkeit so in die Dichter früherer Epochen und ihrer Gefühlsweise hineingearbeitet und gedacht, daß sie darüber vergessen, wie man heutzutage empfindet. Das allein schon wäre nun übel genug, da der Wert des Dichters eigentlich in der Art und Weise besteht, wie er die Natur betrachtet. Nun kommt aber noch dazu, daß man sich doch von seiner eigentümlichen, heutäglichen Empfin-

dungsweise nie ganz losmachen kann. Wirft man nun, wie geschieht, die starr gewordenen Ueberbleibsel einer andern Zeit- und Bildungsepoche schroff und krud in das weiche und warmflüssige Element, so entstehen daraus Luftblasen und Wahnbilder, die jeder Poesie nur zu bald ein Ende machen müssen.

Dies alles konnte aber nicht über einen gewissen Grad gehen, wenn nicht die unveräußerlichen Rechte des Publikums vorher auf die schnödeste Art verkannt, ja vernichtet worden wären.

Literarische Charaktere (A—G).

Aeschylos.

Welckers Trilogie des Aeschylos.

p. 3. Personen. Der Chor in den beiden ersten Stücken, bestehend aus den Okeaniden, im dritten aus den Titanen. Wie steht es um die gerühmte Einheit der alten Trilogien, wenn der Chor, dieser Mittelpunkt, dieser Kern der alten (vor allen der ältesten) Tragödie, wechselt und sich ändert?

p. 5. Ist der notwendige Zusammenhang der drei Stücke, mit denen um den Preis gekämpft wurde, der Trilogie, der Zusammenhang als Vor- und Nachstücke, schon völlig erwiesen? Mit welchem Recht stellt man den Pyrphoros (der Feuer bringende Prometheus), der in dem Kataloge des A. Gellius dem Gefesselten und Befreiten folgt, willkürlich ihm voran? War er nicht vielleicht das Satyrspiel, und steht daher mit Recht zuletzt?

Nachzusehen, ob beim A. Gellius die Stücke des Aeschylos sich in derselben trilogienartig geordneten Reihe folgen, wie Welcker sie anführt. Und wenn es nicht der Fall ist, warum sollte Gellius getrennt haben, was zusammengehörte?

Die Angabe der Handlung des Feuerbringers ganz unbegründet. Daß die Okeaniden den Chor gebildet und außerdem noch die Kabiren als stumme Personen vorgekommen, ganz gegen die Natur des Chors. Daß auch Hermione in dem Stücke auftreten und die Verbindung mit ihr einen Teil von dessen Inhalt ausmachen soll, gibt eine Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit von Begebenheiten, die der Tragödie des Aeschylos ganz fremd ist. Diese Verbindung machte keinen Teil der Handlung aus; die Okeaniden konnten daher auch nicht in diesem Stücke ihr Brautlied an dem Bette der Hermione singen, sie müssen daher auch nicht notwendig den Chor in dieser Tragödie gemacht haben. Ueberdies benehmen sich diese Nixen im gefesselten Prometheus so neu,

sind mit allen Umständen des Feuerraubes so unbekannt, daß man auch schon darum ihnen jenes frühere Zugegensein nicht zutrauen darf. Zudem, wer hat nur irgend eine Idee von Komposition und glaubt, daß, wenn die Okeaniden den Chor in zwei vorausgehenden Stücken gebildet hätten, sie im befreiten Prometheus ihre Stelle den Titanen überlassen haben würden?

Jedes Vorstück macht den gefesselten Prometheus läppisch, und jedes Nachstück selbst muß ihm an Wert nehmen. Es ist nicht zu zweifeln, daß der befreite Prometheus ein solches Nachstück war, und ich kann es nur bedauern; wenn nicht (was allerdings vorauszusetzen ist) Aeschylos durch eine uns unerratbare geniale Wendung die drohende Klippe der Gemeinheit umschifft hat.

Der Pyrphoros war bestimmt ein Satyrspiel. Eine solche äußere Handlung zum Gegenstand eines ernsten Stückes zu machen, ist durchaus gegen den Geist der ältesten Tragödie, die fast ausschließlich sich mit dem Innern, der Gesinnung, beschäftigt.

Die Hochzeit des Peleus und der Thetis, die, nach Welcker, den befreiten Prometheus schließen soll, hat gerade so viel Grund, als des Prometheus eigene mit der Hermione, womit der Pyrphoros beginnen soll. Beide sind dem Wesen der äschylischen Tragödie schnurstracks entgegen. Als Schluß des befreiten Prometheus ist jene erstere Hochzeit überdies schon aus dramaturgischen Gründen nicht gedenkbar.

Die nachgerühmte Eurythmie, zufolge deren Okeanos in den beiden erstern Stücken und Gäa in dem letztern als Intermezzo der Chorgesänge, ungefähr an derselben Stelle, in ähnlicher Absicht erscheinen, und sich wieder wegbegeben sollen, möchte wohl in einer chinesischen Tragödie sich recht zierlich ausnehmen, kann aber dem Prometheus nicht aufgeheftet werden. Dasselbe gilt von dem Parallelismus der Irrsale der Io im zweiten Stück, der Taten des Herkules im dritten und der angeblichen Erörterung der hephästischen Kunst im ersten Stücke.

Die Angabe der Zahlenverhältnisse, nach denen sich die Reden des Chores regeln sollen, scheint mir auch, nebstdem, daß die Idee der Regel nur obenher aufgegriffen und nicht durchgeführt ist, mehr auf die Zeit der Meistersänger und des Hans Sachs als auf die herrliche, freie griechische Kunst zu passen.

Was ist denn das für ein albernes Geschwätz von Prometheus, der durch den ersten Betrug (den Feuerraub) das goldene Alter aufhören mache, wie Adam durch den Apfelbiß, indes doch aus dem Gefesselten (dem einzigen der drei Stücke, worauf man ohne Faselei bauen kann) hervorgeht, daß Aeschylos die Menschen vor jener beglückenden Tat als Halbwilde annahm, des Feuers, der ersten Bedingung jedes behaglichen Lebens beraubt; als unselige We-

sen, denen die Entbehrung aller Kultur nicht höherer Genuß, sondern Elend war.

Was hierauf folgt, von Pandora, dem ersten Weibe, und ihren Gaben aus Hesiod und andern, könnte alles zugegeben werden, ohne daß es auf die Erklärung des äschylischen Prometheus Einfluß hätte; denn Aeschylos nimmt ein schon verbreitetes Menschengeschlecht an. Da ist an keine Entstehung desselben, an kein erstes Weib zu denken.

Also Prometheus hätte durch den Feuerraub ein bestimmtes Unrecht getan? und aus diesem Gesichtspunkte nun besieht er den Gefesselten? Unsinn! Sobald Prometheus im Unrecht steht, ist jenes Meisterwerk der alten Poesie eine scheußliche Absurdität. Um das Abgehende dürftig durch leere Fiktionen zu ersetzen, vernichtet er das Vorhandene, Herrliche, Meisterhafte. Um den Aeschylus zu ergänzen, müßte man erst selbst ein Aeschylus sein. All die allegorisierenden und symbolisierenden Theoreme, die Welcker als den eigentlichen Kern der sogenannten Prometheie voraussetzt, lagen gewiß dem tüchtigen Geiste des Griechen fern; um so etwas zu wollen, hätte er erst Professor in einem Winkel von Deutschland werden müssen.

Wenn Prometheus unrecht hat, so wird ja die ganze Einführung der Io zum Unsinn. Hat sie etwa auch unrecht? Und wenn sie es nicht hat, wie kommt sie denn dazu, mit dem Prometheus in eine Parallele gebracht zu werden?

Und warum bedauert denn Hephaistos den Gefesselten wie einen, der Unrecht duldet?

Und warum ist denn Hermes so hart und trotzig wie ein Tyrannenbote, und nicht ruhig und mild, wie es dem Organ eines gerechten Richters ziemt?

Dem Anknüpfen des Ganzen an die christliche Mythe von Adam und Eva, zuletzt gar an Christus und seinen Versöhnertod, fehlt zum völligen Wahnsinn eigentlich nicht mehr viel. Eine Ideenvermengung, ganz der neuesten deutschen Literatur würdig.

Der unbekannte Freund Welckers in seinem Briefe glaubt, im befreiten Prometheus hätten beide Teile nachgegeben, Zeus und Prometheus; Welcker glaubt, nur Prometheus; mir dünkt am wahrscheinlichsten: nur Zeus. Dann steht der Befreite erst in verklärter Herrlichkeit da, und vollendet, wie er im Gefesselten begann. Die Festigkeit des gerechten Menschenwillens gegen alle, selbst Göttergewalt; das muß der Sinn des Ganzen sein, wenn es irgend einen Sinn haben, wenn nicht das

Vorhandene dem Verlorengegangenen zuliebe zum Unsinn werden soll. So mag das letzte Stück geschlossen haben. Aber nichts von einem vorausgegangenen! Nichts von einem Pyrphoros als erstes Stück einer Trilogie. — Ich glaube nicht daran!

Wenn Welcker die Idee des Zeus im Prometheus entwickeln will, so trägt er alle Epitheten und Vollkommenheiten, die Aeschylos in irgend einem seiner andern Stücke dem Zeus beilegt, auf einen Haufen zusammen. Mit einer, seiner vollkommen würdigen Unkenntnis der Poesie und ihrer Mittel, als einer, der da nicht weiß, daß die Kunst zu ihren mannigfaltigen Zwecken, jetzt diese und jetzt jene Seite desselben Gegenstandes heraushebt. Er lese Calderon und lerne die Weltansicht des Dichters kennen!

Die Zuhörer des äschylischen Prometheus waren offenbar klüger als Welcker und haben im Zeus die poetische Person erkannt, sonst würden sie, die in der Folge den Sokrates zum Schierlingstrank verdammten, den Aeschylos ohne Zweifel gesteinigt haben.

Deuten die drei Verse, die Welcker als Fragmente aus dem Pyrphoros anführt, nicht eher auf einen komischen, als einen ernsten Inhalt?

Die symbolisch-meteorologische Erklärung von Briareus und dem Beistande, den er dem Zeus geleistet, als die Regenwolken, die ein Gewitter herbeiführen, ist so wässericht, daß sie im Paläphatos stehen könnte!

Meiner Ansicht nach sind die neuen Göttergeschlechter der Griechen, weit entfernt, von fremden Religionen entlehnt und eingewandert zu sein, ebenso nationell und wohl auch ebenso alt, als die sogenannten alten. Sie sind das, was die Schriftsprache unter den Dialekten einer Nation ist; welche Schriftsprache nämlich ursprünglich selbst ein Dialekt ist, aber der reinste, kultivierteste und kulturempfänglichste unter den übrigen; wodurch kommt, daß er nach und nach die andern verdrängt oder sie wenigstens von sich abhängig macht. Die Titanen waren die alten Stammgottheiten der rohen Stämme zur Zeit, als noch kein gemeinschaftliches Band die Nationen Hellas' vereinigte. Als nach und nach die Stammgottheiten der weiter fortgeschrittenen Völker die plumpen Fiktionen der ursprünglich Halbwilden verdrängten,

blieb doch die Erinnerung an jene älteren Gestalten und die neue, aus diesen und jenen gemischte Götterwelt stellte sich bildlich-richtig als zwei Dynastien dar, deren eine die andere besiegt und verdrängt.

„Und allerdings ist in der Mythologie die Ansicht, wonach Dämonen, besonders der Fremde, welche also nie zuvor in eigenem Glauben und Kultus begründet waren, zu Heroen oder zu Menschen umgedichtet werden, allgemein und alt genug" — Ei! — Und die Beispiele? Die erwiesenen nämlich!

Die Griechen sind ein so einziges, durch alle Zeiten unerreicht dastehendes, ihren Zeitgenossen und Nebenvölkern in allem überlegenes Volk, sie sind durch ihren vorwaltenden Natur- und Schönheitssinn von der mystisch-grübelnden Anlage der Orientalen so verschieden, daß man außer dem Fall der entschiedensten Evidenz für keine ihrer Nationalinstitutionen einen Grund außer ihnen selbst suchen muß. Wer hat die Griechen in sich aufgenommen und kann es über sich gewinnen, sie von markloſen Indern und querköpfigen Aegyptern abhängig zu machen?

(1838).

Die Poesie beruht häufig auf nicht bis zum Ende ausgedachten Gedanken, wie sie denn überhaupt den Habitus des empfindenden Menschen ausspricht und voraussetzt. So im Prometheus vinctus. Wenn er wirklich die Zukunft voraus weiß, worin liegt das Verdienstliche seines Widerstandes, da er doch nicht anders handeln kann, als er wirklich handelt.

Dieser gefesselte Prometheus entgeht dem aus der Beschränktheit des Stoffes hervorgehenden Fehler nicht, daß darin oft das nämliche gesagt wird, ja mitunter beinahe mit den nämlichen Worten.

(1841).

Einen Anknüpfungspunkt hat sich Aeschylos im Prometheus doch frei gehalten. Der Dulder ist keineswegs ganz in seinem Recht. Er bekennt sich selbst zu einer Art Klugheitspolitik zwischen Zeus und den Titanen und endlich trug er doch dazu bei, die Tyrannei des erstern zu gründen. Dadurch bekommt seine herrische Festigkeit doch einige Beimischung von Hartnäckigkeit, und in einem spätern Stücke konnten beide Teile zugeben, zu weit gegangen zu sein.

Die Personen im Prometheus sind keineswegs auf gut Glück gewählt. Im Hephästus, den im Wolkenwagen ankommenden Okeaniden, dem Okeanos selbst und der kuhförmigen Jo, nehmen Feuer, Luft, Wasser und Erde an dem Schicksal des Gefolterten teil, wollen alle Elemente seinen Sinn beugen, ohne es zu vermögen.

Ob denn Okeanos wirklich auf einem Vogel oder Flügeltiere reitend erscheint? Scenisch wenigstens müßte sich derlei, nachdem nur kaum die Okeaniden durch die Luft gekommen waren, sehr schlecht ausgenommen haben. Der Schluß der Scene zeigt, daß Okeanos wirklich durch die Luft kam und ebenso wieder scheidet. Höchst wunderlich in jeder Hinsicht.

(1846).

Im Agamemnon des Aeschylus erscheint offenbar der Leichnam des Erschlagenen in der Badewanne liegend. Wahrscheinlich höchst wirksam herausstaffiert.

(1817).

Viele haben darin Unsinn zu finden geglaubt, daß Elektra (in den Choephoren), nachdem sie Orests Locke auf dem Grabe ihres Vaters gefunden, auch dessen Fußstapfen mißt und aus deren Aehnlichkeit mit den ihrigen auf die Anwesenheit ihres Bruders schließt. Denn, abgesehen von der Sonderbarkeit, daß der Held Orest und die Jungfrau Elektra gleich große Füße gehabt haben sollten, meint man, wäre der Schluß an sich doch einmal zu weit her gesucht. An und für sich mag das wahr sein. Aber man vergesse nicht, daß Elektrens Gemüt einmal durch das Finden der Haarlocke mit Gedanken an Orest erfüllt und in einer Stimmung ist, in allem, was ihr aufstößt, Bestätigung ihrer süßen Hoffnung zu suchen und zu finden. Vielleicht liegt in dieser Vergleichung der Fußstapfen ein feinerer Zug, als manche zu denken vermögen. Was übrigens die Größe der Fußstapfen betrifft, so erinnere man sich nur des jugendlichen Alters Orestens, dessen Vorstellung nötig ist, um die leidende Rolle, die er Elektren gegenüber spielt, zu rechtfertigen. Ein Jüngling, nicht älter, als daß eine hochgewachsene Frauengestalt, wie wir uns Elektren denken, seine Fußstapfen mit den ihrigen vergleichen konnte! Aber weg! Jeder Strich zur Rechtfertigung nimmt vielleicht dem Zuge etwas an seiner Feinheit! Je weniger die Fußtritte wirklich Aehnlichkeit hatten, je schöner vielleicht die Stelle.

(1838).

Die berüchtigte Stelle beim Aeschylus, wo Elektra aus den Fußstapfen auf die Anwesenheit Orest schließt, wäre allerdings so tadelnswert, als man sie macht, wenn die Schwester aus der Haarlocke nicht schon früher auf die Einwirkung des Bruders geschlossen hätte. Nun sieht sie aber zwei Fußtritte, die breiten bäurischen eines Begleiters und zarte, halb mädchenhafte, aristokratische, fast ihren eigenen ähnlich, von dem jugendlichen Orest herrührend. Was ist da zu tadeln? Vielmehr enthält dieses zweite Zeichen eine Steigerung. Aus der Haarlocke hatte sie nur auf Orestens Einwirkung geschlossen, aus den übereinstimmenden Fußtritten schließt sie auf seine Gegenwart.

(1841).

In dem Vergleiche der Haare und der Fußstapfen in den Choephoren des Aeschylus liegt allerdings dramatisch etwas Lächerliches, das auch Euripides verspottet hat, und das gewissermaßen selbst Orestes in demselben Stücke, V. 224, heraushebt. Episch liegt aber etwas unendlich Zartes und Wahres darin, daß Elektra alles Vorkommende auf den bezieht, mit dem sich ihre Wünsche und Hoffnungen beschäftigen. Dramatisch lächerlich und episch wahr? Im Drama muß eben alles augenblicklich wirken, das Epos kann die Reflexion zu Hilfe nehmen.

(1837).

Von der vaterländisch-politischen Tendenz, die beim Euripides samt der theologisch-antiquarischen vorherrscht, schon beim Aeschylus Spuren, z. B. in den Eumeniden, wo Orestes den Athenern für seine Rettung die Bundesgenossenschaft der Argeier auf alle Zeit verspricht. V. 284—286.

(1861).

So herrlich die Eumeniden des Aeschylus poetisch und im patriotisch atheniischen Sinne sind, so ist doch die Gerichtsscene selbst ein Meisterstück von Parteilichkeit und Ungerechtigkeit. Orestes weiß zu seiner Entschuldigung nichts anzuführen, als daß die Mutter keine Blutsverwandte sei. Apollo bekräftigt das, indem er den Vater als den allein bei der Zeugung Beteiligten ausgibt, sucht aber gleich die Richter zu bestechen, indem er verspricht, ihre Stadt groß und mächtig zu machen. Die Oberrichterin Pallas erklärt, daß sie sich aus den Müttern nicht viel mache, weil sie

selbst ohne Mutter entstanden sei. Und endlich die unerbittlichen Eumeniden begütigen sich, nachdem man ihnen verspricht, daß sie Sitz und Opfer in Athen haben sollen. Das alles zeigt, wie unentwickelt die Denkkraft war und bis auf Sokrates und Aristoteles alles auf Empfindung beruhte. Darum ist aber auch die Zeit so vorherrschend poetisch.

Wenn es wirklich wahr ist, was Plutarch (de audiendis poetis) erzählt, daß Aeschylus in einer Tragödie „Psychostasia" den Zeus sichtbar vorführt, auf einer Wage das Schicksal der Griechen und Trojaner (Achills und Memnons) abwägend, so ist der Tragiker in der Objektivierung doch etwas weit gegangen.

(1837).

In den Flehenden des Aeschylus noch die uralte königliche Gewalt, die sich noch nicht von dem Volkswillen frei gemacht hat. Schon das hat etwas Republikanisches, daß der König nicht mit seinem Eigennamen benannt, sondern nur als: König der Argeier bezeichnet wird.

(1836—1838).

Jene Stelle in den Flehenden des Aeschylus, wo der Herold die Danaiden mit Gewalt vom Altar fortreißen will, hat den Auslegern viele Schwierigkeiten gemacht, sie auf reines Griechisch zu bringen nämlich. Bemerkten sie denn nicht, daß gerade eine Art Kauderwelsch in der Absicht des Dichters lag, um die Barbaren zu bezeichnen.

Es würde unbegreiflich sein, wie manches Stück des Aeschylus, so wie manche Scene des Euripides hätte interessieren können, wenn nicht bei den Athenern eine Vorliebe für Rede, Gespräch (in der Ausartung: Geschwätz) herrschend gewesen wäre, ein Zug, der mitunter selbst beim Plato sich bemerklich macht.

(1816).

Schlegels irrige Vorstellung von der Bedeutung des Chores in der griechischen Tragödie, in dem er nichts, als: den idealisierten Zuschauer sieht (dramatische Kunst 1. Bd. S. 115), wird durch nichts mehr widerlegt als durch die Danaiden und die Eumeniden des Aeschylos, in welchem erstern Stücke der Chor, die Danaiden nämlich, unter die Hauptpersonen des Stücks gehören, in dem zweiten aber der Chor (die Eumeniden) wenigstens den wesentlichsten Einfluß auf den Gang der Handlung nimmt, und weit

von Schlegels ruhiger, idealisierender Beschauung entfernt ist. Ueberhaupt ist mir Schlegels Sucht, überall tiefen Grund und strenge Zweckmäßigkeit zu sehen, wo doch nichts als Zufall waltet, unausstehlich.

Das Generalisieren in Geschmackssachen scheint mir ebenso lächerlich, als es mir widerlich ist. Wenn Schlegel sagt: Aeschylos wollte im Prometheus dies und das schildern, so erhellt sehr deutlich, daß Schlegel gar nicht weiß, was produktives Genie und dessen Walten für ein Ding ist. Aeschylos wollte im Prometheus den Prometheus schildern und weiter nichts. Kein Dichter in der Welt ist wohl je bei Schöpfung eines Meisterwerkes von einer allgemeinen Idee ausgegangen. Das kommt von der beliebten Einmischung der Philosophie in die Kunst. Mir kömmt ein solches Assert ebenso vor, als ob jemand glaubte, der Natur lägen wirklich die anziehende und abstoßende Kraft zu Grunde. Die Körper sind schwer, sie fallen, sie verbinden sich, sie werden bewegt, aber von einem allgemeinen ist da nirgends eine Rede, als im Geiste des Beobachters. Weh dem Menschen, der von selbst oder durch Anleitung auf solches Generalisieren verfällt! Als Philosoph mag er vielleicht etwas leisten, zum Dichter ist er verdorben ewiglich!

Aeschylos, Sophokles, Euripides.

(1841).

Es ist in den Tragödien des Aeschylos, ja selbst zum Teil in denen seiner Nachfolger etwas Unbehilfliches, Stationäres, das die Neuern, an ein lebendiges Fortschreiten der Handlung gewohnt, durchaus nicht vertragen würden. Ja, die Tragödien des erstern kann man mit Recht, wie schon jemand getan hat, in Scene gesetzte Epopöen nennen. Situation und Deklamation. Das Fortschreiten der Handlung häufig nur durch ein einziges Ereignis ausgedrückt, das aber nur wie Nebensache gegen das breite Ausmalen der Zustände und Gesinnungen erscheint. Der Chor ohnehin, man mag sagen, was man will, sich um dieselben Betrachtungen und Nutzanwendungen herumdrehend. In den Wechselreden brauchen die Unterredenden die längste Zeit, um sich über die einfachsten Verhältnisse zu verständigen, und was der Zuseher bei der ersten Antwort begriffen hat, wird oft durch zehn Verse durchgefragt, bis die Redenden ins klare kommen. Eine Schwerfälligkeit, die übrigens auch noch heutzutage in unsern Volksliedern vorkommt und ein gewisses träges Behagen im Genusse bezeichnet, wie sich Kinder und einfache Leute eine zehnmal gehörte Geschichte, die sie längst auswendig wissen, immer wieder von neuem vorerzählen lassen.

Später beim Euripides, ja schon beim Sophokles ist es jene Redseligkeit, die den Athenern aus der Gewohnheit an öffentlichen Reden und Gerichtsverhandlungen zum eigentlichen Labsal geworden ist. Solche Geschwätzigkeit im guten Sinn kommt selbst in den Dialogen des Plato nicht selten vor.

Alarcon.

(1856).

Was das spanische Theater sich erlauben durfte, in einer Zeit, wo man der Gläubigkeit sicher war, zeigt unter andern eine Stelle in La industria y la suerte von Alarcon, wo der Gracioso, als blinder Bettler verkleidet, Gebete herplappert, die nichts als Spaß und Schimpf über den heiligen Petrus enthalten.

(1856).

In Las paredes oyen von Alarcon gibt der Gracioso seinem Herrn den Rat, Komödien zu schreiben und garantiert ihm seiscientos für jede. Was sind das für sechshundert? Realen? wäre ziemlich viel für jene Zeit. Von Pesos kann ohnehin kaum eine Rede sein.

(1856).

Da ist nun nicht viel später als Lope de Vega, Alarcon, in einer Beziehung ein Fortschritt gegen jenen, darin nämlich, daß die Intrigue schon fester geknüpft ist als bei Lope, obwohl noch nicht zu jener Prägnanz, die es im Lustspiel der Franzosen hat. Anderseits aber nicht der Fluß der Sprache, der Reiz des Dialogs, in welch letzterem Lope die Dichter aller Zeiten übertrifft und vor allem, daß Witz und Spaß, besonders des Gracioso, nicht immer unmittelbar aus der Situation fließt, sondern mitunter ziemlich weit hergeholt ist.

(1856).

Und trotz aller guten Eigenschaften ist Alarcon doch kein eigentlicher Dichter. Wenn man ihm auch den Umstand der Cueva de Salamanca mit Rücksicht auf die Zeit, in der er schrieb, und daß er eigentlich eine Volkssage bearbeitete, verzeiht, so haben doch die beiden folgenden: Mudarse por mejorarse, und Todo es ventura einen so sehr die Empfindung verletzenden Ausgang, daß man ihm die Haupteigenschaft eines Dichters: Wahrheit der Empfindung, absprechen muß.

(1856).

In: El desdichado en fingir von Alarcon ist die Intrigue die verwickeltste und in der Hauptsache am besten durchgeführte, die jemals auf einem Theater war; nur mit all den Uebereilungen und Wunderlichkeiten in den Nebensachen, die das damalige Publikum durchaus nicht störten.

No ay mal que por bien no venga. Für uns ist dieser Don Domingo nicht sehr komisch, für die Spanier mochte er es sein, da er in seiner Bequemlichkeitsliebe und Natürlichkeit immer das Gegenteil von dem tut, was die damaligen Galane taten, was dann zufällig eben gerade das Vernünftige ist. Endlich aber geht es ins Absurde über, der Hauptklippe der damaligen Poeten. Don Juan, ein tapferer aber liederlicher Mensch, will seinem beabsichtigten Schwiegervater sein Geld stehlen, da er in dessen Geiz den Hauptgrund seines Widerwillens gegen ihn voraussetzt. Er dringt daher mit falschen Schlüsseln in das Haus des letztern bei Nacht ein und findet dort seinen Nebenbuhler Don Domingo, den der Kronprinz dort eingesperrt hält, weil er ihn nicht bewegen konnte, sich dem von ihm beabsichtigten Aufruhr gegen seinen Vater anzuschließen. Don Juan erfährt von dem Eingesperrten den beabsichtigten Verrat und gibt dem Könige davon Nachricht. Dieser kommt, bringt mittels der falschen Schlüssel Don Juans in das Haus der Rebellen und nimmt dort seinen Sohn gefangen. Das ist nun das Uebel, das zum Guten dient. Daß die Getreuen durch die Heirat mit ihrer Herzgeliebten belohnt werden, versteht sich von selbst.

Archilochos.

(1822).

Archilochos, der Dichter und Musiker, verliert in der Schlacht seinen Schild, worüber ihm Lykambes, der Vater seiner Geliebten, seine Tochter verweigert.

Archilochos war ein lustiger Kopf und Satiriker, wodurch er sich viele Feinde machte. Ueber den Verlust des Schildes pflegte er sich dadurch zu trösten, daß er sagte, es sei leichter einen Schild als ein Leben wieder zu gewinnen.

Aristophanes.

(1838).

Zwischen dem zweiten und dritten Akt des Plutos von Aristophanes liegt eine volle Nacht, die nämlich, in der Plutos im Tempel des Asklepios sein Gesicht wieder erhält.

Dieser Plutos, trotz der Vortrefflichkeit der Einzelheiten und der Löblichkeit der Anlage, leidet doch an einigen unkünstlerischen Gebrechen, namentlich dem Parallelismus einiger Scenen. Der Sykophant im dritten Akt ist als Figur zu sehr Wiederholung des Blepsidemos im zweiten. So wie der Priester des Zeus am Schlusse der Bedeutung nach die Situation des unmittelbar vorher auftretenden, unvergleichlichen Hermes in schwächerer Abschattung noch einmal wiedergibt.

Wenn ich je mich der aufs Griechische verwendeten Mühe gefreut habe, so ist es jetzt. Die Uebersetzungen des Aristophanes geben keine Vorstellung von dem Werte des Originals. Neben dem Text ist übrigens Voß unendlich schätzbar. Er selbst war wohl zu sehr Hellenist, um sich seine Uebersetzung abgetrennt vom Mutterstamme auch nur denken zu können.

Gaspar de Avilla.

La sentencia sin firma. Ein sehr gutes Stück, ohne Liebesintriguen, nur daß sich Juana de Zuniga in die Taten des bereits alt gewordenen Fernan Cortez verliebt, und ohne Entgegenkommen von seiner Seite, ihm sogar das Geständnis macht, wo sie dann am Schlusse vereinigt werden. Sonst die Rückkunft des Cortez, wo er infolge verleumderischer Anzeigen den Kaiser kalt gegen sich findet, der zuletzt die Sache seinem Sohn Philipp überläßt, der das ganze Verdienst der Anerkennung des Helden hinwegnimmt. Der Kaiser ist nebst den heimlichen Anschuldigungen noch durch Gedanken an seinen bevorstehenden Zug nach Tunis zerstreut und sein endliches Nachgeben wird hauptsächlich dadurch bestimmt, daß bei der Verlegenheit, 12 000 Dukaten für seinen bevorstehenden Zug aufzubringen, plötzlich 10 Millionen aus der neuen Welt anlangen. Auch im übrigen das Stück voll schöner, männlicher Gedanken. Nur der Spaßmacher Ossorio ist nicht sehr spaßig.

La dicha por malos medios. Das Stück ist so übel nicht und nimmt gegen das Ende zu sogar den Anlauf zu einem guten, da Don Felix durch Taten verdient, was ihm der König als scheinbarem Kuppler der Ehre seiner Schwester vornherein reichlich gewährt. Mag für die damalige Zeit auch Anspielungen auf Hofgunst und Kriegswesen enthalten haben, die ihm Beifall verschafften.

El respecto en el ausencia. Das ist nun gewiß ein verstümmeltes Stück. Der zweite Akt macht uns mit Dingen bekannt, die der erste schon erklärt hat. Der dritte enthält einen Spaß, freilich in der Art des Hanswurst, der eine komische Wirkung haben konnte, das Stück schließt aber ohne Schluß. Entweder hat es der Verfasser nicht vollendet oder die unglaubliche Liederlichkeit der damaligen Buchdrucker hat es dermaßen verstümmelt. Auch ist es der Bogenzahl nach viel kürzer als die übrigen.

Der Grundgedanke übrigens ziemlich abgeschmackt (wenn kein anderer Schluß ihm eine Wendung gibt). Daß die stolze Juana alle Liebhaber abweist, weil sie in den König (Philipp I.) verliebt ist.

Baggesen.

(1831.)

Dieser Briefwechsel Baggesens kam mir zum Teil wie ein widerliches Trauerspiel vor. Welche süßlich-abgöttische Freundschaft und Liebe von vorn herein, und Bündnisse für die Ewigkeit, und nach sieben oder acht Jahren spottet Baggesen Reinholds als eines starrgedienten metaphysischen Kamaschenhelden, was er denn wirklich wohl auch war. Und dieser mir von jeher widerliche Jacobi, wie er Baggesen zuträgerisch hinterbringt, was dessen Freunde in der ersten Irritation von ihm Nachteiliges glaubten und sagten.

Barante.

(1837?)

Es ist etwas Desolates, etwas der Zeit und der Menschen Ueberdrüssiges in der Vorrede Barantes zu seiner Histoire des Ducs de Bourgogne. — Er weiß, daß man keine Ueberzeugungen mehr hat, daß Meinungen ennuyieren, wenn nicht gar lächerlich machen, darum gibt er Fakta. Lieber Himmel! Die Alten, auf die er sich beruft, gaben auch Fakta; aber die Meinung war die Basis, die überall durchschimmert und eigentlich das Ganze trägt.

Bauernfeld.

Meine Ansicht.

(Februar 1835).

Herr Saphir berichtet in einem der jüngsten Blätter der Wiener Theaterzeitung: Ein mittelmäßiger Schriftsteller habe gesagt: es wäre eine glückliche Zeit gewesen, da es noch keine Kritik

gab. Da nun unser Landsmann Bauernfeld sich vor kurzem auf eine ähnliche Art über die Nachteile der Kritik geäußert hat, sind einige auf den Gedanken verfallen, Herr Saphir habe mit seinem mittelmäßigen Schriftsteller auf Bauernfeld anspielen wollen. Ich glaube es nicht. Erstens weiß Herr Saphir, wie ganz Deutschland es weiß, daß Bauernfeld kein mittelmäßiger, sondern ein sehr guter Schriftsteller ist. Dann — wollte man auch das Wort gut in einer so übertriebenen Steigerung gebrauchen, daß es mit fehlerlos zusammenfiele — auf welcher Stufe müßte derjenige selbst stehen, der über Bauernfeld das Mittelmäßig aussprechen wollte? Nein, nein, Herr Saphir denkt nicht daran.

Grillparzer.

Theater.

(März 1835).

Herr Saphir hat sich in seiner Eigenschaft als literarischer Possenreißer über Bauernfelds neuestes Schauspiel „Fortunat" lustig gemacht. Man kann ihm das kaum verübeln. Wen völlige Kenntnislosigkeit und das Bewußtsein einer schmachvollen schriftstellerischen Laufbahn unfähig machen, mit Gründen und zu Gebildeten zu sprechen, tut wohl, sich an die Lachlust des Pöbels zu wenden. Da es aber doch unter seinen, d. h. den Lesern der Wiener Theaterzeitung mehrere geben mag, bei denen gedankenlose Spaßliebhaberei das Interesse an Kunst und Bildung nicht völlig erstickt hat, so wollte ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Herrn Saphir meine völlige Verachtung zu erkennen zu geben und jene Spaßliebhaber darauf aufmerksam zu machen, daß man in Gefahr kommt, dem ähnlich zu scheinen und zu werden, was man billigt, eine Gefahr, die nicht gering ist, wenn man Herrn Saphirs Schicksale, Leben, Taten und Leiden kennt.

Was Bauernfelds Stück betrifft, so teilt es mit mehreren geistreichen Produktionen der neuern Zeit den Uebelstand, daß der Verfasser aus zu unbedingter Vorliebe für die großen Schriftsteller der vergangenen Zeit, nebst dem Streben, sich ihren Geist anzueignen, auch zum Teil die Form ihrer Darstellung gewählt hat, welche, als eine vergangene, der Empfindungsweise der Gegenwart nicht immer, wenigstens nicht augenblicklich zusagt. Das hieraus entspringende Befremdliche machte es auch einer Clique erwachsener Straßenjungen möglich, am Tage der ersten Vorstellung durch Störungen aller Art die Aufmerksamkeit des Publikums von dem innern Werte der Dichtung abzulenken, der ein so bedeutender ist, daß durch Verteilung einer einzigen Scene man sämtlichen Rezensentenpöbel, Herrn Saphir mit eingeschlossen, literarisch ehrenhaft machen könnte. Was keine kleine Sache wäre.

(1836).

Bauernfeld ist glücklich in der Charakteristik der Nebenpersonen, weil er diese negativ halten kann und nur abgerissen, sprungweise einzuführen braucht. Die Charaktere der Hauptpersonen sind unbedeutend oder höchst allgemein. Dasselbe gilt von den meisten der neueren Dichter. Wo sie den Charakter einer Hauptperson festhalten, wird er ihnen zum Begriff, wenn nicht zur Karikatur, oder die Handlung des Ganzen leidet darunter und sinkt auf Null herab. Nicht die Charakteristik ist schwer, sondern die Verschmelzung der Charaktere mit dem Stoffe.

Beaumont-Fletcher.

(1840).

The faithful shepherdess. (Die treue Schäferin.) Die englischen Kritiker mögen noch so sehr preisen, es bleibt doch ein langweiliges Stück, wenn auch mit hübschen Versen und glücklichen Stellen. Offenbar dem Sommernachtstraum nachgebildet, aber tief unter ihm, sollte dieser auch nicht ganz so vortrefflich sein, als wieder die deutschen Kunstrichter glauben. Das Bestreben, die Eintönigkeit der schäferlichen Welt durch verschiedene Haltung der Charaktere zu heben, recht löblich, aber teils fallen mehrere der Charaktere wieder so ziemlich in eins zusammen, oder nähern sich wenigstens mehr als billig, teils ist von dem Absurden in Gesinnungen und Begebenheiten ein gar zu freigebiger Gebrauch gemacht. Diese ewigen Verwundungen und Heilungen, wenn man auch die Personenverwechslung zugeben will, machen sich doch zu albern. Uebrigens die Haltung der Clorin als Hintergrund des Ganzen (bis sie gegen Ende das Gleichgewicht verliert) recht gut. Mir ist der pastor fido nicht gegenwärtig genug, um zu wissen, wie weit er ihn etwa benutzt.

The mad lover. (Der verrückte Liebhaber.) Sollte lieber The mad author (Verfasser) heißen. Das ist der größte Unsinn, den je eines Menschen Feder niedergeschrieben hat. Die Grundlage von Memnons Charakter gut, bis auf seinen Wahnsinn, der vielmehr ein Unsinn ist. Das Schlachtlied im vierten Akt übervortrefflich. So auch das Gebet an Venus gut. Das Ganze aber rein toll. Und doch sagt die Vorrede, daß es ein Lieblingsstück des Publikums im 17. Jahrhundert war.

(1842).

Der Pilgrim ist gewiß eins der schlechtesten Stücke von Beaumont und Fletcher. Wie vortrefflich aber die Scenen im Irrenhause; wie meisterhaft, wenn Alphonso als Narr zurückgehalten, an sich selbst zu zweifeln und die Möglichkeit zu begreifen beginnt, daß er, der eben in der heftigsten Aufregung war, wirklich verrückt sein könnte.

The custom of the country. (Die Sitte des Landes.) Ein ganz vortreffliches Stück mit Rücksicht auf die Zeit und den damaligen Geschmack. Es ist überhaupt merkwürdig zu beobachten, wie die neuere Kunst, verglichen mit der alten, vom Unsinn und der Geschmacklosigkeit ausgeht, und das bunte, absurde Zeug sich nach und nach zu einer Richtung abklärt, die als völlig verschiedener Typus neben den Meisterwerken der Alten würdig und gewissermaßen selbständig bestehen kann. So ist's in der Baukunst, in der Malerei; am deutlichsten in der Musik, wo die ersten Versuche vom Unisono abzugehen und Intervalle sich gleichzeitig begleiten zu lassen, mehr dem Geheul wilder Tiere, als menschlichen Bestrebungen gleichen, und doch hat sich daraus der Kontrapunkt entwickelt und damit eine neue Kunst, ein neu entdeckter geistiger Weltteil, von dem die Alten keine Vorstellung hatten.

The laws of Candy. (Die Gesetze von Kandia.) Unsinn und Talent, Wahrheit in der Ausführung und Karikatur in der Anlage so gemischt, als in den meisten Stücken der Verfasser. Das ganze Streben geht immer davon aus, neue und starke Situationen herbeizuführen, die Art, wie, ist gleichgültig. Der alte Cassilane im Verlauf des Stückes vortrefflich. Anfangs und zum Schluß verrückt und willkürlich. Wie absurd die allseitigen Anklagen über Undankbarkeit im fünften Akt sein mögen, doch das Auftreten der sanften Annophel und ihre Anklage des Senats vortrefflich, sowie das Abtreten des letztern und die Ueberlassung des Richteramtes an den sanften und reinen Philander. Erota närrisch und das Vernünftigste, was sie im ganzen Stücke tut, daß sie nämlich ihren mit Unrecht verschmähten Liebhaber zuletzt heiratet, stört doch an dieser Stelle die Wirkung des Ganzen. Die Scene, wo Philander für Erota um Antinous' Liebe wirbt, an sich wunderschön, aber daß er sich dazu entschließen kann, eigentlich albern. Ueberhaupt geht die Anlage aller dieser Stücke nur vom Verstande (der Unverstand, als die Negation, gehört ja auch in das Gebiet der Affirmation) und

von der Phantasie aus, die Empfindung ist nirgends tätig als in der Ausführung des Einzelnen, wo sie aber oft genug glänzend und wahr hervortritt. Ein rohes und neuigkeitlustiges Publikum mußte wohl indirekt diesen Ton hervorbringen.

(1838).

Welch sonderbares Stück, diese Bonduca. Keine Handlung, keine Verwicklung, kaum ein Stück zu nennen. Aneinander gereihte Scenen, Personen, denen jedem sein Recht widerfährt, als einzelne Figuren und Charaktere fast ohne Rücksicht auf das Ganze. Die beiden Töchter Bonducas, die widerlichsten Dinger von der Welt, bis auf die Sterbescene, wo die jüngere mit wahrer Meisterschaft behandelt ist. Ueberhaupt an vortrefflichen Zügen kein Mangel, der ganze Caratach samt Hengo sehr gut. Penius nicht weniger. Suetonius eigentlich großartig. Ueberhaupt merkwürdig, wie, da Tapferkeit der hervorstechendste Zug aller Personen des Stückes ist, die Verfasser Mannigfaltigkeit in die Darstellung derselben Eigenschaft bei so vielen Personen zu bringen gewußt haben. Wie roh sind diese englischen Stücke im allgemeinen, verglichen mit den gleichzeitigen der Spanier!

Wit without money. (Witz ohne Geld.) Ein halbverrücktes Stück. Roh, plump, unsittlich, ein treues Bild des affektierten Humors der damaligen Zeit, der seine Spuren selbst bis in die Shakespearischen Dramen nur zu sehr hinüberwirft. Und doch wunderschöne Einzelheiten. Das erste Gespräch zwischen Francisco und Isabella von einer gegliederten Innigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der ganze Charakter der letztern von vornherein vortrefflich. Ebenso Francisco, bis endlich beide die Burschikosität des Ganzen mit sich reißt. Die übrigen Personen Zerrbilder aber auf wahrem Hintergrund. Uebrigens die ganze Zeit der Elisabeth ebenso manieriert, als das poetische Siècle de Louis XIV., nur daß Roheit und Verrücktheit immer den Schein hat, der Natur näher zu stehen, als die Geziertheit, ihr auch wirklich näher steht, aber von Seite der partie honteuses.

(1837.)

The spanisch curate. (Der spanische Pfarrer.) Die komischen Partieen sehr gut. Der Rabulist Bartolus und das Liebesverhältnis seiner Frau mit dem als Schüler verkleideten Edelmann. Der spanische Pfarrer selbst mit seinem Küster. Die Testa-

mentsscene. Dagegen der ernsthafte Teil eigentlich abscheulich. Das Verhältnis der beiden Brüder. Das rachsüchtige Weib des ältern. Dazwischen der jugendliche Alkanio licht hervorschimmernd, nur daß sein Charakter auf die Länge gar zu weichlich herauskommt. Die beiden gar nicht zueinander gehörigen Teile der Fabel durch die in den ersten hinüberspielende Figur des Bartolus nicht übel verbunden.

The humorous lieutenant. (Der humoristische Leutnant.) Die Titelrolle schmeckt etwas nach dem little french lawyer (Kleine französische Anwalt), aber lange nicht so gut. Die Idee mit dem Liebestrank mochte zu einer Zeit, wo man derlei glaubte, ziemlich komisch sein. Die Streit- und Versöhnungsscenen zwischen dem Liebespaar mitunter willkürlich geführt aber wunderschön. Einige derselben, gegen den Schluß merkwürdig wegen ihrer ganz modernen Sentimentalität; das erste Auftreten dieser viel zu verschrieenen Erscheinung.

(1869).

Wenn wir heutzutage im Drama von einem Charakter verlangen, daß er sich gut-horazisch immer gleich bleibe, so war der Hauptreiz des alt-englischen Theaters, die Widersprüche der menschlichen Natur, die Absprünge, die doch endlich in einen einheitlichen Weg zurückkehren. Hat gleich erst Ben Jonson das, was er humour nannte, erst deutlich herausgebildet, so kommen doch schon vor Shakespeare die Spuren davon nur zu häufig vor. Hamlet ist ein durchaus humoristischer Prinz (humour in diesem Sinne genommen).

In Humorous lieutenant von Beaumont und Fletcher kommt ein arges Specimen von dem vor: Celia, die durch das ganze Stück eine Mischung von Heiterkeit und Ernst ist, setzt das fort in der Zusammenkunft mit dem um ihretwillen todkranken Prinzen. Als er sich nämlich eifersüchtig zeigt, sagt sie:

..... Er ist eifersüchtig.

Ich muß jetzt den Schurken bei ihm spielen, obgleich es mein Tod ist. Es ist einmal in meiner Natur!

Es ist einmal in ihrer Natur! Obgleich es hier eine der widerlichsten Abscheulichkeiten ist.

(1824).

Wenn man auf die Autorität der ersten Herausgeber, von Shakespeare als etwas Besonderes anführt, daß er in seinen Werken nie etwas gestrichen und verbessert; so kann man das-

selbe von Beaumont und Fletcher lesen, denen ihr erster Herausgeber das gleiche zweideutige Zeugnis gibt.

Nach ihren Todestagen berechnet, war Fletcher neun Jahre älter als Beaumont, letzterer noch nicht 30 Jahre alt, als er starb; und doch soll er der kritische Geist von beiden gewesen sein, der leitende, Fletcher nur ausgeführt haben? Möglich bleibt's freilich.

Ben Jonson soll alle seine Schriften vor der Bekanntmachung dem Urteile Beaumonts unterzogen haben. XIX.

(1838).

Merkwürdig, daß die Zeitgenossen die Keuschheit von Fletchers Muse rühmen.

(1837).

The beggars' bush. (Der Bettlerstrauch.) Ein sehr gutes Stück. Vortrefflich erfunden und ebenso durchgeführt, besonders aber ohne die Roheiten und Unanständigkeiten, die sonst Beaumont und Fletchers beste Werke entstellen. Man macht den Verfassern den Vorwurf, sie hätten in dem Bettlerkönig und seinen Genossen den alten Herzog in Shakespeares: „Wie es euch gefällt" nachgeahmt. Es sollte mich aber wundern, wenn der Stoff zu Beggars' bush nicht einer Novelle oder gar einer Chronikerzählung entnommen wäre, wo denn die Nachahmung wegfiele. Die echt niederländisch-historischen Namen Florez und Jaculin (Jaqueline) lassen wenigstens so etwas vermuten. Ebenso erinnert Goswins Geldverlegenheit etwas an den Kaufmann von Venedig, die Situation ist aber zu allgemein, um an ein Vorbild zu denken. Eher hat Jaculins angenommener Blödsinn etwas Edgar-artiges. Das Abenteuerliche der vielen Erkennungen wird durch die Angabe des wahren Verhältnisses im Personenverzeichnisse gemildert. Mit besonderer Kunst ist die Enthüllung von Gertrudens fürstlichem Stande in den Mund des Usurpators gelegt in einem Moment, wo die Spannung dadurch eher vermehrt als der Knoten gelöst wird. — Ein sehr gutes Stück!

Luis de Belmonte.

Amor y honor. Höchst abgeschmacktes Zeug, was aber nicht hindert, daß der erste Akt sehr gut geschrieben ist. Ueberhaupt merkwürdig, wie bei den Spaniern jener Zeit die Freude an den übertriebensten Begebenheiten und das Wohlgefallen an dem eigentlich Poetischen der Schreibart Hand in Hand geht.

Los tres sennores del mundo. Auch einmal ein historisches Stück, insofern man eine solche Zurichtung Geschichte nennen kann. Oktavianus in all der Glorie, die ihm Horaz und Virgil von der Schule her verschafft hatten. Lepidus, der bis zum Tode des Antonius mitspielt, ein schwacher Ehrenmann. Antonius ein Held, aber in seiner Liebe zur Kleopatra, die er erst im dritten Akte kennen lernt, so unbedingt aufgelöst, als nur die Karikaturmalerei es verlangen kann. Uebrigens gar nicht ohne Talent, ein lustiger Kapitän Labieno sehr gut, und das Ganze in damaliger spanischer Uebertriebenheit höchst wirksam.

Charles de Bernard.

(1838).

Le Gerfaut (Der Gerfalk) von Charles de Bernard. Viel Talent; bis endlich das Ganze gegen das letzte Drittel zu aus dem Nichtswürdigen in das Abscheuliche fällt. Zwei höchst prosaische Gedanken sind mir beim Lesen störend aufgestiegen. Erstens schien mir ein Dichter von Metier, wenn er nicht wenigstens ein Schiller oder Goethe, Shakespeare oder dergl. ist, unter der Würde einer auf wahre Leidenschaft basierten Darstellung zu sein; zweitens wunderte ich mich, daß der als körperstark und übermächtig geschilderte Ehemann sich das Vergnügen versagt, den Liebhaber — der nur pour s'amuser die Frau verführen will — erst tüchtig durchzuprügeln, und dann erst, der Form wegen, etwa zum Duell auszufordern.

Bettina von Arnim.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

(1835).

Da ist vor allem eines, das ein schiefes Streiflicht hereinwirft. Bettina ist im Jahre 1807, wo dieses wunderliche Verhältnis seinen Anfang nimmt, 23 Jahre alt, da ist ein Mädchen, vor allem ein so frei erzogenes, kein Kind mehr. Das verändert sehr die Lage der Dinge.

Von Goethes Mutter hat mich gestört, daß sie, die alte Frau, so wenig Ehrfurchtgebietendes gegenüber dem kindnahen Mädchen hat. Uebrigens sind ihre Briefe köstlich, reizend möchte ich sagen, als ob sie dem Sohne bei seinen ersten Jugendwerken geholfen hätte. Viel Phantasie, ein guter Teil Leichtsinn. Goethe, sonst ein Meister im Darstellen, war nicht glücklich im Schildern seiner eigenen Mutter. Er hat sie in Dichtung und Wahrheit viel zu allge-

mein gehalten. In diesen Briefen erst macht man ihre Bekanntschaft. In solch glücklichen, leichten Boden der Pedantismus des Vaters eingelegt, mußte einen Goethe als Frucht geben. Bewegliche Konsequenz ist das Erste und Letzte alles Genies.

Wenn Bettinens Briefe und Leidenschaft vor Wilhelm Meister gekommen wären, hätten sie hundertfachen Wert. So kann man sich des Verdachts von Phantasie und Mignon denn doch nicht entschlagen.

(Tagebuch S. 4:) „Wie du bist, will ich dir dienen" — das mignont.

Diese Ergüsse des Tagebuchs streifen manchmal ganz gelinde an dem Unsinn hin, manchmal greifen sie ein derbes Stück herunter. Häufig fehlt ihnen aber auch nicht jene symbolisierende Wahrheit und Innigkeit, die derlei Erleichterungen gesteigerter Zustände gewöhnlich eigen ist.

„Er (der Wind) wollte mir das Licht auslöschen, da sprang ich auf den Tisch und schützte es." Auf den Tisch? Wer springt auf den Tisch, um ein Licht zu schützen? Die ist sich bewußt, daß das burschikose Wesen sie kleidet.

Was immer Sonderbares in dem Verhältnis Goethes zu dem Kinde sein mag, es ist zugleich etwas Wunderbares in dem Mädchen und in dem Verhältnisse. Wenn sie nachts zum Fenster hinaussehen und begeisterte Gespräche über Tugend und Schönheit führen, begeisterte wie Platos; wer erkennt da den starren Goethe, wie sie ihn heißen und wie er Unkundigen manchmal scheint. Das Gute: die Ruhe des Geistes, um sich zu einem andern Dasein vorzubereiten. Einpuppung. Schönheit: der Leib, der von seinem Geiste ganz durchdrungen ist. Goethen war die Nachtseite des Ich und der Natur nicht fremd, er wußte aber auch, daß nur die Sonne Früchte reift.

„Die Kunst ist es, die dir ein sinnliches Ebenmaß des Geistes vor die leiblichen Augen zaubert."

(1844).

Dies Buch gehört dem König. Als Motto sollte man darüber setzen die Worte der Frau Rat S. 496: So Redensarten, die nach etwas lauten und gar nichts bedeuten, kann ich nicht leiden. Die Frau Rat ist, wo sie allgemein wird, über den Hegel gekommen und taumelt, hat aber, um ihr eigenes Bild zu brauchen,

die leeren Flaschen gleich den vollen versiegelt und kann sie jetzt selbst nicht mehr unterscheiden. Wo sie dagegen das Einzelne bespricht, ist es nichts als der seit Rousseau oft wiederholte Versuch, die Individualität gegenüber dem Ganzen geltend zu machen, wobei aber übersehen wird, daß das Individuum in seiner jetzigen Fassung neun Zehnteile seines Wertes durch die nur als Teil des Ganzen möglichen Fortschritte gewonnen hat. Dies Buch ist nicht gefährlich, ein Hüter bewacht es: die Langeweile. Wer es auslesen kann, dem ist es nicht schädlich, und wem es schädlich wäre, der kann es nicht auslesen. Damit ist nicht gesagt, als ob kein Geist in dem Buche wäre. Aber das Geistige kann nur durch den Gehalt oder durch die Form wirken. Beide Elemente jedoch sind hier zu schwach, um jedes für sich zu bestehen oder auch nur sich zu unterstützen. Erlaubt es zu lesen, das Buch verbietet sich selbst.

Börne.

(1834).

Wenn dieser Börne streitet, ist etwas in ihm, was an Lessing erinnert.

Lord Byron (s. auch Scott).

(1822).

Was Goethe (Leben 2, 104) von Wieland sagt, kann in weiterm Verstande auch wohl für Byron gelten. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.

(1834).

Lord Byron ist nicht der erste, der Kain in metaphysischen Zweifeln befangen sein läßt. Bayle führt Schriftsteller an, welche Meinungsverschiedenheiten über die göttliche Gnade, Belohnung und Strafe nach dem Tode den Anlaß zu jenen Zwistigkeiten zwischen den beiden Brüdern sein lassen, die so tragisch mit dem Tode Abels endigen.

(1838).

Unter die merkwürdigsten Erscheinungen gehört die verhältnismäßig geringe Achtung Lord Byrons für Shakespeare: des zweitgrößten englischen Dichters für den ersten. Tieck oder ähnliche

Fasler werden sich leicht mit der Annahme zufriedenstellen, daß der mindere Geist eben den höhern nicht begriffen habe. Da genannte Fasler nun aber selbst Shakespearen zu verstehen behaupten und Lord Byron ihnen in jeder geistigen Befähigung himmelweit überlegen war, so muß doch ein anderer Grund dieser Nichtbeachtung aufgesucht werden.

Es ist auch ein anderer Grund. Er liegt teils in der Geistesselbständigkeit, teils in der völlig modernen Richtung Lord Byrons. Jene Selbständigkeit machte, daß alle seine Ueberzeugungen genau aneinander hingen und nichts in seinem Innern Platz hatte, was nicht aus ihm selbst hervorgegangen war. Er kannte als Engländer die Alten und schätzte sie hoch, schon um der ersten Jugendeindrücke willen, dann weil nur ein Tier sie nicht hochschätzen kann. Man hat aber alle Ursache zu glauben, daß er sie auf dieselbe allgemein menschliche Weise sich aneignete und zurechtlegte, wie die großen Geister der französischen Schule getan hatten und die praktischen Köpfe der englischen Oeffentlichkeit noch gegenwärtig tun. Seine Verehrung für Pope scheint darauf hinzudeuten, daß er gegen die Art, wie dieser Geschmacksmann mit Homer umgegangen war, nicht viel einzuwenden hatte. Indes wir Deutsche an den Alten vorzüglich das beachten, wodurch sie sich von uns unterscheiden, was kulturhistorisch gewiß das Richtigere ist, heben andere Nationen an ihnen das heraus, was sie mit uns gemein haben, wodurch sie zu praktischen Mustern werden und in die fortschreitende Bildung eingreifen, indes sie bei uns gewissermaßen zu Hemmnissen geworden sind und nur in der isolierten Betrachtung, aber freilich um so herrlicher dastehen. Niemand, seit die Welt steht, allenfalls mit Ausnahme Shakespeares, ist weniger Pedant gewesen, als Lord Byron, und das führt auf seine zweite Eigenschaft: seine durch und durch moderne Richtung.

Letzteres kommt aber daher, daß Lord Byron eigentlicher Empfindungsdichter ist, nicht zu verwechseln mit Gefühlsdichter. Denn Gefühl und Empfindung sind verschieden. Das Gefühl ist sympathisch, die Empfindung monopathisch. Ersteres bezieht alles auf den Gegenstand und liebt oder verabscheut, letzteres auf das eigene Selbst und billigt oder mißbilligt. Das Gefühl ist zunächst mit dem Begehrungsvermögen verwandt, die Empfindung mit dem Erkenntnisvermögen. Das erstere wirkt unbewußt, das zweite unterscheidet die Momente des Eindrucks. Sie verhalten sich zu einander wie der unartikulierte Aufschrei und die artikulierte Rede. Das Gefühl gehört dem Dichter als Menschen, das zweite ihm als Dichter.

Calderon (s. auch Wolfgang Menzel).

(1820).

Es ist merkwürdig, mit wieviel Galanterie Calderon seine Damen von ihren Rittern behandeln läßt, solange sie ihnen noch als Geliebte gegenüberstehen, und wie er sie wegwirft, wenn's zum Heiraten geht; am Ende müssen sie immer nur froh sein, wenn sie überhaupt einen Mann bekommen, wenn's auch ein vorher verschmähter oder wohl gar sie verschmähender wäre. Das ist aber eben das Wesen der Galanterie; denn sie, die im Altertum beinahe ganz unbekannt war, ist wohl nur dadurch entstanden, daß das Christentum die letzte Gunst, wonach denn doch eigentlich die Liebe strebt, so schwer verpönte. Wie weich ein solches Verlangen und Versagen einen kräftigen Ritter, besonders in den heißen Ländern, machen mußte, läßt sich wohl denken. Auch hat sich die Galanterie in Spanien und im südlichen Frankreich am ersten gezeigt. Nach Deutschland kam sie in ihrer vollen Ausdehnung wohl erst mit der provencalischen Poesie, und sie steht daher den Leuten auch nicht recht zu Gesichte. Im Nibelungenliede ist davon noch keine Spur. Ueberhaupt lassen sich wohl alle Eigenheiten der romantischen Poesie aus der durch das Christentum bewirkten einseitigen Verkehrung des Verhältnisses zwischen Körper und Geist erklären, wodurch der erstere mit seinen Anforderungen als sündlich abgewiesen und, durch den daraus entstehenden ewigen Kampf, der Grund zu all den melancholischen Grübeleien gelegt wurde, an denen die neuere Zeit krank liegt. Wann wird der medius terminus da gefunden werden!

(1822).

Das Gemälde, das Calderon in seiner Hija del aire von der Schönheit der Semiramis macht, ist gewiß Porträt; etwa der Königin oder einer Prinzessin von Spanien. Denn außer den Haaren, die in ihrer sonderbaren Mischung aus Schwarz und Gold, weniger auf braune, als auf gewisse, zwar bei weißer Gesichtsfarbe recht anziehende, aber gewiß nicht eigentlich schöne, rötlich-schwarze Locken hindeuten, und dem großen Munde scheint auch die niedere Stirn am allerwenigsten zum Wesen dieses mutig-stolzen Weibes zu passen. Eine niedere Stirn kann allerdings schön sein, aber einen erhabenen Charakter anzukündigen vermag sie nicht. — Der große Mund wiese sehr natürlich auf eine östreichische Prinzessin.

(1838).

In den Erzählungen beim Calderon kommt das Dialektische der Rede, ja der Predigt, nicht bloß vor, es ist vielmehr als eine besondere Schönheit eigens gesucht und mit Vorliebe nachgeahmt.

(1856).

Merkwürdig, daß in der Sammlung von Lobgedichten auf Lope de Vega, die Montalvan nach dem Tode desselben herausgab, keines von Calderon vorkommt, was auf eine ausgesprochene Gegnerschaft beider hindeutet. Ohnehin hat das übermäßige und ausschließliche Lob des eben Verstorbenen in diesen Gedichten eine feindselige Spitze gegen seinen, wenn auch von der Natur minder begünstigten, doch für jeden Fall reifern Nebenbuhler.

(1857—1858).

Diese Armas de la Hermosura von Calderon sind doch eines der abgeschmacktesten Stücke, die je geschrieben wurden. Die großartige Geschichte des Coriolan in ein galantes Thema umzuwandeln und die Zurücksetzung der Weiber und ihre Wiederberechtigung zum Anlaß und Ausgang der Begebenheit zu machen, ist wohl sonst niemand in der Welt eingefallen. Uebrigens war es eine fiesta, die bei Hofe vorgestellt wurde, und alle diese fiestas sind gewöhnlich höchst absurd. Es galt, den Hofdamen ein Kompliment zu machen.

(1860).

Es ist wirklich beinahe gotteslästerlich, wie Calderon in seinen Autos sacramentales die göttlichen Personen und Handlungen mit der Schmeichelei für das regierende Haus zusammenwirft.

(1863—1864).

Dieses Castillo de Lindabridis von Calderon ist doch das Albernste und Langweiligste, was man sich denken kann. Die vorhergehende Céfalo y Pócris, burlesca, hat doch als solche einige lustige Gedanken, obwohl man einen Teil davon nicht versteht, wenigstens ich nicht. Daß aber in einer solchen Burleske, die vor dem Hofe im königlichen Palaste aufgeführt wurde (wie ausdrücklich bemerkt wird), Späße vorkommen können: wie eine Prinzessin, die sich lausen läßt, und einer, der, da sein Schnupf-

tuch begehrt wird, sagt, er pflege sich so zu schneuzen, wobei er mit zwei Fingern die Art und und Weise anzeigt: nichts davon zu sagen, daß die Wirkungen der Furcht auf die hintern Teile ebenso erwähnt, als wahrscheinlich auch pantomimisch ausgedrückt wird — das alles gibt für die feine Lebensart dieses Hofes kein gutes Zeugnis.

(1863—1864).

Niemand hat das ästhetische Bedürfnis und das ästhetische Vollbringen treuer dargestellt, als Calderon in der Estatua de Prometeo in der Stelle, wo Prometheus erzählt, wie er dazu gekommen, seine Bildsäule der Minerva zu bilden. Die Stelle ist zu lang, um sie abzuschreiben, aber sie gibt ein Zeugnis, daß er ein wirklicher Dichter war.

(1863—1864).

Daß die Schauspieler in den alten spanischen Stücken immer in der üblichen Tracht der laufenden Zeit gekleidet gewesen seien, gilt doch nicht unbedingt. So ist z. B. in Calderons Sibila del oriente gleich beim Anfange, wo König Salomon schlafend daliegt, ausdrücklich von ihm bemerkt: vestido á lo Romano.

(1864).

Es ist wohl noch niemals der pfäffische Aberglaube und die höfliche Schmeichelei so miteinander vermischt worden, als in Calderons Indulto general, wo der Sohn Gottes, Christus, und der König Karl II. geradezu verwechselt werden.

(1865).

Los hijos de la fortuna. Wo mag er diese alberne Geschichte hergenommen haben? Denn niemand wird etwas so Verworrenes eigens für das Drama erfinden, wo dem Zuseher mehr Aufmerksamkeit auferlegt wird, als bei der Aufgabe eines Rätsels. Zugleich ist kaum in einer einzigen Scene, nämlich in der von dem ersten Zusammentreffen der beiden Liebenden beim Opfer, eine Spur von Calderonschem Geiste: das ganze wie ein schlechtes französisches Melodram.

Mit Recht in demselben Bande, in dem En esta vida todo es verdad y todo es mentira, das gleich absurd ist, aber doch einen eigentlich dramatischen Keim enthält, den auch, soviel ich weiß, Corneille benutzt hat.

Uebrigens verspottet Calderon selbst diese Ungeheuerlichkeiten. Sein Publikum verlangte eben solche Ereignisse.

Argenis y Poliarco. Ich muß noch einmal fragen: woher hat er diesen unsinnigen und verworrenen Stoff hergenommen? Derlei erfindet ein Mann von Geist und Talent wie Calderon nicht eigens zur dramatischen Behandlung. Und gerade die Vorstellungen bei Hof haben einen so unsinnigen Inhalt. Sollte ihm gar vielleicht der König (Philipp IV.), der sich selbst mit Poesie befaßte, die Stoffe gegeben und Calderon sie nur ausgeführt haben?

Calderon, Guevara, Cancer.

Enfermar con el remedio. Von drei Genios: Calderon, Velez de Guevara und Geronimo Cancer, Variationen über das Thema, daß Vergessenwollen ein immerwährendes Erinnern ist. Der erste Akt ganz gut angelegt. Der zweite, beinahe besser geschrieben als der erste, mischt schon einen äußern Umstand (die Widersetzlichkeit des Volkes) hinein, der die innere Entwicklung stört. Der dritte Verfasser, als der Erbe der frühern, breitet diesen zwingenden Umstand noch mehr aus, und da ihm der Raum zu kurz wird, platzt er übereilt mit der Sinnesänderung und dem Schlusse heraus.

In diesem dritten Akt ist ein Theatercoup, der sich ganz gut machen könnte. Die Schwester der launischen Herzogin wird von dieser mit deren mißhandeltem Liebhaber im Finstern überrascht. Die Herzogin ruft nach Licht, und wie die Zofe mit Licht hereintritt, nimmt ihr die zu Ueberraschende dasselbe aus der Hand, als ob sie selber es gebracht hätte, und bleibt so unbekannt. Da die Sache aber weiter keinen Einfluß hat, so bleibt es ein vereinzeltes Theaterspiel.

Auch im zweiten Akt ist eine Art eifersüchtige Telegraphie mit Musik und Gesang zwischen den zwei Schwestern, welches aber auch nicht recht klappen will.

Calderon, Belmonte, Rojas Zorilla.

El mejor amigo el muerto von drei Ingenios. Mag den damaligen Spaniern sehr gefallen haben. Hier tritt auch ein Toter auf, der der Schutzgeist des D. Juan ist, der ihn zu Anfang des Stückes auf eigene Kosten hat begraben lassen. Daß er ihn einmal aus dem Kerker befreit, mag hingehen, aber zuletzt bringt er gar eine Schwadron auf, die dem irländischen Feind der Königin von England den Sieg entreißt und macht, daß D. Juan sich mit dieser Königin vermählen kann. Der schlechteste Akt der dritte, der von Calderon ist.

Calderon, Montavan. Rojas. Zorilla.

El monstruo de la fortuna von drei Ingenios. Die Geschichte der Königin Johanna von Neapel, die schon Lope de Vega bearbeitet hat. Ich befinde mich bedeutend unwohl und habe daher das Stück in längeren Zwischenräumen gelesen. Weiß daher wenig davon, nur scheint es mir ziemlich zerworfen und zerfahren zu sein. Der Verfasser des dritten Aktes ist sehr bei Lope de Vega in die Schule gegangen, woran er sehr recht tat, besonders der grimmige Scherz, wo die Königin eine Schnur wirkt, und ihr Gemahl sie fragt, wozu? und sie antwortet: um Euch aufzuknüpfen. Was dann wirklich später geschieht.

Calderon und Shakespeare.

(1817).

Um die menschliche Natur recht bewundern zu lernen, muß man sie auf einem Abwege sehen. Mich haben Calderon und Shakespeare, wo er ausschweift, immer in ein viel größeres Staunen versetzt, als die vollkommensten Hervorbringungen der Griechen.

Cancer, Villavicioſa, Moreto u. a.

El Rey Enrique el enfermo von sechs Ingenios. (Cancer, Villavicioſa, Moreto u. a.). Eines der wunderlichsten Stücke; man merkt wohl, daß viele die Hand im Teige gehabt haben. Der König Enrique, fast das Muster eines Monarchen, verliebt sich, obgleich verheiratet, in die Frau des Marques von Villena und macht diesen, damit er sich von seiner Frau scheiden lassen muß, zum Großmeister von Calatrava. Der Marques — eine Art Negromant, da er entfernte, ja künftige Dinge im Spiegel sieht und zeigt — nimmt die Stelle, man weiß nicht recht, ob aus Gehorsam oder Ehrgeiz, an, erklärt sich sogar für impotent und trennt seine Ehe. Die Frau ergießt sich in ungeheuer lange, höchst gesteigerte Verwünschungen, die sich zuletzt aber doch in Liebesbesorgnisse umsetzen, dem Gedanken nach schön und wahr, im Ausdruck aber so gesteigert und grell, daß sie etwas Gemachtes bekommen. Zuletzt beschließt der König, die Macht seiner Großen zu brechen. Es verbreitet sich die Nachricht von seinem herannahenden Tode, und nun, man weiß nicht, ob als letzte Handlung seines Lebens, oder war die Nachricht seiner Lebensgefahr falsch — nun

nimmt er den Großen den Ueberfluß, den sie sich von seinen Vorfahren ertrotzt, zurück, erlaubt aber auch dem Marques, seine Großmeisterstelle zurückzulegen und sich mit seiner Frau wieder zu verbinden.

Donna Ana Caro.

El conde Partinuplés zehnte Muse aus Andalusien. Man weiß nicht, ist sie die zehnte Muse nur von Andalusien oder auch sonst überhaupt. Zuerst errät man nicht, was Partinuples für ein geradbrechter französischer Narr sein mag, denn die übrigen Personen haben alle Christennamen. Dann ist es eine Zauberkomödie, die erste in der Sammlung, denn auch in vielen übrigen gibt es Wunder genug, aber lauter theologische. Die Dame ist so übel nicht, aber nicht immer delikat. So sagt der Spaßmacher einmal, er sei von dem vorkommenden wilden Tiere am Hinterteile verwundet worden, er fühle das Blut fließen, das aber nicht sehr gut rieche. Im übrigen die zwei ersten Akte eine ganz vernünftige, gar nicht uninteressante Zauberkomödie. Aber der dritte Akt wirft alles um. Da kommt die verlassene Geliebte zu Pferd und fordert ihren Liebhaber zurück. Ein Turnier soll über die Hand der Prinzessin Rosaura entscheiden, und nun rollt alles mit einer Uebereilung ab, als wollte man die Zuseher noch beizeiten nach Hause senden. Für jeden der turnierenden Bewerber findet sich eine Heiratspartie, und die Königin Rosaura erhält ihren Grafen Partinuples, den sie schon im zweiten Akt hätte haben und behalten können.

Zugleich merkwürdig, daß in dem Personenverzeichnisse wie noch heute in der italienischen Oper und beim französischen Theater eine dama segunda und ein segunda barba (zweiter Alter) vorkommen.

Cervantes.

(1839).

Cervantes' prosaischer Stil gilt bei den Spaniern für musterhaft, was mir natürlich nicht einfällt zu bestreiten. Daß er übrigens in den ernsthaften Partien (den eingestreuten Novellen) häufig gesucht und geziert ist, leidet ebensowenig einen Zweifel. Namentlich ist das in der Geschichte der Dorothea der Fall. Dieser Fehler mag aber wohl mehr seiner Zeit und Nation zur Last zu schreiben sein.

Der curioso impertinente ist eine ziemlich schwache Novelle, das Interessante darin kurz abgetan, und dafür das Gleichgültige

über die Gebühr ausgesponnen. Ueberhaupt spielt die Novellistik eine gar zu große Rolle und wenn, wie Tieck behauptet, die Absicht war, dadurch das Prosaische des Lehrhaften und Satirischen ins Poetische zu erheben, so muß man gestehen, daß das Mittel sehr wohlfeil und unkünstlerisch war.

(1839).

Das Affektierte in dem Stil der Zeit des Cervantes, von dem auch Lope de Vega nicht frei ist, besteht unter anderm in einem gewissen Auspressen der Worte, so daß man z. B. ein Wort, das ohne Nachdruck etwa zur Bezeichnung eines Seelenbegriffs im Vordersatze vorkam, ohne die Aufmerksamkeit durch Wiederholung des Wortes darauf hinzulenken, frischweg zum Subjekt oder Objekt des Nachsatzes macht. So in der Erzählung Dorotheas: Mein Mädchen ging hinaus, und ich hörte auf, es zu sein (nämlich: ein Mädchen).

(1842).

Im zweiten Teile des Don Quixote, Kap. 44 zu Anfange, gibt Cervantes selbst die Ursache an, warum er im ersten Teile Novellen, die mit dem Ganzen in keinem Zusammenhange stehen, als: den curioso impertinente, den capitan cautivo eingeschaltet, nämlich um die Einförmigkeit und Trockenheit zu vermeiden, die aus der alleinigen Erzählung der Abenteuer des Helden und seines Schildknappen hätte entstehen müssen. Aber weit entfernt, dies Verfahren für einen Vorzug zu halten, wie Tieck tut, nahm er sich vor, es im zweiten Teile zu vermeiden; worin er sehr recht hat, da es ein unkünstlerisches Verfahren ist, denn die Mannigfaltigkeit und das Poetische müssen organisch in der Haupthandlung selbst verwebt sein, wie im Wilhelm Meister, keineswegs aber stückelweise eingesetzt, wie durch abgerissene Novellen geschieht.

Ueberhaupt hat Tieck den Don Quixote wie alles in einem ganz falschen Lichte betrachtet. Was Cervantes mit künstlerischer Weisheit nur aus dem Hintergrunde hervorblicken läßt: die von vornherein edle Natur und die lichten Augenblicke seines Helden, möchte Tieck in den Vordergrund stellen und ihn zu einem Märtyrer des Rittertums machen, statt zu dessen Narren, was er ist. Die ganze Erfindungsgabe des Autors wird ewig nur aufgeboten, um seine Figur lächerlich zu machen und den Leser zu unterhalten, ja die lucida intervalla seiner Narrheit würden wahrscheinlich noch wenigere sein, wenn Cervantes nicht seine eigenen Ansichten über manches durch dessen Mund hätte in die Welt bringen wollen.

Merkwürdig als Parallelstelle ist das Urteil Lord Byrons (Don Juan) über den Don Quixote. Er datiert von diesem Werke

an den Verfall des spanischen Charakters, der von da an immer mehr sein Ritterliches verlor. Eine Bemerkung, die vielleicht mehr Wahrheit enthält, als alles, was Herr Ludwig Tieck je über Poesie und Poeten gefaselt hat.

Comedias y entremeses de Miguel de Cervantes Saavedra. Madrid 1749.

(1843).

Eine stage-direction in der Casa de los celos von Cervantes scheint auf eine sonderbare Einrichtung der ältern spanischen Bühne hinzuweisen. Angelika kommt zu Pferd mit Gefolge und zwar mit dem Beisatze: ha de entrar por el patio (Parterre), während die Personen auf dem Theater sie bemerken und von ihr reden. Weiter lautet die Vorschrift: da una vuelta al patio, worauf sie vom Pferde gehoben wird, der Kaiser befiehlt, sie an der Stiege zu empfangen und in der nächsten Scene weiter es heißt: entra en al theatro Angelica. Es scheint also das Parterre nach Art der Orchestra der Alten gleichfalls Raum für Schaustellungen gehabt zu haben.

Ueberhaupt aber machen diese acht Komödien, die Cervantes nie zur Aufführung bringen konnte, und die er kurz vor seinem Tode im Druck herausgab, einen traurigen Eindruck. Im Jahre 1749 wurden sie zum zweitenmale aufgelegt, und da weiß denn der Herausgeber das Andenken seines Autors nicht besser zu ehren, als daß er auf Lope de Vega und Calderon als die Verderber der guten Komödie schmäht (man sollte sie eher für die Väter der Komödie überhaupt in Spanien halten). Cervantes habe mit seinen Komödien nicht wirkliche Lustspiele beabsichtigt, sondern sie seien nur ein Spott, Parodieen der Werke jener Verderber der Kunst. Und wirklich übertreffen sie im Barocken, Unkünstlerischen die Werke jener beliebten Volksschriftsteller, aber man merkt zugleich, Cervantes hätte gar zu gern in der Volksbeliebtheit mit ihnen gekämpft, nur daß er teils zu verständig, teils zu wenig Poet war. Mit Widerwillen geht er in den Kampf, der daher auch für ihn keinen Sieg hat. Vielleicht drängte ihn auch nur die Not und seine ökonomischen Verhältnisse, er fand aber keine Schauspieler, die sich mit seinen Komödien befassen wollten, die so absurd sind als die seiner Nebenbuhler, aber nichts von dem Ergötzlichen und Erhebenden derselben haben. Selbst die Versifikation ist häufig hart und der Reim gezwungen.

Man wirft dem Lope, und zwar nicht mit Unrecht, das Abenteuerliche, ja Absurde seiner Fabeln und Verwicklungen vor; wenn man nun aber diese Komödien von Cervantes liest, dem es doch

gewiß an Verstand und Urteilskraft nicht fehlte, und sieht, wie zehnmal verrückter, bunter und unwahrscheinlicher ihr Inhalt und die Art der Behandlung ist, so bemerkt man endlich, daß es der Geschmack des Publikums war, der jene geistreichen Männer zu solchem Disparaten nötigte. La casa de los celos ist das unzusammenhängendste, abgeschmackteste Stück, das jemals geschrieben wurde, und doch ist es vom Verfasser des Don Quixote.

Zu den Banos de Argel zu Anfang ist allerdings die Verzweiflung des Don Fernando, dem man seine Geliebte geraubt, und der sich vom Felsen herabstürzt, in ihren Ausbrüchen so abgeschmackt und übertrieben, daß man auf die Absicht einer Parodie schließen könnte. Nur mußte Cervantes gewiß sein, daß diese Absicht dem Publikum nicht verborgen bleibe, sonst war er um die Wirkung seines Stückes gebracht.

Die deutsche Posse „Der Bettelstudent" ist die Cueva de Salamanca von Cervantes. Desselben entremes: El viejo zeloso ist wohl das Schamloseste, was je aufs Theater gebracht wurde.

In dem Sonett (El peregrino en su patria, p. 144) scheint denn doch Lope den Cervantes angestochen zu haben, mit seiner Tragödie von Sagunt, die er Stein nennt, indes seine eigenen Dichtungen Seelen seien.

Chamisso.

(1836).

Wie hat mir dieser Peter Schlemihl von Chamisso gefallen, als ich ihn vor Jahren das erstemal las. Ich habe ihn jetzt wieder in der Hand und kann nicht weiter lesen. Ist das Buch wirklich, bei einer ungezweifelt sehr guten Grundidee, schlecht gemacht (wie fast scheint), oder ist meine Phantasie so trocken geworden?

Ueberhaupt muß dieser Chamisso jetzt für einen namhaften Dichter zählen. Ein guter Mensch ist er wenigstens, wie ich weiß, und ein poetischer dazu.

(1842).

Eine barocke, um nicht zu sagen romantische Idee beim Luzian, daß der Schatten des Menschen ihn in der Unterwelt über seine Vergehen anklagt. Der Keim zu Chamissos Peter Schlemihl liegt wohl in diesem luzianischen Dialog.

Chateaubriand und Lamartine.

Chateaubriand gibt uns in Prosa (martyres), was höchstens in Versen erträglich wäre. Lamartine (Jocelyn) braucht Verse, wo jede Zeile die Prosa fordert.

Cicero.

(1834).

Wenn man gewöhnlich als ein Zeichen der Barbarei des Altertums anführt, daß sie den Fremden hostis (Feind) genannt hätten, so meint dagegen Cicero, De officiis I, 12, es sei ein Zeichen der Milde, daß man den Feind (perduellis) mit dem Namen: Fremder (hostis) belegt. — Obwohl das etwas gezwungen scheint.

(1834).

Der berüchtigte Brief des Cicero an den Lucceius, in dem er ihn bittet, die Geschichte seines Konsulats zu schreiben, ist, obwohl eitel und selbstgefällig genug, doch nicht gar so arg, als man ihn gewöhnlich betrachtet. Es ist offenbar ein guter Teil schriftstellerische Selbstobjektivierung darin. Cicero hatte sich das dem Lucceius zugemutete Werk schon selbst künstlerisch zusammengedacht, und vergaß im Eifer der Komposition gewiß manchmal darauf, daß er selbst der Held der Darstellung sei, obgleich es ihm bei genauerer Besinnung freilich sehr lieb sein mochte, dieser Held wirklich selber zu sein. Dann schien ihm seine Befreiung Roms so gut, so heilvoll. Ungemischte Eitelkeit hätte sich doch nicht gar so bloß gegeben. Er war eigentlich in seine Tat verliebt, und nur nebenbei in sein Selbst.

Viel widerlicher dagegen ist mir die unmittelbar darauffolgende pulcherrima epistola (schönste Brief) an denselben Lucceius, wo er sich unter den obwaltenden Widerwärtigkeiten im Vergleich mit seinem Freunde einen größern Starkmut zuschreibt, da Lucceius noch immer auf einen besseren Zustand der Republik hoffe, indes er selbst aushalte, ohne etwas zu hoffen. Der gute Mann, der nicht einsah, daß diese Ruhe die Frucht seiner charakterlosen Versatilität war, und daß einem Republikaner, der in der Republik verzweifelt, zukommt zu sterben, aber nicht ruhig zu sein! Dann ist eben dieses Aufgeben aller Hoffnung die eigentliche Mutlosigkeit. Der Mut hofft immer, weil er sich einer Kraft bewußt ist.

(1848).

Das I. Kapitel des III. Buches ad Herennium scheint darzutun, daß die Schrift nicht von Cicero ist. Der Verfasser spricht da im Tone eines Lehrers ex professo zu seinen Schülern und zwar des Aelteren zu dem Jüngern, so daß auch der Ausweg, daß Cicero sie in seiner Jugend verfaßt habe, abgeschnitten wird.

Warum sollte nicht der gemeinschaftliche Lehrer des Cicero und des Herennius sie verfaßt haben, wer es nun immer auch gewesen sein möge.

(1858—1859).

Ciceros Briefe an Atticus vor und nach der pompejanischen Niederlage sind wirklich unerträglich. Bei aller Kleinmütigkeit immer etwas tun zu wollen, was das Aussehen der Starkmütigkeit (fortiter factum) hätte. Alles, was er augenblicklich getan hätte, war gleich gut: ob er zum Pompejus ging, oder in Italien blieb, oder am besten sich an einen neutralen Ort begab, aber indem er den Augenblick versäumte, geriet alles gleich.

Solche Charaktere müssen der ersten Eingebung folgen; bei langer Ueberlegung wählen sie immer das Ungeschickteste. Seit der Unterdrückung der catilinarischen Verschwörung kam etwas Gemachtes in Ciceros Natur und so hat er denn herumgetaumelt, seiner selbst unwürdig.

Sollte unter den Gründen, warum er dem Pompejus folgen wollte, außer der Dankbarkeit (von der er selbst gesteht, daß sie nur sehr mangelhaft begründet war) und vor allem der zu bewahrenden amplitudo, nicht auch der Umstand gewesen sein, daß er ihm, dem Pompejus, Geld geliehen hatte?

Endlich ganz läppisch wird Cicero mit dem Grabmal seiner Tulliola, die keiner von beiden Männern mochte, denen er sie hintereinander ziemlich unbedacht vermählte, da sie beide Lumpe waren. Auch nachdem er selbst sich von seinem Hauskreuz Terentia geschieden hatte, heiratet er schon im vorgerückten Alter eine Jungfrau, von der er aber nicht will, daß sie zu ihm komme, obwohl sie ihn darum bat; das ist nun freilich viel Unsinn, worüber ich ihn aber nicht tadeln kann, da ich selbst nicht viel besser bin. Er war eben eine ästhetische Natur, die nicht leicht wieder ins Gleichgewicht kommen, wenn sie es einmal verloren haben.

(1859).

Es ist viel von Ciceros Eitelkeit die Rede, die sich wohl auch nicht ableugnen läßt. Aber seine tatkräftig und erfolgreich ausgeführte Unterdrückung von Catilinas Verschwörung setzte den an die Studierstube und die Rednerbühne gewohnten Mann gewissermaßen in Erstaunen über sich selbst. Die Tat wurde ihm rein objektiv und er bewunderte sie wie die eines andern. Zugleich darf man nicht vergessen, daß sie von allen Seiten angefochten, verkleinert, ja von einer mächtigen Partei, nur zu erfolgreich, ihm zum Verbrechen gemacht wurde. Hierher gehört der, als kindisch-eitel bezeichnete Brief an den Geschichtschreiber Luccejus. Cicero wollte nicht nur schon bei seinen Lebzeiten berühmt, er wollte auch bürgerlich sicher und staatsmännisch unangefochten sein. Wenn er ihm sagt, er solle bei der Erzählung von Ciceros Konsulat im Loben die Grenzen der Wahrheit überschreiten, so ist das offenbar ein Scherz, denn so schreibt niemand, der kein Dummkopf ist, an einen anderen im Ernst.

Claramonte.

La ciudad sin Dios. Da ist nun der Unsinn, aber der absichtliche, auf die Spitze getrieben. Daß alle Schändlichkeiten vorgenommen oder beabsichtigt werden, versteht sich von selbst; der Titel entschuldigt sie, obgleich nur spanische Naturen es aushalten konnten. Nicht ohne Genialität der König, der in ihnen einen Reiz für seine Blasiertheit sucht. Gott Vater spielt mit, der Prophet Jonas, der auf dem Theater von einem Walfische verschlungen und wieder ausgeworfen wird. Im übrigen die Verwirrung des Plans und der Personen aufs Aeußerste getrieben. Der Schluß bildet sich zum auto sacramental und hat wohl recht sehr angesprochen. (In der Nachwirkung macht sich das besser, im Lesen aber ist die Konfusion zu groß.)

Corneille.

(1817).

Man hat das: Soyons amis, Cinna! (laß uns Freunde sein, Cinna!) des Corneille über die Maßen gepriesen und an und für sich auch mit Recht, ein edles Gemüt könnte sich in Augusts Lage unmöglich schöner aussprechen, als gerade mit diesen Worten. Aber bemerken wir, was unmittelbar vor diesen Worten hergeht. Wie August die Welt und Nachwelt auffordert, auf ihn und seinen Sieg über sich selbst zu schauen. — Es ist eine Erbärmlichkeit in dieser ganzen Stelle, die nur gefühlt werden

kann. Ueberhaupt ist die ganze Art, wie August im Cinna eingeführt wird, das Unglücklichste, wozu die Notwendigkeit, fünf Akte herauszubringen, und die Wut, auf Stelzen zu gehen, je einen Autor verleitet hat. Wie jämmerlich, daß August sich selbst seine eigenen Vergehen vorhalten muß, um sich das Verzeihen möglich zu machen; wie schrumpft die Götterfigur zusammen, in deren Munde das: Soyons amis, Cinna! allein eine erhebende Bedeutung haben kann. Ueberhaupt finde ich, daß jene Stücke des Corneille, die die Franzosen seine Meisterstücke nennen, gerade, dem Wesen nach, die schlechtesten sind, wie dieser Cinna oder Horace, für die ich mit allem ihrem Wortgepräng und Sentenzenkram keinen Groschen gäbe.

(1858—1859).

Die sonst schwer zu erklärende Erscheinung, wie ein so vortrefflicher Dichter als Corneille, dessen erste Werke auch so vortrefflich sind, nach und nach so schlecht werden konnte, erklärt vielleicht nichts so sehr, als sein Trauerspiel Theodora. Er hatte den Kopf voll spanischer, bewegungsvoller Stoffe und sollte diese nun in der von Kardinal Richelieu octroyierten, durch die Alten sanktionierten und von Boileau fixierten magern und engen Form ausführen. Bordellzumutungen in hochtrabenden Alexandrinern ist nun freilich das Lächerlichste, ja Unanständigste, was sich denken läßt. Die Vorführung des Bordells selbst wäre das letztere nicht halb so sehr. Nachdem er nun auf diese Art die Sicherheit der Geistesrichtung verloren hatte, verlor er auch die Fähigkeit, eigentlich französisch korrekte Stoffe mit Feuer und Ueberzeugung auszuführen.

Corneille und Racine.

(1852).

Mamsell Rachel wird nach Wien kommen. Da man noch nicht weiß, wie gut, wie vortrefflich, oder wie mangelhaft sie sein wird, so beschäftigen sich die Journale vorderhand mit ihrem Repertoire und meinen, für jeden Fall werde sie in schlechten Stücken auftreten, in den Trauerspielen von Racine und Corneille nämlich. Ich fühle mich gar nicht berufen, den unbedingten Lobredner der französischen Tragödie zu machen, aber es muß dem Sachkundigen immer schmerzlich fallen, die Grundsuppe der Literatur, die Nachbeter und Uneinsichtigen geringschätzig von Werken reden zu hören, die den Stolz ihrer Zeit ausmachten und

einen, wenngleich bedingten, Wert für alle Jahrhunderte behalten werden.

Die Geringschätzung der französischen Tragödie hat in Deutschland eine große Autorität für sich. Lessing nämlich, der sich im Eifer der Diskussion sogar zu der Aeußerung hinreißen ließ: Man nenne mir ein Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen könnte. Wenn er damit meinte „verbessern", so mochte er allerdings recht haben. Ich kenne kein Werk irgend eines noch so großen Dichters, das nicht Fehler hätte und das man daher nicht verbessern könnte. Hätte er aber damit gemeint, „von vornherein besser oder auch nur ebenso gut zu machen als Corneille", so wäre er in einem großen Irrtum befangen gewesen, schon darum, weil Corneille ein eigentlicher Dichter war, Lessing aber in seiner Vielseitigkeit die Poesie nur nebenbei zum Ausruhen von anderer Beschäftigung trieb. Er fand seine Landsleute in der sklavischen Nachahmung der Franzosen befangen und wollte sie ihnen verleiden, worin er ganz recht hatte. Er wies sie statt dessen auf das Beispiel Shakespeares hin, befolgte aber für sich selbst vielmehr die Grundsätze Diderots im weinerlichen Lustspiele und dem bürgerlichen Trauerspiele, worin er sehr unrecht hatte. Ueber letzteres, das bürgerliche Trauerspiel, hat ein viel mehr berufener Richter, weil selbst großer Poet, Schiller nämlich, sein Urteil in den Worten niedergelegt:

Was kann der Misère denn Großes begegnen?

Um übrigens einer so großen Autorität, als Lessing ist, nicht mit seiner eigenen Meinung gegenüberzutreten, kann sich ein Sachwalter des ...

Nur eben hat uns eine bedeutende französische Schauspielerin verlassen. Das Urteil über sie ist, wie meistens in außergewöhnlichen Dingen, sehr geteilt. Die einen loben sie unbedingt, die andern verwerfen sie als im höchsten Grade übertrieben; die meisten lassen ihr Gerechtigkeit widerfahren und bedauern nur, daß sie ihre Kunst an schlechte Stücke verschwendete. Mit diesen schlechten Stücken meinen sie nicht z. B. Adrienne Lecouvreur, welches von einem vorzüglichen Dichter Namens Scribe herrührt, sondern die Tragödien von Corneille und Racine, den Stolz der ältern französischen Bühne und ihrer Zeit, die Bewunderung von ganz Europa.

Was nun diese Bewunderung einer frühern Zeit betrifft, so meinen sie, daß das nicht viel zu bedeuten habe. Wir seien inzwischen soweit vorgeschritten, daß derlei veraltete Anerkennungen uns nichts mehr angingen. — Alle diese Fortschritte in

Eisenbahnen, elektrischen Telegraphen, überhaupt in allen Naturwissenschaften zugegeben, scheint doch nicht, daß eine Zeit, in der ganz Europa mit Asien, Afrika und Amerika nicht einen einzigen Dichter von Bedeutung aufzuweisen hat, sich im Fache der Poesie als so sehr vorgeschritten betrachten könne. — Ja, aber wir haben Goethe und Schiller gehabt! — Gehabt ist nicht Haben und der Reiche kann den Pfennig wegwerfen, den der Bettler auflesen muß. — Auch sind die Griechen von uns noch entfernter als Racine und Corneille; demungeachtet ehren wir ihre Dramen noch immer als Meisterwerke. Wenn nun der Geist der Griechen durch ihre uns nicht mehr gemäße Form noch immer auf uns einwirkt, bei den Tragödien der Franzosen aber das Entgegengesetzte eintritt, so ist es nicht mehr die Form, nicht mehr das Veraltete, nicht mehr die Zeit, es sind nicht mehr bloß die Stücke, die wir tadeln, es sind die Dichter selbst, es sind Corneille und Racine, die wir für schlechte, oder wenigstens höchst unbedeutende Dichter erklären.

Diejenigen, die letzteres tun, haben einen großen Gewährsmann für sich: Lessing nämlich. Dieser ging in seiner Anfeindung der französischen Tragödie soweit, daß er sich zu dem Ausspruche hinreißen ließ, man möge ihm ein Trauerspiel des großen Corneille nennen, das er nicht besser machen wolle. Wenn nun Lessing damit meinte: verbessern, so müssen wir ihm unbedingt recht geben. Denn da jeder Dichter, als Mensch, seine Fehler hat, so wird auch ein minder ausgezeichneter Geist als Lessing dieses oder jenes noch so vortreffliche Stück verbessern können. Sollte er aber damit gemeint haben, „von vornherein besser oder überhaupt nur ebenso gut machen, als der große Corneille", so mögen wir mit Recht daran zweifeln, schon aus dem einfachen Grunde, weil Corneille ein großer Dichter war, Lessing aber, bei der Universalität seiner Richtungen, nicht.

Alvaro Cubillo.

Perderse por no perderse. Bis in die Hälfte ganz gut, mit großen Schmeicheleien für die königliche Gewalt und offenbar mit persönlicher Beziehung auf Philipp IV. Im zweiten Akte die Vermummungen, wo die einander bekanntesten Personen sich trotz der fremden Stimmen nicht erkennen und die Leute am Türteppich stehend sich behorchen, was eine oft vorkommende Verwicklung abgibt. Der dritte Akt völlig leer und langweilig, höchstens durch einige Prahlereien über Spanien gewürzt.

Juan Cuello y Arias.

El robo de las Sabinas Ein spanisch recht wackeres Stück. Die Personen scharf hervortretend; das Ganze voll Bewegung und Spielmotiven. Die Amante non corrisposta, Rosmira, für ein neues Publikum komisch, im spanischen Sinne aber sehr gut. Der Schluß — wo den Sabinerinnen die freie Wahl anheimgestellt wird, und alle übrigen bei den Römern bleiben, die einzige Auristela zu ihrem ersten Liebhaber Cesarino zurückkehrt — verliert durch die vorhergehende Scene alle Wirkung, in der Auristela Rosmiren ihren Haß gegen Romulus vertraut. Wie die Sachen jetzt liegen, mußte dieser Haß nur vorgeblich sein, und Auristela am Schlusse den Romulus wählen. Oder, sollte sie dem Cesarino bleiben, so durfte keine solche vorbereitende Scene vorhergehen. Hier ist Ueberraschung am Platz.

Dante.

(1845—1846).

Mir ist auf der Welt nichts zuwiderer, als die weithergeholten Deutungen dichterischer Werke. Ein guter Dichter ist imstande, zu sagen, was er will; und was er mit Absicht verbirgt, soll man nichtgewaltsam hervorziehen, am wenigsten aber als Hauptsache in den Vordergrund stellen. Die Poesie ist eben die Gestaltung des Gedankens. Der Gedanke geht zwar immer über die Gestalt hinaus, aber das Nächstliegende, Natürlichste ist immer das Wahrste. Ich dehne das sogar bis auf Dante aus, dessen Inferno (Hölle)mich entzückt, wie alle Welt, dessen Purgatorio (Fegefeuer), vor allem aber sein Paradiso, mir immer Langeweile gemacht hat.

Da soll denn alles allegorisch sein, indes doch das meiste nur bildlich ist.

Das Ganze ist eine Vision, in der alles Gesehene als wirklich angenommen wird. Weder bei den Erscheinungen in der Hölle, in Fegefeuer und Himmel ist etwas anderes zu denken, als was gesagt wird. Virgil ist der Schatten des wirklichen Dichters Virgil, Dantes Muster und Vorbild, höchstens dem Volksglauben gemäß mit einer kleinen Beimischung von Zauberer; Beatrice ist die wirkliche Beatrice, nur, seit sie, neun Jahre alt, gestorben ist, gewachsen in Reinheit und Frömmigkeit, so daß sie als ein bevorzugtes Muster aller Tugend gelten kann.

Selbst die Tiere zum Anfang sind, wenn einmal das Ganze eine Wanderung darstellt, eben wilde Tiere, wie sie einem Wanderer in einem einsamen Walde wohl begegnen. Es ist von ihnen nichts gesagt, was diesem wirklichen Tiercharakter nicht

entspräche, und wenn man statt ihrer etwas anderes dächte, etwas hinzufügte oder wegließe, so wäre das Bildliche des Ganzen zerstört. Daß Dante selbst etwas anderes dabei dachte, ist wohl kein Zweifel, aber schon daß man nicht merkt, was, nimmt der Allegorie ihren Stachel. Letzteres geht wohl zu weit, aber am Ende könnte man jedes Bild zu einer Allegorie stempeln.

(1845).

Merkwürdig, daß Dantes Gleichnisse fast nie von leblosen Dingen, sondern immer von menschlichen Handlungen und Zuständen hergenommen sind.

(1846).

Mit welch kindlicher Achtung Dante die alten Götter, die Götter Homers und Virgils betrachtet! Milton macht geradezu Teufel aus ihnen.

(1846).

Scheint es doch fast, als ob Dante sich selbst der Vorliebe für die Tafelfreuden anklagte, wenn im 24. Gesang des Fegfeuers Forese ihn fragt: Wann werden wir uns wiedersehn?

Dantes großes Wiegenlied, mit dem er seine Leidenschaften und das Gefühl seines Unglückes einschläferte. In der Hölle ist sein Haß, im Fegfeuer seine Sehnsucht und im Paradiese seine Resignation. Das Metaphysische und Unkörperliche der letzten Abteilung drückt nur symbolisch aus, daß ihm kein anderer Trost mehr geblieben war, als die Studien, an deren Spitze freilich nach damaliger Art die scholastische Theologie stand.

Delavigne.

Gelesen, die vêpres siciliennes (sizilianische Vesper) von Delavigne, die in Paris so viel Aufsehen gemacht haben. Das Stück ist merkwürdig in seiner Art. Es war wohl noch niemanden sein Stoff gleichgültiger, als dem Verfasser dieses Stückes; er betrachtet ihn durchaus bloß als Mittel, so viel Zeitanspielungen als möglich anzubringen, und der Eitelkeit seiner Nation zu schmeicheln. So oft er Procidas Unternehmen ohne andere Nebenblicke betrachtet, stellt er es, auf Frankreichs Unterjochung

durch die Verbündeten anspielend, als etwas Lobenswertes dar; wie er sich aber wieder erinnert, daß es Franzosen sind, gegen die die ganze Unternehmung gerichtet ist, wird sie zum Frevel und er vernichtet den innersten Lebenskeim jenes Stückes durch den Schatten, den er auf dessen Hauptbegebenheit wirft. Von Charakteren ist keine Rede. Montfort benimmt sich durchaus so widersinnig, daß er der Bedeutung, die der Verfasser, seinem eigentlichsten Interesse zuwider, auf ihn häuft, durch nichts verdienen kann. Lovedans Unbedeutendheit geht oft bis zum Komischen. Procida, der der Sache nach alle Lichtstrahlen auf sich vereinigen sollte, wird zweckwidrig durch Montfort verdunkelt. Amalia ist nichts. Wie possierlich sich eine große öffentliche Begebenheit auf dem engen französischen Theater ausnimmt, ist durch öftere Erfahrung bekannt, kleinlicher als diese Verschwörung, noch dazu in der Wohnung des französischen Unterdrückers, kann man sich kaum etwas denken. Uebrigens ist das Stück nicht ohne Verdienst im einzelnen, gut versifiziert und voll, zum Teil recht gelungener concetti und Sentenzen, was auch nebst den vielen Zeitanspielungen den Erfolg auf der Pariser Bühne erklärlich macht.

Demosthenes.

(1834).

Ich finde die philippischen Reden des Demosthenes viel schwächer, als ich sie mir dem Rufe nach vorgestellt habe. Dagegen, ihnen gegenüber, die olynthischen eigentliche Meisterstücke, lichtvoll und voll schlagender Stärke. Merkwürdig und die beiden Nationen charakterisierend, wenn man Cicero mit Demosthenes vergleicht, wie der Römer seine größten Hilfsmittel aus der Rhetorik zieht, der Athener aus der Logik.

(1836).

Ich habe eine Rezension von Scholtens Werk über den Charakter und die Beredsamkeit des Demosthenes gelesen. (Das Werk selbst nicht.) Ich war erstaunt, darin alle Vorzüge dieses großen Redners gewürdigt zu finden, nur einen nicht, der, wenn nicht sein größter, doch gewiß derjenige ist, der ihn von den übrigen am wesentlichsten unterscheidet. Es ist dies seine logische Gewalt. Diese Eigenschaft ist um so merkwürdiger, da sie zugleich das hellste Licht über die Geistesbeschaffenheit und die Bildungsstufe des athenischen Volkes wirft, gegenüber welchem er sich der nackten Logik als der verläßlichsten Waffe bedient.

Wenn Cicero eine starke Wirkung auf seine Zuhörer beabsichtigt, wird er pomphaft, erschöpft Tropen und Figuren, regt den tiefsten Boden der menschlichen Leidenschaften auf, spricht zu den Augen, den Ohren, den Herzen. Demosthenes tut das auch; wo er aber den Hauptschlag führen will, wird er immer einfacher, ja stiller, aber schärfer und eine logische Schlußfolge erringt endlich und befestigt den Sieg.

(1844).

Merkwürdig ist die Stelle in Broughams „Historischen Skizzen" p. 209, wo dieser vollendete Kenner der Redekunst über Lord Bolingbrokes Eloquenz spricht, und nachdem er dessen Belesenheit in den römischen Autoren gerühmt, hinzufügt: Mit der griechischen Literatur scheint er nicht vertraut gewesen zu sein; auch kann der Leser seiner eignen Werke nicht umhin, zu erkennen, daß sein Stil nicht so voll ist von dem Duft der Blumen, die in dem strengern Klima der Attischen Schule wuchsen." Im strengern Klima! Die attische Eloquenz! und doch ist es so! Die Römer gingen auf Ueberredung aus, die Attiker auf Ueberzeugung. Jene sprachen zu den Leidenschaften, diese zum Verstande, und des Demosthenes Hauptargument ist immer vorzugsweise logisch gefaßt.

J. Bautiste Diamante.

El honrador de su Padre. Der Stoff des Cid von Corneille. Vortrefflich, besonders der Charakter der Ximene viel besser als bei dem Franzosen. Sonderbar, und nach unserer heutigen Gefühlsweise kaum ins reine zu bringen die Scene, wo Rodrigos Vater unmittelbar nach der erlittenen Schmach, um Rache von seinem Sohne zu fordern, um das sufrimiento desselben zu prüfen, ihm nach Kräften die Hand zusammenpreßt, und außer sich vor Freude, als dieser, weit entfernt, es zu dulden, ihn zu beißen droht, wenn er nicht loslasse, ja, wie es beinahe scheint, ihn wirklich beißt.

Reynar por obedecer von drei Ingenios (Diamante, Villavicioso, Fragoso). Ich erinnere mich, schon vor Jahren im Deutschen etwas über dieses Stück gelesen zu haben. Enrique, der durch Gehorchen zur Regierung kommt. Er ist einmal seinem Vater gehorsam, der ihn fortjagt und ihm sogar einen Schlag mit dem Stocke gibt, welchen Stock er mit auf die Reise nimmt, und der in der Folge, aus Mangel eines andern, den Marschallsstab

ersetzen muß, als ihn der Herzog von Ferrara zum Anführer seiner Truppen macht. Aus Gehorsam gegen diesen Herzog tritt er auf die Seite seiner Gegnerin, der Herzogin von Parma, über, siegt und wird Herzog von Parma, indes der von Ferrara sich mit Enriquens Schwester vermählt.

Alle diese spanischen Stücke muß man vornehmlich nach den ersten Akten beurteilen, die sehr sorgfältig geschrieben, ja sogar die Charaktere gut gehalten sind, wie hier vortrefflich, in der Folge geht alles drunter und drüber. Letzteres war einmal der Geschmack der Zeit. Die Ungeheuerlichkeiten, die Cervantes aus den Ritterromanen vertrieben hatte, flüchteten sich, obgleich sehr gemildert, in die Schauspiele, und als in der Folge sie der französische Geschmack auch dort versagt hatte, war es aus mit der spanischen Poesie. Möge es der deutschen nicht ebenso ergehen!

El pastor fido von drei Ingenios. Wir haben keinen Sinn mehr für solche Schäfereien. Man muß die Geduld des damaligen Publikums, aber auch seinen Scharfsinn und seine Aufmerksamkeit bewundern, daß sie sich in allen diesen Orakelsprüchen und Kreuzverwandtschaften zurechtfinden konnten. Daß darin die Etikette der Galanterie genau beobachtet wurde, machte wohl den Hauptreiz aus.

Karl Egon Ebert. (Wlasta.)

(1830).

Ein Nachteil, der diesem Nibelungenversmaß anklebt gegenüber dem Alexandriner, mit dem es denn doch am meisten übereinkommt, ist die Schwierigkeit des enjambement, da nämlich keine so bestimmt ausgesprochene Cäsur wie beim Alexandriner den gestörten Rhythmus wiederherstellt, z. B. S. 38.

„Ich trat hinein — doch plötzlich, wie aus dem Himmel bricht
Ein Wolkenbruch, so stürzte der Zauber auf mich los."

Die beiden Verse lösen sich beim Rezitieren in vollkommene Prosa auf, wie denn überhaupt die Nibelungenstrophe nur dann ein eigentliches Versmaß ist, wenn der Sinn der Worte erlaubt, nach dem weiblichen Einschnitt der ersten Hälfte des Verses einen kleinen Ruhepunkt zu machen.

„Und wie die Pest, die grimme, wenn Götterzorn sie ruft,
Als gift'ge Pfeile brauchet den Atem, ja die Luft:
So fliegt der Freiheitstaumel, betört vom Scheingewinne,
Mit Luft und Wind vom Haupte zum Haupt, vom
Sinn zum Sinne."

(Unerträglich wegen Mangel der Cäsur.)

(Doch die andern fechten.) Doch fechten die andern. — Fechten doch die andern. Der Gebrauch dieser beiden doch, des vor dem Zeitworte (Bindewort) und des nach ihm stehenden (Partikel) häufig vermischt (die doppelte Natur dieses doch doch) näher zu entwickeln).

An höchst widerlich häufig statt auf gebraucht.

In dem Abenteuer des Ctirad hätte von vornherein verborgen werden sollen, daß das angebundene Mädchen Scharka und das Ganze ein angelegter Plan sei.

Nach der Schlacht scheint das Gedicht ermatten zu wollen. Die Forderung kränkelt an dem schon von vornher in unglücklichen Bestreben, dem Ganzen eine höhere Begründung und epische Einheit zu geben. Der Besuch verspricht von vornherein etwas, wird aber im folgenden ganz unbedeutend. Ja selbst die sonst löbliche Form verliert alle Merkmale der Begeisterung.

Dem Hiatus, gegen den man freilich im Deutschen mitunter zu streng eifert, hier wohl zu häufig Raum gegeben.

Radka und Stiason — wohl der hergebrachte deutsche Gemütsjargon.

Gegen Ende erhebt sich das Gedicht wieder. Das Ganze würde sehr gewinnen, wenn es sich, statt als Heldengedicht, etwa als ein Romanzenzyklus ankündigte. Aus letzterem Gesichtspunkte ist es wirklich teilweise von großem Verdienst.

Auf dem Titel wird es als ein böhmisch-nationales Gedicht angekündigt. Es ist deutschen Mustern nachgeahmt, die darin herrschende Denk- und Sinnesweise ist deutsch, das Versmaß ein deutsches, ja die Sprache ist die deutsche; wo steckt da das Böhmisch-nationelle? Wegen des Stoffes? Da müßte Schillers Jungfrau von Orleans auch ein französisches Werk sein. — Derlei unhaltbaren Winkelnationalitäten wäre zu raten, sich lieber an eine bedeutende äußere anzuschließen (von der ihnen ohnehin auch das wenige von Bildung gekommen ist, das sie etwa besitzen), als in einem immerwährenden Wechsel von Ablehnen und Annehmen sich und jede Kraft zu verzehren.

Eckermann.

Goethes Gespräche mit Eckermann.

(1836).

Da ist denn wieder eine Sammlung von Aeußerungen Goethes, wie alles, was diesen außerordentlichen Mann betrifft, von unschätzbarem Wert, für den Einsichtigen nämlich, für den Uneinsichtigen aber eine gefährliche Klippe; ein Doppelschicksal, das Goethe und sein Streben mit allem Bedeutenden und Großen teilt. Wenn man den rechten Standpunkt zur Beurteilung oder vielmehr Benutzung dieser Aussprüche gewinnen will, darf man vor allem nicht vergessen: *wann* diese Gespräche gehalten wurden und zu *wem*?

Wann? Zu einer Zeit, als Goethe im hohen Alter teils die tätige Energie seines Innern von der Kunst ab und der Wissenschaft zugewendet, teils, von den abgeschmackten Bestrebungen der jüngern Welt ennuyiert, sich in ein ablehnendes Verhältnis zu jeder stärkern Wirkung gesetzt hatte.

Zu wem? Zu einem jungen Mann, den er im allgemeinen und zu seinen Privatzwecken bilden wollte, und in dem er vielleicht mehr Talent zu einer anschließenden ruhigen Entwicklung als zu großartigem Selbstschaffen entdecken mochte.

In dieser letzten Beziehung ist z. B. hauptsächlich dasjenige zu nehmen, was er gegen künstlerische Arbeiten von größerer Ausdehnung warnend ausspricht, obwohl nicht zu leugnen ist, daß wir alle durch Aufgaben über unsere Kräfte uns selbst mannigfachen Schaden getan und vielleicht der Kunst wenig genutzt haben. Andererseits aber würde ein Zeitalter bald ganz verflachen, das, auch bei beschränktem *Vermögen*, das *Streben* nach Großartigkeit, dem Gehalt und der Form nach, ganz und völlig aufgeben wollte. Das Bedürfnis des in Ruhe zurückgezogenen älteren Beobachters und der im Lebensstrudel fortgerissenen, zuletzt doch ewig jungen Welt, geht hier mit Recht einen ganz entgegengesetzten Weg.

Es ist nur zu gewiß und Eckermanns Gespräche mit Goethe 2. Bd., p. 264 bestätigen es: Der zweite Teil von Faust wurde redigiert, statt gedichtet; Vorhandenes angefügt, die Lücken hinterher ausgefüllt, Anspielungen, absichtlich dunkel, gehäuft, und so entstand jenes Werk, von dem man jedes Einzelne billigt, indes das Ganze ohne Eindruck bleibt.

p. 266. „Im Grunde ist es auch von dem, der einen Rat verlangt, eine Beschränktheit, und von dem, der ihn gibt, eine

Anmaßung." Das war der Grund, warum ich Goethen nicht um Rat fragte, und was ihn, trotz jener Maxime verdrossen hat.

p. 269. Die schöne Stelle über die Verkleinerer des Euripides. Ich selbst habe eine Ehrenrettung des Euripides schreiben wollen, es kam aber nicht dazu.

p. 271. Es ist auch gegen die Intentionen des Groß-Kophta nichts einzuwenden, die Darstellung ist aber ohne alle künstlerische Gewalt.

p. 276. Schellings Kabiren zum Verständnis einer „famösen Stelle" in der klassischen Walpurgisnacht dienlich.

p. 298. „Das Dämonische ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht; aber ich bin ihm unterworfen."

Wolfram von Eschenbach.

Parzifal.

(1838).

49,20. Was ist das für ein Gewäsch der Helden miteinander. Gereimte Prosa von der langweiligsten Art.

55,16. Völlige Gemütlosigkeit in dem Scheiden Gahmurets von seinem schwarzen Weibe, ganz bezeichnend jene rohe Zeit, die nur das Neue, Ueberraschende hören will, ohne sich um eine innere Folge zu kümmern.

63,20. Wie unbehilflich die Beschreibung des Helden!

88,18. Was das für ein unbeholfenes Gewäsch ist!

138,20. Findet er Sigune und in ihrem Schoße Schianatulander tot, offenbar ein Held von geheimer Bedeutung.

141,16. Sigune sagt von ihm: Ein bracken seil gap ime den tot. — Was ist das? Vielleicht daß er von der Minne angefallen wurde, wie ein Jagdhund vom Verfolger?

142,15. Erste Erwähnung des Fischers oder eines Fischers, der mir später Bedeutung zu bekommen scheint.

185. Klagen im Bettlerton über eigene Not.

291,15. Was ist da der Unterschied zwischen Minne und Liebe? Etwa die heftige und die gemütliche. Die sinnliche kann die erstere nicht sein, da auch von einer Christenminne die Rede ist.

338,6. Zu Anfang der siebenten Aventiure meint der Verfasser, man müsse nicht immer bloß einen Mann loben, sondern auch den anderen ihr Recht widerfahren lassen, weshalb er sich

von Parzifal zu Gawan wendet. Das ist eine recht hübsche Lebensregel, nur leider keine epische.

364,8. Die müesn diu strîtes ruoder gein mir ziehn. Ich denke, das ist die erste, übrigens sehr gute, Redefigur, die mir im Parzifal vorgekommen.

414,10. Merkwürdig für die Sitte oder Unsitte der Zeit, wie natürlich es jedermann und auch der Dichter findet, daß Gawan vom Blatte weg bei der Königin Antikonie schläft, und wie übel man es ihrem Bruder nimmt, daß er seinem Gaste darüber zu Leibe will. Gastrecht über Sittlichkeit, gemachte Tugenden über natürliche ist der durchgehende Charakter dieses ganzen Mittelalters.

455. Der Gral war also nicht ein sanguis regalis oder überhaupt eine Reliquie im katholischen Sinne, da er von den Heiden herstammte. (Letzteres zwar nach einer späteren Stelle nicht.)

463,25. Daß Kain durch den Totschlag des Bruders der Erde, seiner Urmutter, ihr Magdtum nahm, ein schöner Gedanke, nur wäre als Moment der Schändung mir das Begräbnis von Abels Leichnam lieber, als das Vergießen seines Blutes.

512. ... Vortrefflich übrigens die Art wie er (Gawan) mit Orgelûse zusammenkommt.

602. Etwas Unbehilflicheres als die Beschreibung des Sturzes, den Gawan ins Wasser tut, hat wohl keine Zeit und Sprache aufzuweisen.

618. Clinschor ist hövesch unde wîs. Klingsor im Wartburger Streite könnte also wohl allenfalls eine mythische Person sein, ob aber auch Heinrich von Ofterdingen? Doch gibt es ja altdeutsche Lieder, die einem wirklichen Klingsor zugeschrieben werden. Dann wäre also eine wirkliche Person gerade durch die Wartburger Begebenheit mythisch geworden.

656,14. Die Königin sagt von Clinschor:

sîn lant heizt Terre de Lâbûr:
von des nâchkomn er ist erborn,
der ouch vil wunders hât erkorn,
von Nâpels Virgilîus.
Clinschor des neve warp alsus.

Wie er sich, ein Herzog von Câps, in die Königin von Neapel verliebt, der König ihn bei ihr überfällt und ihn „zeim kapûn

mit einem snite“ macht. Darauf fährt er nach Persia und lernt dort die Zauberei.

717. Etwas Leereres und Abgeschmackteres, als der Brief, den der König Gramoflanz an Itonje schreibt, ist wohl kaum zu finden.

Euripides (s. auch Aeschylos).

(1823).

Von der Achtung, in der Euripides (gegen die gegenwärtig unter den deutschen Kritikern aufkommende Meinung) bei seinen Zeitgenossen stand, zeigt jene Parallele zwischen ihm und Sophokles, die in dem bekannten Orakel der Pythia über den Sokrates vorkommt: Der weise Sophokles, der weisere Euripides, der von allen Männern weiseste Sokrates.

Barnesius' „Leben des Euripides“.

(1838—1840).

Um wieviel gescheiter ist dieser Barnes als Schlegel und seine Nachschreiber ...

Daß übrigens etwas Philosophisch-Unpoetisches in seinem Haß gegen die Helena und ihre Angehörigen liegt, läßt sich wohl nicht leugnen.

Ich möchte überhaupt sein Verhalten gegen die menschlichen Verirrungen so ausdrücken, daß er geneigt sei, sie zu erklären und dadurch gewissermaßen zu entschuldigen, aber als Verirrungen anerkannt will er sie wissen ....

Sein sogenannter Weiberhaß ist wohl nichts als eine genaue Weiberkenntnis. Wie er denn überhaupt Menschen schilderte, indes seine Vorgänger häufig nur Personifikationen.

(1834).

„Sodann habe ich zu vermelden, daß ich, durch eine neue Ausgabe der Iphigenie in Aulis des Euripides, von Professor und Ritter Hermann in Leipzig, wieder auf diesen unschätzbaren griechischen Dichter hin hingewiesen worden. Sein großes und einziges Talent erregte zwar wie sonst meine Bewunderung, doch was mir diesmal hauptsächlich hervortrat, war: das so grenzenlose als kräftige Element, worauf er sich bewegt. Auf den griechischen Lokalitäten und auf deren uralten, mythologischen Legendenmasse schifft und schwimmt er, wie eine Stückkugel auf

einer Queckſilberſee, und kann nicht untertauchen, wenn er auch wollte. Alles iſt ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältniſſe; er darf nur zugreifen, um ſeine Gegenſtände und Perſonen in dem einfachſten Dekurs vorzuführen, oder die verwickeltſten Verſchränkungen noch mehr zu verwirren, dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unſerer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulöſen oder zu zerhauen.“ Goethe an Zelter 23. Nov. 1831.

Bis ins Eigentlichſte meine eigene Meinung von Euripides, der ein hiſtoriſcher, der eigentlich nationelle Dichter, eine Art begeiſterter Pauſanias iſt.

(Alceſte.)

(1820—1821).

Die Alceſte des Euripides hat von vornherein für einen modernen Sinn etwas wahrhaft Empörendes. Wie nämlich Admet durchaus nur leben bleiben will und feigherzig das Opfer annimmt, das ſeine Gattin mit ihrem Tode für ſeine Erhaltung bringt, ja wie er ſogar, da ſie geſtorben, ſeinen eigenen Vater anklagt, daß er, der Greis, es nicht ſtatt ihr getan. Das Widerliche in dieſem Benehmen verſchwindet aber großenteils, wenn man bedenkt, daß nachdem einmal Alceſte für den Gatten ſich als Opfer verlobt, ein Rücktritt und neuer Tauſch nach griechiſchen Religionsbegriffen wohl nicht mehr möglich war, und Admet daher aufs höchſte *mit* ſeiner Gattin, nicht aber *für* ſie ſterben konnte. Die Unterirdiſchen hatten einmal das Sühnopfer angenommen und es blieb unwiderruflich. Wenn Admet ſeinem Vater über der Leiche der Gattin Vorwürfe macht, daß nicht er für ihn, den Sohn, geſtorben, ſo meint das ſein Schmerz wohl nur, mit Beziehung auf Alceſten, die ſich wirklich geopfert. Nicht bloß dem Admet ſelbſt, auch der Gattin, der tot vor ihm liegenden Gattin, wäre ja zu ſterben erſpart geweſen, wenn der ohnehin dem Ziele nahe Greis nicht das Leben mehr geliebt, als den Sohn. Die Gegenwart der geliebten Leiche nimmt den Beſchuldigungen des Sohnes das Unnatürliche, das ſie beim erſten Anblicke haben. Wie ſchön benimmt er ſich hingegen in der Folge, als er dem bei ihm einkehrenden Herkules den Tod der Gattin verſchweigt, um dieſem den Eintritt in ſein Haus nicht zu verleiden; wie ſchön, als dieſer die dem Thanatos abgekämpfte Alceſte unerkannt, verkleidet, ſeiner Obhut übergeben will, und Admet ſich weigert, fürchtend, ſchon durch die Nähe eines Weibes an dem Andenken ſeiner Gattin ſich zu verſündigen. Herrlich gezeichnet iſt Herkules. Kräftig und lebensfroh, gleich bereit, vor dem Hauſe umzukehren, als er vernimmt, daß Trauer und Klage darin herrſcht, ſich unbekümmert der lauteſten Freude

überlassend, solange er für den übertrieben scheinenden Schmerz seines Wirtes keine würdige Ursache weiß, aber rasch gesammelt und bereit, Admets Edelmut mit gleichem zu bezahlen, sobald er den Zusammenhang des Ganzen erfahren. Die Entwicklungsscene könnte Calderon geschrieben haben, so durch und durch romantisch ist sie. Das übrige freilich stark griechisch, aber es ist ja ein griechisches Trauerspiel!

(1823).

Schlegel, glaube ich mich zu erinnern, schikaniert irgendwo den Euripides über das erste Gespräch des Admet mit dem Herkules in der Alceste. Dieser soll, von Admet wiederholt belehrt, immer noch den Tod Alcestens ignorieren. Das ist aber durchaus nicht so. Als Herkules den Admet um die Ursache fragt, warum er sein Haupt beschoren, gibt dieser zur Antwort: Ich begrub heute einen Freund (ein Liebes). Herkules rät auf die Kinder, die Eltern, endlich auf Alcesten, von der er weiß, daß sie sich statt ihres Gatten dem Tode gelobt. Admets Antwort ist so zweideutig, daß Herkules glauben muß, Alceste sei noch nicht wirklich gestorben, sondern man besorge nur ihren Tod. Da er aber nun voraussetzt, Alceste lebe gegenwärtig noch und Admet ihm doch beim Eintritte gesagt, er habe *heute* einen Freund begraben, so fragt ganz natürlich Herkules noch weiter fort, wer denn dieser Angehörige gewesen, der jetzt schon gestorben ist.

(Orest.)

(1838—1840).

Schlegel tadelt ganz unmäßig den Orest des Euripides. Aus einer unrichtigen Ansicht der Sache, wie mir scheint. Die Tragödie der Alten läßt sich gar nicht mit unserm Trauerspiele, sondern höchstens mit den autos sacramentales der Spanier vergleichen. Die menschliche Handlung ist in den meisten derselben geradezu Nebensache oder vielmehr nur das Vehikel, um den eigentlichen Inhalt, den Preis oder die Rechtfertigung eines Heroen, die Wirksamkeit der Götter, die Wege des Schicksals deutlich zu machen. Der Oedipus Tyrannus ist, streng genommen, das einzige antike Trauerspiel in neuerm Sinne. Der viel spätere Aristoteles hat mit seinem scharfen, aber prosaischen Verstande dieses Verhältnis ganz übersehen, und das Substrat anatomiert, ohne sich in die höhere Bedeutung einzulassen, worin er, seiner Stellung als Wissenschafts- und Kunstlehrer nach, auch nicht so gar unrecht hatte.

Dieser Orestes nun ist recht eigentlich da, um dem durch die Perserkriege wach erhaltenen Zorne der Griechen gegen die Helena (nachdem Homers großartige Ansicht längst entschwunden war) Luft zu machen. Der Mord der Helena, der Schlegeln so abscheulich vorkommt, war vielleicht gerade das Entzücken der Athenienser, und ich höre im Geiste den Beifall, den die vortreffliche Scene des Chors, während der Tat, sowie die Erscheinung und Erzählung des Phrygiers hervorbrachte. Wenigstens ist das Ganze so gemeint.

Dieser Orestes ist doch offenbar nicht (nach der Schlegelschen Ansicht) das Mittelstück einer zusammenhängenden Trilogie; wie könnte sonst Apoll voraussagen, daß Orest im Areopag freigesprochen werden würde, was notwendig dem Schlußstücke alles Interesse nehmen müßte.

Die so getadelte Scene, wo Pylades und Orestes den Entschluß aussprechen, die Helena zu töten, ist gerade von unsäglicher Großartigkeit. Ich stelle mir die beiden vor, wie sie halb leise in rascher Wechselrede, mit wahnsinniger Freude sich den Plan mitteilen. Sie sind unbewußt in den Wirbel der Verhältnisse hineingezogen und das Geschick der Tantaliden, das zuletzt herrlich durch die Dazwischenkunft Apollens gelöst wird, der der furchtbaren Pflicht der Vergeltungsmorde versöhnend ein Ende macht.

Die Griechen haben in allem eine ruhig entwickelnde, gleichsam mit behaglichem Schlürfen genießende Umständlichkeit, die uns Neuern, besonders im Drama, beinahe lästig fällt. Der Zug geht aber durch ihre ganze Literatur. Weil ihr Leben bewegt war, war ihr Genuß ruhig; unser Leben ist ruhig, darum erquicken wir uns im Bunten und Zappelnden.

Die Meinung derjenigen, die glauben, daß die Götter in den Tragödien der Alten nicht sichtbar erschienen, sondern nur ihre Stimme gehört wurde, scheint zu widerlegen, daß am Schlusse des euripidischen Orestes Helena offenbar in den Wolken sichtbar wird, also wahrscheinlich auch Apollo, der auf sie hinweist.

Dem Euripides wird das Spielen mit Worten so bitter vorgeworfen, ohne zu bedenken, daß ein guter Teil davon der griechischen eleganten Darstellung überhaupt zur Last fällt.

(Herakles.)

(1838—1840).

Wunderschön das erste Auftreten des Greisenchors im Rasenden Herkules. Wie schwer, wie dumpf! Euripides ist ein Meister in dergleichen.

Ebenso das erste Auftreten des Lykos. Rasch und heftig, in schönem Abstich mit dem Chor der Greise. Wie er sich gleich anfangs selbst Mut macht gegen die Angehörigen des Herakles.

Das ist allerdings etwas prosaisch, daß Lykos dem Herakles nachsagt, er habe den lernäischen Löwen in Schlingen gefangen: übrigens der Vorwurf wegen des Pfeilschießens ganz gut.

Die Lobrede des Amphitryo auf das Pfeilschießen scheint beim ersten Anblicke zu weitläufig und ungehörig. Wenn aber das Stück während des peloponnesischen Krieges spielte und darin ein Lob und Ermahnung für die Athenienser liegt, gegenüber den durch ihre Hopliten mächtigen Lakedämoniern, so verändert das die Natur der Sache.

Der Gipfel des Hohns die Schlußworte des Lykos, wo er den Greisen erlaubt, über das Schicksal der Herakliden zu klagen, und über ihr eigenes, daß sie Knechte sind.

Mit unübertrefflicher Kunst Megara und Amphitryo nebeneinander gestellt. Letzterer anfangs schwach, ja furchtsam, nur durch den Unwillen in der Rede gegen den Lykos zu selbstvergessendem Mute gesteigert. Megara immer kräftig und fest, das sind die Geheimnisse der Komposition, nur dem Meister erreichbar und verständlich.

Eine der schönsten Stellen, die je geschrieben worden, die Eingangsrede der Megara im Anfang des zweiten Akts.

Wie schön die eingeschüchterte Demut der kühnen Megara, wenn sie ihrem heldenkräftigen Gatten gegenübersteht. Ihr voriger Mut verliert sich, sie hat ihre Selbständigkeit abgegeben und ist nur noch des Herakles schutzbefohlenes Weib.

Der Chor der Greise am Schluß des zweiten Aktes ist offenbar in fröhlichem und halb scherzhaftem Sinne zu nehmen. Dem Euripides ist überhaupt die Einmischung des halb, ja ganz Ko-

mischen in seine Tragödien nicht fremd, dergleichen die Scene des Phrygiers im Orestes. Besonders erscheint Herakles bei ihm nie ohne eine solche Beimischung. Vide Alcestis. Im vorliegenden Chor zeigt dies schon der Eingang, dann die zweite Strophe, dann der darauffolgende barocke Vorschlag. Ich stelle sie mir dabei einen nach ihrer Art lustigen Tanz aufführend vor, und ein Lächeln der Zuseher war ganz an seinem Platze.

Dieser rasende Herkules ist eben auch nichts als die in ein Drama gelegte Erklärung eines athenischen Heiligtums, eines Herakleums, ganz in der Art der spanischen autos sacramentales. Nur auf diese Art betrachtet, hat das Stück einen befriedigenden Schluß, der zugleich auf die ehemalige Bundesfreundschaft von Athen und Theben hinweist, während des peloponnesischen Krieges eine großartige Wendung.

(Helena.)

Die Fabel der Helena des Euripides wäre allerdings so abgeschmackt, als manche sie machen wollen, wenn der Dichter die Versetzung Helenas nach Aegypten und ihre Abwesenheit von Troja zum Behufe seines Stückes selbst erst erfunden hätte. Nun war dies aber eine alte Sage, und schon Stesichoros hatte sie in seiner bekannten Palinodie gebracht. (Siehe Platons Phädrus.) Ja, Euripides' Helena ist selbst eine Art Palinodie des wendungsreichen Dichters für die Unehre, mit der er das Götterkind in so manchen seiner andern Stücke, vielleicht zum Skandal der Eiferer, überschüttet hatte.

(Die Herakliden.)

Diese Herakliden sind eben ein historisches Stück. Makaria, Jolaos, Alkmene geben zusammengenommen völlig den Charakter der Spartaner. Tapfer noch im hohen Alter, selbstaufopfernd für die Ihren, grausam gegen die Feinde. Dieses Stück ist mit einem Schlage gegen die Argeier und gegen die Lakedämonier geführt, welch letztere in ihren Voreltern Wohltaten von den Athenern empfingen, die sie nun bekriegen.

Ueberhaupt, was bisher zu wenig beachtet wurde, ist Euripides vorherrschend historisch und mythologisch, oder vielmehr archäologisch, in welcher Beziehung manche seiner Plane vortrefflich sind, welche, als Privathandlung betrachtet, fehlerhaft erscheinen könnten.

(1840).

Wie vaterländisch-politisch die von Euripides zweimal aufgenommene Herkulesfabel bei ihm gemeint sei, tritt besonders in den Herakliden hervor.

Goethe sagt einmal, scheinbar ziemlich wunderlich, von Euripides, er sei wie eine Stückkugel im Quecksilber schwimmend. Es ist viel Wahres in der Vergleichung. Euripides' meiste Stücke sind ziemlich unbeholfen, ja fehlerhaft komponiert, er findet aber überall eine Sage, ein Monument, einen historischen Umstand, der ihm entgegenkommt und die Handlung, die man eben im Begriff war, zu verdammen, zu einem solchen Wunder von Wirkung und Eindruck macht, daß man ihm in athenisch volksmäßigem Sinne beinahe die Palme vor seinen beiden Nebenbuhlern geben muß. Da sind z. B. diese Herakliden. Was ist da alles darin enthalten. Die Gerechtigkeit Athens, der Dank, den ihm die Herakliden schulden, gegenüber der verfolgenden Wut der Argeier, gegenwärtig die Verbündeten der Lakedämonier gegen dasselbe Athen, die Stammestapferkeit der Herakliden: die männliche Alkmene, der fechtende Greis Jolaos, das wunderbare Kind Makaria, dagegen aber auch ihre Härte und nichts schonende Grausamkeit. Wie zuletzt noch der gemeinsame Feind Eurystheus Athen segnet und den künftigen Undank Spartas verflucht, und das Alles von dem Eindruck des damals noch vorhandenen Grabes des Eurystheus, der Quelle der Makaria unterstützt, das ist das Quecksilber, auf dem die Stückkugel schwimmt.

(Hekabe.)

(1838—1840).

Mit Nahrung versehen, wie ein junger Zweig. Sonderbare Zusammenstellung.

Allerdings sonderbar, daß, indes die Handlung der Hekuba im Chersones spielt, Polyxena am Grabhügel Achills geschlachtet wird, der sich doch vor Troja befand. Die Ausflüchte von einem Kenotaphium u. dergl. werden durch nichts im Stücke bestätigt.

65. Der Stab entweder von der Last gekrümmt, oder überhaupt nur beigesetzt, um den Eindruck des Mühseligen zu verstärken. Man hat dies Auftreten der Hekuba als nach Effekt haschend getadelt, aber zu leugnen ist nicht, daß es den Zuseher auf der Stelle ganz in die Lage der unseligen herabgekommenen Frau versetzt. Und vergißt man die Schreckbilder, die sie oben im Traume gesehen!

70. Man hat über die Prologe des Euripides als zweckwidrig räsonniert. Aber vergißt man denn, daß die Stoffe der alten Tragödien allgemein bekannte Fakten waren. Aber wozu dann im Prolog bereits Bekanntes noch einmal bekannt machen? Von einigen der Zuseher war es doch möglich, daß sie das Faktum nicht, von andern, daß sie es nicht genau kannten. Da nun von einer Spannung der Neugierde im allgemeinen keine Wirkung zu erwarten war, so mußte von vornherein jeder Neugierde ein Ende gemacht, von da an aber auch die ganze Behandlung des Stoffes umgekehrt werden. Die Wirkungen, die sonst aus dem Nichtwissen des Ausganges hervorgehen, entspringen jetzt aus dem Wissen desselben.

So Hekabe V. 95, die nur erfahren hat, daß Achills Schatten eine der Troerinnen zum Sühnopfer begehrt hat, und nun die Götter bittet, das Todeslos von ihrer Tochter abzuwenden, indes der Zuseher schon weiß, daß es unwiderruflich über sie verhängt ist. Die Handlung geht auf diese Art bloß unter den Personen des Stückes vor, ohne daß der Zuseher mitspielt; das Mitleid gewinnt, was die Furcht verliert, und die tragischen Leidenschaften bleiben rein.

Die Schönheit der Gegenüberstellung der jammernden Hekuba und der jungfräulichen Polyxena verkennen, die in ihrem eigenen Leiden nur das der Mutter erblickt, kann nur einem deutschen Kunstrichter beikommen, insoferne Kunstrichter und pedantisch, sowie deutsch und abgeschmackt synonym sind. Wer überhaupt aus *diesem* Jammer der Hekuba nicht die Stärke ihrer Seele herausfindet, versteht sich wenig auf Menschen und Leidenschaften. Ist sie doch das einzig übrig gebliebene Auge, um den Untergang eines ganzen Geschlechtes und Landes zu beweinen. Ihr eigenes, vereinzeltes Unglück würde diese Frau anders getragen haben.

V. 239. Daß Euripides nicht immer großartig in seinen Motiven ist, leidet übrigens keinen Zweifel. Wenn Hekuba den Ulyß, da er als Späher nach Ilion kam, gerettet haben soll, so ist das wenig wahrscheinlich, wie schon der Scholiast bemerkt; übrigens als Inhalt einer eigenen Tragödie denkbar, so beiläufig aber mit eingeführt, ein wenig effektmacherisch.

254. Die Verwünschung der Demagogen allerdings eine Zeitanspielung, aber so gehalten, daß sie für alle Zeiten paßt und wohl der Hekuba in den Mund gelegt werden kann. Wer kann und mag auch der Gegenwart ganz und immer vergessen?

265. Charakteristisch ist der Haß des Euripides gegen die Helena und ihre Angehörigen. Es ist eben das Vorherrschen der philosophischen Ansicht gegen die mythische. So wenig poetisch das beim ersten Anblicke erscheint, so lag es doch notwendig im Fortschritt der Zeit und der Bildung. Die

Poesie benutzt gern den Glauben, wenn sie ihn vorfindet, den verschwundenen aber wieder erschaffen kann sie nicht.

Im Munde Hekubas aber die Beziehung auf die Helena vortrefflich, wie überhaupt die ganze Rede ein Meisterstück.

Die kühle, staatskluge und (nach damaligen Begriffen) durchaus nicht verletzende Rede des Odysseus in schönem dramatischen Gegensatze zu Hekabes leidenschaftlicher. Der Gegensatz des Barbarischen und Hellenischen.

342. Wie schön das Spiel des Odysseus angegeben. Dadurch wird das Drama zur lebendigen Handlung, statt eine Sammlung von Tiraden zu sein.

354. Ich müßte sehr irren, wenn über diesen letzten Worten nicht ein Schatten von nemo ante mortem beatus (niemand vorm Tode glücklich) und ihrem gegenwärtigen Schicksal läge.

Es ist eine Schönheit in dieser Rede der Polyxena, der nichts Neueres gleichkommt. Weh mir, in einer Zeit geboren zu sein, die das verkennt.

Auf diese heroische Selbständigkeit nun die Wechselklage von Tochter und Mutter, die in dem Munde der erstern etwas Hergebrachtes, Pflichtmäßiges hat. Sie feiert gleichsam ihr eigenes Leichenbegängnis und antizipiert die Klagen des Geleits. Das Leben gering zu schätzen, wäre für den Natursinn des Griechen viel zu albern gewesen, als daß er es selbst dem Heroismus verziehen hätte.

Am Schluß des Auftritts sinkt Hekuba zur Erde; indes folgt Polyxena dem Führer.

Polyxena ist dem Ausgang nahe.

Polyxena ist fort.

Die darauf folgenden Verse bezieht sie nicht auf sich, sondern auf die fortgehende schöne Tochter, ihr nachsehend. Sie verhüllt sich und liegt am Boden.

Unterdessen singt der Chor das schöne Lied, die Zweifel über sein eigenes Schicksal ausdrückend. Unter den Orten der künftigen Gefangenschaft besonders Athen hervorgehoben und die Feier der Panathenäen, an denen wahrscheinlich das Stück aufgeführt wurde, letzteres wohl ein Anachronismus, aber ein schöner.

Talthybios tritt auf und fragt nach der ehemaligen Königin der Troer — sie liegt am Boden. Der Gegensatz ist so in die Augen springend und erschütternd, daß es etwas Frostiges zu haben scheint, wenn ihn der Herold gleich darauf in einer ausgeführten Rede auseinandersetzt. Aber der Grund seines näheren Anteils wird bald klar: Er ist selbst ein Greis, und in dem Greisenalter der Gebeugten findet er eine Beziehung auf sich selbst, die ihn

aus der teilnahmslosen Heroldsrolle herausfallen läßt. Diese Auslegung ist nicht gesucht.

Wie schön, wie dramatisch mannigfaltig die Eintönigkeit der Situation unterbrechend, wenn Hekuba den Herold: o Liebster! anredet, weil sie glaubt, man führe sie gleich der Tochter zum Tode.

Die Beschreibung des Todes der Polyxena wird allgemein als so musterhaft anerkannt, daß da nichts beizufügen ist.

Die darauf folgenden Betrachtungen der Hekuba über das angeborne Gute und Schlechte, sowie über die Vorteile der Erziehung hat für unsere am Allgemeinen übersättigte Zeit etwas Kaltes und Störendes, damals aber, an der Wiege des diskursiven Denkens verfehlte es wahrscheinlich des Eindrucks nicht. Ueberhaupt Vorliebe der Athener für das Raisonnement. Und was die Unbedeutenheit der Betrachtungen betrifft, so kommen selbst im göttlichen Plato eine Menge vor, die nicht viel gewichtiger sein dürften.

Der Gedanke übrigens, daß, wer das Gute gelernt hat, auch das Schlechte erkennt, am Maßstab des Schönen nämlich; auch heute noch nichts weniger als abgedroschen oder gemein.

(1840).

Dionysos, von Pentheus zur Rede gestellt, hat viel von Christus.

(Die Bacchen.)

(1840).

Das ist es, daß man den Euripides nicht verstehen kann, wenn man die von ihm beabsichtigten Spielintentionen nicht begreift, z. B. in den Bacchen. Wie matt und leer erscheint das Gespräch zwischen Dionysos und Pentheus im dritten Akt, wo letzterer sich bereden läßt, unbegleitet die Mänaden zu belauschen. Aber schon Vers 800 fängt er an, die ersten Zeichen des Wahnsinns zu geben, von dem gleich darauf Vers 840 Dionysos spricht. Von diesem Gesichtspunkte aus ändert sich die ganze Situation und konnte von der ergreifendsten Wirkung sein. Der Fall, daß die Situation erst durch das Spiel der Schauspieler erklärt wird, tritt beim Sophokles, soviel ich mich erinnere, nur im Philoktet ein, wo die plötzliche Reue des Neoptolemos durch die Worte nicht genügend erklärt wird, und man daher annehmen

muß, daß etwa Philoktet, sich auf seine Schultern stützend, ihn zutrauensvoll umschlungen habe, welche Nähe mit dem Bewußtsein, daß er darauf ausgehe, ihn zu betrügen, in dem jungen Menschen jenen plötzlichen Ausbruch hervorruft.

(1841).

Man wirft dem Euripides vor, daß er häufig Beschreibungen und Betrachtungen einflechte, die der Handlung fremd sind. Der Handlung, mag sein; aber auch der Stimmung der Zuseher? Die so laut getadelte Anpreisung der Schützenkunst gegenüber dem Kampfe in schwerer Rüstung im rasenden Herkules, ist wohl nichts als eine Ermahnung an die Athener, jene Kampfesart nicht zu vernachlässigen, in der sie den Lakedämoniern überlegen waren. Die Beschreibung des Schilds des Achilles in der Elektra gilt vielleicht den ähnlichen Waffen eines Feldherrn, auf den die Athener eben damals ihre beste Hoffnung gesetzt hatten. So wie die scheinbar müßige Deklamation des Orest in demselben Stücke über die Kennzeichen, an denen man die Guten und Bösen erkenne, etwa zusammentraf mit obwaltenden Staatsfragen und Streitigkeiten. Euripides ist der eigentlich nationelle Dichter, und allem sucht er einen Bezug zu geben auf Athen. Sogar in der Medea muß der König Aligeus herbeigebracht werden. Im rasenden Herakles ist das Einschreiten des Theseus das Band, welches die zweischlächtige Handlung zusammenhält. Der Jon wird erst dann zu einem tadellosen Stücke, wenn man die atheniſche Beziehung unverrückt im Auge behält. Das ist zwar auch schon bei Sophokles der Fall im Ajax und Oedipus auf Kolonos, sowie beim Aeschylus in den Eumeniden, bei keinem aber so vorherrschend als bei Euripides. Weil er diese Richtung übersehen, hat Schlegel den seinen beiden Vorgängern gleich großen Dichter so sehr mißverstanden.

(1847).

Selbst der Iphigenie in Tauris fehlt die dem Euripides gewöhnliche vaterländiſche Beziehung nicht. Denn nach Athen soll Orest das Bildnis der Diana von dort bringen.

(Medea.)

(1844).

Die Kinder der Medea dürfen wir uns doch nicht als gar so klein vorstellen, denn V. 45 werden sie als von der Krikelasia rückkehrend bezeichnet, was, da bei diesem Spiele ein metallner Reif mit einem eisernen Stabe fortgetrieben wurde, doch schon die

Sache des Knabenalters ist. Sie trieben ihr Spiel auch im Gymnasium, wie gleich darauf (V. 67) der Pädagog erwähnt, wo eigentliche Kinder wohl nicht hinkamen. Also etwa sieben oder acht Jahre alt.

Schon V. 92 spricht die Amme ihre Besorgnis aus, daß Medea etwas Feindseliges gegen ihre Kinder unternehmen werde.

Wie lebhaft und empfindbar ist diese Besorgnis dadurch ausgedrückt, daß die Kinder sich noch auf der Scene befinden, wenn Medea schon sichtbar wird und die Amme nun jene eilig ins Haus treibt, ehe die Mutter ihrer noch gewahrt.

Oder vielmehr im ganzen ersten Akte ist Medea noch nicht sichtbar. Sie spricht im Innern des Hauses, wodurch aber der eben erwähnte Eindruck nicht vermindert wird, da sie, wenn auch nur mit der Stimme, gegenwärtig ist und jeden Augenblick erscheinen kann.

Zwei Ursachen, aus der Ausdrucksweise hergenommen, warum griechische Stücke in ihrer ursprünglichen Form auf dem heutigen Theater nicht gefallen können, sind: erstens, daß die Griechen von ihren Volksversammlungen her eine Neigung zur umständlichen Vielrednerei hatten, die uns mitunter läppisch vorkommt, dann, daß sie gern allgemeine Sätze einmischen und eindringlich wiederholen, die damals neu sein mochten, gegenwärtig aber unter die abgedroschenen gehören, als: das Lob des mittelmäßigen Zustandes, die Rache der Götter, die dem Uebermaß und dem Uebermute folgt. Namentlich die Chöre sind voll dieser Wiederholungen. So auch hier im ersten Akt die Klage der Amme, daß die Dichter Lieder für die Freude und Schwelgerei, aber keine gegen den Schmerz und die Leiden erfinden. Bei uns ist aber gerade das Gegenteil, da man in unserer Zeit bei Tische nicht zu singen pflegt.

Wie weise und wahr, daß, indes die Wärter der Kinder zuerst für das, was ihrer Sorge am nächsten liegt, für die Kinder, ihre Furcht aussprechen, und dadurch den Schluß vorbereiten, Medea von vornherein nur gegen ihre Beleidiger wütet, und Jason der Braut und deren Vater den Tod droht.

Eines der Hauptmotive, um das sich ein guter Teil der Handlung dreht: der Zweifel Medeas, wo sie sich nach vollbrachter Tat hinflüchten soll, verliert für unsere Zeit alle lebendige Wirksamkeit.

Der erste Chor ist schön, der Lage angemessen und natürlich. Man könnte nämlich zweifeln, ob es passend sei, die Weiber zu loben, da Medea eben ihre gräßlichen Entschlüsse ausgesprochen. Aber sie rächt nur männlich, was Männer mit weibischem Sinn ihr angetan. Das ist die Verkehrung der Welt, die der Chor beklagt.

Einem neuern Zuseher wird jene erste Rede des Jason Vers 522 nicht allein Unwillen erregen, was halb und halb gewollt ist, sondern sie muß auch den Eindruck des Lächerlichen machen, was doch nicht in der Absicht lag. Daß eigentlich Venus ihn gerettet, und Amor Medeens Herz besiegt, was bei den Alten einen Glauben vorfand, ist für den Neueren völlig leer, und Jason erscheint ihm noch mehr blödsinnig und geckenhaft als undankbar. Auch der oratorische Eingang seiner Rede, den in Wortstreit und Redekünste enthusiastisch verliebten Athenern ganz natürlich, ist der Gipfel der Abgeschmacktheit für unsere Zeit.

Die Bitten der Medea, im Lande bleiben zu dürfen, müssen einem neuen Publikum unsinnig vorkommen, die Verhandlungen mit Aigeus um einen Zufluchtsort in Athen, leer; denn die neuere Zeit hat ihr Vaterland überall, ubi bene, ibi patria. (wo gut sein ist, da ist das Vaterland).

(Die Heketides.)

(1847).

Bei Euripides darf man nie den patriotischen Gesichtspunkt aus den Augen verlieren. Er ist der eigentliche Lokal-, Nationalschriftsteller. Mit Ausnahme der Stoffe aus dem trojanischen Kriege liegt immer eine Beziehung auf Athen, ja auf die Zeitumstände im Vor- oder Hintergrunde. Die Heketides z. B. wären beinahe ohne Interesse, wenn nicht die Argeier im peloponnesischen Kriege es mit den Spartanern gegen die Athener gehalten hätten. Die Einheit der Fabel behandelt er allerdings ziemlich gleichgültig; bewunderungswürdig aber ist, was aus den scheinbar außer dem Wege liegenden Zwischenerfindungen für großartige Wendungen und den Hauptgedanken abschließende Beziehungen hervorgehen.

(Rhesus.)

(1861).

Dieser Rhesus des Euripides ist allerdings ein wunderliches Ding. Offenbar ein Gelegenheitsstück, durch irgend einen Anlaß etwa in Thrakien hervorgerufen, nicht allein, weil es sonst niemand schreiben, sondern weil es auch sonst niemand ansehen würde. Gehört also zur Gattung der Perser von Aeschylus und ist ebensowenig eine Tragödie als diese. Der Knotenpunkt liegt offenbar in der Erscheinung der Muse, die das Ganze

in die Höhe führt und vielleicht sogar in Zusammenhang mit den eleusinischen Mysterien bringt, die ja auch aus Thrakien stammen. Für das augenblickliche Gefallen sorgten wohl die sich ablösenden Schildwachen, der militärische Apparat und wohl auch die von dem Gewöhnlichen abweichenden kriegerischen Tänze des Chors.

(1817).

Im Hippolytus des Euripides tritt außer dem gewöhnlichen Chor, der aus Weibern besteht, auch noch, als Gefolg des Hippolytus, ein Chor von Jägern auf. (Zu brauchen in dem Brief über den tragischen Chor.)

(1817).

In den Flehenden des Euripides kommt eine Art Doppelchor vor, bestehend aus den Müttern der Sieben von Theben und ihren Dienerinnen. Erstere gehören wirklich unter die mitspielenden Personen. (Gegen Schlegels Theorie.)

Feuchtersleben.

(1851).

Ich bin mit Feuchtersleben verhältnismäßig spät bekannt geworden. Ich weiß daher — besonders da unsere Beziehungen vorzugsweise literarisch waren — von seinen früheren Lebensverhältnissen so gut als nichts, und muß mich daher darauf beschränken, von seinen Charakter- und Geistes-Eigenschaften, überhaupt von demjenigen zu sprechen, worin wir der Beurteilung anderer unterliegen, und worauf auch nur entfernt hinzudeuten, ihn selber eine, nicht geheuchelte, sondern mit seinem innersten Wesen verbundene Bescheidenheit unter allen Umständen gehindert hätte.

Schon daß wir uns so spät kennen lernten, deutet auf eine Grundverschiedenheit in unserem beiderseitigen Wesen hin. Ich war durch meine poetischen Arbeiten, wenigstens unter meinen nächsten Landsleuten, zu Achtung und Geltung gekommen, und doch fühlte Feuchtersleben, der sich so gerne anschloß, kein Bedürfnis, mir näher zu kommen. Er mochte wohl in dem Verfasser der „Ahnfrau" Lebens- und Kunstansichten voraussetzen, die mit jenen allerdings etwas barocken Ausbrüchen in einem nächsten Zusammenhange stünden. Ja, als ein gemeinschaftlicher Freund uns zum ersten Male einander gegenüber brachte, waren Feuchterslebens

Aeußerungen und Haltung nicht frei von einer gewissen oppositionellen Schärfe, die er sich fruchtlos Mühe gab, zu verhehlen. Aber ein erstes Gespräch reichte hin, uns in geistige Gemeinschaft zu bringen; obwohl er gewissermaßen in sich fertig, und ich nicht geneigt war, von meinen Ueberzeugungen, irgend jemand zuliebe, auch nur ein Haar breit nachzugeben. Wir waren Freunde, ehe wir's wußten; wobei der Unterschied der Jahre in keine Rechnung kam, da das Systematische seiner Bildung seinem Alter vorauseilte, indes von meiner Seite die poetische Anschauung immer etwas Jugendliches mit sich führt.

Ich will aber nicht von mir reden, sondern von ihm. Von seinen Lebensumständen also ist mir nichts bekannt, als seine beispiellos glückliche Ehe. Mit einer Frau verbunden, die, bei freilich vortrefflichen Eigenschaften, doch an Lebhaftigkeit, an Gewohnheiten, ja von vornherein sogar an Bildung, das Gegenteil seiner selbst war, hatte er sich doch durch Nachgeben und Beharren, durch geistigen Einfluß und harmloses Sichgehenlassen, ein Musterbild von Ehe geschaffen, wie es ein zweites Mal nicht leicht vorkommen wird, und indem es allein schon seinen Charakter verbürgt, ihn als das bezeichnet, was er war: als Weisen in der Tat.

Die Grundlagen seines Charakters waren: Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Bescheidenheit.

Er hat mit Recht von sich selbst gesagt: ich habe mir alles erkämpfen müssen! Denn nie ist ihm ein Vorteil geworden, den er durch Aufgeben einer Ueberzeugung oder durch Abweichen von dem strenggezogenen Pfade der Rechtlichkeit sich erworben hätte. Manche sind zwar in der letzten Periode seines Lebens irre an ihm geworden, aber da war er nicht mehr bloß Feuchtersleben, der Mensch, sondern mit der Sorge für andere betraut; und auch der pflichtgetreue Schiffer wirft im Sturme anvertraute Ballen über Bord, wenn er dadurch das Fahrzeug zu retten hofft.

Wenn ich von seiner Wahrhaftigkeit sprach, so meinte ich nicht die gegen andere, denn diese ist wohl schon an sich in der Rechtschaffenheit mitbegriffen, ich meinte die in unsern Zeiten, besonders in Deutschland, selten gewordene Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Er hat sich nie große Ideen angelogen, Ueberzeugungen erkünstelt oder Bedürfnisse eingebildet. Nicht nur sein Denken, auch seine Empfindung war einig mit sich und wahr. Er kannte die Grenzen seiner Begabung, und nie ist es ihm eingefallen, darüber hinauszugehen, wenn ihm auch hundert Journale dafür eine papierene Geltung angeboten hätten.

So war das erste Streben seiner Jugend ein poetisches. An

Verstand und Gefühl stand er so manchem Dichter voran, aber die Phantasie ging nicht gleichen Schritt. Darauf haben ihn nicht andere aufmerksam gemacht, sondern er selbst hat es bei reiferen Jahren erkannt, und er war ein so strenger Richter seiner selbst, daß er sich geradezu jedes poetische Talent absprach. Hundertmal mochte ich ihm sagen: das Reflektive und Gnomische sei zwar nicht die Poesie, aber auch Poesie; er blieb unerschütterlich und verurteilte sich selbst.

Beinahe kein Feld des menschlichen Wissens blieb ihm fremd. In der Philosophie war Kant sein Mann. Diese Philosophie der Bescheidenheit, die das demütige: „Ich weiß nicht" an die Spitze des Systems stellt, das Gegebene, als eines Beweises ebensowenig fähig als bedürftig, zum Ausgangspunkte nimmt, völlig zufrieden, wenn sie das logisch Richtige, Würdige und allen Förderliche damit in Uebereinstimmung bringen kann; die, gerade weil sie dem Denken seine Grenzen setzt, der Ahnung und Empfindung möglich macht, die leergewordenen Räume als Religion und Kunst auszufüllen — Kants Philosophie war die seinige. Daß er als Arzt, ohne eine Spur von Materialismus gar zu gerne Brücken zwischen der Physiologie und Psychologie gebaut hätte, ist wohl begreiflich.

Das Ziel seines Strebens und der Mittelpunkt seines Wesens war übrigens die Bildung, insofern damit die möglichste Erweiterung und harmonische Durchdringung aller Fähigkeiten und Erkenntnisse gemeint ist. Die entgegengesetzte Ansicht, daß jedes Wirken und jedes Talent eine gewisse Einseitigkeit, ein Uebergewicht nach einer Seite, voraussetze, gab er zwar zu, war aber nicht geneigt, die Uebereinstimmung seines Innern einer solchen, wenn auch geistreichen, Störung preiszugeben.

Daß unter diesen Umständen Goethe sein Ideal sein mußte, leuchtet von selbst ein. Nie ist vielleicht der Kultus für diesen, allerdings Größten aller Deutschen, weiter getrieben worden, als von ihm. Er war nicht geneigt, einen Wertunterschied zwischen den früheren und späteren Arbeiten des außerordentlichen Mannes zuzugeben; ja, ich habe alle Ursache zu glauben, daß ihn die späteren mehr befriedigten, als die früheren; wie denn auch Goethe als Mensch und Mann bis zu seinem Ende immer im Fortschreiten begriffen war, nur daß die Bildungskraft, schon nach Naturgesetzen, ebenso sehr abnahm. Soweit es Feuchtersleben bei seiner Gutmütigkeit möglich war, grollte er mir vielleicht ein wenig, wenn ich jenen Unterschied, nach seiner Meinung zu sehr, hervorhob. Wir ließen uns daher über diesen Punkt nicht leicht in ein Gespräch ein. Freunde müssen auch Geheimnisse vor einander haben.

Seiner Begeisterung für die Kunst machte er — da er sich die eigene Begabung unbilligerweise selbst absprach — dadurch Luft, daß er sich dem Streben anderer auf das innigste anschloß. Nicht auf jene in Deutschland beliebte Weise, daß man sich in irgend einen großen Schriftsteller hineinbegibt, und nun von der fremden Höhe auf alles andere mit wegwerfender Verachtung herabsieht. Gerade das Gegenteil. Er war mit der hingebendsten Liebe vorzugsweise dem Streben seiner Zeitgenossen, ihm Näherstehenden zugewendet. Auf die Bildung junger Talente einzuwirken, aber auch bei Werken, die ganz unabhängig von ihm entstanden waren und eine solche Hingebung nur irgend vertrugen, jede gute Seite hervorzukehren, jede Wendung, jeden Gedanken zur Geltung zu bringen, überall ein Tieferes vorauszusetzen, zu supplieren, zu ergänzen, sich ganz in das Fremde hineinzuleben; er war unermüdet in solch liebevollem Anerkennen. Diese seine Weise hatte für einzelne seiner Freunde sogar etwas Gefährliches, und ich selbst mußte auf der Hut sein, seine optimistischen Deutungen in Bezug auf meine eigenen Arbeiten, bei mir selbst auf ihre wahre Geltung zurückzubringen.

Das ist, was ich das Wohlwollen des Mannes nannte. Und diese selbstvergessende Liebe war es, was ihm, verbunden mit seinen übrigen Vorzügen, den Stempel der vollkommensten Liebenswürdigkeit aufdrückte.

Als ein solcher wurde er in die Bewegungen des Jahres 1848 hineingeworfen. Ich weiß, wie sehr die Annahme der von ihm bekleideten Stelle seinem Innern widerstrebte, und daß man sein ganzes vaterländisches Gefühl in Anspruch nehmen mußte, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er wäre für ruhige Zeiten der bestgedenkbare Unterrichtsminister gewesen. Hier aber kam er mit etwas in Konflikt, was seiner Natur rein entgegengesetzt war: mit der Roheit. Wie er in dieser Zeit — wo jede Bitte eine Sturmpetition und jede Verweigerung der Anlaß zu einem Aufstande war, — wie er also in dieser Zeit seiner Amtsführung gewirkt, wie weit er beharrt oder nachgegeben, bewilligt oder versagt hat, kann ich nicht sagen, denn seine Ueberhäufung mit Geschäften hatte eine Lücke in unserem Verkehr zur Folge. Aber das weiß ich, daß das Bewußtsein, nicht immer das Beste haben tun zu können und notgedrungen mancher seiner Ueberzeugungen untreu geworden zu sein, ihn getötet hat. Er ist vom Geiste aus gestorben.

Diego de Figueroa y Cordova.

(1824).

La lealtad en las injurias. Eine der vielen Variationen über das ewige spanische Thema. Die Nachtscenen mit ihren Verwirrungen spielen eine Hauptrolle. Nichtsdestoweniger mehrere glückliche Stellen.

Diego und Juan de Figueroa.

(1824).

Vencerse es el major valor angeblich von Calderon. Ich habe das Verzeichnis seiner Komödien nicht bei der Hand, um nachsehen zu können, aber beim Lesen habe ich keine Spur von Calderon gefunden. Ein Liebhaber, der in Gefangenschaft geraten, sich brauchen lassen muß, bei seiner Geliebten den Unterhändler für den Herzog von Florenz zu machen, Eifersuchten, Mißverständnisse, Verwechslungen der gewöhnlichsten Art, und zuletzt ein Herzog, der zurücktritt und die Liebenden vereint, wie in allen spanischen Stücken, wo ein Landesherr sich beikommen läßt, als Nebenbuhler seiner Untertanen aufzutreten. Das ist ungefähr das Ganze. Kaum eine einzige ausgezeichnete Stelle.

Fouqué.

(1817).

Ein neuer Beweis, wie sehr die Idee vom Schicksal mit unserer ganzen Denkweise verknüpft ist, gibt Fouqué, derjenige unter den neueren Dichtern, der die Religion wieder Mode gemacht hat. In seinem: Karl dem Großen sagt er, bei Erwähnung von Pipins Tode, mitten unter den salbungsvollsten Sprüchen:

Ich weiß nicht, war es Schicksals neid'ges Hassen,
Schon jetzt den Held zu fällen.

Um so komischer, als bald darauf folgt:

Der König starb ergeben
Vertrau'nd der Christes Hulden. pag. 111 und 112.

(1820).

Wie dieser Fouqué den Stoff hinwirft, und in seiner rohen Gewalt wirken läßt als Stoff; und weil nun die Leute beim Lesen eine Wirkung spüren, so meinen sie, ein Kunstwerk vor sich zu ha-

ben; aber eine Hinrichtung wirkt auch. Da ist keine Verbindung der Teile, keine strenge Motivierung der Leidenschaften, und weil es in der Natur Wirkungen gibt, deren Ursachen sich oft nicht nachweisen lassen, so glaubt er, es ginge auch in der Kunst so, indes die Kunst gerade darin besteht, dasjenige, was in der Natur als unzusammenhängende Teile erscheint, zu verbinden als ein Ganzes. Daher bewegt er sich auch so gern in der Zauberwelt, weil hier ein, das Verschiedenartigste leicht verbindendes Gefühl des Wunderbaren in der Brust des Lesers dem Dichter die Mühe des Verknüpfens am besten erspart. Nur wo die Natur selbst schon poetisch geworden ist und als Mythe und Sage aus der Vorwelt herüberklingt, wird er, durch Aneignung dieser Naturpoesie, poetisch. Ueberhaupt hat er nie unmittelbar aus der Natur geschöpft, sondern immer nur fremde Behandlung der Natur nachgeahmt. Seine Name wird noch vor seinem Leben aufhören. Das ward mir vorzüglich deutlich bei Lesung seines Alboin.

Juan de Matos Fragoso (s. auch Diamante Moreto).

(1824).

La vida de S. Froylan. Ein gutes Stück. Den Namen des Verfassers habe ich vergessen. (Juan de Matos Fragoso?)

Estados mudan costumbres. Sehr gut geschrieben, namentlich der Monolog des Prinzen im dritten Akte ein meisterhaftes Stück Poesie. Auch die Haltung der beiden Liebenden, wenn sie sich vermöge eines Kindertausches für Bruder und Schwester halten müssen, sehr gut, vor allem die Scene, wo Silvio durch die Glastüre seine vermeinte Schwester beim Ankleiden betrachtet. Der Prinz hat große Aehnlichkeit mit dem „Im Leben ein Traum"; die Entwicklung, daß die vertauschten Kinder schon früher einmal vertauscht waren und daher der Bruder die Schwester heiraten kann, etwas gewaltsam herbeigeführt.

A su tiempo el desengano. Da sind nun die Verwicklungen auf ihrem höchsten Punkt, so daß sie mehr zu Verwirrungen werden, teils weil sie so weit hergeholt, teils weil sie nur ihr eigener Zweck sind. Uebrigens läßt für einen bereitwilligen Zuseher die Spannung keinen Augenblick nach. Der Gracioso hat ziemlich unwahrscheinliche, aber höchst komische Scenen und die Personen, wie Karten gemischt, geben ein unterhaltendes Spiel.

La adultera penitente. Die beiden ersten Akte haben viel Gutes, nur wird der Teufel persönlich zu Dingen bemüht, die sich ohne ihn von selbst gemacht hätten. Aber freilich mußte die Ehebrecherin zuletzt eine Heilige und daher vom Teufel selbst ver-

sucht werden. Der dritte Akt, obwohl von dem sonst tüchtigen Matos, doch ganz verworren und abgeschmackt.

El Job de las mugeres. Sonst sparen die Spanier den Unsinn für die spätern Akte auf, hier fängt er aber schon im ersten an. In der Folge bessert sich das Stück, denn wenn es auch ein Unsinn ist, daß die Königin, der in Abwesenheit ihres Gemahles die Regierung anvertraut ist, die ganzen Reichseinkünfte an die Armen verteilt, weshalb sie auch der Regierung entsetzt wird, so ist das in katholisch-kirchlichem Sinne kein Unsinn, sondern ein Verdienst. Eine Intrigue ganz gut: daß der Schurke und Kronprätendent einem der Großen glauben macht, daß die Königin einen Liebhaber des Nachts in ihrem Zimmer empfängt und dieser, um sich zu überzeugen, sich daselbst verbirgt, jener den andern Großen dieselbe Lüge sagt, und nun der Erstgekommene als der versteckte Liebhaber überfallen und beinahe getötet wird. Er entkommt aber, bringt ein Heer auf, dem sich auch der inzwischen rückgekehrte König anschließt und in dem, was ganz hübsch ist, auch die von der Königin so hochgehaltenen Bettler mit ihren Krücken und Stäben mitfechten, und so wird der Tyrann besiegt, die Königin, die als weiblicher Job schon auf dem Misthaufen lag, sieht sich vom Aussatz wundertätig geheilt und tritt in ihre Ehren ein. Sie ist nämlich die heilige Elisabeth von Ungarn ...

La muger contra el consejo von drei Ingenios (darunter Fragoso). Das Stück nicht übel, ein wenig im Geschmack der Donna Diana, ohne darum die Donna Diana zu erreichen. Der Grundgedanke sogar recht gut. Daß der verkleidete Liebhaber der Prinzessin Sirena, die in Trauer über ihren verstorbenen Liebhaber ihr Leben zubringen will, gegen sein Interesse, den Rat gibt, in ihrem Vorsatz zu beharren, so daß sie, des Unsinns ihrer Uebertreibung halb bewußt, gerade dadurch veranlaßt wird, sich zum Gegenteile hinzuneigen. Mit einem Wort, daß sie immer das Gegenteil von dem tut, was er ihr rät, wohin er sie eben bringen will. Sonst auch gute Scenen. Der dritte Akt der schwächste.

Freiligrath.

(1838).

Freiligraths Gedichte. Diese Gedichte sind wie ein schönes Theater mit prächtigen Kleidern und Dekorationen, aber ohne Schauspieler. Oder wie die Welt, ehe noch der Mensch erschaffen war.

Geronimo de la Fuente.

Enganar con la verdad. Ein konventionelles Stück mit vielfach dagewesenen Verwicklungen. Ein Ring, den die Herzogin dem Diener des Hauptheldens schenkt und der dann in verschiedene Hände kommt, gegen einen des Königs ausgewechselt wird, ohne daß es sehr klappt und an dem nichts gut ist, als daß, indes er die peinlichsten Mißverständnisse hervorbringt, der beschenkte Diener durch das ganze Stück bis zum Ende nur immerfort urgiert, daß er dafür noch gar nicht das Geld bekommen habe. Uebrigens gut, zum Teil vortrefflich geschrieben.

Gaudy (s. auch Bildende Kunst, XIV.)

(1835).

Besonders sorgfältig muß dieses Nibelungen-Metrum behandelt werden, wenn es den iambischen Charakter hat, weil hier beim Absatz in der Mitte zwei auseinander zu haltende Kürzen zusammenstoßen.

Man könnte von diesen Kaiserliedern von Gaudy sagen (von vielen nämlich), es sei ein Metrum darin, aber kein Rhythmus. Das Metrum mißt Silben, aber der Rhythmus bringt sie zur Einheit.

Gervinus (s. auch Kritisches).

(1837).

Man muß Gervinus gut sein, auch wo man ihn nicht ganz billigt. Es ist eine solche Rechtlichkeit der Gesinnung in ihm, eine so richtige Empfindung, wenn er über abgeschlossene Werke urteilt, nur über die Zustände des Dichters, aus dem die Werke hervorgegangen sind, ist er nicht so kompetent, aber er ist eben Literarhistoriker und der hat es mit den Werken zu tun. Goethes früheste und späteste Epoche beurteilt er mit Begeisterung und gerecht. Selbst wenn er über die Erzeugnisse des Greises streng abspricht, merkt man, es ist mehr der Aerger, daß er nicht alles vortrefflich finden kann, wie er wünscht, als eine Anfeindung, was ihn so hart macht. Und in der Tat, man mag Goethen noch so hoch verehren: die Wanderjahre sind kein Werk, der zweite Teil des Faust kein Gedicht, die versifizierten Maximen der letzten Zeit keine Lyrik. Aber alles gehört zusammen. Goethe der Jüngling, Goethe der Mann und Goethe der Greis sind ein Riesenbild, an dem sich die kommenden Jahrhunderte erquicken, dessengleichen sie nicht

sehen werden. Aber er war eben ein Mensch. Nicht der Dichter, sondern ein Dichter und das in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Nur in Bezug auf Goethes Mannesalter, die kräftigste Periode seines Wirkens, bin ich nicht ganz mit Gervinus einverstanden. So sehr er ihn anerkennt. — Hier obige Bemerkung.

(1837).

Gervinus wundert sich über Goethes Erklärung, daß er sich für unfähig halte, eine wahre Tragödie zu schreiben, und daß er fürchte, durch das bloße Unternehmen sich aufzureiben. Er sieht eben nicht ein, daß Goethes Art, sich in die innerste Natur des Darzustellenden hineinzusetzen, ihm die Identifizierung mit den Personen einer Tragödie notwendig grauenhaft machen mußte, indes Schiller die Charaktere von der Oberfläche aufnahm, das Innere aus seinem eigenen, reichen Wesen supplierte und so mit einer bald abzuschüttelnden Fieberaufregung leicht zu Ende kam. Von den neuern hat nur Shakespeare sich tragischen Stoffen in Goethes Sinne hingegeben. Selbst die großen Alten haben es mehr in Schillers Sinn getan, mit Ausnahme des Euripides, der daher seine beiden Mitbewerber in dieser Hinsicht übertrifft, nur daß sie ihn wieder an Großartigkeit übertreffen, wie Schiller Goethen, aber nur aus demselben Grunde.

(1849).

Die Naturgeschichte der deutschen Poesie von Gervinus.

Eclipe Godinez.

Aman y Mardocheo. Das Stück hat schon das Gute, daß es sich an die Bibel hält und dadurch die gefährlichen spanischen Absurditäten vermeidet, übrigens geht es auch den Härten der Bibel mit Ermordungen ganzer Völker glücklich aus dem Wege. Der König höchst poetisch und sentimental. Esther gilt geradezu für eine Vorläuferin und Vorbild der Jungfrau Maria, wie sie denn auch der Liebesbote des Königs geradezu mit den Worten des englischen Grußes anredet. Auch dem Mardochäus wird sein Verbrechen, ein Jude zu sein, darum verziehen, weil er immerfort auf den künftigen Messias hindeutet, ja sogar die Jahre seiner Ankunft ausrechnet. Dagegen alles ist denn nun nichts einzuwenden. Freilich steht es unendlich unter der Esther Lope de Vegas.

Goethe

(s. auch Bettina, Gervinus, Eckermann, Satiren II. Abt.).

(1837).

Goethe nimmt häufig zu wenig Rücksicht auf seine Leser. Er widerspricht scharf, um sich einen Irrtum bestimmt vom Leibe zu halten und kümmert sich nicht darum, ob der Widerspruch in all seiner ungemilderten Schärfe, unabhängig von einer gegenüberstehenden Meinung betrachtet, vielleicht selbst einen Irrtum, ein Zuwenig oder Zuviel einschließe. Goethe kann nur begriffen werden, wenn man ihn in steter Polemik sich vorstellt. Seine Polemik ist aber nicht angreifender Natur, sondern abwehrender, und am Ende bloß Selbstverteidigung. Goethe als Literator ist der kompletteste Egoist, er ist sein eigener Hof- und Hausdichter.

(1836).

Goethe in seinen älteren Tagen ein großartig blasierter Geist.

(1836).

Goethe hat ganz den Gesichtsschnitt der Frankfurter Weiber. Von wo der Mensch ausgeht, dahin kehrt er endlich zurück. Goethe ist endlich so winklig und schnörkelhaft geworden als seine Vaterstadt.

(1840).

Es ist nicht zu sagen, was wir an Goethe haben würden, wenn er mit 30 Jahren Dichter hätte bleiben können und mit 60 Minister geworden wäre, statt daß es jetzt beinahe der umgekehrte Fall ist.

(1840).

Die beste Kritik über seine, übrigens wohl vortreffliche, Iphigenia hat Goethe selbst ausgesprochen, wenn er in einem Briefe an Schiller sagt: er habe sie nach langer Zeit einmal wieder durchgesehen und finde sie verteufelt human.

(1836).

Unter den vielen Stimmen über Goethe ist auch in ganz neuester Zeit die eines bekannten Publizisten (um nicht zu sagen Staatsmannes) hinzugekommen, der in einem seiner Briefe (Rahel)

von dem großen Meister sagt: Aus dem persönlichen Umgang mit ihm kommt in Ewigkeit nichts heraus. Ich glaube es; besonders mit Rücksicht auf die Personen, die eben mit Goethe in persönlichem Umgang standen. Goethe hatte allerdings auch etwas Mephistophelisches in seiner Natur, was sich besonders darin zeigte, daß er auch den Mephistopheles in den andern leicht erriet. Dann habe ich immer bemerkt, daß im Gespräche über die letzten und erhabensten Dinge niemand unerschöpflicher ist, als erstlich jene Gutmütigen, Tugendhaften, denen es bei vollem Ernst um die Sache an einem Talente fehlt, ihre Gesinnungen wissenschaftlich oder künstlerisch darzustellen und so abzuschließen. Diese sind unerschöpflich, weil das Gespräch ihre einzige Produktivität ist. Dann aber auch jene Halbspitzbuben, welche, indes sie nicht geneigt sind, dem Wahren und Guten auch nur den mindesten Einfluß auf ihr Leben zu gestatten, doch Geschmack genug haben (besonders in den Zwischenzeiten, der crapule aller Art), auch in dem Erhabenen eine Quelle ästhetischen Genusses zu finden.

(1822).

Goethes neueste Schriften gehen aus der Opposition gegen die Richtung der Zeit hervor. Wenn man diesen Standpunkt nicht aufgefaßt hat, muß man auch diese Schriften falsch beurteilen. Wer aber in Opposition ist, sagt immer mehr, als er eigentlich selbst für wahr hält, gleichsam in der Ueberzeugung, daß das entgegengesetzte Streben der Widersacher schon von selbst das wegnehmen werde, was daran zuviel ist. Wenn Goethe in seinen Schriften Selbstbeschränkung oder vielmehr Selbstbegrenzung predigt, so lehrt er durch sein Beispiel sie erst für den Fall, wenn man sich vorher nach Erforderlichkeit selbst erweitert hat.

(1853).

Die Briefe Goethes an Frau von Stein (von denen ich erst zwei Bände gelesen habe) sind für mich das Interessanteste, was ich bisher von Goethes Korrespondenz gelesen habe, obschon sie, einzeln genommen, ziemlich langweilig sind, da sie alle das Nämliche ausdrücken. Daß aber dieser starre Charakter so hingebend, so weich sein konnte, ist ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte seines Innern. Diese Frau war also das Ideal, das ihm bei seinen Iphigenien und der Prinzessin im Tasso vorschwebte. Die Briefe selbst jedoch zeichnen wohl den Liebhaber, nicht aber die Geliebte. Dies geschieht nur mit ein paar Zeilen, aber hinläng-

lich, in einem andern, sonst ziemlich unbedeutenden Lebensbilde aus jener Zeit: Charlotte von Kalb von Ernst Köpke in folgender Stelle, Seite 82: Von der liebenswürdigen Fr. v. Schardt .... wurde sie der Fr. v. Stein .... von neuem bekannt gemacht. Schon vor zehn Jahren hatten sie sich in Meiningen gesehen, und Frau von Kalb trug noch die ersten Eindrücke, die jene damals im weißen Taffetgewande, eine dunkle Rose im braunen Haar, von einem Blondenschleier fast verdeckt, auf sie machte, in frischer Erinnerung ... Freilich war Frau v. Stein nun wohl verändert, aber der Schein des Glückes war über sie ausgegossen, und die ruhige Gleichmäßigkeit lag in ihren Bewegungen, wie auch ihre Rede ohne Betonung eben dahinfloß.

(1817).

Goethes Talent ist, meiner Meinung nach, vorherrschend episch. Daher die wenige drastische Kraft seiner Dramen. Das Drama überhaupt soll ein Spiegel sein, in dem sich die lebendige Handlung malt, sein Drama ist ein Gemälde. Goethe ist als Dichter in allem unendlich groß, was er macht; als dramatischer Dichter scheint er mir durchaus ohne Belang. Die äußere Form des Dramas erstlich besteht im Dialog; zum dramatischen Dialog ist aber nicht genug, daß verschiedene Personen abwechselnd sprechen, sondern das, was sie sagen, muß unmittelbar aus ihrer gegenwärtigen Lage, aus ihrer gegenwärtigen Leidenschaft hervorgehen, jedes Wort muß überdies eine unverkennbare Richtung nach dem Zwecke des Stückes oder der Scenen haben, und dieses letztere ist bei Goethen größernteils nicht der Fall. Seine Personen sagen gewöhnlich alles, was sich über einen Gegenstand Großes und Schönes sagen läßt; das ist recht schön, und ich möchte um alles in der Welt keine der schönen Reden in Tasso und Iphigenia vermissen, aber dramatisch ist es nicht. Daher kommt es, daß Goethes Stücke sich so schön lesen und so schlecht darstellen. Ueberhaupt ist es höchst traurig, daß Goethe sich kein großes episches Sujet gewählt hat, er oder niemand wäre der Mann gewesen, es auszuführen, doch im strengen, dem Antiken sich nähernden Stile; eine romantische Behandlung dürfte ihm schwer geworden sein. Die erste Hälfte der Achilleis spricht für meine Meinung, in der zweiten Hälfte ist er freilich sehr aus dem Ton gefallen.

(Wilhelm Meister.)

(1826).

Wie Goethe im Wilhelm Meister die tieferen, gewaltigeren Leidenschaften und Empfindungen gewissermaßen doch nur effleuriert. Das Wunder, immer über seinem Stoffe zu stehen, vermindert sich doch etwas, wenn er sich weigert, in demselben unterzutauchen. Shakespeare tut es und beherrscht ihn doch, er steigt in den Schacht hinab und erzählt, was er darin gesehen; Goethe schaut, oben stehend, hinunter, ohne darum weniger davon zu wissen. Nicht, als ob ich der innigen Verehrung für Goethe dadurch eine Beschränkung beifügen wollte; es ist nur, um Erscheinungen zu erklären und den Armen einigen Trost zu geben, die, nur in den Stoff selbst eingehend, etwas daraus zu machen wissen und sich so leicht darin verlieren.

(1830—1840).

Form, d. h. der Inbegriff der Mittel, um den Gedanken in seiner vollen Lebendigkeit auf den Zuhörer übergehen zu machen.

Goethes Werke teilen sich nun in Werke von strenger und von loser Form.

Die strenge Form (Tasso, Iphigenie, natürliche Tochter) hat das Gefährliche, daß sie die Mannigfaltigkeit ausschließt, ohne die es minder begabten Geistern unmöglich wird, zu interessieren und zu befriedigen.

Die lose Form (Goethes früheste und letzte Arbeiten) hat den Nachteil, daß dem Leser, Beschauer zugemutet wird, die Lücken der Behandlung auszufüllen oder zu überspringen, was nur dann mit Erfolg zu erwarten ist, wenn ihm die Vortrefflichkeit des Gegebenen Lust und Schwungkraft dazu verliehen hat.

(1834).

„Um durch Betrachtung der ewig gesetzmäßigen Natur sich über die gesetzlosen Bewegungen der Menschen zu trösten oder zu erheben.“ Goethe, Geschichte der Farbenlehre II. Bd., p. 9. Paßt sehr gut auf Goethe selbst.

In einem Aufsatze zur Erklärung von Goethes getadelter Teilnahmlosigkeit an dem politischen Schicksal seiner Nation. — Ein hervorstechender Zug in Goethes Charakter war immer seine

Abneigung gegen das Fratzenhafte, Uebertriebene. Als Italiener wäre er vielleicht Carbonaro gewesen (?), aber die Deutschen mischen in alles eine solche knabenhafte Phantasterei, daß es Goethen bei jenem Charakterzug durchaus zur Last, eigentlich verhaßt sein mußte. Mit solchen Leuten gemeine Sache zu machen, war nicht denkbar, und da er trotz seiner Ruhe immer höchst praktisch und tätig war, sich also gegen nichts passiv verhalten konnte, so stieß er ab, was ihn nicht anzuziehen vermochte. Dazu kam noch die ewige Antastung und Verkümmerung seiner eigentlichen Göttin, der Wahrheit, und wohl auch die Furcht, daß die Deutschen durch das täppische Hineinmengen in die Fragen des Tages, ohne Gewinn auf einer Seite, auf der andern jene stillen wissenschaftlichen Vorzüge verlieren möchten, die so lange ihr eigentlicher Ruhm gewesen waren. Ob er recht gehabt hat?

(1846?)

Biographisch merkwürdig jene Stelle in Goethes nachgelassenen Werken: Abschied von Rom, 60. Band, S. 251, wo er eine Aehnlichkeit zwischen seinem und Tassos Schicksal findet, „Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird." Hier ist keine Aehnlichkeit denkbar, als eine Neigung zu einer gleich hoch gestellten Person. Man hat ja öfter von derlei gemunkelt. Derlei aufzuspüren ist keine Klatscherei oder Fraubaserei. Was man nicht, und mit Recht, getan, um das Verhältnis des historischen Tasso zu Leonoren aufzuklären. Derlei gibt den Schlüssel zur Entwicklung eines Charakters und eines Talentes. Man hat so viel geschrieen gegen die Drucklegung von Böttigers Tagebüchern, die darüber auch ins Stocken geraten ist. Mir wenigstens tut letzteres leid. Nur Knaben steht es an, ihre Helden in eitel Licht sehen zu wollen.

(1822).

Goethes Manier (Leben 3. Bd., 234), Gegenstände, über die er reflektieren wollte, in Form eines Gespräches mit oder einer Erzählung an einen als anwesend gedachten dritten durchzudenken. Vielleicht manchen zu empfehlen, da es dem Nachdenken Stetigkeit gibt, das bei lebhaften Geistern oft eintretende Abspringen und Durchkreuzen der Ideen abhält, und die wesentliche Bestimmung jeder Darstellung auch nach außen zu befriedigen lebhaft vor Augen erhält.

(1822).

Ob Goethe bei seiner neueren Prosa den Boccaz wissentlich vor Augen gehabt hat?

(1822).

Goethes Gebrauch der Interjektionszeichen unmittelbar an der prägnanten Stelle, nicht erst am Ende des ganzen Satzes, ist sehr zu empfehlen. Vielleicht ebenso sein, den Italienern nachgeahmter, Gebrauch des Superlativs als Positiv, zur Bezeichnung eines Vorzüglichen, jedoch außer der Vergleichung.

Faust II. Teil.

(1826).

Ueber jenen zweiten Teil des Faust. Was läßt sich sagen? Goethe hatte teils durch das höhere Alter, größtenteils wohl aber durch die kanzleiartige Geschäftigkeit seiner letzten Jahre von jener lebendig-versinnlichenden Kraft eingebüßt, welche allein Gestalten gibt und Gemütsinteressen erweckt. Die Figuren, die er aus seinen Jugendschätzen bereichert, hatten sich ihm daher zu Träumen und blutlosen Schatten verdünnt, die man noch immer billigen, ja bewundern muß, denen man sich aber nicht mehr mit Teilnahme verwandt fühlt. Auch mag dazu noch gekommen sein jener begreifliche Wunsch von Goethes letzter Zeit, keines seiner geistigen Kinder unversorgt zurückzulassen. So wie ihn das veranlaßte, mit weitem, allgemeinem Streben in individueller Besonderheit angefangene Werke fortzusetzen und abzuschließen, so scheint es ihn sogar verleitet zu haben, Teile und Bruchstücke, die ursprünglich nicht füreinander bestimmt waren, gewaltsam in einen Verband zusammenzudrängen, und die Sorge für die Herstellung der Einheit zum Ganzen, der Bewunderung der Zeiten und der Gewalt seines Namens überlassen zu haben. Was bei Wilhelm Meisters Wanderjahren sichtlich geschehen ist, dürfte bei dieser Fortsetzung des Faust zum Teile auch der Fall sein. Die darin aufgenommenen antikisierenden Bestandteile wenigstens sind offenbar Bruchstücke aus einer Tragödie Helena, die Goethe in früherer Zeit entwarf, in der Folge aber wieder aufgegeben hat. Ebenso trägt die klassische Walpurgisnacht deutliche Spuren eines antiquarischen Scherzes, unabhängig von Faust, den mittelalterlichen Wunderlichkeiten der Brockenscene ähnliche Monstrositäten der griechischen Zeit gegenüberzustellen. Es ist ein poetisch ausgeführtes Schema, wie Goethe sie zu machen liebte.

Wahlverwandtschaften.

(1841).

Was in diesen Wahlverwandtschaften am meisten stört, ist gleich von vornherein die widerliche Wichtigkeit, die den Parkanlagen, kleinlichen Baulichkeiten und dergleichen Zeug, fast parallel mit der Haupthandlung, gegeben wird. Es ist, als ob man ein Stück aus Goethes Leben läse, der auch seine unvergleichlichen Gaben dadurch zum Teil paralysiert hat, daß er fast gleichen Anteil an derlei Zeitvertreib, wie an den wichtigsten Angelegenheiten seines eigentlichsten Berufes, nahm. Es soll aber eine Abstufung des Interesses geben, und was man an Nebensachen verschwendet, wird immer der Hauptsache entzogen. Durch dieses Ausspinnen der Nebensachen hat er sich zugleich zweitens den Raum genommen, den Chemismus seiner Wahlverwandtschaften gehörig ins Psychologische oder vielmehr Moralische zu übertragen. Die Charlotten springen nicht so leicht mit ihrer Neigung ab, und es braucht eine große Stufenleiter von Ereignissen und Empfindungen, bis die Ottilien der Verirrung, ja dem Vergehen auch nur im Gedanken Raum geben. Angedeutet ist manches: z. B. daß Charlotte früher selbst ein Verhältnis zwischen Eduard und Ottilien habe einleiten wollen, aber die abgeschmackten Parkgeschichten nehmen allen Raum zur genaueren Entwicklung fort. Abscheulich ist, wie sie jetzt dasteht, die Geschichte jener ehelichen Nacht, gleich in Verbindung mit der Gelegenheitmacherei zwischen dem Grafen und der Baronesse.

Aber all das zugegeben, welch ein unendliches Meisterstück ist dieses Werk. An Menschenkenntnis, Weisheit und Empfindung, Darstellungsgabe, Charakterzeichnung und dichterischer Veredlung des scheinbar Gewöhnlichen hat es in keiner Literatur seinesgleichen. Vor dem fünfzigsten Jahre kann man es kaum völlig würdigen, aber es gehört ebensowohl zum Fluch als zum Segen des Gereiftseins, daß man es kann.

Wenn man mir es übrigens schenken wollte, ich möchte es nicht geschrieben haben. Die leidenschaftliche Steigerung eines Byron mag es immerhin mit Grenzen und Schranken nicht genau nehmen, ja die Poesie lebt zum Teil in diesem Sichhinaussetzen; je näher ein Werk aber dem gewöhnlichen Leben steht, je mehr muß es dasjenige achten, ohne welches dieses Leben ein Greuel und ein Abscheu ist.

Goethe und Schiller.

(1836).

Schiller geht nach oben, Goethe kommt von oben.

(1834).

Die Natur idealisieren und vom Standpunkte des Ideals die Natur betrachten. Das erstere gibt eine Abstraktion, das andere bleibt konkret; liebenswürdige Möglichkeit, schöne Wirklichkeit; Traum, Leben; Schiller, Goethe.

(1840).

Sonderbar mag allerdings die Lage gewesen sein, als Goethe aus Italien zurückkam, wo er die glimmenden Kohlen seines frühern Dichterfeuers zu einer nachhaltigen und wohltuenden Glut zusammengeschürt hatte, und er nun den lohen Brand Schillers in vollen Flammen fand.

(1835).

Lächerlich ist die Behauptung, Goethe habe sich nach dem Publikum gerichtet und ihm jederzeit gegeben, was es zu wünschen schien. Dem Publikum aufzudringen, was es nicht wollte, war sein Streben. Es hat sich lange genug, ja immer gegen die natürliche Tochter u. dergl. gewehrt. Kotzebue gab ihm, was es wollte.

Schiller sah ein, daß es etwas Höheres, Tieferes gebe, als Goethes Vorwürfe. Gewiß! Er begriff sie und stellte sie dar. Gut! Aber wie? Er wurde der Lieblingsdichter des Volks. Gewiß, weil dieses auf das Wie nicht so sehr zu achten pflegt. Ich glaube selbst, daß Schillers Gattung die höhere ist, aber Goethe war als Individuum größer.

Ihr schreit immer: Goethe! Goethe! Der Mann hat so viele Formen, welche davon ist euch denn so lieb? Alle. Goethe der Jüngling, Goethe der Mann. Der Reifende, der Reife, ja selbst der Ueberreife noch. Seine vielen Gestalten werden doch nicht verschiedener sein, als Pfirsichblüte und Pfirsichfrucht, die kaum einen Aehnlichkeitspunkt haben und die gleich entzücken.

„Hoch auf dem alten Turme steht" wird als eines der schönsten Goetheschen Gedichte angesprochen. Warum nicht? Wenn der Leser gerade in der Stimmung ist, es selbsttätig dazu zu machen. Ein Hauptfehler der Goetheschen lyrischen Gedichte

ist aber, daß sie dem Leser zumuten, sich durch eine Reihe von Operationen erst auf den Standpunkt zu setzen, auf dem sich der Dichter befand, da er es schrieb, und die Stimmung vorauszusetzen, statt zu erwecken.

(1836).

In einer Beilage der Allgemeinen Zeitung stand neulich ein Aufsatz von einem unbefangen sehenden Manne, er heiße nun, wie er wolle, der den Deutschen die eigentliche Poesie absprach. Da wird nun, wenn man nicht vorzieht, mit vornehmer Verachtung darüber hinauszugehen, ein großes Geschrei in unserm lieben Vaterlande entstehen. Falsch! werden die einen losbrechen: Schiller ist zwar kein ursprünglicher, unmittelbarer Dichter, aber Goethe, Goethe! — Unverschämt! hör' ich die andern sich Luft machen: Von Goethe wollen wir's gerne zugeben, daß er kein eigentlicher Poet war, aber unser herrlicher, kräftiger, deutscher Schiller! Hier haben wir also schon Deutschland in zwei Parteien geteilt, von denen jede den einen der Koryphäen der deutschen Poesie für keinen eigentlichen Dichter gelten lassen will. Das scheint um so sonderbarer, da kein Grieche jemals an Homer, kein Italiener an seinem Dante und Ariost gezweifelt hat, so wie kein Engländer, wenigstens jetzt, an Shakespeare zweifelt. Hieraus folgt, wenn nichts anders, wenigstens so viel, daß diesen beiden vorzüglichsten deutschen Dichtern der Stempel der echten Poesie nicht so klar aufgedrückt ist, daß nur Dummköpfe, und das sind beide Parteien nicht, an der Echtheit zweifeln könnten. Es scheint vielmehr, daß jedem dieser beiden bedeutenden Männer ein Ingrediens der echten Poesie fehle, das, nach der Verschiedenheit der Ansichten, jede der beiden Parteien für das Wesentlichste hält. Und das ist es eben, was der Verfasser jenes Aufsatzes sagen will.

Die neueste deutsche Poesie teilt sich in zwei Klassen, die ich mit den Namen der *Schlafrock-Poesie* und der *radikalen Poesie* bezeichnen möchte.

Die erste Klasse besteht aus den Nachahmern Goethes. Wohlgemerkt! den *Nachahmern*, nicht den *Verehrern*. Wer kein Verehrer Goethes ist, für den sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde. Dieser vielleicht größte aller Deutschen hat, ein andrer Napoleon, seine vorher bürgerlichen Angehörigen, alle Deutsche, geadelt, so daß man ihnen noch lange ihre Unbesonnenheiten und Eingriffe um seinetwillen verzeihen wird, bis einmal, vielleicht bald, der Glanz erlischt, den er auf seine Umgebung warf, und nur der seine bleiben wird bis ans Ende der Zeiten.

Für seine Feinde sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde. Ich nehme hier einen einzigen aus, dessen großartiger, aber einseitiger Haß ihm darum verziehen werden kann, weil es ein Haß, also eine Leidenschaft ist, die, aus andern Quellen entsprungen, auf Goethe den Schriftsteller nur einen entfernten Bezug hat. Auch hat er sich selbst aus Deutschland verbannt.

Aber Goethe verehren und ihn nachahmen, sind verschiedene Dinge. Schiller kann und soll man nachahmen, weil er der Höchste einer Gattung ist und daher ein Muster für alle seiner Gattung. Goethe dagegen ist ein Ausnahmsmensch, eine Vereinigung von halb widersprechenden Eigenschaften, die vielleicht im Laufe von Jahrhunderten sich nicht wieder beisammen finden. Er gehört keiner Gattung an, oder wenn man ihn an die Spitze einer solchen stellen wollte, so wäre es eine ziemlich bedenkliche Gattung, nur daß er selbst um eine Unendlichkeit von den auf ihn folgenden Nächstbesten abstünde.

Es hat in diesen Blättern ein geistreicher und wohlgesinnter Mann die Frage berührt, ob auf Goethes oder Schillers Wege für die deutsche schöne Literatur ein erwünschteres Gelingen zu hoffen sei?

So gut das dort Gesagte auch immer sein mag, so ist die Frage doch zu wichtig, als daß nicht jeder suchen sollte, sein Scherflein zu ihrer Beantwortung beizutragen.

Hier mein Beitrag.

Wenn in jenem Aufsatze gleich anfangs die Zulässigkeit der ganzen Frage aus dem Grunde geleugnet wird, weil jeder selbstständige Geist die seinen Gedanken angemessene Form zugleich mit dem Gedanken an sich trage, so hat das seine volle Richtigkeit bei den selbständigen Geistern, und für sie eine Regel aufstellen zu wollen, hieße allerdings sich lächerlich machen. Nur glaube ich, daß Geister dieser Art so selten sind, daß es Jahrhunderte gibt, die nicht einen aufzuweisen haben, sowie ich denn gegenwärtig in ganz Deutschland, Frankreich und seit Byrons Tode in England keinen einzigen eigentlich selbständigen Geist kenne. Die Frage muß vielmehr so gefaßt werden: Ist es für allerdings begabte aber nicht selbständige Geister geratener sich Goethe oder Schiller zum Muster und Vorbild zu nehmen?

Eine zweite Art, den Knoten zu zerhauen, wäre der Ausspruch: derlei Geister minderen Ranges sollten eben gar nicht schreiben. Die Poesie verlöre dabei nichts und das vorhandene Vortreffliche könnte um so ungestörter auswirken. Ganz unrichtig, wie mir scheint. Denn erstens wäre es unbillig, denen, die einen, wie man weiß, unwiderstehlichen Drang sich auszusprechen fühlen,

die Befriedigung dieses edelsten Bedürfnisses geradehin zu versagen; dann erfreut, ja bildet das größere Publikum eben das am meisten, was in der eigenen Zeit, unter gleichen Umständen, bei gleicher Gefühlsweise unter den nämlichen Freuden und Schmerzen ausgesprochen wird. Längst Dagewesenes gleichsam mit Abstraktion empfinden, wird immer nur Sache weniger sein. Endlich muß jedes Zeitalter, das nicht seine eigenen Erlebnisse lebendig auszubilden sich bestrebt, über der irrigen Betrachtung des Alten, das nie der neuen Gefühlsweise ganz entspricht, notwendig in Pedanterie verfallen, die in der Kunst noch schlimmer ist als der Leichtsinn. Jedermann kennt die Pedanterie, die mit Griechen und Römern getrieben worden ist; daß man aber auch über Shakespeare zum Pedanten werden könne, davon scheinen unsere Landsleute derzeit noch keine Ahnung zu haben.

Also die nicht selbständigen Geister dürfen und sollen schreiben und sie bedürfen dazu Muster, eben weil sie nicht *selbständig* sind.

Wir sind auf diese Art wieder auf unseren Anfang zurückgekommen, auf Goethe und Schiller, zwischen denen wir wählen sollen.

Es kann hier nicht die Frage sein: wer von beiden der größere Dichter ist. Ich halte mit dem Verfasser des besprochenen Aufsatzes Goethen dafür. Es ist aber ein Unterschied zwischen vortrefflich als Individuum und ausgezeichnet als Kulminationspunkt einer Gattung zu sein.

Nur letzterer kann eigentlich ein Gegenstand der Nachahmung sein, für seine ganze Gattung nämlich.

Goethe ist ein nach allen Seiten scharf abgeschnittenes Individuum, und wenn man ihn gewaltsam an die Spitze einer Gattung stellen wollte, so wäre diese allerdings eine ziemlich schlechte, nur daß er selbst um ein paar Unerreichlichkeiten von dem Zweitbesten seines Gefolges abstände. Diese Verwechslung Goethes mit seiner Schule oder Gattung dessen, was er war, mit dem, was seine Nachahmung hervorbrachte, ist die Quelle aller Mißverständnisse über diesen vielleicht größten aller Deutschen.

Antonio Enrique Gomez.

No ay contra el honor poder. Bedeutend langweilig. Lange Reden mit falschen poetischen Blumen und Beschreibungen eingemischt. Der letzte Akt voll Attrapven, die man kaum versteht, wenn man die Einrichtung des Theaters nicht vor sich hat. Schon der Titel sagt, daß da eine tugendhafte Frau ist, die alle Angriffe des Lasters von sich weist. Ihre letzte tugend-

hafte Tirade würde sogar sehr gut sein, wenn sie sich nicht am Schluß in vier oder fünf Zeilen von grammatikalischen Synonymen verstiege. Bezeichnend, daß der stürmische Kronprinz nichts einzuwenden hat, die Base der tugendhaften Frau zu heiraten, sobald er mit ihr im Dunkeln allein angetroffen worden ist.

Manuel Gonzalez.

El Espanol Juan de Urbino. Ein wunderliches Ding, das aber nicht ohne Großartigkeit ist. Urbino, dessen Frau mit einem Liebhaber entfliehen will, indes seine Schwester, die in denselben verliebt ist, sich an die Stelle ihrer Schwägerin einschieben will, und dessen Ehre daher doppelt gekränkt ist, wie dieser, nach einer Reihe von Zwischenfällen, die ihn zweifelhaft machen, welche von beiden eigentlich die Schuldige ist, zum Schluß sein eigenes Haus anzündet, so daß der Verführer und die beiden Verführten, samt der Mitschuldigen, der Zofe Ines, in den Flammen umkommen. Bezeichnend für den Geschmack des damaligen Publikums übrigens, daß der Dichter sich nicht enthalten kann, in den prägnantesten Momenten poetische Stellen voll Gleichnissen und Bildern anzubringen, so daß man wohl merkt, daß die sogenannte Nachahmung der Natur der Poesie jener Zeit ziemlich ferne lag.

Miguel Gonzalez de Cunedo.

A un traidor dos alevosos. Das schlechteste von all diesen Stücken, uninteressant, verworren und langweilig, im Stil bombastisch und ohne Reiz. Im dritten Akt nimmt es einen Anlauf, als ob es sich in dem Schicksal des Moriskenkönigs Abenhuneye konzentrieren wollte, dann folgt aber und schließt ein absurdes Turnier, in dem die zwei Liebhaberinnen in Männerkleidern mitkämpfen.

Gottsched.

(1835).

Dieser Mann hat einst eine so bedeutende Wirkung auf seine Zeit hervorgebracht, daß man sich unmöglich von der Mühe freisprechen kann, seine Werke wenigstens durchzublättern, und ich habe mir eben jetzt vorgenommen, es zu tun.

Das erste, was ich von ihm in die Hände nahm, war seine deutsche Schaubühne in 6 Bänden, und darunter zuerst das Trauerspiel Agis, dessen Stoff mich immer ganz besonders angezogen

hat, so daß ich mir schon manchmal vornahm, ihn selbst zu bearbeiten. Ich ging beinahe mit einem Vorurteile für den Verfasser an die Lesung, da das Geschrei gegen ihn doch hauptsächlich von den Formlosen herrührte, und ich auf diese Ueberschwenglichen wegen der Verwirrung, die sie über die deutsche Literatur gebracht haben, nicht gut zu sprechen bin. In den ersten Scenen hielt meine gute Meinung noch ein wenig aus. Die Alexandriner sind da nicht übel, durch manchmaliges Hinüberschlagen in die Hälfte des folgenden Verses weniger steif als sonst wohl diesem Metrum zu begegnen pflegt: sogar ein paar Gedanken laufen mit unter, aber — hilf, Himmel! — je weiter man kommt, je handgreiflicher zeigt sich das poetische Untalent des Verfassers. Agis, der starkmütige Agis ohne eigenen Rat, ihn teils bei seinen Freunden, noch häufiger bei seinen Weibern suchend. Die herrliche Cheilonis eine reine Nebenperson, von all ihren heldenmütigen Entschlüssen ihr nichts gelassen, als deren Ankündigung mit wenigen geschraubten Worten; alle Handlung verbannt, um den Tiraden Platz zu machen; der Gegenstand des großen Streits, die Frage um die Herstellung des Heldentums von Sparta in eine Börsenoperation über Schuldbriefe und Güterteilungen verwandelt und dann, wie die Begebenheiten, oder vielmehr ihre Erzählung, ohne Entwicklung sich drängen, wie an einem Theatertage (länger dauert das Stück schulgerecht nicht) Dinge vorgehen, wozu kaum ein Jahr genügt, kurz, die über Gottsched als dramatischen Dichter schmähen, haben nach dieser einzigen Probe, unbezweifelt recht.

Wirnt von Grafenberg.

Wigalois.

(1838).

Bei weitem nicht so viel Flickworte und Verse als beim Wolfram von Eschenbach. Die drei Reime, die die Abiätze — denn von Strophen ist nicht die Rede — schließen, schon Annäherung an eine künstlerische Form.

Hübsch wie der junge Ritter sich auf den Stein setzt, der keine Untreue duldet, und dem die andern nur sich mehr oder weniger nähern können.

Viel jämmerliche Vergleichungen der guten alten mit der neuen schlechten Zeit.

Die Scene sehr objektiv, wo die zwei Riesen die geraubte Magd schänden wollen.

Daß die (übrigens sehr weitläuftigen) Worte des Sittichs dem Ritter Mut einflößen, recht gut.

Lehren und Moral ohne Ende, auch wo sie nicht hingehören.

A. F. W. Griesel.

(1820—1821).

Gelesen: Albrecht Dürer, dramatische Skizze von Griesel. Recht hübsch. Mit unverkennbaren Zeichen von poetischem, wenn auch nicht gerade von dramatischem Talent. Eine eigentliche Handlung hat das Ding durchaus nicht; denn, merkt man, daß Dürer sich verstellt, so kann seine Weigerung, die Liebenden zu vereinigen, keine Verwicklung, sondern nur eine Verzögerung herbeiführen, und merkt man's nicht (was doch nur gleich anfangs der Fall sein kann), so entsteht mehr ein widerwärtiges Gefühl gegen Dürern, als Teilnahme an dem Los der Liebenden. Wäre das Ganze mehr dahin gedrängt — was zwar angedeutet, aber nicht ausgeführt ist —, daß der ganze Anschlag, statt eine höchst überflüssige Prüfung der, Dürern ohnehin bekannten Gesinnung der jungen Leute; vielmehr eine Emanzipation, eine Probe sei, ob diese Gesinnung in ihnen tüchtig geworden und ihnen jene Selbständigkeit gegeben habe, die dem Künstler und dem Gatten not tut im Leben, so bekäme das Ganze mehr Interesse, und die Prüfung verlöre die Leerheit, die sie so undramatisch macht. Dann mußte aber auch das Gespräch mit Marien vorangehen und ganz kurz behandelt werden, da das Mädchen, wie es jetzt schon so hübsch angelegt ist, selbst dem Zeugnis ihres Oheims gegen ihn selbst, nicht glaubt. Hierauf mußte, als der eigentliche Punkt, ich möchte sagen die Katastrophe, die Prüfung Martins folgen, und die Wirkung auf diesen bis zu einem Entschluß gesteigert werden, er mußte sich entschließen, eher von seinem geliebten Meister und dadurch von seiner Liebe, als von dem zu scheiden, was ihm als das Höchste erschienen war. Dadurch könnte allenfalls das Ganze dramatisches Leben bekommen, das ihm jetzt ganz fehlt. Die Charakteristik ist übrigens rein subjektiv, und Dürer könnte sich unmöglich in seinem Abbild erkennen. Dieses Bewußtsein aus Reflexion, diese Ruhe bei Kenntnis des Widerstreites war dem Manne und seiner Zeit (in Nürnberg wenigstens gewiß) durchaus fremd.

(1821).

Geleſen: Monaldeschi nach dem Engliſchen von Grieſel. Wenn ich bei Grieſels erſtem Werke: Albrecht Dürer faſt geneigt war, den Verfaſſer für etwas Beſſeres zu halten, ſo widerlegt das gegenwärtige Drama jene gute Meinung faſt von Grund aus. Das Ganze iſt rein verkehrt; ſchon die Wahl des Stoffes zeugt beinahe von gänzlichem Mangel alles dramatiſchen Sinnes. Halb unbewußt mag den Bearbeiter Goethes Egmont geleitet haben, die Führung des Ganzen, die Anlegung der Charaktere und vorzüglich der bis aufs kleinſte nachgebildete Dialog zeigen das an, aber Himmel! welche Verſchiedenheit! Die Rolle des ſpaniſchen Machtkoloſſes und ſeines Organs Alba ſpielt hier eine zuſammengeflickte Lumpenkönigin, eine Königin, die keine iſt und durch nichts Anſpruch machen kann, eine zu ſein. Wenn Egmont durch jene ungeheure Macht, wie durch ein zweites Schickſal, zermalmt wird, ſo fällt Monaldeschi durch den widerwärtigſten, proſaiſchten Meuchelmord, der je, von der Kunſt verſchmäht, in einer Spitzbubenkneipe verübt ward. Wenn in Egmont die größten Intereſſen der Menſchheit auf dem Spiel ſtehen, ſo iſt hier ein Bergami, der den Stallbeſen bekömmt, weil er ſeiner fürſtlichen Hure nicht mehr nach Pflicht präſtieren will. Wie lächerlich obendrein das Ganze dadurch wird, daß ewig die Gnade und Ungnade Chriſtinens als etwas Entſcheidendes behandelt, Monaldeschi ſeines — Stallmeisteramtes! pomphaft entſetzt wird uſw., iſt nicht zu ſagen. Vergaß Grieſel denn, daß in Chriſtinens Lage nicht von dem Verhältnis zwiſchen König und Untertan, ſondern zwiſchen Herrn und Bedienten die Rede ſein kann, beſonders da ſeine Perſonen keine geborne Schweden, alſo wenigſtens vormalige Untertanen Chriſtinens ſind, ſondern Italiener, aufgenommene, bezahlte Bediente! Dann die Charaktere, dieſer Monaldeschi, dieſer Brackenburg, vor allem aber dieſe Chriſtina — Pfui Teufel, der Karikatur!

Jakob Grimm.

(1837).

Jakob Grimm iſt eine merkwürdige Individualität. Er iſt der unſchuldigſte Schriftſteller, der je gelebt hat. Eine folgerechte Phantaſterei, ein kindlicher Pedantismus macht den Gegenſtand, den er nur zu erklären glaubt. Im Grunde ſchreibt er nur für ſich. Ob man es leſen kann, ob man ihn verſtehen und billigen wird, iſt ihm gleichgültig.

Luis Velez de Guevara.

La rosa de Alexandria. Die Geschichte der heiligen Katharina, welche die Gelehrten aller Völker in scholastischen Disputationen besiegt und zuletzt durch ein mit Messern besetztes Rad hingerichtet wird, wobei aber doch die Martern nicht sichtbar dargestellt werden. Ein gutes Stück im damaligen spanischen Sinne. Gut fließende Verse. Als Episode ein Landmädchen Tirena, naiv und keck mit ihrem Liebhaber, mit dem sie zerfällt, weil einmal der Teufel aus ihm spricht, sich aber zuletzt wieder mit ihm vereinigt. Ich freue mich an der Freude, die das damalige Publikum an dem Stücke haben mochte, das übrigens so unsinnig ist, als alle übrigen, nur weniger verworren. Merkwürdig die Geduld, die die Zuhörer bei langen scholastischen Disputationen hatten. Uebrigens führt die Heilige unter ihren Argumenten auch die alten Dichter an, Homer und Orpheus und Pindar; endlich sagt sie: aber lassen wir die Poesie, auch Sophokles spricht u. s. w. Die Spanier rechneten also die Handlung des Dramas nicht zur Poesie, was ein Licht über ihre ganze Behandlung desselben wirft, und die Lyrik, die ihnen den ganzen poetischen Wert des Dramas auszumachen schien.

Beispiellos ist aber die Liederlichkeit, mit der alle diese Stücke gedruckt sind. In einem der frühern Stücke ist eine doppelte Version eines und desselben Zwischenfalles; die werden nun in demselben Kontext hintereinander aufgeführt. In dem gegenwärtigen sagt auf einmal die heilige Katharina: Ich bin der Teufel; indes nur anzumerken vergessen ist, daß jetzt ein anderer, nämlich der Teufel, spricht. Einzelne Druckfehler bis zur völligen Unverständlichkeit.

La obligacion de las mugeres. Die Geschichte jener Büßenden, von der auch eine deutsche Ballade (ich glaube von Stolberg) existiert. Ein Spanier Don Alvaro, der an den Hof des Kaisers nach Prag reist, um die Ernennung des Infanten Carlos (Karl V.) zum deutschen Kaiser zu betreiben, ist der Held des Abenteuers. Der erste Akt so gut geschrieben als nur irgend möglich, aber schon der zweite gerät ins spanisch Weite und Wilde. Don Alvaro, statt am Hofe des Kaisers sein Geschäft zu betreiben, hat nichts Eiligeres zu tun, als zur Rettung der Ehre der Büßenden ihre Ankläger zum Kampf herauszufordern.

Da nun der König von Spanien, wie natürlich, diese Allotria übelnimmt, gerät Alvaro, obgleich sonst durchaus ernst gehalten, in vorübergehenden Wahnsinn, in welchem er Postpferde begehrt, sich auf dem Theater (natürlich ins Leere) hinaufschwingt, wobei der Diener Mendoza mit dem Munde das Posthorn nachahmt, und so abgaloppiert, gleich darauf aber wieder zu sich

kommt, den falschen Ankläger, einen Herzog von Sachsen, in den Schranken besiegt, so daß die Ehre der büßenden Christerna hergestellt wird und der Kaiser vor Freude den Infanten Carlos zum Nachfolger in der Kaiserwürde ernennt. Also auch hier muß das spanische Nationalgefühl mitspielen.

El lego de Alcalá. Auch für ein Kirchenfest bestimmt. In der Art wie alle diese Heiligengeschichten. Der Held ein mehr oder weniger dummer Kerl, der durch seine Demut und Frömmigkeit die Heiligenkrone erwirbt. Er wirkt diesmal wohlfeile Mirakel mit toten Vögeln, die er lebendig macht, mit Hühnern, die von selbst wieder in den Hühnerkorb zurücklaufen. Unglücklicherweise bekehrt er auch die liederlichen Personen beiderlei Geschlechtes, die bis dahin das Stück erheitert haben. Seines Zeichens ist er ursprünglich ein Schneider. Wahrscheinlich wurde er der Patron der Zunft.

Uebrigens sehr wirksam seine Bekehrungsrede, wo er sich wenig mit Gründen abgibt, sondern nur immer die Worte: Tod, Ewigkeit, Hölle in das Lumpenpack hineindonnert.

Los amotinados de Flandes. Ein patriotisches Stück, um die Spanier für ihre üblen Erfolge in Flandern durch einzelne Großtaten zu trösten. Unendlich mittelmäßig, sogar halb unverständlich, da D. Diego, der die Liebesbewerbungen Isabellas, als schon anderweitig verliebt, anfangs zurückweist, zuletzt mit Freuden ihre Hand annimmt. Die beste Figur der Graf von Fuentes, der, obgleich sehr streng, doch seine Freude nicht zurückhalten kann, wenn er von einem unbesonnenen Liebesabenteuer hört.

El embuste acreditado. Hier ist denn doch der Unsinn gar zu weit getrieben. Eine schlechte Nachahmung des Vorfalls im D. Quixote, wo man dem Richter und seinem Knappen glauben macht, daß sie durch die Luft reisen. Aber dort ist es ein Narr und ein Dummkopf, die sich das weismachen lassen, und hier eine zwar abergläubische, aber sonst vernünftige Prinzessin. Ein einziger guter Gedanke: daß die Meinung aller jener Weiber, die sich für Hexen halten, eben auch nichts sei als Selbsttäuschung. Für die damalige Zeit immer viel.

Gutzkow.

(1837).

Nero. Da ließe sich denn viel Gutes sagen, daß der Verfasser Geist habe, daß in diese frechen Verzweiflungslaute sich nicht selten die Poesie mische, daß trotz aller Karikatur eine wenn auch nicht historische, doch anthropologisch scharfe,

sinnige Auffassungsgabe durchs Ganze gehe. Man könnte viel Gutes sagen. Ich will es aber nicht. Denn genau genommen rührt der gegenwärtige Verfall der deutschen Literatur doch vornehmlich von der Geneigtheit des deutschen Publikums her, sich in poetischen Werken einzelnes gefallen zu lassen, statt einen Eindruck des Ganzen aufzunehmen; von der Eitelkeit, lieber seine eigne Sagacität zu zeigen, indem man Getrenntes verbindet, Schwankendes unterstützt, dunkel Angedeutetes hervorhebt, als sich mit unbefangener Hingebung die Herrschaft eines Autors in seiner Welt gefallen zu lassen. Auf diese Art entstand die Vorliebe für das Unfertige, das Skizzenhafte und von diesem zum Fratzenhaften sind zwar mehrere, aber unvermeidliche Schritte. Das Gefühl ist der heilige Wächter der Kunst, der Probierstein des Gefühls aber ist die Kontinuität seiner Momente, das Ununterbrochene des Eindrucks. So wie ein Heuchler dich in einzelnen Begegnungen leicht täuschen kann, fortwährend beobachtet, in nächste Nähe gezogen, aber das Gewicht seiner Aufgabe nicht immer mit gleicher Stärke zu tragen vermag, so wird auch das poetisch *Gemachte*, wenn es kein Moment überspringen darf, durch Abwesenheiten und Streiche ins Leere seine Schwächen nur zu bald verraten, und der Lügner steht da.

Es ist an Goethe hart getadelt worden, daß er sich der sogenannten romantischen Schule, ja den bessern Hervorbringungen derselben, den Genoveven und Oktavianen, so hartnäckig widersetzte; er wußte aber, wohin derlei führt; er wußte, daß eine Form, die sich vom Stoffe beherrschen läßt, statt ihn zu beherrschen, den Keim der Fratze notwendig in sich trägt; wußte, daß nicht die Ausdehnung, sondern das Erfülltsein den Gehalt bestimmt; wußte, daß Künstler *machen*; andeuten und anregen aber die Sache der Stümper ist.

So hat anregend und aufreizend statt befriedigend die deutsche Poesie immer weiter um sich gegriffen und da, um Eindruck zu machen, der Stoff nur durch Ueberschwenglichkeit das ersetzen kann, was der Behandlung abgeht, so ist die Poesie endlich teils der *Prosa* verfallen, indem sie selbst das Streben aufgab, eine passende Form zu finden, teils der *Fratze*, indem sie in eine Form zu pressen suchte, was jede Bildsamkeit überragte.

Luis de Guzman.

El fuero de las cien doncellas. So schreiben nun die Spanier ihre guten Stücke. Das Absurde ist ganz verbannt, die Sprache schön, die Gesinnungen erhaben, der Stoff wichtig und nationell erhaben: Die Abgewinnung des Tributs von 100 Mädchen an die Mauren. Da stellen sich die Edelleute, aber auch

die Bauern und sogar die Mädchen unter ihrer Fahne zum Streit gegen die Unterdrücker. Damit es nicht an Heiterkeit fehle, ist unter den letztern als Feldwebel auch das Landmädchen Nise, das ihre Liebhaber betrogen hat und von ihnen betrogen wird, die aber ebenso enthusiastisch in den Kampf geht als die übrigen, nur daß sich kaum merklich immer etwas hineinmischt, das allenfalls auch Lachen erregen kann. Im zweiten Akte ein spanischer Knabe, der, weil er seinen Glauben nicht verleugnen will, gemartert und ans Kreuz geschlagen wird. Zum Schluß die Leonesen, die schon geschlagen sind, durch eine Erscheinung des Heiligen Yago ermuntert und zum Siege geführt, von woher sich das Schlachtgeschrei der Spanier für alle Zeiten, und die Stiftung des Ordens von San Yago herschreibt. Das sind nun Umstände, die das Publikum zur höchsten Begeisterung hinreißen mußten. Im letzten Aufzuge die beste Vorführung einer Schlacht, die ich noch irgend gefunden habe.